FRANKREICH IN WORT UND BILD: SEINE GESCHICHTE, GEOGRAPHIE, VERWALTUNG, …

Friedrich Anton Weller von Hellwald




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Frankreich

in Wort und Bild.

Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion.

Geschildert

von

Friedrich von Hellwald.

Mit 458 Illustrationen.

I. Band.

Leipzig 1886.

Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß des I. Bandes.

Nord-Frankreich.

Ost-Frankreich.

Verzeichniß der Tafeln.

Seite

Verzeichniß der Textillustrationen.

Seite

Einleitung.

Unter den Ländern und Staaten Europas hat über keines die Natur das Füllhorn ihrer Gaben in reicherem Maße ausgestreut, als über Frankreich. In dem mittleren Theile der gemäßigten Zone gelegen, als westliche Ecke des großen europäischen Rumpfdreieckes, leiden seine Bewohner weder von der erstarrenden Kälte des hohen Nordens, noch von der entnervenden Hitze der Tropenländer. Seiner Lage nach stellt sich das Gebiet der großen Ströme Seine, Loire, Garonne und Rhône auf dem Kartenbilde dar als eine nur wenig gegliederte quadratische Ländermasse, welche hauptsächlich zu Westeuropa oder der dem Atlantischen Ozean zugekehrten, von ihm direct und indirect beeinflußten Seite unseres Continents gehört. Gleichzeitig lehnt sich Frankreich auf der entgegengesetzten Seite durch eine etwa 1930 km lange Landgrenze, die ungefähr dem dritten Theile des gesammten Umfanges (5200 km) entspricht, an Mitteleuropa an, ein Verhältniß, welches ungleich bestimmender auf die Geschichte des Landes eingewirkt hat, als die immerhin noch beträchtliche Ausdehnung seiner Küsten. Endlich gehört aber ein Theil Frankreichs vermöge seiner zur Hälfte dem Mittelmeere zugekehrten, zur Hälfte an Spanien angrenzenden Südseite auch noch Südeuropa an, so daß die geographische Lage diesem Lande eine Mannigfaltigkeit der Interessen zuweist, wie sie keinem anderen europäischen Staate — Oesterreich-Ungarn ausgenommen — zu Theil ward. Denn selbst von der französisch-spanischen Grenze abgesehen, wo die mächtigen Pyrenäen eine schwer übersteigbare Völkerscheide bilden, wird durch den gleichzeitigen Besitz der Küstenstrecken am Atlantischen Ozean und am Mittelmeere Frankreich eben so wohl auf Afrika und den Orient, wie auf den Verkehr mit Amerika unmittelbar hingewiesen. Dazu kommt noch, daß die Oberflächengestaltung des Landes leichte Verbindungen zwischen beiden Meeren gestattet, die in dem jetzt freilich nutzlosen Canal du Midi ihre Verwirklichung gefunden haben und in neuester Zeit das Project eines neuen Wasserweges auftauchen ließen, welcher den größten Kriegsschiffen den Durchgang gestatten würde. Wenn trotz dieser Vorzüge die maritime Entwicklung von Frankreich, besonders im Gegensatz zum benachbarten England, nur sehr langsam von Statten ging, so rührt dies von der zum Theil ungünstigen Gestaltung der Küsten selbst her. Wohl aber bildet Frankreich, wenn auch keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel wie Spanien, doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meere umspült ist. Dabei hat es gerade so viel Antheil am Meere als nöthig ist, um ein wohlthätiges Verhältniß zwischen Trockenheit und befruchtenden Niederschlägen zu unterhalten, oder um seinen Rang im Weltverkehr zu behaupten, aber nicht genug, um seine Atmosphäre mit übermäßiger Feuchtigkeit zu schwängern. Das südliche Frankreich hat den regenarmen Sommer mit Spanien und den Küstenländern des Mittelmeeres gemein; die unbeständigste Jahreszeit ist dort der Herbst. Im mittleren und nördlichen Frankreich dagegen herrschen Sommerregen, wie in Mitteleuropa, mit beständigem trockenen Nachsommer und Herbste. Da, wo beide Gebiete aneinander grenzen, wie in der Gegend der Metropole, des glänzenden Paris, regnet es häufig, doch nicht heftig. Auch bringen es das größtentheils ebene oder sanfthügelige Gepräge des Bodens und die Nähe des Meeres mit sich, daß die Witterungserscheinungen sanft und schnell vorübergehen und öfter wechseln, was nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Bewohner geblieben ist. Laue Westwinde herrschen vor. Ströme und Flüsse, denen zahlreiche kleinere Gewässer ihren Tribut zollen, durchziehen das Land nach allen Richtungen. Nur einer dieser Ströme, die Rhône, hat seine Quelle im Auslande; die andern entspringen alle seinen eigenen, oft waldgekrönten Bergen; mehrere derselben, wie die Mosel, die Maas, die Schelde, gehen ins Ausland, ihre Mündung zu suchen. Ebenen und Bergzüge sind so vertheilt, daß die der Cultur so günstigen Flächen vorherrschen und der Boden nur in geringen Strecken für

den Anbau sich ungeeignet zeigt; daß die mächtigen Höhen in der Mitte, aber mehr nach der wärmeren mittäglichen Hälfte zu sich erstrecken, wogegen die himmelanstrebenden, Geist und Gemüth ansprechenden, aber Unfruchtbarkeit verbreitenden Alpen und Pyrenäen sich längs der Grenze hinziehen. Wenn wir erwägen, daß diese Hochgebirge gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel. Nur der Osten bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen, die höchsten Höhen nur 1300 bis 1600 m hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Durch die Gebirgskette, welche von den Pyrenäen bis zu den Vogesen reicht, wird Frankreich in zwei entgegengesetzte Bodensenkungen getheilt, in deren südlicher, kleinerer ein dem südspanischen und nordafrikanischen ähnliches Klima herrscht, während in dem größeren nördlichen Landestheile die Witterungsverhältnisse immer mehr den deutschen sich nähern. Strenge Winter fehlen freilich ausnahmsweise weder im Norden, noch im Süden. Und außerdem macht sich ein Unterschied zwischen den westlichen, am Ozean liegenden, und den östlichen, an Mitteleuropa grenzenden Gegenden geltend. Während jene ein gleichmäßiges und feuchtes Seeklima genießen, welches an die auffallende Milde des südwestlichen Englands erinnert, herrschen auf der Ostseite Frankreichs schon die schrofferen Temperaturgegensätze des continentalen Klimas. Wie mannigfaltig sind dank dieser Anordnung nicht die Producte dieses reich gesegneten Bodens! Längs dem Mittelländischen Meere, von dem selbst im Winter mit Blüthen und Früchten geschmückten Nizza an, dem Lieblingsaufenthalte der Fremden, bis zur alten Hauptstadt der narbonnischen Provinz, reifen Pomeranzen und Oliven, blühen Mandelbäume, prangen Feigen. Der Rebe edle Frucht wird noch mit Erfolg gepflegt an den Ufern der Seine bis in die Nachbarschaft des gallischen Athen, der Weltstadt Paris. Wer kennt nicht den köstlichen Saft, den Bordeaux, Mâcon, Epernay und so viele andere Stapelplätze über die ganze Welt verbreiten? Wo die Traube reift, gedeiht auch der Maulbeerbaum, da kann der Seidenwurm seine zarten, glänzenden Fäden spinnen. Seit Ludwig XI., besonders aber seit Heinrich IV., diesen schlauen, aber bürger- und bauernfreundlichen Königen, haben Frankreichs Bewohner diese günstige Lage zu benutzen verstanden. Aber auch die Normandie und die Bretagne wissen den Wink der Natur zu deuten, und ziehen prächtiges Vieh und mächtige Pferde auf ihren grasreichen Weiden. Der Norden und der Osten, und manche Gegenden im Innern, Flandern, Lothringen, die Limagne von Auvergne, die Ebene von Toulouse, die Brie und die Bauce, diese Kornkammern von Paris, bieten im Sommer dem erfreuten Auge unabsehbare Felder dar, dicht mit goldenen Aehren besetzt. Weniger groß ist der Mineralreichthum. Die heute so wichtige Steinkohle findet sich zwar an den Ardennen und in der Umgegend von Lyon, aber keineswegs in solcher Fülle wie in England und Deutschland. Neben der Kohle kommen blos Eisen, Flintensteine, Marmor, Salz und Mineralwässer in Betracht.

Durch diesen natürlichen Reichthum seines Bodens, wie nicht minder den hohen, alle Schichten der Bevölkerung weit gleichmäßiger denn irgendwo durchdringenden Wohlstand, durch die geistige Elasticität seiner Bewohner nimmt Frankreich unbestritten eine der ersten Stellen unter den europäischen Staaten ein. Nicht so sehr die räumliche Ausdehnung seines Gebietes, welche an 529,000 qkm beträgt, und die starke Ziffer von 37 Millionen Einwohnern, von welchen $35^1/_2$ Millionen sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, machen Frankreich zur Großmacht, als die geistige Thätigkeit und der wunderbare Schaffensdrang, welche diese Nation seit Jahrhunderten erfüllten und sie oft in der Geschichte zum leuchtenden Vorbilde ihrer Nachbarn erhoben. Aber wo viel Licht, kann es an tiefen Schatten nicht fehlen. Die Franzosen besitzen, Alles in Allem genommen, die Fehler ihrer Vorzüge, die Laster ihrer Tugenden. Am auffallendsten und merkwürdigsten in dem französischen Nationalcharakter ist für den Fremden das Gepräge, das ihm die Hauptstadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein ganz anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhône, Loire oder unmittelbar am Ozean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen in das gallische Element eingetaucht und untergetaucht worden. Doch wäre es ein grober Irrthum, die Fehler der überfeinerten, tonangebenden Hauptstadt auf ganz Frankreich zu übertragen; wohl aber darf man in den Schilderungen keltischen Wesens und Charakters, wie wir sie bei

Julius Cäsar und anderen alten Schriftstellern finden, der Hauptsache nach die heutigen Franzosen erkennen, welche, wie die meisten Nationen unseres Welttheiles, aus einem Gemenge verschiedener, aber nicht ungleichartiger Völker hervorgegangen sind.

Die Urbewohner Frankreichs waren die Gallier, ein Zweig der Kelten, jener ältesten Völkerfamilie der Arier, welche zuerst Europa besiedelte und durch die leicht zugänglichen Pforten der Ostseite den Weg nach Frankreich fanden. Diese Keltenstämme hatten fast das ganze Land von den atlantischen Gestaden inne bis an die Ufer des Rheines und darüber hinaus, denn auch im heutigen Süddeutschland saßen vor den Germanen keltische Leute. So ist das ganze linke Rheingebiet, d. h. das Gebiet sämmtlicher linken Zuflüsse des Rheins bis zur Wasserscheide zwischen Seine und Maas uraltes gallisches Besitzthum, eine Thatsache, die nicht dadurch geändert wird, daß die Wogen der Völkerwanderung in uns weit näher gerückter Epoche ein Zurückstauen des gallischen Elementes vor dem eindringenden germanischen bewirkten. Namentlich im nordöstlichen Theile, der alten Gallia Belgica, ward die Völkerwanderung allmählich eine sehr gemischte, indem zu den altkeltischen Völkerschaften der Sequaner und Helvetier nach und nach eine Menge germanischer Stämme über den Rhein zogen, von denen einige sich mit den Kelten bald völlig vermischten und ihre Sitten größtentheils annahmen, einige aber, namentlich die später eingewanderten, ihre germanische Nationalität etwas treuer bewahrten. Oft hat man wiederholt, was die Alten von dem eigenartigen, geistsprühenden und beredten Feuer der Gallier, von ihrer unerschrockenen Kühnheit im Kampfe berichteten; weniger gedachte man der Anerkennung, welche ihr Erfindungsgeist und ihre Geschicklichkeit in allen Arbeiten fanden. Sie widmeten sich mit Erfolge dem Ackerbaue, wobei sie besondere Mähmaschinen benutzten, aber auch der Industrie, welche ihnen gleißende Gewänder, Luxuswaffen und Geschmeide schaffte, mit welchen sie sich zu schmücken liebten. Hinsichtlich der materiellen Cultur gingen die keltischen Völker in allen Künsten fortgeschrittenen Lebens, selbst in der Tracht ihren germanischen Nachbarn lange voraus. Zu den vorzugsweise Begabten unter den überhaupt culturfähigen Nationen gehörten die Kelten dennoch nicht. Ihre Tapferkeit ward gepriesen, und mit Grund; aber es war die Tapferkeit des Fechtmeisters und des Raufboldes, nicht die des Bürgers. Das bunte, gestickte Kriegergewand, die glänzende Rüstung waren keine Nebensachen in ihren Kampfspielen; sie gefielen sich auch in Friedenszeiten im Zweikampf, und die Wunden, welche man dabei oder im Kriege erhalten hatte, waren nicht so sehr ehrenvoll, als Ehrenzeichen, mit denen man sich brüstete. Die Kelten waren sogenannte Helden in dem Sinne, wo das Heldenthum ein gutes Stück Bärenhäuterei und Flegelhaftigkeit in sich schließt, Helden, die lange vor dem Mittelalter im Waffenschmuck turnierten und im Duell ad hominem argumentirten. Tüchtige Gegner auf der Wahlstatt, immer vorausgesetzt, daß sie leidlich nüchtern waren und die Sonne nicht allzu heiß schien, unterlagen sie dennoch auch militärisch, wo immer ihnen ein wohlgeführtes Heer gegenüberstand, der Uebermacht der von ihnen verschmähten Wurfwaffen und des gegliederten Organismus über die Kraft, welche allein auf den harten Stahl und den derben Arm vertraute. Ihre Schwäche aber lag vor Allem in ihrer politischen Untüchtigkeit. Die sittliche Energie, welche die Welt beherrscht, weil sie sich selber zu beherrschen weiß, welche den Einzelnen aufhebt, in dem größeren Ganzen und den engen Egoismus zum Nationalsinne läutert, diese eigentliche Herrlichkeit und Gewaltigkeit der Menschennatur, auf welcher der Staat ruht, war dem keltischen Wesen verhältnißmäßig fremd. Daraus erklärt es sich, weshalb die Kelten in der Geschichte eine vergleichsweise unbedeutendere Rolle gespielt haben, als irgend eine andere indogermanische Nation von gleicher Ausdehnung und Culturhöhe. Sie haben wohl Tempel zerschlagen und Städte verbrannt, Rom und Delphi, Byzanz und Pergamum haben vor ihnen gezittert, aber sie haben sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wehrhaftigkeit zu begründen und es im besten Fall nicht weiter gebracht, als zur Gründung eines Soldatenstaates. Sie waren schlechte Bürger, aber gute Reisläufer und vortreffliche Unterthanen. Auf zwei Dinge legten die Gallier den höchsten Werth: auf kriegerischen Ruhm und glänzenden Geist. Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui, sagt der alte Cato. Die Ueberreste der Kelten, welche wir heute auf halbvergessene Inseln und Halbinseln zurückgedrängt sehen — in Frankreich auf die Bretagne — zeichnen sich aus durch schroffe Individualität und Haß gegen Fremde. Bei keinem andern Stamme waren die Bande des Blutes so stark: der Familiengeist scheint jede umfassendere

Organisation erstickt zu haben. Ernst Renan bezeichnet die Kelten als eine weibliche, wir möchten lieber sagen passive Rasse. Er hebt an ihr hervor: Stärke der Einbildung bei Verinnerung des Gefühles und schwache äußere Entwicklung. Der keltische Stamm arbeitete sich ab, indem er seine Träumereien für Wirklichkeit nahm. Das wesentliche Element im Leben der Kelten wie in ihrer Poesie bestand im Abenteuer, d. h. in Verfolgung des Unbekannten; es ist ein Lauf ohne Ende nach dem stets fliehenden Gegenstande des Wunsches.

Dies das Volk, dessen ursprüngliche Charakterzüge sich mit jenen der verschiedenen Stämme verbanden, welche sich mit den Galliern begegneten. Da waren zuerst im Südwesten, zwischen Pyrenäen und Garonne, die Iberer, die ältesten aller Europäer, vorarische Ansiedler mit brauner Hautfarbe, braunen Augen und Haaren, mit lebhafter Bewegung, unternehmendem Wesen und unbeständigem Geiste; — an der steilen aber hafenreichen Küste des blauen Mittelmeeres die Phocäer und die Griechen, die ältesten und glänzendsten Vertreter der Gesittung, welche der gallischen Küste entlang ihre blühenden, an dem herrlichen Typus ihrer Bewohner noch heute erkennbaren Niederlassungen ausstreuten; — im ganzen Süden die Römer, deren energisches Gepräge sich in Sprache, Sitten und Einrichtungen erhalten hat. Nach diesen ersten Völkeranschwemmungen, welche eine Jahrhunderte lange innige Vermengung zu einer dauernden Nationalität zusammenzubacken schien, führte die Völkerwanderung neue Schaaren von Fremdlingen herbei. Die Westgothen setzten sich im südwestlichen Gallien, die Burgunder im Rhônegebiete fest. Dann brachen vom Niederrhein, immer durch die schwache Ostseite, die germanischen Franken herein, welche dem ihren Waffen unterworfenen Lande mit ihrem Namen einen Theil ihrer Gewohnheiten sowie die Gesetze ihres Volkes hinterließen. Mehrmalige Theilung des Frankenreiches führte zur Unterscheidung von Neustrien im Gebiete der Seine und dem nordwestlichen Frankreich, Aquitanien im südwestlichen, in denen wie in Burgund römische Sprache und Art vorherrschend blieben und Austrasien im Stromgebiete des Rheines, in dem sich in Folge ununterbrochener Verbindung mit dem östlichen Mutterlande der germanische Charakter überwiegend erhielt. Später erschienen die Normannen, Ankömmlinge aus Skandinavien, vertraut mit den Gefahren und den Abenteuern zur See. Noch später vergrößerte sich das Königreich Frankreich durch Grenzzonen, welche Vlamen im Norden, Deutsche im Osten Katalonier im Süden und Bretonen im Westen bevölkerten. Durch die Uebereinstimmungen und Gegensätze, welche all diese verschiedenen, in einander allmählich verschmelzenden Völkerschaften aufwiesen, wurden die schroffen Härten abgeschliffen, die gröbsten Fehler der Einzelnen gemildert und eine gewisse Ausgleichung, ein harmonisches Gleichgewicht zwischen den bunten Elementen herbeigeführt, so daß der Franzose unserer Tage recht eigentlich das Produkt einer vielfachen Rassenmengung ist, deren Stempel er in seinen hervorstehend glänzenden Eigenschaften neben nicht minder großen Fehlern an sich trägt.

Als Grundzug der französischen Nation finden wir die Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit des Sanguinikers. Der Franzose hegt leichte Entzündbarkeit ohne sonderliche Tiefe, entzündbaren Enthusiasmus und darum Frohsinn, der ihn bei Wenigem heiter und selbst im Unglücke zufrieden macht. Er steht unter der abwechselnden Herrschaft der „Plaisanterie“ und des Scherzes. Unruhig im Gefühl, wird er leicht aufbrausend und aufrührerisch. In ihm lebt das Gefühl für das Schöne, besonders das Zierliche und Niedliche — als Glänzendes doch meistens im Putze. Geschmack hat er als sinnliche Vollkommenheit, dabei Anmuth und Gefühl für das Schickliche, welches als schneller Ton eine Leichtigkeit der Anschmiegung und Gefügigkeit hervorbringt. Sache des Franzosen ist Artigkeit des guten Tons, Unverlegenheit in den Sitten; höflich zeigt er sich nicht aus Eigennutz, sondern aus angebornem Geschmacksbedürfniß, daher er Muster des Conversationsgeschmackes ist. Auch im Begehrungsvermögen zeigen die Franzosen leicht entzündbare Thätigkeit; daher alle Veränderlichkeit der Bestrebungen, durch die sie meistens für den Augenblick leben. In ihnen finden wir den Leichtsinn, welcher vergeßlich ist, die Flatterhaftigkeit, welche leicht von einem Extrem zum andern übergeht und wichtige Dinge als Scherz behandelt. Muth wird ihnen als Herzhaftigkeit zu Theil, Genie für den Angriff als Keckheit und Dreistigkeit; Liebe zum Wechsel und zum Neuen sticht in ihnen hervor, daher auch Modesucht, Sinn für Neuigkeiten und Anekdoten. Sie halten mit Vorliebe am Anfangen und Beginnen, am Unternehmen und Erfinden; die Vollendung und gründlich erschöpfende Ausführung überlassen sie oft Anderen. Es wird der Franzose mehr durch den Stoff bewegt, und darum ist er entzündbar für Leidenschaften, leicht zu elektrisiren durch Phantasie-

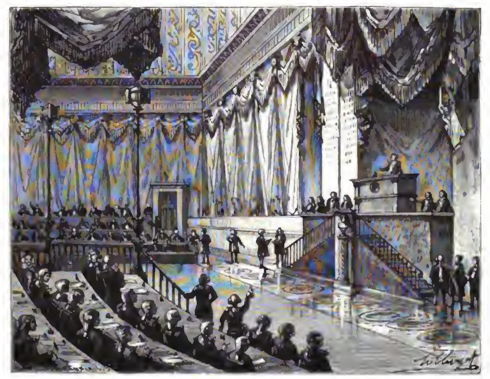


Paris im Jahre 1620.

producte. Zorn und Rache zeigen sich in ihm nur in einem heftigen Anfalle, der Stolz in einem augenblicklichen point d'honneur, welches romantisch heißen kann. Leichtgläubigkeit paart sich mit Naivetät, und jene zeigt er in dem Glauben, daß sein Volk in der Cultur am höchsten stehe. Aus seiner Naivetät entsteht Witz und seine Rachsucht offenbart sich gern in der Satire oder im bon mot. Stets wird man an ihm Gegenwart des Geistes in äußerer Hinsicht entdecken, eigentliche Geistesbildung ist dagegen nur Wenigen eigen, wohl aber belles lettres und savoir faire. Der Geist der Franzosen ist mehr auf die Außenseite gerichtet. Dies beweisen ihre anerkennenswerthen Leistungen in Wissenschaft und Kunst sowie die Geschichte des französischen Volkes. Schärfe des Verstandes, Tapferkeit und ritterlicher Edelmuth, verbunden mit angenehmen Formen des Umganges, sind Vorzüge, welche von Selbstüberschätzung, einer gewissen Unbeständigkeit, von Gleichgültigkeit gegen rein geistige Güter und das Ideale, sowie von vorherrschenden materiellen Interessen begleitet sind. Unschwer erkennen wir in dieser Schilderung die alten Kelten wieder, nur daß die höhere Cultur der Gegenwart Manches gemildert hat; im Grunde aber treffen wir im heutigen Franzosen die nämlichen Eigenschaften, welche die römischen Schriftsteller als Volkscharakter der Kelten vor mehr denn zwanzig Jahrhunderten bezeichneten. Noch immer liebt der Franzose den Krieg, aber auch jetzt noch fehlt ihm im Kriege die zähe Nachhaltigkeit und besonnene Ruhe anderer Völker. Im ersten Anlaufe soll Alles gewonnen sein. Noch jetzt wird der „Esprit" daneben am höchsten geschätzt, und kein Volk versteht es in gleichem Maße eigene oder fremde Gedanken in die knappsten, klarsten Formen zu prägen. Häufig aber begnügt sich der Franzose mit der bloßen Phrase, indem er die Form höher stellt als den Gedanken. Noch jetzt derselbe Nachahmungstrieb, besonders in den Künsten, so daß das Land weniger Kunstwerke im höchsten Sinne hervorbringt, aber in der Kunstindustrie von keinem übertroffen wird. Noch jetzt dieselbe Freude am Schmuck und derselbe Geschmack für Farben, der die Franzosen zu Gesetzgebern der Mode macht. Damit hängt die Lust am schönen Scheine zusammen, welche alle Leistungen gern öffentlich zur Schau stellt. Daher die Concentrirung auch der wissenschaftlichen Kräfte in einem Centrum, während die Provinzen leer ausgehen. Hohe Ehren und materielle Belohnung für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, aber Vernachlässigung der Volksbildung und der niederen Schulen. Neuerungssucht im politischen Leben, wo eine Verfassung rasch die andere ablöst, aber die tieferen, sittlichen Grundlagen des Staatslebens vernachlässigt werden. Die Ehre ist die höchste Triebfeder für das Leben des Staates sowie für den Einzelnen. Kein Volk weiß aber seine Fehler und Mängel unter den liebenswürdigsten Formen des Umganges so zu verstecken, kein Volk kennt eine so heitere, genügsame Fröhlichkeit und Geselligkeit als das französische.

Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles Andere auffällt, sagt der geistvolle Karl Hillebrand, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Und noch gewaltiger ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend, wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es giebt einen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen und darzuthun, wie es kommt, daß der Franzose, dem die Natur die Gaben eines „politischen" Wesens so absolut verweigert zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich, geistig und künstlerisch den andern Nationen Europas, wenn auch nicht überlegen, doch in beinahe allen Beziehungen ebenbürtig ist. Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistesrichtung. Der Rationalismus — die Verständigkeit — ist der Grundzug des französischen Geistes. Erst im achtzehnten Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdrucke gelangt, ist er in der Revolution und dem Kaiserreich zu seiner absolutesten Herrschaft gekommen und offenbart er erst in unseren Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen, bald tödtlichen Einfluß auf das öffentliche und das Privatleben. Die französische Familie z. B. ist auf die Vernunftehe gegründet, ein Verhältniß, das man im Auslande indeß oft viel zu roh aufzufassen pflegt; die meisten französischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen; Untreue und Ehebruch in den Mittelständen äußerst selten. Die Zahl der Kinder ist meist auf zwei bis drei beschränkt, denn eine rationalistische Moral erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als

man sicher ist bequem und im Wohlstande aufziehen zu können. Auch die Sitte ist ganz von der rationalistischen Lebensanschauung durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Nirgends ist die Redlichkeit mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist allerorten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum Proletarier zu finden. Ordnungsliebe ist ein hervorstehender Zug des Franzosen; sein Haus wie seine Kleidung sind immer trefflich gehalten. Seiner Sparsamkeit haben wir schon gedacht; wir fügen hinzu, daß, wenn er kein Verschwender ist, er dafür auch nicht freigebig ist. Nirgends wird auch mehr gearbeitet als in Frankreich, namentlich in einem gewissen Alter. Ein heikler Punkt ist die Nachsicht in den geschlechtlichen Beziehungen. Der Franzose ist im höchsten Grade sinnlich, aber dabei witzig in der Liebe. Diese Laster hält er indeß meist in den Schranken, die in seinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die gesellschaftliche



Eine Sitzung des Convent.

Ordnung wird. Auch in der Religiosität offenbart sich der Grundzug des französischen Wesens. Das Land, das schon seit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholicismus geworden, ist im Allgemeinen nicht religiös im deutschen Sinne. Die Religion des Franzosen ist aber wie seine Sittlichkeit eine Verstandessache; die äußere Observanz ist das Criterium des einen wie ein correcter Lebenswandel das des andern. Natur und Bildung haben aus dem Franzosen das vollendetste Gesellschaftswesen geschaffen, das die Menschheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunsch zu gefallen und diejenige Dosis von Egoismus gegeben, ohne welche das Gesellschaftsleben nothwendig roh, lästig oder mürrisch werden muß. Mit ungemeinem Scharfsinn hat er dann die Verhältnisse der Gesellschaft so geordnet, daß alle diese Eigenschaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenseitig auf einander zu prallen. Unter allen Dingen, welche das Gesellschaftsleben der Franzosen besonders begünstigen, wäre auch die schöne Tugend der gegenseitigen Hilfsbereitheit hervorzuheben; doch streben alle diese Tugenden der Franzosen das nur Nützliche, nicht das Gute an sich an. Uebrigens erleidet der Nationalcharakter durch provinzielle Eigenthümlichkeiten, namentlich durch

den Unterschied zwischen Norden und Süden, die sich ehemals selbst sprachlich unterschieden (Langue d'oïl und Langue d'oc) wesentliche Modificationen.

Dennoch erfreut sich Frankreich der festesten politischen Einheit, welche die Geschichte kennt; und sie ist nicht etwa ein Werk des Zufalles oder des Ehrgeizes einzelner Fürsten, sondern die langsam gereifte Frucht der instinktiven oder zielbewußten Strebungen der Franzosen, welchen die natürlichen Verhältnisse ihres Landes unterstützend zur Seite standen, während kluge Staatslenker sie allerdings geschickt zu fördern wußten. Das Ergebniß einer zwölfhundertjährigen Arbeit, ist das heutige Frankreich zusammengesetzt aus sehr verschiedenartigen Theilen, welche, nachdem sie je nach den Zeiten verbündete Stämme, unterworfene Völkerschaften, unabhängige Staaten, Lehensgebiete und prinzliche Apanagen gewesen, endlich der königlichen Krone, dem Schlußsteine des Einheitsdomes sich anschlossen. Dem ursprünglichen Bildungskerne, dem ersten Hausbesitz der Herrscherfamilien, — Ile de France, Orléanais, Picardie, hat jede Regierung irgend ein Landstück hinzugefügt, welches das Schicksal isolirt gelassen; zuerst das Innere des Landes bis zur Loire, dann bis jenseits der Loire, endlich Schritt für Schritt wurden der Osten, der Norden, der Süden und Westen dem Reiche einverleibt. Zu diesem Zwecke dienten alle Zufälle und alle Mittel, Eroberungen und Heirathen, Ankäufe und Austausch, Schenkungen und Confiscirungen, die Diplomatie und der Krieg, die Gewalt und die List. Ohne alle die Einzelnheiten dieses Werdeprocesses gutheißen zu wollen, ist es doch statthaft, in demselben die Verwirklichung einer Nothwendigkeit zu erkennen, die mit der unaufhaltsamen Gewalt eines Naturgesetzes vor sich ging. Galt es doch eine Nation ersten Ranges zu schaffen, deren Geist sich in dem Gefühle eines einigen Vaterlandes kräftigen sollte und deren Körper, um ein starkes, regelrechtes und dauerhaftes Leben zu genießen, aller seiner natürlichen Organe benöthigte. Der Trieb nach Ausbreitung und Ländererwerb war einfach Lebensinstinkt. Um dieses Resultat zu erreichen, ließ sich das französische Volk Alles gefallen, selbst die absolute Monarchie, und der Volksgeist bemaß den Ruhm der Könige und Minister nach dem Zuwachs, welchen ihnen der Staat innerhalb seiner natürlichen Grenzen verdankte. In diesem Sinne haben mit wechselndem Glück die drei großen Dynastien der Merovinger, Karolinger und Capetinger gearbeitet, welche nacheinander Frankreichs Thron einnahmen. Wenn die beiden ersteren nach kurzem Anlaufe bald in Verfall geriethen, und ohne wesentliche Resultate vom Schauplatze verschwanden, so hat die letztere während ihres achthundertjährigen Bestehens mit ihren Linien Valois, Valois-Orléans und Bourbon, welche dem Lande große Fürsten, wie Ludwig XI., Heinrich IV. und Ludwig XIV. gaben, den Ruhm erworben, das heutige Frankreich geschaffen zu haben. Die große Revolution von 1789 in ihrer Schwärmerei für die Einheitlichkeit hob freilich die administrative Theilung des alten Königreiches in Provinzen auf und ließ an deren Stelle mehr denn die doppelte Anzahl neugeschaffener Verwaltungsbezirke, Departements, treten; sie sowohl als das darauf folgende Kaiserreich des großen Napoleon Bonaparte, der einem glänzenden Meteor gleich an Europas Himmel auftauchte und verschwand, hoffte durch diese Maßregel die festen Massen der Traditionen und Interessen zu brechen, welche die Provinzen als natürliche Producte sowohl der Topographie als der Geschichte darstellten. Zwar hat sich die neue Eintheilung bis auf die Gegenwart erhalten, allein diese sämmtlich nach Flüssen oder Bergen benannten Departements, deren es gegenwärtig 86 giebt, nebst dem Arrondissement von Belfort, erweisen sich durchaus untauglich zur Bezeichnung größerer Landestheile, für die man sich deßhalb häufig noch der historischen Namen der alten Provinzen bedient.

In den nachfolgenden Blättern wollen wir es versuchen, vom heutigen Frankreich ein möglichst getreues Bild zu entwerfen — sine ira et studio. Mehr denn irgend ein Land unseres Erdtheiles verdient es wegen seiner großen geschichtlichen Vergangenheit, als der nächste Erbe der klassischen Cultur des Alterthums und dadurch im gewissen Sinne die Wiege der neueren abendländischen Gesittung überhaupt, gekannt und studirt zu werden. Obwohl hauptsächlich die gegenwärtigen Verhältnisse im Auge behaltend, werden wir dennoch nicht versäumen, gelegentlich Rückblicke auf die Vergangenheit der Landschaften und Orte zu werfen, die wir in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen haben werden. Dabei wollen wir den alten geschichtlich berechtigten Eintheilungen getreu bleiben und nur der Uebersichtlichkeit halber das Gebiet des französischen Staates in die vier großen Gruppen zerlegen, welche sich nach der geographischen Lage in Nord und Süd, in Ost und West ergeben.



Das neuaufgebaute Hôtel de Ville in Paris.

Nord-Frankreich.

Ile de France.

Paris.

Dort wo die in Schlangenkrümmungen sich so sehr gefallende Seine zu einigen ihrer launenhaftesten Windungen sich anschickt, liegen in dem nicht sehr ansehnlichen Strome ein paar kleine Inseln, welche im Alterthume von einem unbedeutenden gallischen Volksstamme, den Parisii, den nördlichen Nachbarn der berühmten Senones, bewohnt wurden. Frühzeitig hatte die kleine Völkerschaft auf einer dieser Inseln der Sequana, wie die heutige Seine damals hieß, eine Ansiedlung gegründet, die wir, wie die meisten keltischen Anlagen, uns zwar keineswegs als sehr großartig vorstellen dürfen, immerhin aber doch bald zu einer gewissen Bedeutung gelangte. Dieses Lutetia Parisiorum — dies der Name der gallischen Siedlung — war durch zwei hölzerne Brücken mit den Ufern verbunden und schon Galliens Eroberer, Julius Cäsar, ließ daselbst Schiffe erbauen. Später ward sie der wichtigste Schiffsplatz an der Seine und im vierten Jahrhundert unserer Aera erfreute sich die Inselstadt der Parisier der besonderen Gunst des Flavius Claudius Julianus, welchem die christliche Geschichtschreibung den Beinamen des Abtrünnigen beigelegt hat. Hier, auf dem südlichen Ufer der Seine, erhob sich sein fürstlicher Palast, umgeben von neuen Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden und Plätzen, zur Zierde und zum Nutzen; hier war es, wo die römischen Krieger und eine große Menge gallischen Volkes den geliebten Heerführer im Jahre 360 zum Augustus, zum Kaiser ausriefen. Nicht weniger denn

Julian entzückten die schöne Lage und die gesunde Luft Lutetias den jungen weströmischen Kaiser Gratian, der in den nahen und ausgedehnten Forsten der Umgebung seiner Nimrodleidenschaft nachhängen konnte, aber 383 aus seiner Lieblingsstadt vor den unzufriedenen Truppen flüchten mußte; nach Lutetia, das im vierten Jahrhundert seinen alten Namen immer mehr durch die Bezeichnung Nautae Parisiaci und schließlich Paris verdrängt sah — Ammian Marcellin spricht nur von Parisii — verlegte endlich, mehr denn ein Jahrhundert später, im Jahre 508, Chlodovech seinen Herrscherſitz. Germanische Schaaren, die wilden und treulosen Franken, waren längst nach Gallien eingebrochen und hatten sich unter dem romanisirten Keltenvolke niedergelassen, nicht ohne durch den Einfluß der römischen Kultur eine wesentliche Milderung ihrer Sitten zu erfahren. Das Reich der alten Römer dauerte nur noch in einigen verwitterten Resten fort, und in Gallien stritten sich Westgothen und Burgunder, Alemannen und Franken und Abenteurer aller Art um die schöne Beute. Die Selbständigkeit des werdenden Frankreich, das Regnum Galliarum, gegenüber der versinkenden Centralregierung des Westreiches, zeigte sich höchst bedeutsam darin, daß die gallischen Landschaften längst auf Selbsthilfe gegen die Barbaren angewiesen waren, welche sie auch in anerkennenswerther Weise übten: so stand und focht denn auch nach der Absetzung des letzten Römerkaisers Romulus Augustulus der römische Feldherr Syagrius für sich selbst in dem winzigen Stück gallischen Landes zwischen dem Canal La Manche im Norden, der Loire im Westen, der Sambre im Osten, Verdun und Toul im Süden, mit den Städten Soissons, Reims, Paris, Verdun, Orléans, Tours, Angers. Auf diese paar Städte war der Besitz des ehemaligen Weltreichs beschränkt, nicht nur in Gallien, fast in ganz Europa, und nicht lange vermochte dieser letzte Trümmerrest aus dem allgemeinen Schiffbruche den herandringenden Wogen der germanischen Flut Widerstand zu leisten. Von den salischen Franken, die zumeist aus den alten Batavern und Sigambren, hochgerühmter Heldenschaft, erwachsen waren, gingen die großen Eroberungen aus, welche das gewaltige Frankenreich begründeten; der salische Gaukönig Chlodovech aus merovingischem Geschlecht beseitigte durch alle Mittel von List und Gewalt die übrigen salischen und ripuarischen Gaukönige, meist seine Gesippen, machte sich so zum Volkskönige der Franken, alle Völkerschaften und Gaue der salischen und ripuarischen Mittelgruppe unter sich vereinend, entriß den Römern mit dem Reiche des Syagrius ihren letzten Besitz in Westeuropa, entriß den Westgothen den weitesten Theil ihres gallischen Gebietes und unterwarf den größten Theil der Alemannen. Paris aber ward die Hauptstadt des neuen Reiches, in welcher der barbarische Begründer der französischen Monarchie am 27. November 511 aus dem Leben schied und begraben wurde in der Kirche der heiligen Apostel, die er und seine Gemahlin Clotilde erbaut hatten und welche die spätere Abtei Ste. Geneviève ist. Seine Nachfolger vollendeten das genial und gewaltig begonnene Werk: sie gewannen den West- und Ostgothen alles Land bis an die Pyrenäen ab und verleibten sich das Reich der Burgunder ein. Damit war ganz Gallien fränkisch. So ist denn die heutige Metropole Frankreichs von allem Anfange an mit der Bildung und dem Wachsthum des Reiches unlöslich verknüpft, und als nach Chlodovechs Tode unter seinen Nachfolgern wiederholte Theilungen des Reiches vorkamen, hat man doch als französische Könige blos jene gelten lassen, welche in Paris ihre Residenz hatten.

Wir wissen wenig aus jenen Tagen des alten Paris. Von den Ueberresten des Alterthums, den Amphitheatern, Wasserleitung und Bädern, womit die bald zu Wohlstand gelangte Stadt geschmückt war, hat sich außer den im Jahre 1820 restaurirten Bädern des Julian beim heutigen Museum Cluny nichts erhalten. Chlodovech soll einen Palast im Westtheile der Stadt bewohnt haben; im Uebrigen werden die rohen Merovinger voraussichtlich wenig gethan haben, um den Glanz der Stadt zu erhöhen. Nur Kirchen erbauten sie zur Ehre des Allerhöchsten. Childebert I. (511—558), des Chlodovech Sohn, erbaute die prächtige Kirche St. Germain des Prés und auch jene von St. Germain l'Auxerrois, St. Gervais, St. Laurent stammen aus der Merovingerzeit. Unter den Karolingern, welche an die Stelle der entarteten, von ihren Hausmeiern gelenkten letzten Merovingersprößlinge traten, hörte Paris auf, Residenz zu sein, gab aber dafür einer Grafschaft den Namen, die sich zum Herzogthume Francien erweiterte. Der erste bekannte Herzog ist Robert der Starke, Urenkel Childebrands, Bruder von Karl Martell; er zeichnete sich gegen die Bretonen und Normannen aus, welch letztere schon seit Karls des Großen Tagen unter dem kühnen Ragnar Lodbrog die Küsten Frankreichs und Englands heimsuchten und sich endlich an den Mündungen der Seine, Somme, Schelde festsetzten und

wiederholt verheerend bis Paris vordrangen, so im Jahre 845, dann 856 und 872, wobei sie seine Vorstädte niederbrannten. In den Jahren 885—887 belagerten sie jedoch Paris vergebens. Robert des Starken Sohn Odo (Eudes), gewöhnlich nicht Herzog, sondern nur Graf von Paris genannt, ward 888 zum Könige von Frankreich gewählt, starb aber schon 898. Ihm folgte sein Bruder Robert II., welcher dem gewaltigen Normannenfürsten Rollo als Taufpathe diente, als dieser vom Könige Karl dem Einfältigen unter der Bedingung, sich zum Christenthume zu bekehren, die heutige Landschaft Normandie abgetreten und obendrein die Hand seiner Tochter erhielt. Robert II. Sohn, Hugo der Große, hätte wiederum die Königskrone tragen können, schlug sie aber aus und begnügte sich, Vormund des Königs Ludwig IV. zu sein, erwarb aber für sich ganz Burgund und Neustrien, in welchem Besitz ihm 956 sein Sohn Hugo Capet folgte, welcher nach Ludwig V. im Jahre 987 zu Nyon zum Könige von Frankreich gewählt und somit Gründer der aus den Pariser Grafen hervorgegangenen Dynastie der Capetinger wurde.

Es begreift sich, daß Hugo Capet sich beeilte, der Stadt seiner Ahnen wieder ihre alte glänzende Stellung als Reichsmetropole zurückzugeben. Seine Krönung ließ er in der Stadt Reims vollziehen, in welcher einst Chlodovech die Taufe empfangen hatte; seine sterbliche Hülle ward aber in der Kirche zu Saint-Denis, einem Städtchen bei Paris, beigesetzt, welche seitdem die Gruft der französischen Herrscher auch vorwiegend geblieben ist. Die ersten Capetinger residirten in dem später dazu umgewandelten Justizpalast. Ludwig VI., genannt der Dicke (1108—1137) soll den nördlichen Theil der längst auf beiden Seineufern sich ausbreitenden Stadt mit einem Schutzwalle umgeben und das Große und Kleine Chatelet gegründet haben. Erst unter Philipp August (1180—1223), der für das heranwachsende Paris so viel gethan, ward eine völlige Umwallung der Stadt hergestellt. Diese hatte sich besonders nach Norden hin, auf dem rechten Seineufer ausgebreitet, während sich nach Süden die Klosterschulen ansiedelten, die Vorläuferinnen der 1200 gestifteten Universität, der ersten und ältesten in Europa, welche bald 20000 Studenten zählte und namentlich in der theologischen Wissenschaft die größte Autorität genoß. Fünfzig Jahre später erfolgte die Gründung der Sorbonne (1253). Noch unter Philipp August ward aber auch — damals außerhalb der Stadtmauer — der Thurm des Louvre erbaut, wohin der König seine Residenz verlegte, es fand die erste Anlage der Hallen, dann die Grundsteinlegung der heutigen Notre-Dame-Kirche, sowie die Erbauung der Kirchen St. Honoré, St. Thomas und St. Nicolas du Louvre, des Dreifaltigkeitshospitals (Hôpital de la Trinité) statt, die Straßen wurden gepflastert und die Stadt statt in vier, wie in der Karolingerzeit, in acht Quartiere getheilt. Die Mauern und Wälle, deren Zug auf der Nordseite der Seine gegenwärtig durch die sogenannten großen Boulevards bezeichnet wird, vermochten das Wachsthum der Stadt nicht zu hemmen, welche im vierzehnten Jahrhunderte sich immer mehr zum Centralpunkte Frankreichs entwickelte. Unter Karl IV. Regierung (1321—1328) waren die Neubauten außerhalb der Ringmauern so bedeutend angewachsen, daß man aus ihnen acht neue Quartiere bilden konnte, die 1367—1383 die Anlage von neuen Wällen und Gräben nöthig machten, welche bei dem Thurm Billy anfingen und an der Seine endigten. Im Jahre 1369 ward auch im Osten der Stadt das später so berühmte Staatsgefängniß, die Bastille, erbaut, und schon ein halbes Jahrhundert früher, 1312, hatte König Philipp IV. die Errichtung des ersten Seinequais angeordnet. Unter Ludwig XI. zählte Paris schon 300,000 Einwohner und zur Zeit des Königs Franz I. (1515—1547) war die Stadt schon der Vereinigungspunkt alles Dessen, was Frankreich Großes und Schönes aufzuweisen hatte. Ein Freund der Wissenschaften und Künste, stiftete Franz das königliche Kollegium, die alte Burg des Louvre verschwand, die durch Jean Goujon mit herrlichen Arbeiten der Bildhauerei geschmückten Paläste nahmen die Meisterwerke der italienischen Maler auf, neue Straßen wurden angelegt. Der gothische Geschmack mußte unter Franz I. der Renaissance weichen; im Jahre 1533 wurde der Bau des neuen Stadthauses (Hôtel de ville) begonnen; seit 1564 ließ Katharina von Medicis an der Stelle von Ziegelbrennereien durch Ph. Delorme den Palast der Tuilerien erbauen. Trotz mannigfacher schwerer Leiden, die über die Stadt in der Schreckenszeit der Religionskriege hereinbrachen, nahm dieselbe doch stetig zu an Ausdehnung, Volkszahl und Wohlstand. Heinrich IV. (1589—1610) vollendete den Pont-Neuf und das Stadthaus, erbaute mehrere neue Straßen, erweiterte die Tuilerien, begann die Gallerie, durch welche diese mit dem Louvre in Verbindung stehen, legte die Place Royale an, ließ die Quais ausbauen und erweiterte

die Bibliothek. Maria von Medicis legte 1615 den Grund zum Palais Luxemburg. So stand denn unter Ludwig XIII. (1610—1643) von den hervorragenden Bauwerken des heutigen Paris rechts von der Seine schon die Abtei St. Martin, der Temple, das Louvre, das Palais und der Garten der Tuilerien, das Hôtel Richelieu, damals Palais Cardinal genannt, später die Residenz Anna's von Oesterreich und ihres Sohnes und von da an Palais Royal geheißen. Der südliche Theil der Stadt umschloß außer der Kathedrale und dem Justizpalast die von Richelieu wieder aufgebaute Sorbonne, das Collége von Cluny aus dem dreizehnten Jahrhundert, und die Kirche Ste. Geneviève. Außerhalb der Stadt standen St. Lazarus oder das Haus der Aussätzigen, aus dem elften Jahrhundert; das Hospital St. Louis von 1617, und die Abtei St. Antoine, jetzt ein Hospital. Im Süden stoßen wir auf die uralte Abtei St. Germain des Prés, auf die Kirche St. Sulpice, aus dem zwölften Jahrhundert, von Ludwig XIV. wieder aufgebaut, das oben erwähnte Palais



Porte St. Denis und Porte St. Martin.

du Luxembourg, die Abtei du Val de Grâce, von 1645, auf den Jardin des Plantes, 1635 angefangen und die Salpetrière, von 1656. Unter Ludwig XIV. (1643—1715) wurde das Hôtel des Invalides in den Umkreis der Stadt eingeschlossen, mit Bäumen bepflanzte Promenaden, die sogenannten Boulevards, entstanden auf der Nord- und Südseite der Stadt an der Stelle der alten Wälle, welche niedergerissen, wie die Gräben ausgefüllt und in Straßen verwandelt wurden. An der Stelle der alten Wallpforten entstanden die Triumphbogen der Thore St. Denis, St. Martin, St. Antoine und St. Bernard, von denen aber nur die zwei ersteren die große französische Revolution überdauerten. Paris erhielt unter jenem großen Könige, dessen lange Regierung zugleich als das Goldene Zeitalter der französischen Literatur glänzt, die Plätze Vendôme und des Victoires sowie die Kolonnade des Louvre. Im Jahre 1664 wurden die prächtigen Tuilerien vollendet, das Findelhaus und das Hopital général (allgemeine Krankenhaus) erstanden, der Justizpalast ward erweitert, die Höhe St. Roche geebnet, Brücken umgestaltet und der Pont Royal zur Beförderung des Verkehres zwischen



Paris.

Place de la Concorde mit den Champs Elysées.

den Tuilerien und der auf dem südlichen Seineufer gelegenen Vorstadt St. Germain errichtet. Vor den Tuilerien steckte Lenôtre, der größte Gartenkünstler jener Epoche, den Tuileriengarten ab, dem die Anlage der Elysäischen Felder (Champs Elysées) folgte. Auch erhielt damals Paris seine erste Straßenbeleuchtung. Obwohl Ludwig XIV. die königliche Residenz nach dem nahen Städtchen Versailles verlegte, wo sie bis 1789, d. h. bis zum Ausbruche der französischen Revolution verblieb, behauptete sich Paris doch stets als der Mittelpunkt der französischen Gesellschaft, der Künste und Wissenschaften. Ludwig XIV. baute nicht blos die berühmte Gobelinsmanufaktur, sondern auch den Unterbau der Sternwarte, des Palais Mazarin, jetzt das in der gelehrten Welt Frankreichs eine so machtgebende und hervorragende Rolle spielende Institut de France, und errichtete die Oper und das Théâtre français.

Auch die Nachfolger des länderdurstigen Fürsten, an welchen der schmeichlerische aber geistreiche und formgewandte Hofdichter Boileau 1677 die emphatischen Worte richtete:

Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire (Großer König, höre auf zu siegen oder ich höre auf zu schreiben)

erweiterten und verschönerten Paris bedeutend. Dem schwelgerischen Ludwig XV. (1715—1774) verdankt es das Palais Bourbon, jetzt das Palais Législatif, den schönen Brunnen von Grenelle, die Militärschule auf dem Marsfelde und die neue Kirche Ste. Geneviève, welche 1793 Panthéon genannt wurde, die Getreidehalle, die Reiterstatue und die Gebäude auf der Place Louis XV., den Markt St. Martin und die Münze. Der unglückliche Ludwig XVI. (1774—1793) beendigte das Collège de France, fing die Ecole de Médecine an, gab dem Justizpalaste eine neue Façade, erbaute das Odéon für die Komödie, das Théâtre des Italiens für die komische Oper; im Jahre 1786 entstanden die steinernen Gallerien des Palais Royal und die schöne Brücke Louis XVI., jetzt de la Concorde genannt, während die Fontaine des Innocents wieder hergestellt und der Botanische Garten erweitert wurde. Die Revolution von 1789 zertrümmerte dagegen Vieles. Alles, was im Entferntesten an Adel und Königthum erinnerte, wurde niedergerissen und vernichtet. Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 gab das Signal zu einer Reihe von Verwüstungen, welche binnen zehn Jahren die glänzende Stadt von ihrer erklommenen Höhe herabzustürzen drohten und dem Vandalismus der Kommunarden von 1871 augenscheinlich zum Vorbilde dienten. Der Tyrann Napoléon I. schuf dafür in zwölf Jahren so viel wie drei Regierungen: herrliche Straßen, wie die Rue de la Paix, Rue de Rivoli, du Mont Thabor, de Castiglione, die Quais oder Uferstraßen d'Orsay, de Billy, Desaix, Morland, Catinat, Bignon, du Louvre, des Invalides, de la Cité, de la Conférence, de la Tournelle; die Brücken de la Cité, des Arts, d'Austerlitz, d'Jena, den Ourcq-Canal und das schöne Bassin de Villette; vierundzwanzig neue Fontainen, fließende Brunnen, acht bedeckte Märkte, acht Schlachthäuser (Abattoirs), vier weite Kirchhöfe, ungeheure Kornspeicher und die prächtige Weinhalle ließ er anfangen. Freilich hat Napoleon I. nur einen Theil seiner Pläne durchführen können, welche darauf abzielten, durch großartige Bauten Paris zu einer seines Weltreiches würdigen Metropole umzuschaffen. Immerhin erstanden ganze Stadttheile in erneuter Pracht, die Kolonnade des Louvre wurde beendet, eine Gallerie angefangen zur Verbindung derselben mit den Tuilerien, ein großer Triumphbogen auf dem mit Mauern umgebenen und erweiterten Carousselplatz aufgerichtet, ein ähnlicher am Ende der Champs Elysées, der sogenannte Arc de l'Etoile; eine Triumphsäule auf Place Vendôme sollte die Thaten des Eroberers und der großen Armee für die Nachwelt verewigen. Der Grund zur Börse sowie zum Handelstribunal wurde gelegt und die während der Revolution theils verwüsteten, theils ihrer Bestimmung entfremdeten Kirchen und Kapellen wurden wieder hergestellt und neu ausgeschmückt.

Weniger läßt sich von den Regierungen Ludwig XVIII. (1815—1824) und Karl X. (1824—1830) berichten. Wohl ließen auch diese Fürsten die Verschönerung ihrer Hauptstadt sich angelegen sein und manches hübsche oder nützliche Gebäude erstand unter ihnen, eine durchgreifende Veränderung hat die Physiognomie der Stadt Paris aber nicht erfahren. Mehr leistete König Louis Philipp (1830—1848), welcher Garten und Palast der Tuilerien bedeutend veränderte, mehrere Quais erweiterte, verschiedene begonnene Bauten, wie die Kirche de la Madeleine, die Gebäude des Quai d'Orsay, die Ecole des Beaux Arts, die Kirche Notre Dame de Lorette vollendete und auf dem Concordienplatz den Obelisk von Luxor, auf dem Bastilleplatz die Julisäule aufstellen ließ. Paris

erhielt auch besseres Pflaster, mehr Abzugscanäle und bessere Beleuchtung; die Bièvre, ein Flüßchen, welches die südöstlichen Stadttheile durchfließt und etwas oberhalb des Pont d'Austerlitz in die Seine mündet, wurde geschlämmt, besonders aber die Befestigung der Kapitale durch detaschirte Forts in der nächsten Umgebung der Stadt ausgeführt. Den Höhepunkt seines Glanzes erreichte Paris jedoch unter der Regierung des dritten Napoleon, welcher ganze Viertel mit engen und übelberüchtigten Gassen und ungesunden Häusern niederreißen, Arbeiterstadttheile erbauen ließ und durch wahrhaft großartige Straßendurchbrüche und Anlagen Paris nicht blos schöner, sondern auch gesünder, ja zur gesündesten Metropole der Welt machte. Er stellte an die Spitze der Stadt als Seinepresekten den energischen, wenn auch verschwenderischen Baron Haußmann, unter dessen Leitung zahlreiche neue äußere Boulevards entstanden, das Bois de Boulogne zu einem glänzenden Parke mit zahlreichen Cascaden, die einen Strom zwischen Rasenufern speisen, umgewandelt, die Verbindung des Louvre



Triumphbogen Arc de l'Etoile.

mit den Tuilerien vollendet. Die Centralhallen werden ausgeführt, die Bank wird vergrößert und in ihrer Nähe das Hôtel de Timbre erbaut. Die alten Theater werden restaurirt und neue eröffnet, der Industriepalast erhebt sich auf den Champs Elysées; die Rue des Ecoles wird beendet, die Zugänge zum Luxembourg und Pantheon werden verschönert, die Kirche Sainte Clotilde wird erbaut, ein neues Ministerium des Aeußeren eröffnet. Die alte Basilica Notre Dame, von dem Häusergerümpel befreit, in dem sie bis dahin versteckt lag, erscheint wiederhergestellt und verjüngt; die Heilige Kapelle, gleichfalls befreit von den staubigen Archiven der Justiz, streckt ihre vergoldete Spitze in die Lüfte, während der Justizpalast mit vier neuen Façaden prangt; die Brücken sind ausgebessert und bequemer gemacht; durch die Münzschleuße wird endlich der Seinearm des rechten Ufers, der sonst im Sommer austrocknete, schiffbar gemacht.

So war das Paris des Jahres 1870, zweifelsohne die glänzendste Kapitale der Erde! Einen Theil dieser Herrlichkeiten weihte der Wahnwitz der Petroleure ein Jahr darauf dem Untergange, und die Regierung

der Republik konnte seither kaum zu Anderem Zeit finden, als zur Wiederherstellung des Zerstörten. Rühmlicherweise hat sie dieser ersten und wichtigsten Aufgabe all ihre Sorge, all ihre Kräfte gewidmet und dank diesen Anstrengungen gewahrt man heute fast nichts mehr von den Verwüstungen der Schreckensnacht des 26. Mai 1871, nur die prachtvolle Front der Tuilerien ist für immer dahin, eine Ruine, die wohl vergeblich ihrer Auferstehung aus der Asche harrt. Die imposante Avenue de l'Opéra, mitten im Herzen der Stadt, ist wohl die hervorstechendste Neuschöpfung der republikanischen Regierung, welche sichtlich sich bestrebt, die Schäden der Vergangenheit zu heilen und die Entwicklung der Stadt in jenem Sinne zu fördern, welcher sie auf der erstiegenen Höhe zu erhalten geeignet erscheint.

Freundlicher Leser! Ich lade Dich nunmehr zu einer gemeinsamen Wanderung durch jenes Paris, welches in seinen zwanzig Arrondissements, deren jedes wieder in vier Viertel (Quartiers) eingetheilt ist, 2,270,000 Menschen beherbergt, mithin nach London die volkreichste Stadt nicht blos Europas, sondern auf der ganzen Erde ist. Gar Manches wollen wir auf unserem Spaziergange in Augenschein nehmen, Dinge und Menschen; gelegentlich brauchen wir uns Streifblicke auf sociale Einrichtungen, die dem Fremden auffallen, nicht zu versagen; manchmal werden wir wohl auch die Zeiten rückwärts schauen und bei dem Anblick ehrwürdiger Denkmäler uns in die Erinnerung des Gewesenen versenken dürfen. Wo aber sollen wir unseren Rundlauf beginnen in dieser Riesenstaat mit ihrem Häusermeere, ihren unzähligen Straßen, ihrem sinnverwirrenden Treiben? Und doch können wir kaum lange unschlüssig bleiben, denn es ist in Paris viel leichter als in mancher andern minder großen Stadt sich zu orientiren, da die Paris in zwei ungleich große Hälften theilende Seine dazu treffliche Anhaltspunkte bildet. Von ihren Inseln, die zugleich im Centrum von ganz Paris liegen, wollen wir daher unsern Ausgang nehmen.

Die ältesten Pläne von Paris zeigen vier solcher Seineinseln, von welchen die westlichste die größte war. Es ist dies die Ile de la Cité und stadthistorisch der Uranfang von Paris, des gallischen Lutetia. Die vier Inseln erscheinen getrennt noch bis an das Ende des 16. Jahrhunderts; später finden wir die frühere Ile Notre Dame und die Ile aux Vaches zur Ile St. Louis vereinigt, während die Ile Louvier in verringertem Umfange noch am Ende des vorigen Jahrhunderts besteht. Das moderne Paris kennt blos mehr die zwei durch den Pont St. Louis mit einander verbundenen Inseln de la Cité und St. Louis, mit welch letzterer die einstige Ile Louvier verschmolzen ist. Der breite Pont Sully verbindet die Ludwigsinsel mit beiden Ufern der Seine, und von ihrer östlichsten Spitze führt die Passerelle de l'Estacade nach dem Quai Henri VI. hinüber. Merkwürdigkeiten bietet die von der schnurgeraden Rue Saint Louis durchzogene und hübschen Quais eingesäumte Insel weiter nicht. Dafür sind auf der benachbarten Ile de la Cité drei der sehenswürdigsten Gebäude von Paris vereinigt: die Kathedrale von Notre Dame, das Palais de Justice (Justizpalast) mit der Ste. Chapelle (Heilige Kapelle) und das Tribunal de Commerce (Handelsgericht).

Notre Dame de Paris, die Liebfrauenkirche, ist zweifelsohne eines der wichtigsten und interessantesten Bauwerke in ganz Frankreich, nicht so sehr durch die geschichtliche Rolle, welche sie gespielt — diese ist vielmehr erstaunlich mager — als durch die vornehme Art ihrer Gothik. Man sagt, daß schon im vierten Jahrhundert an dieser Stelle der Cité eine Kirche gestanden, von welcher Reste im Jahre 1847 gelegentlich von dort veranstalteten Ausgrabungen aufgefunden wurden. Zu der heutigen Kathedrale ward der Grundstein im Jahre 1163 durch den Bischof Maurice de Sully im Beisein des Papstes Alexander III. gelegt. Neuerdings durchgreifend restaurirt, macht die in Gestalt eines lateinischen Kreuzes erbaute Notre Dame-Kirche mit ihrer herrlichen Façade, mit der 13 m im Durchmesser haltenden Fensterrose und ihrem einfachen großartigen Innern einen bedeutenden Eindruck. Die Hauptfaçade auf der Westseite hat drei reiche Portale, unter welchen das nördliche, durch das man gewöhnlich in das Gotteshaus eintritt, in künstlerischer Hinsicht am Höchsten steht; alle drei Thore sind nämlich reich mit Skulpturen geschmückt und gerade diese sind hier vollendeter, als an dem etwas jüngeren Mittelportale, welches nach der Hauptdarstellung in seinem Bogenfelde das Thor des Jüngsten Gerichtes genannt wird. Das Portal der heiligen Anna unter dem Südthurm ist dagegen in seinen

Skulpturen noch theilweise romanisch und stammt höchst wahrscheinlich aus der Zeit gleich nach der Gründung des Baues. Eine Hauptzierde erhalten die Portale durch die vollendete Schmiedearbeit ihres Thürbeschlages. Ueber den Portalen bildet die Galerie du Roi ein zweites Geschoß, das wegen seines reichen Schmuckes als eine Hauptzierde des ganzen Baues gelten muß. Ueber dieser Gallerie zieht sich eine schmale umlaufende Terrasse mit zierlich durchbrochener Brüstung hin. Im dritten Geschoß beginnen die zwei viereckigen, massigen, leider wie fast bei allen gothischen Domen unvollendet gebliebenen Thürme bestimmter hervorzutreten; die große



Die Notre Dame Kirche.

Rose, ein wahres Meisterwerk, erhellt das Mittelschiff der Kirche, die beiden getheilten, von einem Spitzbogen wieder eingerahmten Fenster erleuchten je einen geräumigen Saal des Thurmes. Ein kräftiges Blattgesims, das den oberen Abschluß dieser Etage bildet, dient zugleich zur Aufnahme der von schlanken Säulchen getragenen Gallerie, welche die Vermittlung zwischen den frei sich ablösenden Thürmen und der Masse des Unterbaues bildet. Die krönende Brüstung ist durch phantastische Thiergestalten geschmückt; Schallöffnungen der Thürme, Strebepfeiler und Gesimse haben durch vortretende Blattknäufe eine kräftige Dekoration erhalten. Auf den Plattformen der Thürme, von welchen sich ein großartiges Panorama über die Seinestadt dem Beschauer entrollt, erhebt sich jetzt nur ein kleines Stiegenthürmchen, während dem ursprünglichen Plane nach

hier hohe achteckige Steinspitzen beginnen sollten, ähnlich wie die Marienkirche zu Eßlingen am Neckar zeigt. Gehört die der Westseite zugekehrte Hauptfaçade von Notre Dame noch in die Zeit des Uebergangsstyles, so zeigen dagegen die beiden Querschiff-Façaden den entwickelteren, rein gothischen Styl, für den sie sehr charakteristische Beispiele sind. Auch das Innere der fünfschiffigen Kathedrale macht einen durchaus einheitlichen Ausdruck, jedoch eines Baues im Uebergangsstyl. An Stelle schwerer romanischer Pfeiler tragen hier kurze stämmige Säulen mit weit ausladenden Kapitälen in kühner Weise die Arkaden des Schiffes, was einen viel freieren Durchblick in die doppelten Seitenschiffe gestattet. Die Kirche ist 137 m lang, im Ganzen 48 m breit, das mittlere Gewölbe 34 m hoch. Bemerkenswerth sind verschiedene Glasmalereien, die sechstausend Pfeifen zählende Orgel, die Reliquien, welche der heilige Ludwig für die damals ungeheure Summe von drei Millionen Franken erstanden haben soll, endlich die 16,000 kg schwere Glocke, den Bourdon de Notre Dame, welche Victor Hugo in seinem bekannten Romane: „Der Glöckner von Notre Dame" verherrlicht hat.

Unweit von dieser ehrwürdigen Kathedrale steht auf der nämlichen Ile de la Cité an den Ufern der Seine ein mächtiges Gebäude, welches mit seinen zwei Seitenflügeln, die nach der Straße zu mit einer hohen Eisengittergallerie abgeschlossen sind, ein großes Viereck bildet. Ein flüchtiges Ansehen verleiht diesem Gebäude ein Alter von kaum 150 bis 200 Jahren, und sonach klingt es wie eine Fabel, wenn wir vernehmen, es hätten schon Ludwig des Heiligen Vorfahren diesen Palast ununterbrochen bewohnt und er sei wechselweise Wohnung der alten Frankenkönige, dann Sitz der Parlamente gewesen, bis er jetzt den Gerichtshöfen und der Justizverwaltung ausschließend übergeben sei und den Namen Palais de Justice führen. Dieser auffallende Widerspruch ist übrigens einfach zu erklären. In unserem zerstörenden Klima zehrt die Feuchtigkeit ohne Unterlaß an den Werken der Menschenhände, selbst wenn sie aus hartem Gestein oder aus Metallen errichtet sind, und so ist von den meisten Gebäuden aus der entfernten Vorzeit durch Ausbesserungen oder theilweise Veränderungen und Vergrößerung wenig oder nichts übrig geblieben, und gar viele wurden mit der Zeit von Grund aus neu erbaut. So ist es auch mit diesem Justizpalaste ergangen; es stand auf diesem Platze vor Zeiten ein Gebäude, welches allerdings die Könige von Frankreich von dem sagenhaften Pharamund an in ununterbrochener Reihenfolge bewohnten, bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als Karl V. die Residenz in das alte Louvre verlegte. Ludwig der Heilige ließ die ersten bedeutenden Veränderungen mit dem Palaste vornehmen — aber heute stehen noch ganz andere Gebäude da, und von den früheren finden wir kaum noch Spuren. In jenem früheren Gebäude war unter andern ein Saal, welcher bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. größeren Gastereien, bei dem Empfange von Gesandten, bei Lehenshuldigungen u. dgl. benutzt wurde. Seine Decke bestand blos aus Zimmerwerk, seine Wände waren mit den Bildnissen der Könige von Frankreich bis Franz I. geschmückt. Leider zerstörte diesen auch in anderer Hinsicht merkwürdigen Saal eine mächtige Feuersbrunst, welche einen großen Theil des Palastes im Jahre 1630 in Asche legte. Jene interessanten Bildnisse gingen für die Geschichte und die Kunst spurlos verloren. Ein Marmortisch von ungeheurer Größe, welcher in diesem Saale stand, ist geschichtlich merkwürdig: an ihm saßen bei königlichen Gastmählern die gekrönten Häupter, während die übrigen Gäste an besonderen Tischen bedient wurden. Nach aufgehobener Tafel diente dieser Tisch als Podium eines Theaters, auf welchem die Clercs de la Basoche Possen und satyrische Stücke aufführten. Die Basoche war eine Körperschaft aller unteren Gerichtsbeamten und Parlamentsschreiber, welche aus ihrer Mitte ein Tribunal wählten, dessen Präsident unter dem Titel Roi de la Basoche nicht nur in allen Streitigkeiten unter den Mitgliedern, sondern auch in allen gegen sie erhobenen Civil- und Criminalklagen Recht sprach und sogar in letzter Instanz entschied. Dieses Tribunal hielt Verhöre ab, gab Gutachten, fällte Urtheile, vollstreckte dieselben und maßte sich überhaupt nach und nach eine Herrschaft an, welche selbst die in den Provinzen gebildeten ähnlichen Tribunale anerkannten. Jedes Jahr hielt der König der Basoche eine große Musterung über die Mitglieder derselben ab, deren Anzahl nach und nach bis auf zehntausend gestiegen war. Nur der gewaltige Sturm der Revolution löste diese Körperschaft auf und die rohe Gewalt dieser Zeiten überbot in ihren Verwüstungen die Folgen jener oben erwähnten ersten sowie einer späteren zweiten Feuersbrunst.

Zwei Jahre nach dem ersten Brande wurde der Bau des neuen Saales begonnen, wie derselbe heute noch steht. Er ist 72 m lang und 27 m breit und wird durch eine Reihe von Pfeilern, auf denen das

Gewölbe ruht, in zwei gleiche Abtheilungen geschieden. Dieser Saal hat seit langer Zeit den sonderbaren Namen „Saal der vergeblichen Schritte“ (Salle des pas perdus) und noch heute muß man sich dieses Namens bedienen, wenn man nach dem großen Saale des Justizpalastes fragen will. Wem fällt da nicht unwillkürlich die Inschrift ein, welche Dante der Hölle giebt, wonach jeder, welcher da hineinkommt, alle Hoffnung zurücklassen soll? Die Stimme des Volkes hielt es für ausgemacht, daß auch hier die Hoffnung täuschend und jeder Schritt vergeblich sei. Vox populi, vox Dei! In dem obern Stockwerke sind die Archive des Palastes — eine ungeheure Sammlung von Akten, welche in drei langen Gallerien aufgestellt sind — wie viele Zeugnisse von „vergeblichen Schritten“ mögen darin enthalten, wie viel Interessantes mag da verborgen sein! Eine neue Feuersbrunst zerstörte im Jahre 1776 den andern Theil des Palastes, welchen der erste Brand verschont hatte.



Das Palais de Justice und Sainte Chapelle.

Man baute ihn nun in Uebereinstimmung mit dem stehen gebliebenen Theile wieder auf, so daß das Ganze gleichförmig wurde, bis auf drei Thürme, welche noch allein aus den Zeiten Ludwig des Heiligen übrig blieben. Im Jahre 1871 wurde der Justizpalast von den Kommunarden abermals durch Feuersbrunst größtentheils zerstört und die Salle des pas perdus ist noch nicht ganz restaurirt. Auf dem ersten der drei Thürme — er ist viereckig — befand sich die erste Thurmuhr in Frankreich, welche von einem Deutschen H. de Vie erbaut und im Jahre 1370 aufgestellt wurde, aber die auf diesem Thurm hängende Sturmglocke ist noch berühmter: sie wurde nur bei sehr wichtigen Veranlassungen geläutet und hat in der berüchtigten Bartholomäusnacht vom 24. auf den 25. August 1572 den Mördern das Zeichen gegeben, ihr Werk an den in Paris versammelten Hugenottenhäuptern zu beginnen.

In einem der Höfe dieses denkwürdigen Palastes liegt der interessanteste Theil desselben: die Ste. Chapelle (Heilige Kapelle), ein Juwel der Baukunst. Kaiser Balduin von Konstantinopel hatte dem frommen Könige Ludwig IX. eine größere Anzahl Reliquien verkauft und darunter ein Stückchen Holz von dem



Paris.

Die Seine mit Pont des Arts und Pont Neuf — im Hintergrunde die Ile de la Cité — rechts das Institut de France.

wahren Kreuze des Erlösers. Es war selbstverständlich in damaliger Zeit, daß eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle zur würdigen Aufbewahrung und Verehrung dieser Heiligthümer erbaut werden mußte. Der berühmteste Baumeister jener Tage, Pierre de Montereau, wurde im Jahre 1242 damit beauftragt, und so entstand diese Kapelle, welche unter demselben Namen wie der König, der sie erbauen ließ, heute noch bekannt ist, wenn sie schon, nachdem sie fast sechs Jahrhunderte lang ihrem ursprünglichen Zwecke gedient und selbst die kirchenschänderische Periode der Revolutionszeit überdauert hatte, seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts entheiligt und zu profanen Zwecken herabgewürdigt wurde. Es wird ein Theil des Staatsarchives darin aufbewahrt und zu diesem Behufe sie ganz mit hohen Schränken angefüllt. Seit ihrer in neuerer Zeit erfolgten Restaurirung wird nur einmal jährlich Gottesdienst darin gehalten, nämlich bei der Wiedereröffnung der Gerichtssitzungen. Die Kapelle ist ein reizendes gothisches Bauwerk, 36 m lang und eben so hoch, weshalb sie ausnehmend schlank erscheint. Eigentlich sind zwei Kapellen in einander gebaut, die obere Hälfte, die heilige Krone oder das heilige Kreuz genannt, war für den König und seinen Hof bestimmt, die untere Hälfte, der heiligen Jungfrau geweiht, diente den übrigen Bewohnern des Palasthofes zum frommen Gebrauche. Zwei große Emailgemälde zierten die Altäre, welche zu beiden Seiten des Chors stehen; über dem Hauptaltar erhob sich ein Kasten von vergoldetem Silber, reich mit edlen Steinen geschmückt, ein treues Abbild der Heiligen Kapelle, der Sarg Ludwig des Heiligen. Ueber demselben gelangte man auf zwei Treppen zu dem großen Reliquienkasten aus Goldbronze. Zur speciellen Aufbewahrung des Stückes echten Kreuzholzes ließ Heinrich III. ein großes in Feuer vergoldetes Kreuz anfertigen. Aber nicht nur die vom Kaiser Balduin erworbenen Heiligthümer waren da aufbewahrt, sondern noch viele andere und darunter höchst merkwürdige Kostbarkeiten, z. B. eine Büste Ludwig IX. in natürlicher Größe, eine ovale 30 cm lange und ebenso breite Kanne aus Achatonyx, ein Geschenk des Kaisers Karl V., welche in vielen Figuren in erhabener Arbeit die Apotheose des Augustus darstellt. Bei dem Brande im Jahre 1618 war sie in Stücke gegangen, ward aber dann wieder kunstvoll reparirt. In der Schatzkammer der Kapelle hatte Ludwig IX. ein eigenes Behältniß, in welchem er seine religiösen Bücher aufbewahrte, deren er nicht wenige besaß, ebenso wurden Abschriften der heiligen Kirchenväter da verwahrt. Man zeigt auch die Zelle, in welcher die fromme Gemahlin des heiligen Ludwig, Margarethe von Provence, einsam betete. Das Holz des heiligen Kreuzes war immer Gegenstand ganz besonderer Verehrung; es übte immer in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend seine Wunder, indem es namentlich die vom Teufel und bösen Geistern Besessenen heilte. In feierlichem Gottesdienst wurde der Kranke mit der heiligen Reliquie berührt und die Genesung erfolgte alsbald. Der Kanonikus und ein Kaplan dieser Kapelle führte den Titel: „Papst der heiligen Kapelle", ein Beweis des hohen Ansehens, in welchem die Geistlichkeit derselben stand. Im Jahre 1871 entging die Kapelle wie durch ein Wunder den Alles rings herum verheerenden Flammen: so ward auch das Grab Nicolas Boileau Despreaux', des berühmten Dichters und Satirikers, erhalten, der hier seine letzte Ruhestätte gefunden.

Der Justizpalast, im Uebrigen nur eine Kollektivbezeichnung für den großen zusammenhängenden Gebäudekomplex, welcher der Verwaltung der verschiedenen Rechts- und Polizeidisciplinen dient, nimmt den ganzen Raum ein zwischen der Rue Harlay und dem breiten Boulevard de Palais, welcher die Citéinsel von Nord nach Süd durchquert, einerseits und dem Quai de l'Horloge und dem Quai des Orfèvres andererseits. Beide Seineinseln sowie auch die festländischen Ufer des Stromes werden von prächtigen Quais eingefaßt, welche den Anblick der Seine zu einem wahrhaft glänzenden gestalten. Einen nur ganz geringen Theil jenes Panoramas mit der Citéinsel im Mittelgrunde und dem Pont des Arts nebst dem zur Rechten sich erhebenden Palais de l'Institut zeigt unser Bild. Der Quai de l'Horloge hat seinen Namen von der obenerwähnten Uhr des Justizpalastes, welcher jenem Quai auch seine Hauptfront zuwendet. Dort befindet sich auch der Haupteingang zur Conciergerie, das sonst nichts Bemerkenswerthes bietende Gebäude, nach welchem zur Revolutionszeit die für Guillotine bestimmten Unglücklichen, darunter auch Königin Marie Antoniette, gebracht wurden; heute ist dieses ehemalige Gefängniß des Parlaments der Aufbewahrungsort aller in Voruntersuchung befindlichen Angeklagten. Der Quai de l'Horloge zieht sich zwischen zwei der denkwürdigsten Brücken von Paris hin, dem Pont Neuf und dem Pont au Change. Erstere, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammend ist mit ihren

229 m die längste Brücke der Stadt und führt schnurgerade, die Citéinsel in ihrer westlichen Spitze kreuzend, über beide Seinearme. Auf der Landzunge der Cité, über welche der Pont Neuf geht, erhebt sich eine Reiterstatue König Heinrichs IV. auf imposantem Postamente, die den alten Parisern indeß so wenig dahin zu passen schien, daß sie zur Redensart: comme Henri IV. sur le Pont Neuf, um etwas Ungereimtes zu bezeichnen, Anlaß gab. Der Pont au Change, auf welchem im 12. Jahrhundert schon die Geldwechsler, Goldschmiede und Krämer ihre Buden aufschlagen durften — daher der Name — verbindet die Citéinsel mit der Place du Chatelet auf dem Nordufer und mündet in den Boulevard du Palais, welcher seine Fortsetzung nach Süden über den kurzen Pont St. Michel in den gleichnamigen, den linksufrigen Stadttheil durchschneidenden modernen Boulevard findet. In der Cité trennt der Boulevard du Palais den Justizpalast von dem gegenüber liegenden



Platz vor Notre Dame — links das neue Hôtel Dieu.

kuppelgekrönten Tribunal de Commerce, einem ganz prächtigen, aber der jüngsten Gegenwart (1860—1866) angehörenden Bau. Das Tribunal de Commerce erhebt sich zwischen dem Quai de la Cité und der breiten Avenue de Constantine, welche senkrecht auf den Boulevard du Palais zum Hauptkrankenhaus von Paris, dem erst 1877 eröffneten Nouvel Hôtel Dieu führt, einem großartigen Neubau, der an Stelle der alten, historisch berühmten Stiftung getreten ist und zwischen der Seine und dem baumbepflanzten Place du Parvis Notre Dame sich ausdehnt. Die westliche Seite dieses Platzes bildet die Caserne Municipale, deren eine Front sich längs der Avenue de Constantine hinzieht und dieser Front gegenüber liegt zwischen Hôtel Dieu und dem Tribunal de Commerce der Marché aux Fleurs, der größte Blumenmarkt von Paris.

Die Liebhaberei für Blumen ist beim Pariser durch alle Stände in hohem Grade vorhanden; deshalb sind auch diese Märkte stark besucht; es giebt ihrer mehrere in der Stadt, doch ist dieser der bedeutendste. Sonst befinden sich an sehr gangbaren Orten noch Blumenstände u. dgl.; für feine Gewächse und schön gezogene blühende Pflanzen giebt es eine Menge zum Theile sehr kostspielig eingerichteter, sehr brillant beleuchteter

Blumengewölbe. Hier findet man junge Palmen, seltene Dracaenen, selbst Araukarien in überraschender Menge. Der Handel mit abgeschnittenen Blumen in Bünden von einer gewissen konstanten Menge wird nur in der Centralhalle (gleichzeitig mit Obst- und Gemüseverkauf) betrieben. Hier kommen täglich frühmorgens die Blumenzüchter mit unglaublichen Mengen solcher Waaren zum Markte. Die ersten Käufer sind die Blumenhändler, welche Gewölbe halten; diese nehmen das Schönste, bezahlen am besten. Nach diesen Käufern kommen die Blumenhändler der Blumenmärkte; diese nehmen, was noch Schönes von abgeschnittenen Blumen vorhanden, bezahlen aber schon bedeutend geringere Preise, und endlich im Laufe des Nachmittags kommen jene Bouquetverkäufer, welche in allen öffentlichen Lokalen und selbst auf den Straßen bis tief in die Nacht ihre Bouquete oft um erstaunlich billige Preise zum Kaufe anbieten. Die Ursache, warum manchmal die Bouquete so billig abgegeben werden, ist die, daß alle Tage sämmtliche abgeschnittene Blumen der Markthalle verkauft werden müssen, daher an manchen Tagen bedeutende Massen solcher Waare um jeden Preis hintangegeben werden. Alle zum Verkaufe ausgebotenen blühenden Pflanzen, sowohl jene in Geschirren, als auch die abgeschnittenen, sind an allen Verkaufsorten mit einem zierlich feinen, weißen Papierbogen dütenförmig umhüllt, und zwar mit vielem Geschick, um die Blüten im schönsten Lichte zu zeigen. Bouquete sieht man sehr wenige. Wir bemerken auch bei Festen, wo die feine Gesellschaft von Paris sehr zahlreich und überaus glänzend vertreten ist, fast gar keine Handbouquete. Die Brustbouquete ersetzt man bei solchen reichen Festen durch Sträuße von Brillanten. So geht es aber bei allen Uebertreibungen: die Handbouquete wurden endlich so umfangreich, daß sie der Trägerin lästig werden mußten; Fortschritte in den Größenverhältnissen konnte man nicht mehr, Rückschritte wollte niemand machen — und so trägt man die Handbouquete lieber gar nicht mehr. Dies ist aber ein unglaublicher Schaden für die Blumenhändlerinnen; gab es doch Handbouquete, welche bis 150 Francs kosteten!

Der Blumenhandel wird ganz frei betrieben. Jeder Händler hat seinen Platz, wo er einen ganz elenden Stand, mit Leinwand überspannt, aufstellt. Hier stehen die Blumentöpfe bis weit in den Gehweg hinein; einzelne Gruppen blühender Pflanzen reichen selbst bis über dessen Mitte hinaus; das stört aber die so zahlreichen Fußgänger nicht im Mindesten, wandeln sie doch unter ihren Lieblingen! Man handelt und kauft, und bewegt sich frei. Außer diesen bestimmten Verkaufslokalitäten werden Blumen und Früchte von Zwischenhändlern auf breiten, zweiräderigen Karren, welche der Verkäufer vor sich herschiebt, aber nur in den nicht gar zu lebhaften Straßen von Paris, den ganzen Tag, ja bei Laternenbeleuchtung sogar bis tief in die Nacht zum Verkauf ausgeboten. Auf ganz ähnliche Weise wird die Bevölkerung von Paris mit Gemüsen versorgt; doch geschieht dies nur in den Frühstunden. Jeder Kunde sagt dem Verkäufer schon Tags vorher, was er am darauffolgenden bringen soll. Diese Händler rufen ihre Waaren mit lauter Stimme aus. Außer den früher angeführten Blumen und Pflanzen in Töpfen ist aber auf den Märkten und Ständen auch für die Zierde kleiner Hausgärten reichlich gesorgt. Man erhält hier für drei, höchstens fünf Sous aus dem Grunde ausgehobene Viola tricolor, Verbenen, Gladiolen und namentlich Schlingpflanzen, welche, wenn sie an demselben Tage noch in ihren neuen Grund eingepflanzt werden, recht gut fortwachsen. Besonders auffallend ist dies bei den schon 30 cm hoch ausgetriebenen Gladiolen, welche bei behutsamer Behandlung durch das Ausgraben und Wiedereinsetzen gar nicht leiden sollen. So ist der Pariser, wenn er auch nur einige Quadratmeter Gartengrund besitzt, im Monat Mai in der Lage, sich für 3—5 Francs ein recht zierliches Gärtchen herzurichten — denn er kauft theilweise schon in der Blüte begriffene Pflanzen. Der Verkehr mit Topfpflanzen hat jedoch auf diesen Märkten eine Wichtigkeit für den Handelsgärtner, von welcher wir in Deutschland keinen Begriff haben. Hauptsächlich sind es die Bewohner der letzten Stockwerke der hohen Häuser, welche ihre Fenster meistens mit Schlingpflanzen und Topfgewächsen zieren. Die Ausschmückung der Appartements reicher Leute besorgen, gerade wie bei uns, ausschließlich die Blumen-Verkaufsgewölbe. Wir haben stets mit wahrem Vergnügen Arbeiterinnen, in welchem Gewerbe sie auch beschäftigt sein mögen, den Blumenmarkt mit freudigen Mienen durchschreiten sehen, wie sie mit einer gewissen Weihe die Blüten betrachten und endlich den gewählten, so sehr vergänglichen Schatz kaufen, worauf sie, denselben fortwährend betrachtend, ihres Weges gehen. Es ist ein erfreulicher, lauterer Sinn für das Schöne, Liebliche, welches die Pariserinnen die Blumen schätzen, ja lieben

lehrt! Sie wollen, von ihrer oft anstrengenden, aber fast nie genügend einträglichen Arbeit aufblickend, an ihren Fenstern es grünen und blühen sehen. Diese bei den Französinnen so allgemein verbreitete, ja angeborene Lust am Grün, an den farbigen Blüten, an dem feinen Wohlgeruch kommt sonach dem Verkehre mit Gartenerzeugnissen sehr zu Statten, ja sie erhält geradezu diese Blumenmärkte: werden doch sogar die Leichen von Kindern, Mädchen und Frauen von ihren liebenden oder sie ehrenden Angehörigen, so beschränkt diese auch in ihren Geldmitteln sein mögen, reich mit frischen Blumen, welche rundum den Sarg erfüllen, als letzter Liebesgabe geziert! Es liegt ein tiefer Sinn in der Liebe zu den Blumen und zum Gewinde von Grün; es ist ein erheiternder, reeller Besitz, den sich selbst der am mindesten vom Glücke oder in seiner Stellung Begünstigte mit so wenig Mitteln schaffen kann — und sich auch schafft! Der Leichtsinn kehrt auch in Paris erst da ein, wo der Ueberfluß anfängt — und vor dessen Folgen hüten sich die Pariserinnen mehr, als man gemeiniglich urtheilt. Das bürgerliche Leben ist in Paris noch immer ein sehr ehrenwerthes, ja fast spießbürgerliches. Deshalb ist auch in diesen Kreisen noch rastlose Arbeit, Sparsamkeit und Vorliebe für blühende Pflanzen zu treffen. Der Wellenschlag des so überaus luxuriösen, ja liederlichen Lebens, welches Paris zu beherrschen scheint, trifft nur in sehr wenigen Fällen das häusliche stille Glück der arbeitsamen Familie des Gewerbs- oder kleinen Geschäftsmannes. Und in der Mitte dieses Alltagslebens wird so manche blühende Pflanze das einzige Versöhnungs- oder Verschönerungsmittel.

Eines der Hauptmerkmale der Handelsgärtnerei in und um Paris ist, daß überall nur je ein Kulturzweig verfolgt, aber dieser auch mit unglaublichem Fleiße und Geschick auszubeuten gesucht wird. Da giebt es z. B. große Gartenetablissements, von denen das eine nur Verbenen, das andere Violen und Gladiolen, oder Camelien, Azaleen, Rosen, Dracaenen, Crassula, Cactus (ganz kleine in winzigen Töpfchen), ja selbst nur Gras in Töpfen für die Hunde und Katzen, das ganze Jahr hindurch zum Verkaufe ziehen. Jeder Gärtner von einigem Belange zieht in seinem ganzen Etablissement nur eine Specialität, aber diese mit einer staunenswerthen Abwechslung und Vollkommenheit.

Wir können die Cité nicht verlassen, ohne des zur Poesie des Blumenmarktes einen schneidenden Kontrast bildenden seltsamen Institutes zu gedenken, welches auf der östlichen Spitze der Insel zwischen der Brücke St. Louis und dem Pont de l'Archevêché sich erhebt, nämlich der Morgue, d. i. des polizeilichen Ausstellungslokales aller aufgefundenen Leichen von Selbstmördern oder Verunglückten, deren Namen und Ortsangehörigkeit man nicht kennt und deren Identität durch dieses öffentliche Zurschaustellen ermittelt werden soll. In der That werden ungefähr sieben von acht Leichnamen von Verwandten oder Freunden erkannt, und diese durchschnittlich innerhalb eines bis zwei Tagen. Der Zugang der heutigen Morgue, welche erst im Jahre 1863 das frühere kleine und niedrige Gebäude am Ufer des verhängnißvollen Flusses ersetzte, der ihm volle vier Fünftel seiner gespensterhaften Inwohner liefert, ist frei in einem hallenähnlichen Raum, dessen zweite Hälfte durch eine große Glaswand vom Raume der Zuschauenden getrennt ist. Hinter dieser Wand befinden sich zwölf pritschenartige, aus schwarzen Marmorplatten erbaute Gestelle, auf welchem die nackten Leichname der gefundenen Ermordeten oder Verunglückten einige Tage ausgesetzt und ihre Kleider über ihnen aufgehangen werden. Diese neue Morgue soll hinsichtlich der sanitären Einrichtungen nichts zu wünschen übrig lassen, dennoch ist sie kein angenehmer oder selbst anziehender Ausstellungsplatz für einen zartnervigen Menschen. Immerhin hat sie viel von dem Reiz eines Melodramas für eine gewisse Klasse von Leuten, und besonders von Frauen, und die Männer der Wissenschaft, die Neugierigen und Müßigen bilden eine lange und sehr gemischte Liste von Besuchern. Man rechnet, daß hier jährlich etwa 750 Leichen eingeliefert werden, worunter die Summe der Männerleichen jene der weiblichen um ein Bedeutendes übersteigt. Paris ist nach der Aussage der französischen Schriftsteller die Hauptstadt der civilisirten Welt; wir sind daher gezwungen, davon Notiz zu nehmen — und in einigen Dingen, wie z. B. Selbstmord, hat es unbestritten den Vorrang; es ist in dieser Hinsicht ebenso berühmt, wie Köln wegen seiner Parfume verschiedener Art, und wie Newcastle wegen seiner Steinkohlen und eingepöckelten Lachse. Es ist eine seltsame Thatsache, daß das heiterste und „verständigste Volk auf dem Angesicht der Erde" die größte Bereitwilligkeit zeigt, „irgendwo! irgendwo! aus der Welt zu entkommen"; so aber verhält es sich mit Paris, dem festländischen Salon, selbst in den gedeihlichsten Zeiten.

Die muthmaßlichen Ursachen des Selbstmordes betreffend, so scheint es, daß in Wahnsinn und Selbstmordmanie die Erklärung für mehr als ein Vierttheil der Gesammtzahl liegt. Trunkenheit und Lebensüberdruß scheinen die Ursache für je ein Zehntel; absolute Armuth für nahezu dasselbe Verhältniß; Unglück und unheilbare Krankheiten für je beinahe eben so viel; dann, und unmittelbar nach diesen Fällen, kommen getäuschte Liebe, häusliches Elend und unordentliche Lebensweise des Selbstmörders. Dies gilt indeß nur vom männlichen Geschlechte; bei dem weiblichen steht Wahnsinn in erster, getäuschte Liebe in zweiter, Lebensüberdruß in dritter, Trunkenheit in vierter, Hungertod in fünfter, häusliches Elend in sechster und unheilbare Krankheit in siebenter Linie.

Wir schreiten über den Pont au Change nach dem auf dem rechten Seineufer gelegenen Place du Chatelet, auf welchem Platz eine Säule sich erhebt, auf deren Kapitäl eine mit doppelter Krone geschmückte Viktoria sich befindet. Es stand hier früher ein kleines befestigtes Schloß, das man wegen seines geringen Umfanges Chatelet — Schlößchen — hieß. Die Brücke au Change hieß früher Le Grand Pont, zur Unterscheidung von jener anderen unfern davon stehenden Brücke, welche heute noch Le Petit Pont genannt wird, aber über den südlichen Seinearm führt. Auch an dieser kleinen Brücke stand früher ein Schlößchen, und um beide unterscheiden zu können, nannte man sie nach den Brücken Grand Chatelet und Petit Chatelet, ohne daß das letztere kleiner oder unbedeutender als das andere gewesen wäre. Wie wir wissen, war Paris in alten Zeiten auf die Cité beschränkt und von allen Seiten mit Mauern umgeben, die durch feste Thürme geschützt waren. Die Cité stand nur durch die oben erwähnten beiden Brücken mit dem Festlande in Verbindung und zur Sicherung dieser Zugänge waren die beiden Chatelets erbaut. Ein Chronikschreiber jener Zeit erzählt, der Thurm eines Schlosses sei während einer Belagerung durch die Normannen verbrannt worden, ein Beweis, daß sie von Holz waren. Es muß damals ein furchtbarer hartnäckiger Kampf um diese beiden Schlösser stattgefunden haben, denn die tiefen Gräben waren — wie der Chronist sagt — mit den Leichnamen der Erschlagenen angefüllt und die Seine roth gefärbt von Blut. Es war auch ein Kampf um die Existenz der ganzen Stadt, denn — waren die beiden Schlösser genommen, so mußte die auf der Insel eingeschlossene Bevölkerung entweder den gräßlichen Hungertod sterben oder den wilden Normannen sich ergeben, in welch letzterem Falle zahlreiche Beispiele lehrten, was für ein schreckliches Schicksal der Gefangenen harrte. Karl V. ließ die beiden Chatelets durch den damaligen Prevot von Paris, Hugo Aubriot, von Stein aufführen. Viele große, damals entstandene Bauten wurden von diesem äußerst tüchtigen Manne ausgeführt; er befestigte Paris von Neuem, da die alten Befestigungen der neueren Kriegskunst und den damals zur Anwendung gelangenden Zerstörungsmitteln nicht mehr entsprachen. Auch die berüchtigte Bastille erbaute er, um den drohenden Angriffen der Engländer geeignete Schutzmittel entgegenstellen zu können. Er legte zuerst Dämme an, um das Austreten der Seine zu verhüten, wodurch früher die Befestigungen häufig starke Beschädigungen erlitten, und erneuerte den Grand Pont und die Brücke St. Michel, auf denen Häuser erbaut werden durften. Auch war er der erste, welcher Abzugsgräben anlegte, die mit dem Flusse in Verbindung gesetzt wurden, wodurch eine Menge Unrath aus der Stadt entwich, der bis dahin nicht wenig dazu beigetragen hatte, den Gesundheitszustand der Einwohner zu benachtheiligen. Le Grand Chatelet war dazumal der Sitz der Justiz, welche von da aus verwaltet wurde. Das Kleine Chatelet war unter Ludwig dem Heiligen zugleich Zoll- und Accisgebäude, denn damals schon wurden die Einwohner großer Städte mit dem verhaßten Octroi geplagt. Von Allem, was in die Stadt gebracht wurde, mußten Abgaben entrichtet werden, sogar von Affen, denn wie aus einem alten Edikte erhellt, schon in jenen alten Zeiten war das Herumziehen mit solchen Thieren ein Erwerbszweig. Ein Kaufmann, der einen Affen führte, mußte vier Deniers bezahlen; ein Affenführer hingegen mußte statt Bezahlung seine Affen tanzen lassen! Eine schlechte Einnahmsquelle für die Staatskasse, aber ohne Zweifel der Ursprung des alten französischen Sprüchwortes: payer en monnaie de singe (in Affenmünze bezahlen). Eine Ueberschwemmung der Seine zerstörte im Jahre 1297 einen Theil der Stadt und dabei zugleich Klein-Chatelet, welches von Aubriot ebenfalls und zwar auch in Stein wieder aufgebaut wurde. Lange

Zeit diente es hierauf als Gefängniß, bis es im Jahre 1789 der Volkswuth zum Opfer fiel und niedergerissen wurde. Groß-Chatelet stand noch im Jahre 1802; damals ließ Napoleon es abtragen. Seitdem lebt der Name nur mehr in dem erwähnten Platze und in dem auf demselben stehenden Théâtre du Chatelet fort. Die andere Seite des Platzes begrenzt das Théâtre Lyrique.

In den Chateletplatz mündet der schnurgerade Boulevard de Sebastopol, eine jener großen Pulsadern, welche der napoleonische Reformgedanke gezogen und die die alten Boulevards durchschneidend direkt zum Straßburger Bahnhofe führt. Wir werden diese Neuschöpfungen später noch genauer kennen lernen, vorerst verfolgen wir den Boulevard de Sebastopol nicht weiter, sondern biegen ein in die Rue de Rivoli, welche, der Seine ziemlich parallel, von den Elysäischen Feldern nach Osten zieht und in der Rue St. Antoine ihre



Boulevard Sebastopol — rechts der Thurm St. Jacques.

Fortsetzung findet. Dort, wo der Boulevard de Sebastopol die prächtige Rue de Rivoli schneidet, liegt einer der größten jener rasen- und blumenreichen Gärten, welche die städtische Verwaltung in glücklicher Nachahmung der gepriesenen Londoner Squares überall, wo eine große Anhäufung von Volksmassen die Atmosphäre zu verdicken drohte, angelegt hat. Der hier in Rede stehende Square St. Jacques ist eine der bedeutendsten und schönsten dieser Anpflanzungen, welche jenen der Themsestadt in keiner Hinsicht nachstehen, wenn sie dieselben nicht gar übertreffen. In der Mitte des Square erhebt sich der isolirt stehende, dem Anfange des 16. Jahrhunderts entstammende Thurm St. Jacques de la Boucherie, ein interessantes Denkmal gothischer Baukunst und 52 m hoch. Im Süden begrenzt den Square die schöne, mit der Rue de Rivoli parallel laufende Avenue Victoria, welche auf den Platz des Hôtel de Ville mündet und mit diesem Prachtbau einen würdigen Abschluß findet. Die Place de l'Hôtel de Ville, jetzt mit schönen Anpflanzungen bedeckt, ist der ehemalige Grèveplatz blutigen Angedenkens, und dieser war von sehr früher Zeit an ein Marktplatz: als solcher wird er in den offenen Briefen Ludwig VII. im Jahre 1141 aufgeführt. In den Unruhen der Ligue und der Fronde, sowie



Paris.
Vom Thurm der Kirche St. Gervais gesehen.

bei fast jeder Umwälzung oder jedem Aufstande, die seitdem ausgebrochen, spielte der Grèveplatz eine traurig geschäftige Rolle, was sich, auch wenn keine anderen Ursachen dafür vorhanden gewesen, schon einfach seiner Nähe beim Stadthause wegen erwarten ließ. Er ist sonach voll allgemein geschichtlichen Interesses; das besondere Interesse aber, das sich an diese Oertlichkeit knüpft, rührt daher, daß er bis zu einer vergleichsweise neuen Zeit der gewöhnliche Schauplatz gerichtlicher Hinrichtungen gewesen. Wie sich denken läßt, waren diese zahllos, und so bemerkt denn Ste. Foix in seinen Essays on Paris sehr richtig, daß wenn alle diejenigen, welche von Anfang an bis zuletzt den Tod auf diesem Platz erlitten, sich auf demselben versammeln könnten, sie eine Menschenmasse bilden würden, zahlreicher als irgend eine, die bei ihren Hinrichtungen zugegen gewesen. Die Geschichte des Grèveplatzes ist die Geschichte eines Blutfeldes. Wir widerstehen gern dieser Versuchung und bemerken nur, daß seit der Revolution von 1830 die Guillotine nicht mehr auf dem Grèveplatze, sondern außerhalb der Barriere St. Jacques errichtet wurde. Wohl aber ward hier der erste Versuch mit diesem Instrumente gemacht bei der am 25. April 1792 stattgefundenen Hinrichtung eines Mannes Namens Nicolas Pelletier, der als Mörder und Räuber zum Tode verurtheilt worden war. Wie allgemein bekannt, trägt diese Köpfmaschine ihren Namen von einem Arzte, Dr. Guillotin; allein dieser Mann war nicht, wie man ziemlich allgemein vermuthet, der Erfinder derselben; er empfahl dem Convent als Werkzeug zur Vollziehung der Todesstrafe blos die Annahme einer Maschine, welche unter der Benennung „Mannaia“ bei der Hinrichtung adeliger Personen schon lange zuvor in Italien in Gebrauch gewesen und von welcher unter der Benennung der „Jungfrau“ und, über drei Jahrhunderte alt, im antiquarischen Museum zu Edinburg ein Muster zu sehen ist, das von dem Regenten Morton in Schottland eingeführt worden sein soll. Der eigentliche Erfinder des Fallbeiles soll ein deutscher Mechaniker Schmitt sein, der unter Leitung eines Pariser Wundarztes, des Dr. Louis, das erste Modell anfertigte, mit dem man, um Uebung zu bekommen, anfänglich an Kadavern in Bicêtre experimentirte. Dr. Guillotin, der mit knapper Noth selbst der Guillotine entrann — er ist wirklich nicht guillotinirt worden, wie Einige behauptet haben, sondern starb in seinem Bette als siebzigjähriger Greis 1814 — war aber wohl keineswegs stolz auf den Gebrauch, den man von seinem Namen gemacht hat.

Auch in unseren Tagen ist der in die Place de l'Hôtel de Ville umgewandelte Grèveplatz das Theater von Greuel- und Schreckensscenen gewesen, denn das hier sich erhebende Stadthaus war, wie zur Revolutionszeit, der Sitz der Kommune, welche Paris vom 26. März bis 21. Mai 1871 regierte und schließlich das eigene Gemeindehaus in Brand stecken ließ, nachdem sie mit beispielloser Bosheit alle Anstalten getroffen, die vollständige Zerstörung des Gebäudes unvermeidlich zu machen. Diese scheinbar wahnwitzige Wirthschaft von Fanatikern, Abenteurern, Lumpengesindel und verbrecherisch gewordenem Proletariat in der glänzendsten Stadt Europas zeigte sich als die entsetzliche Schlußfolgerung einer politischen und socialen Bewegung, die an achtzig Jahre zuvor schon, unter der Schreckenszeit der ersten Revolution, ihren Anfang genommen hatte. Dagegen hatte die moderne Bewegung der Kommune mit jener nicht einmal das gemein, daß sie für einen großen Irrthum, für die Wahrung der sogenannten „Menschenrechte“, für die Befreiung des Volkes von der Knechtschaft des Despotismus kämpfte, sondern bietet nur ein so klägliches Bild socialer Verirrungen, daß Frankreich um dieses Blatt seiner Geschichte wahrlich nicht zu beneiden ist. Heute steht das Pariser Rathhaus in seinem alten Glanze wieder da. Es ist ein großer rechteckiger Gebäudekomplex, dessen dem Platze zugekehrte Façade den französischen Renaissancestyl in ganz charakteristischer Erscheinung zeigt. Vier Pavillons überragen mit einem höher aufgeführten dritten Stockwerke die Zwischenbauten. Nicht weit davon erhebt sich mit dorisch-jonisch-korinthischer Säulenfaçade die im Uebrigen aus gothischer Zeit stammende Kirche St. Gervais, von deren Thurm man einen herrlichen Ueberblick der Stadt genießt.

Die Rue de Rivoli, welche das Hôtel de Ville im Norden begrenzt, verliert bei der Kirche St. Paul et St. Louis ihren Namen und zieht von dort als Rue St. Antoine weiter zum Bastilleplatz und über diesen hinaus als Rue du Faubourg St. Antoine zur elliptischen, mit Baumgängen versehenen Place du Trône, von wo sie sich in der stattlichen Avenue de Vincennes über die Umwallung von Paris fortsetzt. Weder die Rue St. Antoine noch etwa gar die Rue du Faubourg St. Antoine zeigen in ihrer Erscheinung etwas von dem Glanze, welcher die Rue de Rivoli zu einer der wundervollsten Straßen der Welt macht, und selbst diese

sinkt in dem Abschnitte östlich vom Hôtel de Ville zu bescheidenerem Aussehen herab. Einen freundlichen, wenn auch nicht großartigen Eindruck gewährt die Place de la Bastille mit der von Ludwig Philipp errichteten Julisäule, welche in künstlerischer wie in konstruktiver Hinsicht zu den vollendetsten modernen Schöpfungen gehört. Der ganze Bau besteht aus Bronze und das frei gebildete korinthische Kapitäl trägt eine Statue der Freiheit, zu welcher eine Wendeltreppe im Innern der Säule emporführt. Das Monument ist der Verherrlichung der gefallenen und gemeinsam hier eingesargten Julikämpfer geweiht. Der Platz aber trägt seinen Namen zur ewigen Erinnerung, daß einst hier die königliche Zwingburg stand, mit deren Eroberung durch das Volk thatsächlich die große Revolution ihren Anfang nahm. Ein Rückblick auf die Geschichte dieses verschwundenen Zwing-Paris, wie ihn die von Ravaisson veröffentlichten Archives de la Bastille ermöglichen, wird sicherlich



Place de la Bastille.

des Interesses nicht entbehren und auf Sitten und Zustände im Frankreich der letztvergangenen Jahrhunderte wichtige Streiflichter werfen. Die Bastille war eigentlich ein Gefängniß zu Zwecken des Königs; von ihrer Erbauung 1369 durch Aubriot, den schon erwähnten Präfekten von Paris — der seltsamer Weise der Erste das Gefängniß als Häftling inaugurirte — an wurde die Festung mehr zu politischen als Vertheidigungszwecken verwendet. Zunächst hatte sie vornehmlich den Zweck, das damals schon turbulente Quartier St. Antoine in Schach zu halten. Die Engländer, die 1431 fünf Tage nach der Verbrennung der Jeanne d'Arc durch den Connetable de Richemont Fuß um Fuß aus den Straßen von Paris gedrängt wurden, fanden darin Zuflucht, waren jedoch alsbald genöthigt, sich zu ergeben. Während der Fronde spielte sie insofern eine Rolle, als Mlle. de Montpensier, die Tochter Gastons von Orléans, nachdem Condé mit den Frondeurs geschlagen war, sich der Bastille bemächtigte, ihre Kanonen auf die Königlichen richtete und so den Bürgern Zeit schaffte, ihre Thore zu öffnen, die Geschlagenen einzulassen und die Thore alsdann vor den Augen Turenne's wieder zu schließen.

Richelieu war der Erste, welcher die Bastille ihrem nachmalig ausschließlichen Zwecke weihte. Im Frankreich jener Tage war es wie so ziemlich allerorts Regel, daß jeder von Seinesgleichen gerichtet werde, allein der Kardinal, der die Verhältnisse gefahrdrohend fand, führte die seither in Frankreich übliche Methode ein: die Anarchie durch den Absolutismus zu kuriren. Allerdings schwingt dann häufig auch der Pendel zurück und die Anarchie kurirt gelegentlich den Absolutismus; in dieser Pendelschwingung aber geht es so ziemlich fort. Louis XIV., dem das „l'état c'est moi" wirklich inniger Ueberzeugungssatz war, schrieb eigenhändig in eines seiner Tagebücher: „Es ist der Wille Gottes, daß jedes als Unterthan geborne Geschöpf unfraglich (sans discernement) gehorche", und führte so den Plan Richelieu's aus. Eine lettre de cachet stand über Urtheil und Gesetz. „So-und-so ist in die Bastille zu stecken und bis auf weitere Befehle dort in Gewahrsam zu halten", war die Formel, die, vom Könige signirt und von einem Minister contrasignirt, über alle Gerichte hinaussetzte. War der So-und-so eine Persönlichkeit von socialer Bedeutung, so wurde ihm diese Ordre überreicht und er stellte sich pflichtschuldigst selbst in der Bastille. War es nur ein Bürger, so wurde er auf seinem Heimwege des Nachts von Bogenschützen umringt, mit dem fatalen weißen Stäbchen berührt und in einem nahebei wartenden Wagen seiner Bestimmung zugeführt. Die Gefangenen der Bastille theilten sich in zwei Kategorien: die einen wurden einfach aus dem Wege geräumt, die anderen waren bestimmter Verbrechen angeklagt. Die letzteren wurden irgend einmal einer Untersuchung unterzogen und, wenn schuldig befunden, zum Geständnisse gefoltert. Die beliebteste der Foltermethoden war: den Delinquenten auf einer Matratze auf den Rücken zu legen und ihm mittelst eines Trichters sechs bis acht Pinten Wasser einzuschütten; dann wurde die Matratze knapp an ein hellflammendes Feuer gerückt und der Unglückliche, wenn er wieder zum Bewußtsein kam, genöthigt, das für ihn aufgesetzte Bekenntniß zu unterschreiben. Wenn zum Tode verurtheilt, wurde der Gefangene entweder gehängt oder lebendig verbrannt. In letzterem Falle schrieb dann der Präsident der Kommission häufig in einem Anfluge menschlichen Erbarmens darunter: „retentum", was bedeutete, daß der Verurtheilte, während der Scheiterhaufen angezündet ward, erdrosselt werde. Für Ketzer freilich, wie der arme Morin, der ein Neu-Jerusalem gründen wollte, gab es keine derartigen Rücksichten: er fand den Tod in den Flammen.

Dagegen befand sich eine andere Gattung von Gefangenen in der Bastille ganz wohl. Sie waren des Königs Gäste und erfreuten sich einer Bewirthung, um die sie mancher frei Herumgehende beneiden mochte. Ihr Mittagsmahl bestand aus Suppe, Entrées, Braten, Dessert und es kamen ihnen täglich drei Flaschen Wein zu, wovon eine Champagner war. Kein Wunder, daß manche der Gefangenen, wenn sie frei waren, wieder nach ihrem Kerker zurückverlangten. Einige auch nahmen mit einfacherer Verköstigung vorlieb, theilten die dadurch erzielte Ersparniß mit dem Gouverneur und brachten ein nettes Sümmchen mit sich ins Freie. Auch hatten sie ihre Kegelbahn, Billards und alle Gattungen Spiele. Gehörte doch ein großer Theil der Gefangenen der vornehmen Welt an. Die Edelleute duellirten sich trotz der strengen Gesetze gegen das Duell; ein gewöhnliches Tribunal besaß kein Urtheilsrecht über Edelleute, folglich war es das Einfachste, sie für einige Zeit nach der Bastille zu senden; dadurch entgingen sie der Erniedrigung, vor einem ordentlichen Gerichte zu erscheinen. Zum Beispiele: Der Wagen des Marquis de Villequier fuhr in den engen Straßen von Paris gegen jenen des Herzogs d'Elboeuf an; die Leute geriethen in ein Handgemenge, an dem die beiden Seigneurs mit den Waffen gegen einander Theil nahmen. Der Marquis wurde einfach nach der Bastille geschickt, bis die Marschälle von Frankreich entschieden hatten, daß dies nicht als ein Duell, sondern als ein zufälliges Zusammentreffen zu betrachten sei, und der Marquis wie der Herzog frei ausgingen. Ein anderer Fall: Der Chevalier de Grancey liebte Mlle. de Rohant, entführte sie und ihre Mutter und zwang erstere, sich auf seinem väterlichen Schlosse mit ihm trauen zu lassen. Die Familie Rohant klagte und ein Garde du Corps wurde nach dem Schlosse Grancey gesendet, mit dem Befehle, die Damen freizugeben. Der Vater des Entführers, Marquis de Grancey, verweigerte dies, kehrte aber mit dem Garde du Corps nach Paris zurück und stellte sich selbst in der Bastille, worüber der König derart gerührt war, daß er die gewaltsame Heirath sanctionirte. Und nun ein noch weitaus schlimmerer Fall: René de l'Hospital, Marquis de Choisy, behandelte seine Vasallen so schmachvoll unbarmherzig, daß der Pfarrer einer seiner Gemeinden dies grausame Verfahren zum Gegenstande

einer Predigt nahm. Der Marquis lauerte ihm dafür mit einigen seiner Pagen einst auf seinem Heimwege auf, tödtete den ihn begleitenden Landmann und brachte dem Pfarrer eine Stichwunde bei. Der alte Geistliche flehte um Gnade, allein der Edelmann schlug ihm mit dem Kolben seiner Büchse die Kinnladen entzwei, ließ den auf dem Boden Liegenden von seinem Pferde treten und stieß ihm schließlich das Schwert in die Seite. Die Geistlichkeit nahm die Sache auf, führte Klage und der Fall wurde vor das Pariser Parlament gebracht; allein der Angeklagte besaß eine mächtige Familie und wurde, noch ehe der Fall zur Verhandlung kam, in die Bastille gesteckt, aus der er nach wenigen Tagen schon mit einer Freisprechung entlassen wurde.

So übte der grand monarque um das Jahr des Heiles 1660 Gerechtigkeit! Gleichfalls häufig zu Privatzwecken, allein etwas strenger als Korrectionshaus, wurde die Bastille Bürgerlichen gegenüber verwendet. Z. B. der Sohn eines Architekten wollte dem väterlichen Wunsche nicht gehorchen und nicht Geistlicher werden: er wurde nach der Bastille geschickt, um dort Geschmack an der Theologie zu gewinnen. Oder Städtedeputationen flehten knieend bei dem Könige, daß die alten Gerechtsame ihrer Städte nicht, wie zur Zeit, mißachtet würden, und der Monarch ertheilte ihnen freundlich die Zusage, daß ihre Angelegenheit eingehend untersucht und gewürdigt werden solle, sendete sie aber gleichzeitig nach der Bastille, da nur die Intendanten das Recht hätten, solche Fragen vor den König zu bringen, und eine gewisse Disciplin aufrecht erhalten werden müsse. Selbst Gesandte waren nicht vor der Bastille gefeit. Jener des Kurfürsten von Brandenburg machte ihre Bekanntschaft, weil er seinem Herrn von einer der zahlreichen Liebschaften Louis' berichtet hatte.

Unter Louis' XIV. Großenkel Louis XV. wurde mit der Bastille und den lettres de cachets noch ärgerer Mißbrauch getrieben. Letztere waren nicht allein auf Bestechungswege zugänglich, sondern ganz einfach als Blankette mit der königlichen Unterschrift käuflich. Wer fünfundzwanzig Louis, ungefähr 400 Mark, daransetzte konnte sich ziemlich leicht ein solches verschaffen, füllte das Blankett mit dem Namen seines Feindes aus und wußte ihn nun gut aufgehoben. Unter Louis XIV. war, wie bemerkt, das Vorgehen bei allem Despotismus doch ein anständigeres. Die Bastille war vielleicht der einzige Ort, an den ein Fouquet gebracht werden konnte. Corneille und Lafontaine, von seinem großmüthigen Enthusiasmus für die Literatur verblendet, hielten ihn für unschuldig, Andere meinten, der König sei wegen der Pracht seiner Feste gegen ihn erbost, ja Einige glaubten, Fouquets Liebeswerbung um die La Vallière sei die Ursache seiner Ungnade, allein das Archiv der Bastille erweist seine Schuld als unzweifelhaft. Der König, der eine tüchtige Arbeitskraft war, hatte alle Akten selbst durchgegangen und es hatte sich als unzweifelhaft herausgestellt, daß Fouquet den Staat in unerhörter Weise geplündert habe. Er bezahlte die Staatsgläubiger mit werthlosen Obligationen, die er, wenn die Leute die Geduld verloren, um ein Geringes einlöste und sich dann aus dem Schatze voll ausbezahlen ließ.

Wie die Minister, verfiel auch der König auf gar eigenthümliche Mittel, den Bankerott hinauszuschieben und die ewigen Deficite zu decken. Louis XIV. suchte vor arger Geldnoth ein seltsames Auskunftsmittel. Die Alchymie war damals an der Tagesordnung und er ließ ein Häuflein Alchemisten festnehmen und in die Bastille setzen, um unter Aufsicht der Regierung zu „arbeiten". Sie erhielten Schwefel, Antimon und Arsenik nach ihres Herzens Verlangen und man erwartete dafür Gold von ihnen. Die Polizeiorgane, die ihr Thun sorgfältig überwachten, stießen dabei wohl auf kein Gold, machten aber dafür die Entdeckung, daß diese Männer, die den Stein der Weisen zu suchen vorgaben, handwerksmäßige Giftmischer waren und Personen aus den höchsten Kreisen zu ihren Kundschaften zählten. Arsenik, das zu jener Zeit keine an vorhandenen Erkennungsmitteln wahrnehmbaren Spuren zurückließ, wurde unter dem Namen „poudre de succession" ein fashionabler Handelsartikel, dessen man sich bediente, um jemand, der Einem im Wege stand, daraus fortzuräumen. Die Brinvilliers ist eine allgemein bekannte Persönlichkeit. Die Voisin war ihre plebejische Nachahmerin und that für die unteren Stände, was die große Dame für die Aristokratie gethan hatte, verübte übrigens noch eine Menge Gräuel anderer Art, wie es denn erwiesen ist, daß sie unter Zauberceremonien über 2500 neugeborene Kinder durch den Flammentod aus der Welt schaffte. Das Zimmer war dabei schwarz ausgeschlagen, ebenso der darin aufgerichtete Altar, schwarze Kerzen wurden angezündet und der Priester — es fanden sich Priester zu solchen Scheußlichkeiten — travestirte bei der Kinderschlachtung eine Messe. Einige dieser Ceremonien entziehen sich jeder Andeutung. Mit Alledem hatte sich die Voisin 100,000 Kronen gemacht und war im

Begriffe, unter falschem Namen Frankreich damit zu verlassen, als sie eingeholt, gefangen, einer Untersuchung unterzogen und 1680 verbrannt wurde. Sie aß vorer noch herzhaft und lustig zu Nacht, parodirte dabei in lautem Gesange Kirchenlieder und „gab ihre Seele gentiment dem Teufel", wie Madame de Sévigné sagte.

Allein sie hatte auch viel vornehmere Kunden als Fleischers- und Zimmermannsfrauen. Maria Mancini, die Gräfin von Soissons, ward überwiesen, sich bei ihr Gift geholt zu haben, um der La Vallière ledig zu werden, die sie aus dem Herzen Louis' XIV. verdrängt hatte. Die Gräfin sollte auf den Beweis ihrer Schuld hin verhaftet werden, allein der König ließ ihr durch den Herzog von Bouillon den Wink zukommen, zu fliehen. Gar viele Andere entkamen auf gleiche Weise, denn das Vergiften war zu einer wahren socialen Epidemie angewachsen, so daß der hohe Gerichtsbeamte de la Reynie, der die Untersuchung führte, in kürzester Zeit 147 Gefangene unter den Händen hatte und die Frage aufwarf: „ob es zu Ehre Gottes und im Interesse des Königs, id est des Staates, oder selbst der Gerechtigkeit sei, wenn so ungeheuere Verbrechen allgemein bekannt würden?" Persönlichkeiten von höchstem Range waren auf das Aeußerste kompromittirt und de la Reynie schrieb 1681 an den Premierminister Louvois: „Lägen nicht die Geständnisse der Verbrecher vor, man könnte sich eine derartige Ausdehnung des Verbrechens gar nicht vorstellen. Gift gilt als das Abhilfemittel für alle Familienzwistigkeiten." Unter den armen Leuten, die in den Prozeß verwickelt waren, fand sich sogar einer, der das Geschäft, einen Giftmord zu begehen, für 30 Sous auf sich genommen hatte. Es herrschte eine derartige Panique unter den Leuten, daß sie aus Angst, in dem Metalle könne Gift vorhanden sein, nicht mehr aus Bechern, sondern nur aus Gläsern tranken. Bei einer Mittagmahlzeit brachten die Gäste einen silbernen Teller mit, von dem sie speisten und den ein vertrauter Diener servirte und wieder heimbrachte. Die Wäsche wurde zu Hause gewaschen und die Frau wohnte dem Verfahren bei, damit das Hemd ihres Mannes nicht zu einem Nessus-Hemde werde. Briefe wurden desinficirt wie zur Zeit einer Seuche und die Damen verschmähten Blumensträuße, weil Leute, die den Duft vergifteter Blumen eingesogen, daran gestorben waren. Selbst der gute, fromme Racine stand eine Zeitlang in dem Verdachte, Gift angewendet zu haben. Das Archiv hat den Bericht über die heimlich geführte Untersuchung aufbewahrt, die seine Unschuld erwies.

Die Voisin wurde 1680 verbrannt und ein Jahr später wurde Madame de Caroda, der Gemahlin des „königlichen Forstmeisters", die Hand abgehackt. Dazwischen lag eine Menge von Bestrafungen; da wurde plötzlich die Untersuchung eingestellt und die chambre ardente ließ von allen weiteren Verfolgungen ab. Der König war der Meinung de la Reynie's geworden, daß der Skandal vor der ganzen Nation ein allzu großer sein würde. Noch ganz andere Sterne des Hofes als die Gräfin von Soissons waren eben so schlimm kompromittirt und ebenso eine bedeutende Anzahl von Geistlichen. Der König, der trotz seiner Lebensweise streng katholisch war, wollte den Feinden der Kirche nicht dieses Material in die Hände spielen. Die Schuldigen wurden entweder aus dem Lande getrieben oder in einem Kloster untergebracht. Zugleich trat ein gewaltiger Umschwung in der öffentlichen Meinung ein. Das Vergiften hörte auf, „Mode" zu sein, und galt nun als „scheußlich".

In wahrhaft Entsetzen erregender Weise ergibt sich aus dem Archive der Bastille ein Bild der Corruption unter dem grand monarque und seinem Nachfolger und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bastille ein mächtiger Anstoß zur Revolution gewesen. Die Erstürmung der Zwingburg war sicher ein ziemlich natürlicher Racheact der Pariser Bevölkerung, im Uebrigen aber durchaus nicht die Heldenthat, als die sie in die Welt posaunt wurde, denn sie bestand einfach im Durchhauen der Ketten der Zugbrücke und einer tumultuosen Besitznahme. Die Leichenberge, die dabei in französischen Romanen — auch manche französische Geschichtswerke sind Romane — eine so große Rolle spielen, sind glücklicher Weise nur Phantasiegebilde und die Anzahl der Gefallenen war eine relativ nur geringe. Immerhin behält die Genesis des heutigen Bastillenplatzes ihr historisches Interesse. Erst eine Königsburg, dann Zwing-Paris, dann ein Tanzsaal: Ici l'on danse, auf den Ruinen des Zwingers, dann der von Napoleon I. aus Sand und Mörtel erbaute Elephant, das Sinnbild, sagte man, der Revolution und der Stärke des Volkes. Armes Sinnbild! Als man das große Thier zerschlug, entströmten aus seinen Bauche, in wilder Flucht, ein Heer von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer, die das Licht scheuen. Dann kam die Junisäule mit ihrer herrlichen Aussicht auf das Becken von

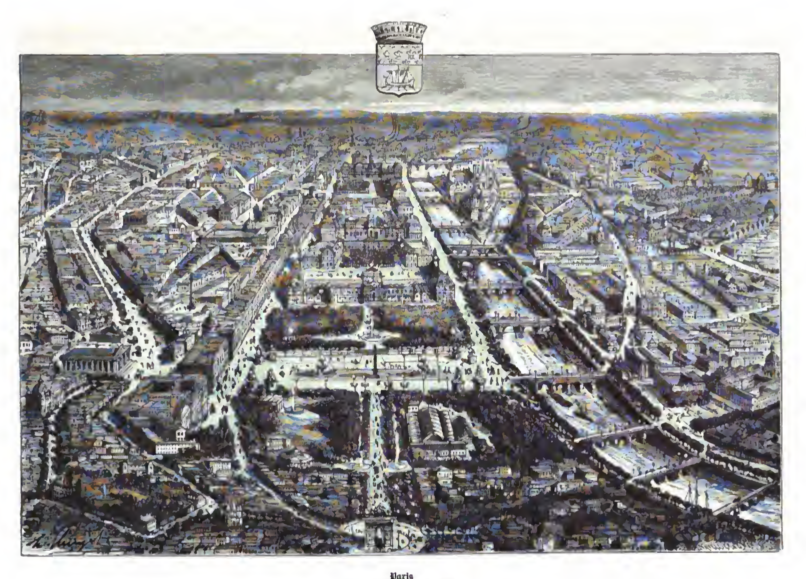
Paris und der „Freiheit“ auf ihrer Spitze. Da steht sie, die goldene Göttin, mit ausgebreiteten Armen, hoch in der Luft, hehr und erhaben über den Menschen, aber festgebannt und nimmer zu ihnen herabsteigend, ein ewiges Ziel ihrer bis jetzt unerreichten Wünsche.

Wenn man mit dem Rücken an die Julisäule gelehnt ist und nach Nordwesten blickt, so hat man die Linie der Boulevards gerade vor sich, etwas zur Rechten den Raum, wo einst der offene Kanal St. Martin war mit seinen beiden Quais de Jemapes und de Valmy. Das Wasser ist jetzt überwölbt und in den breiten Boulevard Richard Lenoir umgewandelt; noch mehr rechts öffnet sich die Vorstadt St. Antoine, die der vorsichtigen Aufmerksamkeit des dritten Napoleon nicht entgangen ist, — ihr entspricht zur Linken die Straße



Place de la République.

St. Antoine, und hinter der Säule, erst etwas südlich, dann nach Osten einbiegend und parallel mit der Vorstadt, beginnt die Eisenbahn nach Vincennes. Wer in einer Beschreibung von Paris die Boulevards nennt, versteht darunter vorzugsweise die 4½ km lange Strecke, die zwischen den beiden Endpunkten der Bastille und der Kirche Madeleine mitten inne liegt, die große Schlagader, wo das Pariser Leben pulsirt, von Tagesanbruch bis spät nach Mitternacht in einem ununterbrochenen Strome hin- und herwogt, nimmer rastend, stets wechselnd, stets neu, ein ewiges Gebären, das treueste Charakterbild der großen Stadt und, in seiner lockenden Mannigfaltigkeit, in seinem humanen, umfassenden, fesselnden Austausch der reizendste Ort und mit keinem andern vergleichbar in der Welt. Dies gilt allerdings vornehmlich von den sogenannten inneren oder großen Boulevards der rechten Stadtseite, welche als breite, mit Bäumen bepflanzte und von hohen, zum Theile von Prachtgebäuden eingefaßte Straßen an die Stelle der alten Stadtmauern und Gräben getreten sind. Diese inneren Boulevards auf dem rechten Seineufer, elf an der Zahl, werden in großem Halbbogen von den äußeren



Paris

Vom Arc de l'Etoile aus gesehen.

Boulevards, den Ueberresten der einstigen Zollgrenze umgeben, die freilich auch breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen darstellen, aber zum Theil von primitiv aussehenden Häusern flankirt werden. Sie tragen den echten Vorstadtcharakter, während die ursprünglichen Vorstädte, die jetzt zwischen den inneren und äußeren Boulevards liegen, zu den schönsten, belebtesten und wohlhabendsten Stadttheilen gehören. Die äußeren Boulevards können also weder dem Aussehen noch der merkantilen Bedeutung nach mit den innern Boulevards verglichen werden. Jenseits der ersteren liegen die 1860 einverleibten Stadttheile, welche früher selbständige Ortschaften der Bannmeile waren wie Auteuil, Passy, Les Batignolles, La Villette, Belleville, Ménilmontant, Charonne, Bercy. Eine dritte Gruppe Boulevards, sind endlich die neu durchgebrochenen Pracht- und Luxusstraßen, die keine historische Berechtigung zu dieser Bezeichnung haben, mitunter auch Avenuen genannt werden. Alle Boulevards haben eine breite, ungepflasterte aber macadamisirte, chausseeähnliche Fahrstraße und zu beiden Seiten sehr breite asphaltirte Trottoirs. Zwischen diesen und dem Fahrweg stehen ungemein gepflegte Lindenbäume, die dem äußerst unruhigen Stadtbild sehr wohlthätig-vermittelnde, beruhigende Elemente einflechten.

Die Boulevards vor dem Bastilleplatz, die Boulevards Beaumarchais, früher St. Antoine, Boulevard des Filles du Calvaire bis zum Boulevard du Temple, wo wir eine kleine Pause machen wollen, sind der am wenigsten glanzvolle Abschnitt der inneren Linie. Es ist wenig von ihnen zu berichten, sie tragen im allgemeinen einen ruhigen, kleinbürgerlichen Charakter; wir bemerken bloß im Vorübergehen den Cirque d'hiver, in welchem die berühmten Volkskonzerte (concerts populaires) von Pasdeloup stattfinden, zur Rechten, zur Linken aber das kleine ehemalige Théâtre Déjazet, jetzt Troisième théâtre français genannt. Da wo die Rue du Faubourg du Temple in die Boulevards einmündet und diese in einem stumpfen Winkel nach links abbiegen, mit anderen Worten am Anfange des Boulevard St. Martin erhebt sich in dem Baustyle mancher Fürstenschlösser des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland die große Kaserne des Prinzen Eugen mit unzähligen Innenräumen und Höfen, bombenfest und mit einer strategischen Terrasse auf ihrem Dache. Der große und unregelmäßige Platz, auf dem sie steht, hat bis vor kurzem wegen einer 1811 hier errichteten, seither übrigens völlig veränderten Fontäne den Namen Place du Chateau d'eau getragen. Jetzt hat man ihn besser regulirt, mit einer Statue der Republik geschmückt und in Place de la République umgetauft. Wir haben denselben abbilden lassen. In der Topographie des modernen Paris spielt dieser Platz eine nicht unwichtige Rolle und im Zuge der Boulevards bildet er geradezu einen Markstein, denn in seiner nächsten Nähe öffnen sich drei Straßen, welche die Physiognomie dieses östlichen Theiles der Stadt nicht wenig verändert haben. Da ist zunächst der 3 km lange schnurgerade Boulevard du Prince Eugène oder Boulevard Voltaire, der sich von dem Chateau d'Eau nach der Place du Trône am östlichen Eingange der Vorstadt St. Antoine erstreckt. Man kann ihn ebenso gut eine natürliche Fortsetzung des Boulevard St. Martin als jenes de Magenta nennen, von dem gleich die Rede sein wird. Der Boulevard du Prince Eugène durchschneidet über den Kanal St. Martin oder vielmehr die denselben nun deckende Esplanade des Boulevard Richard Lenoir hin, das Stadtviertel von Popincourt seiner ganzen Länge nach in einer Diagonale, ohne die Straße des Faubourg St. Antoine im mindesten zu berühren, und erzeugt demgemäß die kürzeste, ungehemmteste Verbindung mit der großen Straße nach Vincennes, dessen Arsenal und Festung einerseits, und der Eugenkaserne andrerseits. Eine Tramwaylinie durchfährt ihrer ganzen Länge nach diese wichtige aber wenig interessante Straße. Der obenerwähnte Boulevard Magenta, eine natürliche Fortsetzung des Boulevard du Temple, ohne Winkel und in direkter Linie, läuft zwischen dem Boulevard St. Martin und der Douane, beziehungsweise dem Kanal St. Martin auf die alte Barriere Poissonnière und die Anhöhen von Montmartre zu. Der Anblick dieses allmählig mehr und mehr aufsteigenden Boulevards mit den scharfen Umrissen der Hügel von Montmartre im Hintergrunde bringt eine herrliche Wirkung hervor; außerdem aber lichtet, zertrennt und theilt mittelst seiner breiten Bahn der Boulevard de Magenta die berüchtigten Vorstädte St. Martin, St. Denis und die Enclos St. Laurent und St. Lazare, zugleich die Annäherung an die Bahnhöfe von Lille und Straßburg von zwei Seiten und deren nachbarliche Berührung mit Vincennes erleichternd. Die dritte der gedachten Straße, die Rue de Turbigo, ist die stadteinwärts gekehrte Fortsetzung der von Nordost kommenden Vorstadt du Temple und läuft gerade, südwestlich, auf die große Centralhalle zu. Sie dringt wie die Axt und der Pflug eines aufräumenden

Pioniers in das dichte wilde Gestrüpp des Faubourg du Temple ein, erweitert die Wege und Verbindungen in einem Viertel, das in der Geschichte der Pariser Volksbewegungen und Aufstände einen alten Namen hat, dem Viertel zwischen dem Marché des Innocents und dem Haupttrödelmarkte von Paris, dem Marché du Temple, dessen Buden einer schönen Halle Platz gemacht haben, wobei freilich an Originalität viel verloren ging. Die Rue de Turbigo, die Straßen du Temple, St. Martin und St. Denis durchschneidend, schließt sie sich in dieser Aufgabe helfend und zuthuend an den Boulevard de Sebastopol, den sie gleichfalls durchkreuzt.

Der geneigte Leser möge mir nun zurück zu einem Punkte folgen, den er bereits kennt: auf die Place de la République. Wie man dort nach Süden hin den Bastilleplatz in der Ferne vor sich hat, so erblickt man nach Westen die Boulevards St. Martin, St. Denis, Bonne, Nouvelle, Poissonnière und Montmartre von dem Chateau d'Eau aus. Boulevard St. Martin bietet außer einigen hier befindlichen Theatern, wie Folies



Conservatoire des Arts et Métiers.

dramatiques, Ambigu Comique, Porte St. Martin und Renaissance wenig Bemerkenswerthes. Am westlichen Ende desselben, der Rue St. Martin gegenüber, erhebt sich die von Ludwig XIV. errichtete 17,5 m hohe Porte St. Martin in der Gestalt eines Triumphbogens mit drei Thoren. Wenn wir ein wenig in die eben genannte Rue St. Martin einbiegen, so erreichen wir bald den Eingang des Conservatoire des arts et métiers, welches den Raum der alten Priorei St. Martin des Champs einnimmt, von der noch ein Thurm, dann die Kirche und das jetzt als Bibliothek dienende Refektorium erhalten sind. Vor dem interessanten Bauwerke breitet sich ein schöner Square aus. Der an jenen von St. Martin anschließende kurze Boulevard St. Denis bezeichnet für den von Osten Kommenden den Anfang derjenigen alten Boulevards, die durch ihre ameisenartig hastenden Menschenmassen und ununterbrochenen Droschkenwettrennen vor allen übrigen sich auszeichnen. Die merkwürdigste Umgestaltung in diesem Quartier bewirkte der schon mehrfach erwähnte Boulevard de Sebastopol, welcher jenen von St. Denis senkrecht durchschneidet, von Nordost nach Südwest zwischen den beiden Straßen St. Martin

und St. Denis hin, nördlich des Boulevard de Strasbourg sich bis an den Bahnhof der Straßburger Eisenbahn, südlich über die Seine als Boulevard St. Michel bis an den Garten des Luxembourg sich erstreckend. Die Wirkung dieser großartigen Straße mit ihren palastähnlichen Häusern voll Handel und Verkehr ist wahrhaft ergreifend; sie ist zugleich ein Todesurtheil gegen die alten Gassen, Gäßchen sollte man sagen, St. Denis und St. Martin und selbst die Vorstädte dieses Namens. Diese, sowie die gleichnamigen Straßen der inneren Stadt, waren von jeher ein Herd der Revolutionen, die in den zahlreichen Querstraßen und Winkeln die willkommenste Zuflucht fanden. Hier löste sich die Stadt gleichsam in ihre Atome auf; es gab Stadtviertel, die nur aus einzelnen Häusern bestanden. Diese Häuser waren Bastionen des Aufstandes und boten zugleich Ausgänge nach den verschiedensten Seiten. Die parallelen Rue St. Martin und Rue St. Denis communicirten durch diese unzähligen Gassen und Gäßchen auf das ungestörteste und jede derselben hatte, wie die abgehauenen Glieder eines Polypen, ihre eigene revolutionäre Lebenskraft. Für die Entfaltung soldatischer Kräfte waren diese Zwillingsstraßen so ungünstig wie möglich; denn es erforderte einen doppelten Kraftaufwand, jede derselben zu beherrschen. Blieb aber die eine derselben dem freien Spiele des Aufstandes überlassen, so war die andere für die Truppen unhaltbar. Die Ironie des napoleonischen Willens, weit entfernt diese beiden revolutionären Lebensadern oder eine derselben zu zerstören, ließ sie ruhig nebeneinander fortbestehen, aber unterbrach ihre Verbindung durch den gewaltigen Boulevard de Sebastopol, der als eine Hauptpulsader von Paris zwischen sie hineingelegt wurde und sie so zu unbedeutenden Nebenstraßen degradirte. Dieser Boulevard, welcher nunmehr das nördliche Paris in zwei ungleich große Hälften trennt, hat aber auch dem alten Boulevard St. Denis seine alte ursprüngliche Pulsader unterbunden und leitet jetzt alles strömende Herzblut des großen Verkehrs in sein eigenes Arteriensystem. Nur ein Theil der Bewegungsmassen reicht noch bis zur Rue St. Martin. Wie bei dieser, so erhebt sich auch am Ende des Boulevard St. Denis über der gleichnamigen Straße eine gleichfalls von Ludwig XIV. errichtete Triumphpforte, die Porte St. Denis, welche für eines der schönsten Monumente in der französischen Hauptstadt gelten kann. Der Bau ist 23 m hoch und hat, wie der Titusbogen in Rom, einen einzigen 14 m hohen Durchgangsbogen von 8 m Breite. Beide Façaden sind mit Skulpturen der berühmten Bildhauer Gebrüder Anguier geziert.

Wir nähern uns nunmehr den Boulevards par excellence, dem Quartier der fashionablen Flaneurs, dem Eldorado der Fremden. Mit dem Boulevard St. Denis endet der demokratische Theil der Boulevards, wenngleich der aristokratische erst mit dem Boulevard Montmartre anfängt, doch macht sich der Strom der die Boulevards besuchenden Fremden schon von der Porte St. Denis an fühlbar. Wahrlich, wer an einem heiteren Tage zum erstenmale von dem Boulevard Bonne Nouvelle an über die Boulevards Poissonnière, Montmartre, des Italiens und des Capucines nach der Madeleine hinschlendert, muß versucht sein, wie der Kapuziner in Wallensteins Lager auszurufen:

„Heisa, Juchheia! Dudeldumdei!
„Das geht ja hoch her.“

Ist stets Sonntag, ist stets Feiertag hier? Ist irgend ein großes Fest im Kalender angeschrieben? Warum ist die ganze Bevölkerung in den Straßen? Giebt es auch noch Leute in den Häusern, in anderen Theilen der Stadt? Woher kommen alle die Gäste, um diese von Gold und Spiegelglas strahlenden Kaffeehäuser und Restaurants zu beschäftigen und zu unterhalten? Von dem Faubourg Poissonnière bis zur Chaussée d'Antin, der vornehmen Straße, welche den Boulevard des Italiens von jenem des Capucines scheidet, ist beinahe jedes Haus ein Café oder Restaurant, sie sind alle besucht und zu gewissen Stunden des Abends z. B. alle voll. Und während in London man sich in den Behältern des Essens und Trinkens verbirgt, strebt in Paris Alles nach der Straße und das genießende Leben giebt sich zur öffentlichen Schau, eine Sitte, der sich übrigens die anwesenden Söhne und Töchter Albions durchaus nicht feindlich gesinnt zeigen. Wenigstens ist es in manchen Augenblicken vor dem Café Riche, Bignon und anderen, als ob eine Kolonie von Engländern und Engländerinnen sich hier niedergelassen hätte. Nebst den mehr oder minder prunkend ausgestatteten Cafés und Restaurants bilden die vornehmlichste Zierde der Boulevards die zahlreichen Verkaufsläden, die durch ihre mit dem raffinirtesten Geschmack angeordneten Schaustellungen hinter riesigen Krystallscheiben die Schätze französischen

Kunstfleißes in strahlender Farbenpracht bloslegen. Erhöht wird dieser unendlich anlockende Glanz noch des Abends durch die verschwenderische Gasbeleuchtung der Magazine. Schon auf dem Boulevard Montmartre beginnen diese eleganten Läden; dort befindet sich auch die Passage des Panoramas, eine der vornehmsten und belebtesten von Paris, welche sich theilt und in die Straßen Vivienne, St. Marc und Montmartre mündet. Sie, sowie die Passage Jouffroy, welche nördlich den Boulevard mit der Rue Grange-Batelière verbindet, ist besonders reich an Läden für Modeschmuckartikel und kleine Garderobeausstattung (Articles de Paris). Auf dem Boulevard des Italiens, der reichsten und prächtigsten einer, beginnen die Hôtels, Cafés und Restaurants sich zu häufen und das Leben des Fußgängerverkehrs wird von einer einmündenden Straße zur anderen immer drängender, eiliger. Hier sind die theuersten Luxusläden mit den allermodernsten Neuigkeiten. Hier endlich



Die Oper.

zeigt sich ein Theil derjenigen reichen Pariser Welt, die sich sehen lassen will, hier der Kaffee und Absinth schlürfende Monde und Demimonde an runden Tischchen auf der Straße, oft die Hälfte des Bürgersteiges einnehmend.

Den Glanzpunkt der Boulevards bildet die am Boulevard des Capucines gelegene Place de l'Opéra mit dem sich erhebenden Prachtbau des großen Opernhauses. Unsere getreue Abbildung überhebt uns einer Beschreibung dieses gewaltigen Baues, welcher, obgleich alle hohen und dekorativen Künste sich in ihm ein Stelldichein gegeben, doch des Eindruckes vornehmer Schönheit entbehrt und in seiner Façade entschieden gedrückt erscheint. Immerhin ist das Opernhaus von imposanter Wirkung und seine Umgebung mit dem bekannten Grand Hôtel, welches so vielen Gasthöfen in anderen Städten Europas als Vorbild diente, mit den beiden Feenstraßen, der Rue de la Paix und der neueröffneten Avenue de l'Opéra, die bis in das Centrum von Paris dringt, gewährt einen geradezu einzigen, unbeschreiblich großartigen Anblick. Ihren würdigen Abschluß findet diese prächtigste Linie der Boulevards in der herrlichen, edlen Kirche der Madeleine, die im Sinne antikrömischer Architektur angelegt und ausgeführt, in ihrer äußeren Erscheinung stark an die viel kleinere

Walhalla bei Regensburg erinnernd, zu den besten modernen Schöpfungen in diesem Style gehört. Ein stattlicher korinthischer Peripteros von 54 Säulen umstellt einen mächtigen, im Innern einschiffigen Raum, der von vier Kuppeln überdeckt wird. Hier sind die eigentlichen, die alten Boulevards zu Ende, denn die südlich gewendete schöne, aber kurze Rue Royale, die an der Place de la Concorde endet und die Aussicht auf den Palast des gesetzgebenden Körpers jenseits der Seine eröffnet, ist, streng genommen, kein Boulevard. Dagegen bildet der gleichfalls erst unter dem zweiten Kaiserreiche eröffnete, wenn auch schon früher geplante Boulevard Malesherbes eine würdige, großartige Fortsetzung der alten Boulevards, freilich nach einer ganz verschiedenen Richtung, denn diese steht nahezu senkrecht auf die Linie des Boulevard de la Madeleine und des Capucines. Der Boulevard Malesherbes beginnt im Westen der Madeleinekirche und zieht mit einer leichten Knickung an der Kreuzung mit dem ebenfalls modernen Boulevard Haußmann, bis an die Ecke des Park von Monceaux, einer der reizendsten Ruhestätten, um sich aus dem Getriebe der rastlos pulsirenden Stadt in eine wohlthuende Stille zu flüchten. Den Boulevard de Courcelles überschreitend, führt der weitere Verlauf des Boulevard Malesherbes im neuen Stadtgebiete der Bannmeile zur Place de Wagram, um von dort mit der vom Arc de l'Etoile ausgehenden Avenue de Wagram an dem Befestigungswalle in der Straße von Argenteuil und Asnières zu enden. Mittelst dieser Verlängerung einerseits, nordwestlich von der Madeleine, und der anderen südöstlich von dem Bastilleplatz in der Richtung nach Vincennes hin, bildet demnach der besuchteste Theil der Boulevards eine ununterbrochene Bahn von Südost nach Nordwest und umgekehrt, durch die ganze Länge von Paris, meist zwar eine gerade Linie, aber durchaus mit Bäumen bepflanzt und so anziehend und abwechselnd, daß der Wanderer kaum die Winkel gewahr wird, die er beschreibt.

Um die Boulevards in allen ihren Erscheinungen und nach allen Seiten richtig und voll zu würdigen muß man die Nacht, die spätesten Stunden der Ruhe, nicht versäumen. Während des Tages sind das tobende Gewimmel, das Geräusch, das Treiben der Menschen und Thiere, der Wagen, das bunte Kaleidoskop des großen Verkehrs die Hauptsache; die Häuser auf beiden Seiten dienen zur Einfassung des Gemäldes als Staffage der Bilder. In der Stille der Nacht aber, nachdem der Raum sich geleert, und die Beleuchtung der Häuser und ihrer Scheidungen geschwunden, gestaltet sich der Anblick wundervoll anders. Die fünf bis sechsstockhohen Gebäude fließen in einander, werden zur einheitlichen Kubikmasse, in welcher die Bahn der Menschen wie ein Hohlweg von Riesenhänden eingehauen erscheint. Wenn dann in den Stunden der frühesten Dämmerung oder in dem mystischen Zwielicht des Mondes, wo eine Seite des Raumes hervortritt, während die andere im Dunkel verbleibt, Menschengestalten in einiger Ferne sich herüber und hinüber bewegen, so gleichen sie den winzigen Wesen des Märchens, den Gnomen aus „dem stillen Volke“ der Sage, die ihr geheimnißvolles nächtliches Werk verfolgen.

Man darf es ruhig aussprechen: Das Dasein selbst in dem freundlichen Paris ist ein Glück und ein Gang auf den Boulevards unter einer heitern Sonne ein unübertrefflicher, nimmer ermüdender Genuß. Das Eigenthümlichste und Merkwürdigste von Paris bleiben aber stets seine Straßen und ihr Treiben, auf das wir einen Blick werfen müssen. Sie sind eine große Weltausstellung, ein Theater und Gesellschaftssaal, so glänzend und bunt zumal dadurch, daß jedes Erdgeschoß eine Schaustellung bietet, Laden an Laden, Scheiben bis zur Erde die langen Häuserzeilen auf und nieder. Den Häusern verleihen wieder die hochgegiebelten, möglichst architektonischen Kamine, eine Stadt von kleinen Pyramiden auf den Dächern, eigenen Charakter. Es giebt einen Augenblick, sagt Emma Niendorf, wo man das Auge besonders gern in solche Gassenperspektiven senden mag: wenn ihre dunklen Linien sich hoch oben in noch etwas tagblauen Aether zeichnen, während unten schon im Contraste die Flammenguirlanden spielen vor einer hingebreiteten Märchenpracht Arabiens.

Zur Physiognomie der Straßen von Paris gehört, daß wenigstens der dritte Laden unfehlbar der eines Friseurs ist oder eines Zahnkünstlers mit Zähnen, Gebissen, Kiefern aller Art, aufgezogen wie Juwelen; oder eines Corsetmachers. Lebensgroße Puppen mit Seidenmieder, Nestel in der Hand, oder Wachsdamen mit Blumen und Federn in den Locken, in rothem Sammtgewand, sich vor dem Beschauer drehend und drehend, als tanzten sie nach der an jener Ecke leiernden Orgue de Barbarie (Drehorgel). Ungerechnet der Salon épilatoire mit den eingerahmten Bilderbogen, auf welchen „Mademoiselle Flore“ oder „Arabella“ Haarschmuck

besorgen. Ein anderes Wahrzeichen sind die Schuhmagazine. Jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, graziöser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh giebt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Auch der Frauenhut ist für Paris charakteristisch; jeder ist so vollendet und doch so leicht, zum Davonfliegen. Das Schaufenster einer Modistin gleicht einer Schmetterlingssammlung. Doch wir dürfen den Handschuh nicht vergessen, der sich so verrätherisch um die Finger schmiegt, denn meistens liest man: Gants sur mesure. Es versteht sich, daß man in den Kleidermagazinen alles fertig trifft, bis zum Puppengewande herunter. Es ist alles Modejournal, jegliches ein Typus der Eleganz; deshalb wird auch das eigentliche Modeblatt nirgends bemerkt — man bedarf seiner nur in der Provinz und im Auslande. Besonders lustig sind die Läden voll Kinderspielzeug. Dies ist nach etwas weiterem Zuschnitt wie bei uns, nicht so kleinlich, liebevoll; aber mehr Styl, mehr Luxus, mehr Karikaturen und komische Scenen. Es ist hier vorzugsweise bloß „Amüsement“, keine Beschäftigung, kein Stillleben; alles mehr äußerlich.

In anderen Läden sieht man eine Masse von Confitüren, besonders der Aprikosen mit Kernen, denn wie zu Hamburg überall Fische, Schinken, Würste baumeln, so fällt der Blick hier neben Lebkuchen auf ein gesottenes Obst in Näpfen von Porzellan. Paris hat immer das Beste aller Jahreszeiten beisammen: Erdbeeren, Kirschen, Weintrauben, Artischoken, Haufen von Blumenkohl, Rüben, Melonen und Blumen aller Art. Der Franzose ist ein Liebhaber von Geflügel; solches sieht man denn auch in goldener Bräune aufgetragen, das Lebendige unter dem Budentische in kleinen Ställen, und im Hintergrunde brennt eine Hölle, in welcher sich die aufgespießte Kreatur fort und fort dreht. Durch Reinlichkeit und einen gewissen, dieser Nation in allem nun einmal eigenthümlichen Anstand, sammt dem damit zusammenhängenden theatralischen Etwas zeichnen sich die Fleischerbuden aus. Sie breiten ihre Waare auf Tischplatten von weißem Marmor aus und den Hintergrund verhüllt ein Doppelvorhang — gleichsam als ob dort die Tragödie vor sich gehe. Für gebratene Hammelkeulen finden sich die Knochen bergenden Handhaben aus geschliffenem Holze. An mehreren Bäckerfenstern, besonders der Boulevards, gewahrt man ein Schlangengeringel, das sich bei näherer Untersuchung als kolossale Kunstbretzel zu erkennen giebt.

Dies ganze Schaustück kreist um uns bei dem Getöse einer betäubenden Ouvertüre. Denn wie im Chamonnythale die Wasserfälle in eine Symphonie zusammenrauschen, zu welcher sich Lawinendonner mischt, so in den Straßen von Paris das unaufhörliche, zu einem Höllenkonzert schwellende Kreischen und Rasseln und Rädern. In das zermalmende, oft wie Kanonenwagen schwere Rollen gellen die Ausrufe hinein, mitten im Gewoge der Weltstadt, gleich Strandleuten an den Schrei von Seevögeln und Matrosensang mahnend, weil allen Stimmen des Volkes, wenigstens aus der Ferne, eine Melancholie eigen ist. Mit Einbruch des Abends wird es erst recht lebendig. Gleich Ungeheuern mit weißen, grünen, rothen, blauen Augen funkeln die unablässig sich kreuzenden Omnibusse durch die Nacht; für wenige Sous mißt man jede Entfernung in der Metropole. Weiß der Leser, was mon ver rongeur heißen will? Seinen „nagenden Wurm“ nennt der Pariser seinen Fiaker, der hier beständig Geld frißt, wenn auch die einzelne Fahrt billig ist. Acheter un sapin ist gleichfalls eine beliebte Redensart für: eine Droschke nehmen. Wer sollte glauben, daß man Personen begegnet, die lesen, in einem Buche lesen, durch die Straßen von Paris? Selbst der Blinde tastet sich noch längs den Häusern mit seinem Stabe, wie ein Schiffer im Kahn, durch die Menschenwellen, die vor ihm zurückweichen. Höflichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit sind übrigens altherkömmliche Tugenden des Parisers, die sich unversehrt erhalten haben. Stets darf ein gutes Wort mit Zuversicht rechnen auf einen guten Ort, und wenn der Fremde von dem ersten besten Individuum aus der Menge die gewünschte Auskunft nicht erhält, so liegt es sicherlich nicht an einem Mangel intelligenter Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit des letzteren. Man sehe die erste beste Gruppe an, horche dem Gespräche zwischen einem Fremden und einer Grisette oder einem alten Habitué des Boulevard du Temple, oder einem Epicier, oder einem Gamin, wie man will. Man beobachte, mit welcher Geduld, mit welcher amüsanten Eindringlichkeit sie in das Innerste seiner denkbaren Absicht hinabtauchen. Sie mögen neun Fragen der verkehrtesten Art an ihn richten, mit der zehnten sind sie gewiß, das Rechte zu treffen, beziehungsweise zu errathen, und dann sind sie zufriedener, als der Belehrte

selbst. Il n'y a pas de quoi ist die stereotype Antwort auf den dargebrachten Dank. Paris ist die Herberge, die Heimath der Fremden, wie London die Verbannung ist.

Plötzlich stockt Alles. Man schweigt, nimmt die Hüte ab; es ist ein Trauerwagen. Ein anderer Kontrast: unter launenhaften, üppigen Toiletten, todmüden oder abgespannten Physiognomien stillgleitende Nonnengestalten, schwarze, weiße Schleier, auch blaue Ordenstracht. Es folgt, wie auf einer Redoute, der Grieche in reich gesticktem Kleide, der Orientale mit schleppendem Talar, der bärtige Rabbi, der Mohr; schwarze Kohlenbrenner aus der Auvergne und Müllersknechte gleich Schneemännern. Koboldartig erscheinen die Blusenknaben. Sie haben etwas Phantastisches, vor Allem aber Energie. Wenn diese Gamins mit ihren Stöcken als Schildwache vor den mit Baugerüsten umgebenen Häusern kommandiren, bramarbasiren, den Vorübergehenden schrecken, necken, gemahnen sie an Raketen oder Schwärmer, welche in den Straßen der Weltstadt aufprasseln.

Gar sehr verändert sich aber die Bühne an Regentagen. Wie maussade plötzlich dieses Paris! Durch die Kamine heult der Wind. Außen ist's, als sei das Meer in die Straßen hereingebrochen. Mühsam schiebt sich auf den Trottoirs eine mit Koth übersäete, jeden Augenblick durch das Heer der eilig rasselnden Wagen gefährdete Prozession von Regenschirmen. Das Wachstuch und der Wachstaffet regieren. Alles macht böse Gesichter. Kein Mensch schaut den andern an, weil er selbst nicht angeschaut zu werden wünscht und mit sich selbst genug zu thun hat. Im Nu sind sämmtliche Spiegelfenster der Magazine bis oben hinauf mit der schwarzen Lauge bespritzt, so daß Einem die zarten Blumen und die tausend zierlichen Dinge hinter den schmutzigen Scheiben Mitleid einflößen. Die Pariserin feiert aber auch dabei einen Triumph; denn sie ist graziös bis auf das unnachahmliche geschickte Schürzen ihres Gewandes mit einer so großartigen Anmuth und Sicherheit; sie schwebt mit Leichtigkeit, fast ohne die Fußspitzen zu beflecken, durch den Schlamm, wenn schon die ältere Generation behaupten will, die jüngere verlerne das Gehen. Ueberaus wohlthuend ist die leise gurgelnde Aussprache der jungen Frauen auf den Boulevards, voll graziöser Weichheit und Präcision zugleich. Dazu die allgemeine Reinlichkeit und geschmackvolle Einfachheit ihres Anzuges, der saubere, wohl angezogene Strumpf, das sorgfältig gekämmte Haar, und in den niederen Klassen, in dem Gesinde, das frisch gewaschene Spitzenhäubchen. Das schöne Geschlecht zeigt überhaupt die mannigfachsten Häubchen, meistens kokett, fein ausgenäht, denn Alles stickt in Paris. Die kleinsten Mädchen, wenn sie kaum laufen können, tragen ihre Dormeuse altklug und naseweis.

Der Frühling gießt über die fröhliche Seinestadt das Füllhorn seiner Reize aus, nicht allen Parisern ist er aber ein willkommener Gast. Kaum lacht zum ersten Mal der Rasen wieder lustig im warmen Sonnenschein, kaum zeigt sich in den Gärten das zarte junge Grün an den niedrigen Büschen und kaum sind die ersten Spargel auf den Speisekarten der Restaurants erschienen, so denkt Jeder, der von seinen Renten lebt, Paris zu verlassen. Die schönen Augenblicke des kurzen Auferstehungsfestes aber, wo die ersten lustigen Kleider die „Blumen im Reviere" ersetzen müssen, sind wohl nirgends reizender als in Paris. In den Champs Elysées, im Boulogner Gehölze zeigen sich die ersten Sommermoden an Kleidern und Hüten. Was die reiche und vornehme Pariser Welt in jene Promenaden treibt, ist aber blos das Bedürfniß und das Vergnügen, sich beneiden zu lassen. Beneidet zu werden um das Alter von zwanzig Jahren und um glänzende Augen oder wenigstens noch um das schöne Haar, wenn die Jugend verstrichen, oder um Sammet und Zobel, um den blank lackirten Wagen und um die bolzengeraden Lakaien, nachdem auch das schöne Haar grau und dünn geworden! Der Reichthum selbst müßte mit der Zeit eine Last werden, wenn er sich nicht zur Schau tragen und man nicht tausend Andere mit unbefriedigter Begierde Vergleiche anstellen ließe! Unter diesen tausend Anderen, wie Viele haben aber nicht ihre Besonnenheit bei diesem quälenden Schauspiele verloren! Man begreift auf einem Spaziergang durch die Elysäischen Felder und im Bois de Boulogne, wie außerordentlich der beständige Anblick solchen Luxus schwachen Gemüthern den Entschluß erleichtert, sich zu ruiniren. Einen Winter nur, einen einzigen! mitzuzählen unter die Götter der Mode und des Vergnügens, hat schon Manchen verführt, Hab und Gut rasch zu verzehren, und für das andere reizbare Geschlecht mußte der Anblick von so viel Spitzen und eleganten Hüten nur zu oft Gelegenheit werden, noch etwas Besseres als Einsatz zu geben, denn ein Vermögen, das letzter Wille oder Intestatrechte einem Thoren überliefert hatten. So fordert der Luxus jährlich seine Opfer, der

Pariser Luxus mehr als jeder andere. In England lebt der Reichthum abgeschlossen, er entfaltet sich nur vor Seinesgleichen, er schließt die Thore und Zugbrücken und haßt, wie das Genie, die profane Menge. In Paris dagegen bewegt er sich im Freien, er sucht die belebteste Scene, er schlägt sein Pfauenrad vor der gaffenden Menge. Wehe dem reizenden Geschöpfe, welchem die Natur unvorsichtig zu viel Reize und zu viel Sinne gegeben! Es finden sich für solche Rarität, für jede noch unerbrochene Knospe Bewerber in Menge, und sie überbieten sich wie auf einer Auktion. Wenn zuletzt berauscht und immer noch dürstend nach aller Modeherrlichkeit das Herz dem Meistbietenden nachgiebt, sei es der Reichste oder der Vornehmste oder der Liebenswürdigste oder der am meisten Verführerische, so erkauft man mit Jugend, mit Unschuld, mit der Achtung der Welt, in der man aufgewachsen und oft sogar mit der Gesundheit das kurze Vergnügen, im eigenen Coupé zu sitzen, auf und abzufahren und am klassischen Punkte umzuwenden. Das etwa ist der sentimentale Gesichtspunkt, unter dem das Schauspiel erscheint, und dann und wann mag wohl ein solcher Lebenslauf tragisch genug unter heißen Thränen und in bitterer Reue enden. Allein dem Genus des käuflichen Geschlechtes kostet es in der Regel wenig sittliche Kämpfe, einen zweiseitigen Vertrag einzugehen. Aus einer feuchten, unwirthlichen Existenz springt man in eine glänzende Behaglichkeit, und weil man scheinbar in der gesellschaftlichen Stellung gestiegen, bemerkt man nicht, besonders bei leichtem Blute, daß man moralisch gesunken ist. Betrachtet man diese Lebensprocesse von der ökonomischen Seite, so findet sich auch hier abermals, daß die Natur der Dinge jedem Uebel, das sie zuließ, bei der Geburt schon einen heilkräftigen Talisman beigegeben. Je höher der Luxus und mit dem Luxus die Verführung steigt, um so kostspieliger werden die galanten Verbindungen. Tugend und weibliche Reize sind im Preise so aufgeschlagen, daß die Zahl der Käufer sich nothwendig vermindern muß. Die Leute, welche den Schweiß ihrer Väter umzubringen Gelegenheit, Geschick und Lust haben, finden sich immer nur in sehr kleiner Zahl vorräthig, und dann sind jene Associationen der sogenannten Liebe auf Kündigung ein Gegenstand des Luxus geworden. Wie man etwa mit einer vergoldeten Feuerzange am Kamin und einer Wand voll Spiegel Staat macht, so zeigt man sein Vermögen und sein Talent zum Geldverthun an den Weibern und an dem, was man an diese Weiber hängt. Hier ein Beispiel. Eines der großen Geschäftshäuser auf den Boulevards hat einmal eine Bestellung für zehn Paar Betttücher, dieselbe Anzahl Kissenüberzüge und zwölf Nachthemden ausgeführt, deren Gesammtkosten, wegen der dazu erforderlichen Spitzen und Stickereien, sich auf 32 800 Franken beliefen. Eine verheirathete Dame, welche diese Dinge sah und — vielleicht einigermaßen indiscret — fragte: wer der Gegenstand dieser monströsen Extravaganz sei, erhielt folgende Antwort, die zu übersetzen ich nicht versuchen will: Hélas, madame, ce n'est pas pour une de vos égales; — l'Hymen ne se couche pas dans des draps pareils. Nur naive Seelen können sich darüber wundern, daß in Paris blos ältliche, unschöne, aber elegante und luxuriöse Frauen von den Männern gesucht werden. Alles ist aber unnatürlich in dieser Lebewelt, und die Vornehmen wollen bei einer Frau den Luxus finden, den sie gewohnt sind, und spielen. Es wird bei diesen Damen — ces dames — eben das höchste Spiel gespielt, das nichts kostet, als Reichthum und Gesundheit. Deshalb werfen die Damenunternehmer, welche die Frauen einrichten, ihnen Equipagen und Dienerschaft auf Abzahlung leihen, ihre Blicke nicht auf junge schöne Mädchen, sondern auf solche, welche mit dem nöthigen Panzer von Erz versprechen, tonangebend im Reiche des Luxus zu werden. Dadurch wird die Situation zwischen dem Seelenpaar, welches einen Pakt für eine Saison geschlossen, durchaus nicht sittlicher, allein die Pakte werden seltener. Einem Philosophen ist es auch vielleicht einerlei, aus welchen Ursachen das Gute geschieht und das Uebel sich vermindert, wenn es nur geschieht oder sich mindert.

Leider aber droht der Pariser Gesellschaft eine andere Gefahr von jenen Wenigen, die es „so herrlich weit gebracht", die ersten Frühlingslüfte in dem frisirten und gebürsteten Bois de Boulogne zu schlürfen und mitten unter guter und geputzter Gesellschaft nach dem Wasserfall zu spazieren, der aus einer Seitenkoulisse des Modewäldchens über zahme Felsblöcke sich ergießt, auf die es verboten ist, den Fuß zu setzen. Es droht der Pariser Welt die Gefahr von jenen elementaren Kindern der Gesellschaft mit den Prätensionen von achtzehn Jahren und tadellosen Zähnen, — deren eines die treffendste Selbstkritik in die klassischen Worte kleidete: Nous ne sommes pas des gens comme il faut, nous sommes des gens comme il en faut — den guten Geschmack verdorben zu sehen. Das Auffallende ist zur Mode geworden, wie es ja gar nicht anders kommen konnte,

denn das Auffallen gehört ja gerade zum Metier der Gefallenen, oder höflicher zu reden, Gefallenden. Alle diese galanten Fregatten segeln mit so viel Tuch als nur immer möglich, und um nur das Segelwerk gehörig entfalten zu können, nimmt man auf eine eigenthümliche innere Takelage Rücksicht. Man hat gefunden, daß die Natur den Körper der Frau mit herausfordernden Partien zwar bedacht, aber nur mit einem Winke sich begnügt hat. Dieser Schüchternheit des Schöpfers sucht man häufig durch jene künstlichen Superlative nachzuhelfen, welche selbst die ausgelassenste Phantasie zu beschämen vermögen. Ich muß indes hinzusetzen, daß die wirklich feine Welt und die erwählte und gesuchte Gesellschaft, wie zu allen Zeiten, durch Einfachheit und Wahl noch immer kenntlich genug ist und weder die frechen Farben noch die Alfreskotoiletten liebt. Wer da glaubt, daß die Pariser Damen den Figurinen der Modeblätter gleichen, welche uns so und so viel hirnverbrannte Moden vergegenwärtigen, irrt vollständig. Der Pariser Corso zeigt die gute Gesellschaft schlicht, dunkel und monoton gekleidet; selbst im Sommer werden leichte schwarze Seide oder doch sehr dunkle Gewebe gewählt. Damen, die nicht sehr schlank sind und nicht in der ersten Jugendblüthe stehen, tragen für die Straße nie kurze anschließende Jacken, sondern immer lange Mäntel oder decente Umhüllungen. Auch im Hochsommer sind helle Kleider und auffallende Farben auf der Straße verpönt, Toiletten von Stoffen aber, welche Arme oder Nacken durchschimmern lassen, völlig unmöglich.

Die Deutschen, welche Paris besuchen, bringen gewöhnlich sehr falsche Vorstellungen von dem gesellschaftlichen Leben der Franzosen zurück. Vor allen Dingen sind die Pariser nicht das französische Volk und zweitens wird dem Fremden selten das Glück zu Theil, in das Familienleben der Hauptstadt einzudringen. Im Hause ist der Pariser fast unnahbar; er erschrickt über jeden Fremden, die Atmosphäre, welche durch einen solchen in der Gesellschaft entsteht, ist zumeist sehr unbehaglich. Im Allgemeinen ist der Pariser höchst zurückhaltend, dazu kommt noch, daß sich im letzten Jahrzehnt bei Diners und Soupers wahnwitziger Luxus breit macht. Das Leben ist aber so theuer, daß selbst die reichsten Leute sich große Beschränkungen auferlegen müssen. Zum Beispiel! Jeder Fremde besucht den Markt von alten Büchern auf dem Quai Voltaire — wir werden später noch ein Mal darauf zu sprechen kommen — wenige aber kennen die letzten Motive, welche diesen Handel beleben. Man muß schon sehr reich sein, wenn man in einer Pariser Wohnung Raum genug besitzt, um eine große Bibliothek aufzustellen. Jedes Buch aber, welches man nicht braucht, ist eine kostspielige Einquartierung. Sobald es gelesen und man aufgehört hat, über das Werk zu sprechen, wandert es zum Antiquar und durch diesen in die zweiten Hände. Aber auch der Antiquar mag nicht gern, wie dies wohl bei uns geschieht, alte Bücher fünf und zehn Jahre lang aufbewahren, bis ihm der Zufall einen Käufer schafft. Die Bücher bleiben nur eine kurze Zeit auf der Straße ausgestellt. Hat sich dann im Laufe einiger Wochen unter den Neugierigen, welche den Kram zu durchstöbern pflegen, kein Käufer gefunden, so wandert das Buch zu den Tapetenfabrikanten oder in die Papiermühle. Aus diesem Umstande erklärt sich die auffallende, allen Bibliophilen wohlbekannte Erscheinung, daß selbst die ihrer Zeit verbreitetsten Bücher in Frankreich außerordentlich rasch zur Seltenheit werden und schon jetzt für erste Ausgaben von Racine oder Molière unerhörte Liebhaberpreise zu erlangen sind. Wenn nun aber in Paris für so friedfertige Dinge, als Bücher sind, wenig Raum übrig ist, so giebt es nichts Kostspieligeres, als Kinder im Hause zu haben und zu erziehen, da man sie nie ohne Aufsicht lassen darf, also für sie eigene Dienstboten halten muß, denn in Paris entfernen die Geschäfte den Vater, in den mittleren Klassen wohl auch die Mutter, von Tagesanbruch bis in die späte Nacht aus dem Hause. Dieser Umstand ist von den größten Folgen für die häuslichen Sitten der erwerbenden Klassen, welche den an Kopfzahl vornehmsten Theil der Pariser Bevölkerung bilden. Es ist nämlich nicht Lieblosigkeit, sondern bitterer Zwang, wenn die Pariser ihre Kinder aufs Land zur Ernährung und in späterem Alter in die Erziehungshäuser und Pensionate weggeben. Wer will es wagen, Mangel an Mutterliebe der Pariserin vorzuwerfen, welche die Erziehung ihrer Kinder bewährten Händen anvertraut und sie regelt, welche die besten Jahre ihres Lebens daran setzt, um für ihre Kinder durch eigene Arbeit ein Vermögen zu erwerben? Man muß sie nur des Sonntags sehen, wo sie beladen mit Kuchen in die Pension eilt, um die einzigen freien Stunden der Woche mit dem Töchterchen oder dem Söhnchen zu verbringen, man muß sie sehen, mit welchem Jubel sie die Kleinen umhalst, wenn diese zwei Mal des Monats den Sonntag bei den Eltern verleben! Es ist wahr, die Lebens-

anschauung der Pariserin ist freier, ungenirter, als die der deutschen Damen; sie spricht, ohne zu erröthen, von der Mutterschaft und der unerlaubten Welt. Man darf mit ihr über das Gewagteste reden, wenn es nur in leichter, feiner und heiterer Art geschieht, gerade wie die Griechen gewisse Symbole gerne geflügelt darstellten. Sie kennt keine Vorurtheile, und dieser absolute Mangel an Vorurtheilen geht so weit, daß die anständige Frau, die femme honnête, den Kontakt mit der anerkannten Großmacht der triumphirenden Galanterie gar nicht scheut, ja mitunter in Haltung, Gang, Sprache und Gesten nachahmt und somit allerdings die meiste Schuld trägt, daß le demi-monde in Paris schon le monde et demi, eine Anderthalbwelt geworden. Aber man lasse sich dadurch nicht täuschen. In Wirklichkeit wird in Frankreich und vor Allem in Paris, wie schon Julius Faucher hervorhob, gegen das sechste Gebot wahrscheinlich weniger gesündigt, als irgendwo sonst in der Welt. Und zwar gilt dies von allen Ständen. Die Frau in Paris, zumal die Frau der mittleren Stände, ist treu, fleißig, mildthätig, praktisch und sparsam. Aus den oben entwickelten Gründen ist es schwierig für die Pariser zu heirathen oder verheirathet eine eigene Haushaltung dauernd zu begründen. Aber nur in den höheren Schichten der Gesellschaft, wo die Frau als überflüssiger Luxus gilt, nehmen die Ehen ab. Um Geld auszugeben, braucht der Pariser keine Frau zu nehmen. Im Mittelstande denkt aber der junge Mann, welcher ein Geschäft einrichtet, zuerst an die Ehe, denn die vielgeschmähte Pariserin ist kein Luxusartikel für den Mann, sondern eine Nothwendigkeit, für das Gedeihen seines Geschäftes geradezu unentbehrlich. Die Wohlhabenheit des Bürgerstandes, welcher in Frankreich so sehr gedeiht, die Thatsache, daß die meisten Kaufleute und Gewerbetreibenden sich in einem gewissen Alter in Rentner verwandeln, wäre ohne die Hülfe der überall werkthätig eingreifenden Frau unmöglich. Und dazu wird die Frau schon durch die Pensionserziehung vorbereitet, die sich hauptsächlich auf praktische Ziele richtet. Nur faßt der Pariser das Wort „praktisch" eben anders auf, als bei uns geschieht. Er lehrt die Frau nicht, wie man das Geld am besten ausgiebt, wie man das schönste Heim einrichtet, die schönste Wäsche hat und den besten Tisch führt, sondern wie man das Geld am besten einnimmt. Verdienen, Erwerben ist die Losung des ganzen Mittelstandes, dessen gesundes Blut die Gesellschaft erhält. Die Mädchen erhalten also mehr praktische als literarische Richtung und taugen zum Hauptbuch wie an die Kasse eines jeden großen Geschäftes. Der Franzose behält für jede Frau die Erwerbsfähigkeit im Auge. Ob die Salondame etwas mehr oder weniger wisse, gilt ihm gleich, wenn nur die Geschäftsfrau ihren Pflichten nachzukommen versteht. Die Pariserin ist auch nicht sentimental; zwar liebt sie nicht selten auf sehr romantische Weise, aber die deutsche Liebe ist ihr unbekannt; sie trägt die Liebe mehr auf den Lippen, als im Herzen. Sie liebt eigentlich nicht, sondern liebelt blos und behandelt nicht selten die Liebe vom geschäftlichen Standpunkt. Eine junge Pariserin erfuhr, daß der, welcher ihr ewige Liebe geschworen und ihr das Eheversprechen gegeben, sich „wegen eingetretener Hindernisse" anderweitig verheirathen wolle. Wüthend eilt sie zu seinen Verwandten; man bietet ihr 2000 Franken, wenn sie sich zufrieden geben wolle. „Was? Zweitausend Franken für zerstörte Hoffnungen, für meinen verlorenen guten Ruf, für mein geknicktes Dasein, für mein blutendes Herz? Dafür 2000 Francs? Disons trois mille et la chose est faite!" (Sagen wir Dreitausend und das Geschäft ist gemacht!) Dennoch sind unzufriedene Ehen im Mittelstande außerordentlich selten. Der Umstand, daß die Ehen meist Familienabmachungen sind, bei welchen nach Neigung nicht gefragt wird, hat in der französischen Literatur die ganz unbegründete Hypothese erzeugt, daß das Band der Ehe gewöhnlich von beiden Theilen nicht beachtet werde.

In den unteren Schichten wird die Liebe von der leichten Seite erfaßt. Die Frauen dieser Klasse kommen sich sofort hochmoralisch vor, wenn sie aus der Liebe kein Geschäft machen, aber aus den zärtlichen Herzensbündnissen entspringt keine Pflicht und selten führt eines zur Ehe. Und wenn auch, so trennt man sich oft wieder. Mann und Frau gehen in Dienste, der eine am West-, der andere am Ostende der Riesenstadt, so daß man sich in der Woche nie, sondern höchstens am Sonntag sieht. Da sich nun in Paris solche Heerschaaren von eidevant-Jungfrauen und -Junggesellen gegenüberstehen, die Natur ihre Befriedigung verlangt, die Geschlechter in den unzähligen Tanzsälen Gelegenheit haben, sich zu begegnen, und die südlichen Völker die Begierden ungestümer als die Nordländer fühlen, so kann es kaum ausbleiben, daß in Paris der Umgang der Geschlechter vielmehr verwildert als anderswo, was hauptsächlich Paris in den schlechten Ruf gebracht hat,

welchen es in der Welt genießt. Allein es fragt sich sehr, ob man mit Recht die Zunahme dieses Uebels behaupten darf. So weit die Geschichte redselig geblieben, finden wir immer in Frankreich eine ungeregelte Befriedigung der Begierden, und wenn ein Volk wirklich auf diese Art zu Grunde gehen kann, so muß der Proceß ein sehr langsamer sein. Man hört bei uns nur zu häufig die trivialen Phrasen, als sei in Frankreich schon vor Voltaire's Auftreten jedes religiöse Gefühl erloschen und als gäbe es längst „keine Familie" mehr. Derartige Behauptungen rühren von solchen Beobachtern her, die Paris als Fremde betreten und als Fremde verlassen haben, welche die französische „Gesellschaft" im „Skating", bei Bullier, in den „Folies Bergères", im „Elysée Montmartre" oder im „Tivoli" und wie die anderen Gelegenheitsorte heißen, zu erblicken glaubten, wo frische tolle Heiterkeit nirgends zu finden ist. Falscher Luxus in den eleganten Lokalen und echte Gemeinheit in den niederen geben den Ton an. Neun Zehntel der männlichen Besucher sind Fremde. Die Grisette in der Bedeutung des Poeten ist todt. Im Reiche der Dirne wuchern Giftpilze, aber es ist doch dies Alles nur „Menschenkehricht" einer vergnügungssüchtigen Hauptstadt. Kameliendamen giebt es freilich in Paris so gut wie in allen großen Städten Europas, aber jedenfalls verhältnismäßig in geringerer Zahl, als in London, Wien und Berlin, und sie gehören eher einer niedrigeren Gesellschaftsschicht an, als in den anderen Hauptstädten. Gewiß ist der Franzose zu allerlei Ausschweifungen mehr aufgelegt als der Deutsche, er liebt die pas secrets und findet instinktartig seine Wege durch die liederlichen Kaffeehäuser, nach den geheimen Spielbanken und zu den sonstigen polizeilich ignorirten Walpurgisnächten. Allein sobald mit vierzig Jahren, mit der Reife und Besonnenheit, auch eine weise Oekonomie der Jugendkräfte eintritt, dann wird der Franzose nicht liebenswürdig — denn das war er immer — sondern auch sittsamer, und man irrt sehr, wenn man glaubt, er sei dann verdorben für die Häuslichkeit. Oft werden nach galanten Irrfahrten und Schiffbrüchen solche Männer die besten Familienväter, und sie sind es gerade, welche pedantisch auf Anstand im eigenen Hause und in der Gesellschaft sehen. Dazu kommt, daß in wenigen Weltstädten so viel gearbeitet wird wie in Paris, und schon diese Erscheinung sollte von dem „Babel an der Seine" eine bessere Meinung beibringen; denn Arbeit füllt die Zeit und läßt dem Ermüdeten wenig Stunden, ein Körper und Geist aufreibendes, der Sinnlichkeit gewidmetes Leben zu führen. Allein die Welt der Arbeit entzieht sich größtentheils dem Blicke des Fremden; Häuslichkeit und das Leben im Hause sind aber der Gegensatz zu dem Straßenleben, das der Fremde sucht und das ihm allein entgegentritt; und so blühen denn die Einfachheit und Tugend von Paris im Verborgenen, während das Sonnenlicht und die Gasflammen die bunten Falter und flatternden Fledermäuse dem Auge aufdrängen. Man kann der Welt hundertmal erzählen: die Mädchen in Paris leben wie die Nonnen, wenn sie nicht gar, was sehr häufig vorkommt, im Kloster erzogen werden. Ein junges Pariser Mädchen kommt vor dem Tage seiner Vermählung selten in das Theater und sieht fast nie einen Ball; man wacht ängstlich über seinen Umgang und seine Lektüre, und selbst den Salon des Hauses darf es erst bei eintretender Reife an den Empfangstagen betreten; ein langer Brautstand ist fast unmöglich, denn er legt der Mutter der Braut und den Verlobten strengen Zwang auf. Das Brautpaar bleibt niemals allein, jede Liebesbezeugung, welche über einen Handkuß hinausgeht, ist unstatthaft, ein gemeinschaftlicher Spaziergang, eine der Freiheiten, in Deutschland zwischen Verlobten gang und gäbe, gehört in das Reich des Unerlaubten. Dieses Alles und noch vieles Andere kann man erzählen, immer und immer wieder wird doch die Sittenlosigkeit in Paris in erster Reihe betont. Außer den Fremden haben es aber die Einheimischen und vorzüglich die Schriftsteller in Verruf gebracht. Immer und immer, wenn auch zumeist in der besten Absicht, um zu bessern, um das Laster recht abschreckend zu machen, haben sie aus dem Grundwasser der Gesellschaft geschöpft, das Pikante und Interessante aufgesucht, und dabei so übertrieben, daß Alles, was uns die Franzosen auf ihrer Bühne über sich selbst erzählen, durchaus nicht aus ihren wirklichen Erfahrungen hergenommen, sondern in der That einfach nicht wahr ist. Gegen den Verdacht der Wirklichkeit einer Demimonde, wie diese in so vielen französischen Stücken eine Rolle spielt, legt Julius Faucher ernstliche Verwahrung ein. Auch in dieser Beziehung malen die Franzosen ihre eigenen Zustände, wie sie nicht sind. Doch bietet dem Fremden die Literatur ein mit der oberflächlichen Erscheinung von Paris so congruentes Bild, daß er schwer dazu kommt, zuzugestehen, in Paris bestehe die Mehrzahl der Bewohner aus fleißigen, braven, gesitteten Menschen.

Theilen wir demnach die Pariser Welt nach Gebühr und weisen jedem Theile den Platz an, der ihm gebührt. Faul und krank sind die höheren Schichten der Gesellschaft — die mittleren jedoch sind kernig, aus festem Stoff. Es ist wahr, die Vornehmen und Ueberreichen machen übertriebenen Luxus und vergeuden Geld und Leben; ihnen schließt sich die Kunstwelt an, welche durch Esprit und leichte Auffassung des Lebens sich Vieles zu verschaffen weiß, was der Millionär mit Gold aufwägen muß. Die Einen treiben Langeweile und Genußsucht auf das Terrain, wo sie sich mit der „Bohême" der Kunst, deren Elemente die fortwährende Erregtheit der Nerven und das Leben von heute auf morgen bildet, ohne Vergangenheit und Zukunft, nur dem schimmernden Heute geweiht, zusammenfindet. Es ist wahr, diese Gesellschaftsschichten, die am meisten auffallen, am meisten von sich reden machen, die überall sind und überall hinzukommen streben, die Paris mit Ideen jeder Art, mit den Schlag- und Witzworten, mit Bildern und Melodien, Zeitungen und Karikaturen, Moden und Pferden füllen und beleben, und es zu dem fortwährend Blasen aufwerfenden, kochenden Tages-Lebenskessel von Europa machen, aus dem dieses sein modernes Lebenselixir schöpft, — diese Gesellschaftsschichten, dieses tout Paris sind, bezeichnen wir es mit dem gehörigen Worte, verderbt und liederlich. Aber der weitaus größere Theil von Paris, der Bürger- und Arbeiterstand, ist brav und auf ihn muß man als den rettenden Theil der Gesellschaft, in dem die Zukunft liegt, hinweisen, wenn fremde Beobachter oder überverdrossene hypochondrische Pariser beweisen wollen, daß Frankreich in nächster Zeit untergehen müsse, daß es dem Verfalle geweiht sei. Vor einer solchen Auffassung ist Jeder zu warnen, denn wer darauf seine Zukunftspläne bauen würde, hätte sein Haus auf Sand gebaut.

Der Spaziergang über die Boulevards hat uns unwillkürlich zu weitläufigen Betrachtungen angeregt, welchen wir vorläufig nicht weiter nachhängen wollen. Wir begeben uns vielmehr zurück auf den Boulevard des Capucines und den schönen Platz vor der großen Oper, wo sich uns die Aussicht zugleich in die neue prächtige Avenue de l'Opéra und in die ältere, nicht minder glänzende Rue de la Paix eröffnet. Die Avenue de l'Opera führt uns schnurgerade auf die nicht sehr ansehnliche Place du Théâtre Français, von welcher die gleichfalls ganz gerade und ungemein belebte aber schmale Rue Richelieu nach den Boulevards zieht und eben dort ausmündet, wo der Boulevard des Italiens vom Boulevard Montmartre sich abgrenzt. Das Théâtre Français, die Hochschule des französischen Schauspiels, in welchem man die Aufführung einer der klassischen Tragödien von Racine oder Corneille durch die besten Künstler sehen muß, um von dem so arg geschmähten Versmaß des Alexandriners einen richtigen Begriff zu gewinnen, bietet in seinem Aeußeren nichts Besonderes. Es stößt aber an eines der interessantesten Bauwerke von Paris, welches nur wegen der unmittelbaren Nähe des Louvre und anderer hervorragender Gebäude wenig in die Augen springt, nämlich das einstige Palais Cardinal, seit 1643 Palais Royal genannt. Es besteht aus drei Gebäuden und einem Vorbau, letzterer mit Säulenstellungen dorischer und jonischer Ordnung über einander. Die beiden Flügel sind durch einen schönen Portikus verbunden, welcher den Eingang zur Cour d'honneur bildet. Die Façade des Palastes mit dem Portikus steht auf der Place du Palais Royal, hinter dem Hauptgebäude dehnt sich aber mit der Rue Richelieu parallel ein langer, von Gallerien umrahmter Hof aus, welcher ziemlich unpassend Garten, Jardin du Palais Royal, genannt wird. Dieser Hof ist es, welcher eine Fülle von Besuchern anzieht. In der Mitte, um das große Wasserbecken, tummeln sich eine Unzahl von Kindern, von ihren Bonnen überwacht, in den Seitengallerien, deren Arkaden sich auf den Garten öffnen, locken zahlreiche Speisewirthschaften, von welchen die vornehmeren das erste Stockwerk völlig beschlagnahmt haben, die Nahrungsbedürftigen an; der einst sehr beträchtliche Ruhm der hiesigen Speisekünstler ist in der Gegenwart jedoch sehr verblaßt und die Zeiten sind längst vorüber, in welchen der humoristische M. G. Saphir von Véry und Véfour, diesen Dioskuren des Palais Royal, singen konnte:

Ins Inn're der Natur
Dringt kein erschaff'ner Geist,
Glücklich, wer bei Véry und Véfour
Um zwanzig Franken speist.

Heute thronen nur untergeordnetere, wenn auch immerhin recht gute und empfehlenswerthe Restaurants, Kaffeehäuser und Café-Restaurants im Palais Royal; die elegantesten und theuersten dieser Anstalten haben jetzt ihren Sitz auf den Boulevards aufgeschlagen. Nebst den Speisewirthschaften bilden jedoch die zahlreichen Läden

für Luxusgegenstände eine Hauptanziehung des Palais Royal, und endlich führt durch seinen Garten der kürzeste Weg nach der Börse und dem Boulevard Montmartre. Der Nordausgang des Palais Royal in der Rue de Beaujolais mündet nämlich direkt auf die Rue Vivienne. Letztere läuft parallel mit der Rue Richelieu und beide werden von der auf die Place des Victoires führenden Rue Neuve des Petits Champs und der breiten Rue du Quatre Septembre durchschnitten. Zwischen diesen beiden erhebt sich in der Rue Richelieu, dem Palais Royal ganz unfern, der ausgedehnte Gebäudekomplex der Bibliothèque Nationale, welche in der Zahl der vorhandenen Bände nur vom British-Museum in London übertroffen wird. Ihr Lesesaal, eine lange Gallerie mit zwei Reihen Arbeitstischen, an welchen gleichzeitig zweihundert Personen Platz nehmen können, ist jeden Tag ohne Ausnahme und für Jedermann geöffnet. Die Rue du Quatre Septembre, welche wie die Rue de



Das Palais Royal.

la Paix und die Avenue de l'Opéra vom Boulevard des Italiens, der Oper schräg gegenüber ausläuft, führt uns zur Place de la Bourse mit der Börse, einem der imposantesten Gebäude von Paris, in griechischem Stile und tempelartig erbaut und von 66 umlaufenden Säulen korinthischer Ordnung getragen. Von hier führen uns nur wenige Schritte, etwa durch die Rue Joquelet, nach der Rue Montmartre, die zwar nicht so sehr durch Eleganz glänzt, dafür aber eine der Hauptarterien der inneren Stadt ist. Zwischen Boulevard Montmartre und Boulevard Poissonière biegt sie ziemlich senkrecht ab, um sehr bald mit einem merklichen Knie nach Südwesten zu wenden und in geradem Zuge vor den großen Halles Centrales auszumünden, welche von jeher in mehr denn einer Beziehung Centralpunkte des öffentlichen Lebens gewesen sind. In baulicher Beziehung gehören die Pariser Centralmarkthallen zu den bedeutendsten Schöpfungen der Gegenwart; die durchweg angewandte Eisenkonstruktion ist auch künstlerisch glücklich gelöst und hat schon zahllosen ähnlichen Bauten als Muster gedient. Der kolossale und zugleich elegante Bau umschließt vierzehn Pavillons und

vereinigt unter seinen verschiedenen Dächern die dem Pariser Leben unentbehrlichsten Nahrungsmittel: Fleisch, Fische, Geflügel, Wildpret, Butter, Käse, Gemüse u. s. w. Jeder dieser riesigen Pavillons, unter denen gewaltige Keller, die sogenannten „Reserves", als Magazine und Niederlagen dienen, hat seine besondere Bestimmung: in dem einen wird das Fleisch en gros und auktionsweise verkauft, in einem andern im Kleinen und je nach Auswahl der Konsumenten; ein dritter ist den Fischen, ein vierter der Butter und den Eiern eingeräumt, und so durch die lange Reihe von Lebensmitteln fort. Das Schlachten und Rupfen des Geflügels geschieht in den erwähnten weiten Souterrains; hier sind auch Kaninchen, Hühner, Enten und anderes Federvieh in Drahtkäfigen untergebracht, während daneben vergitterte Becken, die von reinem Flußwasser durchströmt werden, die zum Markte geführten Fische enthalten. Von großen breiten Kommunikationslinien



Lesesaal in der Bibliothèque nationale.

umgeben, welche direkt oder in ihren Verzweigungen auf das Land oder nach den Bahnhöfen laufen, gewähren die Centralhallen für Ab- und Zufuhr ungewöhnliche Bequemlichkeiten. Die Menge der allnächtlich gebrauchten Transportmittel streift an das Fabelhafte: zu mindestens sechstausend Wagen gesellen sich mehr als achthundert Saumthiere und ein unbeschreibliches Gewirr von Handkarren und Körben aller Art, zu deren Unterkunft es eines Raumes von nahezu 10,000 Quadratmeter bedarf. Mit Maxime du Camp wollen wir das merkwürdige Leben und Treiben in den Pariser Markthallen näher betrachten.

Wenn die Theater ihre Vorstellungen geendet haben, also um die Mitternachtstunde, wenn die Kaffeehäuser geschlossen werden und in den Wohnungen Lampen und Lichter erlöschen, wenn Paris im Begriffe steht einzuschlafen, alsdann erwacht das Leben in den Hallen, anfangs leise und langsam, als wollte es die kurze Ruhe der großen Stadt nicht stören. Als die Ersten auf dem Markte erscheinen die Gemüsegärtner; halb schlummernd sitzen sie auf ihren Karren, eingehüllt in ihre grobe schwarz und weißgestreifte Decke, während ihr

friedfertiger Gaul auch halb im Schlafe seinen Weg zu machen scheint. Am Ziele angelangt, halten sie vor einem kleinen Schilderhause, wo ihnen ein Beamter der Seinepräfectur beim Scheine einer matten Laterne den Zettel einhändigt, auf dem bestätigt ist, daß sie dem Fiskus den Preis ihrer Plätze richtig bezahlt haben, und zwar je zwanzig Centimes für einen Raum von 1 Meter Länge und etwa 2 Meter Breite. Aber ein erbärmliches Obdach ist es, was sie dafür bekommen; in Regen, Schnee und Hagel müssen sie auf dem Trottoir unter freiem Himmel campiren, oft genug bis auf die Haut durchnäßt und vom Froste geschüttelt. Ehedem konnten die armen Leute in den Schänken der Nachbarschaft gegen die Unbill der Witterung wenigstens zeitweiligen Schutz suchen, heute, seit Errichtung der neuen Hallen, ist ihnen auch diese Erleichterung genommen, und sie müssen eben Stand halten, bis sie ihre Waare an den Mann gebracht haben. Manche der Gemüsegärtner



Die Halles centrales.

thun dies auf das Schleunigste, sie pflegen ihre Ladung den Obst- und Grünzeughökern oder den „Damen der Halle" im Ganzen zu überlassen, die dann den Einzelverkauf besorgen, geben ihrem Pferde eine Handvoll Hafer und fahren so rasch wie möglich wieder von dannen. Diese Pressirten fahren stets mit einem Karrenwagen, auf dem sie den Straßenkoth wegführen. Es ist das eine Art Kreislauf, Paris giebt für die Nahrungsmittel, welche ihm zugeführt werden, Dünger zurück. Um diese Nachtstunde sind die Hallen sonst noch ziemlich ruhig, mit Ausnahme jenes Pavillons, dem von den Eisenbahnen das Fleisch karrenweise zugeführt wird. In diesem Raume herrscht das regste Leben, denn bis sechs Uhr müssen die Thiere zertheilt, das Fleisch verkaufsgerecht hergerichtet sein. Gegen 3 Uhr zu wird die Regsamkeit eine allgemeinere, die große gedeckte Längenstraße, welche die Pavillons in gleichmäßige Gruppen theilt und wo der Platz dreißig Centimes kostet, beginnt sich zu füllen mit den Erstlingen der Früchte und Gemüse, mit Blumen, Moosen und Immergrün; wieder kommen Karren von der Bahn mit Gemüsen aus der Bretagne oder Saint-Pol-de-Leon. Eisig sauset der Wind durch diese

Wölbung, und dennoch ist es hier zur Seite großer Haufen von Cichorie oder Rüben, daß unglückliche Vagabunden ihr Nachtlager suchen. Kaum haben sie an irgend einem Karren oder Korb Stütze gefunden und eingenickt, so jagt sie der Wachtposten weiter, doch nicht weit, denn sie können sich nicht schleppen und sinken nach ein paar Schritten wieder an einem Plätzchen nieder, bis sie endlich auf die Wache transportirt werden.

Um fünf Uhr kommt eine ganze Schaar von Weibern angerückt, die insofern an die weisen Jungfrauen der Schrift erinnern, als sie jede ein Lichtlein in der Hand tragen, selbstverständlich ein in einer Laterne steckendes. Sie versammeln sich an der Ecke der Rue Rambuteau und Pierre Lescot. Es wird ein tragbares Bureau herbeigebracht, an dem ein Beamter Platz nimmt. Zuerst werden die Träger aufgerufen, ist einer nicht rechtzeitig da, so muß er zwar, wenn er später kommt, arbeiten, wird aber dafür nicht entlohnt. Mit dem Schlag der sechsten Stunde ertönt ein Glockensignal und der Verkauf der Brunnenkresse beginnt. Jedes ist auf seinem Platze, der Faktor, sein Schreiber, sein Ausrufer, der Markt und der Municipal-Inspektor. Jeder zeichnet jeden Verkaufsgegenstand und seinen Preis auf, so daß drei Dokumente die Kontrole geben. Ist die Versteigerung der großen Partien beendet, so beginnt sogleich auf selber Stelle der Kleinverkauf. Währenddem sind auch die andern Pavillons geöffnet worden und schon kommen Käufer herbei, die Unteroffiziere, welche für ihre Ménage, Klosterfrauen, Institutsköche und Wirthe, welche große Partien kaufen. Es ist ein beinahe betäubendes Geplapper und Geschrei. Die Konfusion wird noch erhöht, wenn wieder von der Bahn her Wagen angefahren kommen, schwer mit Seefischen beladen. Das ist täglich ein Gegenstand der Sorge für die Hotels, denn weht ein unrechter Wind, so ist Paris ohne Fische. Dieser Verkauf beginnt zwischen 6 und 7 Uhr; jeder Korb trägt auf dem Deckel den Namen des Eigenthümers und die Adresse des Faktors, der durch die Bolletten sogleich einen Ueberblick über die ganze Einsendung gewinnt und den Verkauf darnach anordnet. Mit den Fischen muß anders vorgegangen werden, als mit allen andern Lebensmitteln, denn bei vorgerückter Stunde verlieren sie an Werth. Damit auf diese Weise nicht der Eine Vortheil habe und der Andere übervortheilt werde, vermischt man die verschiedenen Sendungen.

Sobald die Fische ausgepackt sind, werden sie auf große, flache Körbe gelegt und auf eine der acht Verkaufsbänke dieser Abtheilung gesetzt. Sechzehn Personen, sogenannte „Verseurs“, sind mit dieser Manipulation betraut, die einige Geschicklichkeit erfordert, denn es heißt die Waare zwar zu ihrem Vortheile auslegen, nicht aber so, daß ihre allenfallsigen Defekte versteckt werden, sie in nicht zu kleinen, noch zu großen Partien zusammenzustellen; sodann werden sie dem betreffenden der vierunddreißig Ausrufer übergeben. Trotz des lebhaften Schreiens und vielfach gesalzener Witze, verläuft der ganze Handel in bester Ordnung und mit unglaublicher Raschheit. Im selben Pavillon werden die Süßwasserfische ausgeboten. Die Körbe, in welchen sie transportirt werden, werden sogleich in ein steinernes Behältniß, das fortwährend den Zufluß an frischem Wasser hat, geleert, und nun fangen die Karpfen, Hechte, Schleien und Aale an frisch aufzuleben; ein großer Theil davon kommt aus Holland, Preußen, Rußland, der Schweiz und Italien, besonders England und Belgien führen eine große Menge Seefische ein. Mehr als 52 Prozent der Muschelthiere, welche in Paris verzehrt werden, kommen von Belgien.

Währenddem herrscht auch in den anderen Pavillons das regste, beinahe fieberhafte Leben. Um diese Morgenstunde sind Käufer, Verkäufer, Träger, Beamte, kurz alle in der Halle Befindlichen in unausgesetzter Thätigkeit. Im anstoßenden Pavillon wird Butter, Käse, Eier feilgeboten, ein Handel, zu dem ganz Frankreich beisteuert. Ehe der Verkauf beginnt, wird jeder Ballen Butter abgewogen, mit einer Nummer und dem Gewichtszeichen versehen. Mit einer Sonde kann man aus dem Mittelpunkt der Waare eine kleine Partie extrahiren, ihre Qualität zu erproben. Die Normandie und Bretagne liefern die größte Beisteuer. Mit der Butter wird nicht selten eine ähnliche Manipulation wie mit dem Weine vorgenommen. Verschiedene Gattungen werden zuerst in lauem Wasser erweicht, zusammengemengt und geben dann eine gleichmäßige Masse; ihrem kreideartigen Aussehen wird sodann durch Färbung mit einer mysteriösen Tinktur ein gelblicher Schimmer verliehen. Dieser Saft wird aus der Bixa orelana gewonnen, häufig aber auch durch Rübensaft ersetzt. Die Eier sind in gewaltigen Körben, ungefähr immer tausend Stück untergebracht und so wohl verpackt, daß sie trotz des Stoßens der Eisenbahn und ihrer Gebrechlichkeit gut an Stelle kommen. Man kauft sie korbweise

nach der vom Expeditor angegebenen Zahl, welche jedoch vorher von Verifikatoren, die diese, wie auch die Qualität prüfen und Compteurs-mireurs benannt werden, revidirt wird. Fünfundsechzig Personen sind hiermit beschäftigt, jedes Ei wird beim Lichtschein untersucht, die zu alt oder schon verdickt befundenen der Industrie übergeben, die gänzlich Verdorbenen sogleich vernichtet. Ein Theil dieser Nahrungsmittel-Prüfenden überwacht auch die Obst- und Milchhändler.

Geht es in diesem Pavillon ziemlich ruhig her, so ist es dagegen in jenem, der das Geflügel enthält, gar belebt und erregt. Der Hauptverkauf findet da an Montagen, Mittwochen, Freitagen und Samstagen statt. Hier ist der Lärm nahezu diabolisch; unter die Menschenstimmen mischt sich das Blöken der Lämmer, das Krähen der Hähne, Schnattern der Gänse und Girren der Tauben. Letztere geben wieder eine eigenthümliche Beschäftigung. Sie werden in großen Körben lebend transportirt; sobald sie nun ausgepackt werden, nimmt sie ein Mann Stück für Stück und flößt ihnen mit seinem Munde Nahrung ein. Wie rasch diese Fütterung vor sich geht, wird erst begreiflich, wenn man erfährt, daß dieser Nährvater der Tauben das Futter selbst beizustellen hat und für das Dutzend Abgefütterter nur dreißig Centimes erhält. Das zusammengepferchte Geflügel giebt einen so widrigen Gestank, daß selbst der in dieser Abtheilung angebrachte, mächtige Ventilator nicht vermag, diesem Uebelstande abzuhelfen. Anders ist es in der Halle für Grünzeug, wo immer der ihm eigenthümliche frische Geruch vorherrscht. Blumen und Früchte sind im Pavillon Nr. 7 beisammen und geben namentlich in den Frühjahrsmonaten einen wahrhaft reizenden Anblick. Hier verproviantiren sich alle die vielen Bouquetières von Paris.

Im Pavillon Nr. 12 wird nur kleinweise gehandelt. In letzterem befinden sich die Bäcker und jene Händler, welche schon gekochte Eßwaaren feilbieten. Sie und ihre Speisen verdienen eine besondere Beachtung. Am frühen Morgen kommen sie oder ihre Agenten mit einem Handwägelchen vor die Paläste und Restaurants angefahren, wo sie die Ueberreste der Mahlzeiten zusammenkaufen und pêle-mêle in ihrem Wägelchen zusammenhäufen. Im Hallenmagazin wird dann Musterung gehalten, das Bessere noch zu einem stattlichen Aussehen zusammengeputzt, die Speiseruinen mit anderem, nicht immer homogenem Material zu einem neuen Ganzen herausstaffirt, und endlich der Ausschuß des Ausschusses brockenweise ausgelegt. Alles findet seine Abnehmer; und zwar die erste Gattung sogar unter angesehenen Leuten, bei welchen der Geiz und die Nothwendigkeit zu repräsentiren zusammenkommt; sie sind auf diesem Markte an ihrem scheuen, raschen und verschämten Wesen zu erkennen. Die letzte Gattung wird namentlich von zarten Hundefreundinnen, die ihren Lieblingen eine Delikatesse verschaffen wollen, ausgenützt; die Knochen dienen noch zur Verfertigung der Suppenglace und Gelatine. Auch die Brosamen geben noch einen Handelsartikel ab. Kinder, namentlich in den Instituten, werfen oft Brotstückchen zu Boden, diese oft zertretenen und die gesammelten Brösel werden zusammengekauft, die besseren Stücke werden wieder zusammengeknetet und von den Boulangers de Vienne verkauft; aus den minderen werden Croutons aufs Gemüse und in die Suppe fabrizirt; die allerschlechtesten und kleinsten werden geröstet, gepulvert und zu Zahnpulver verwendet.

Nach zehn Uhr beginnen auch wieder die Wagen zu cirkuliren, die Fiaker stellen sich auf und die Köchinnen der Bürgerhäuser haben ihren Proviant. Die leeren Körbe, Butterkisten werden zusammengepackt und auf die Bahnen geführt, die sie den Besitzern wieder unentgeltlich zurückspediren. Die Abfälle, der Rest wird zusammengekehrt, fortgeschafft und die Kleinhändler nehmen nun die Plätze ein. Den übrigen Tag geben die Hallen den Anblick eines gewöhnlichen Marktes, der sich nur durch seine riesigen Dimensionen von den andern unterscheidet. Es tritt verhältnißmäßig wie eine Windstille ein, die von den Inspektoren benützt wird, ihre Register ins Reine zu bringen; sie enthalten die Zahl der Einsendungen, die Art ihres Verkaufs, die Summe, welche sie eingebracht, den Namen der Käufer, die Abgaben an die Seine-Präfektur und Berechnung der Spesen. Auf diese Art gewinnt man die genaueste Einsicht in die Alimentation von Paris.

Solchergestalt haben die vielfach reformirten Hallen wenig nur mehr gemein mit den ursprünglichen, in welchen Schnitt- und alle erdenklichen Waaren feilgeboten werden. Jetzt beschränken sie sich ausschließlich auf Lebensmittel und bilden die Speisekammer der Stadt Paris. Sie versorgen fünfundfünfzig Märkte, eine Unmenge Privathäuser und 23,643 Garküchen des verschiedensten Ranges. Es sind in Paris wie in jeder

Großstadt eine Menge kleiner Leute, deren Zeit so sehr Geld ist, daß sie sich selbst einen Ausgang zur Herbeischaffung der Lebensmittel nicht erlauben können und von Sonnenauf- bis Untergang daheim der Arbeit obliegen. Ihnen zur Erleichterung hat man einen Hausirhandel mit Lebensmitteln organisirt. Sechs tausend Händler haben ihn zu besorgen, sie fahren mit ihren Handwägelchen von Haus zu Haus und bieten feil, was eben die Jahreszeit giebt. Die eigenthümlichen originellen Rufe, mit welchen sie die Aufmerksamkeit auf sich und ihre Waare zu lenken suchen, hat Kastner in einer Symphonie vereint vorgeführt. Der Tonfall, die Melodie des Ausrufs: „Ma botte d'asperges“ ist überdies in einer Romanze der Oper Guido und Ginevra verewigt. Uebrigens sind diese wandelnden Händler einer überaus strengen Kontrole unterworfen, die Erfüllung des angestrebten Zweckes ist eine stete und unausgesetzte Sorge der Municipalität. Die Händler hatten sich bald nach den reicheren Stadttheilen, die größere Ausbeute versprachen, zusammengezogen und die ärmeren, welche dieser Transaktion besonders bedürfen, in Stich gelassen. Da wurde ihnen augenblicklich die Concession entzogen, zwar sogleich wieder ertheilt, aber nur unter der Bedingung, ein gewisses Terrain, auf dem ihre Dienste nothwendig und so die ganze Stadt abzugehen. Seitdem erfüllen sie ihre demokratische Mission.

Nicht die Inspektoren der Fleischbänke, der Weinschänken und Milchbuden, die compteurs-mireurs genügen, das mühsamste Uebeıwachungsgeschäft fällt auf die wandelnden Inspektoren, welche alle die Garküchen zu überwachen haben. Sie ruhen keinen Moment und finden trotz all ihrer Sorgsamkeit und Strenge alle Augenblicke wieder Gelegenheit, einzuschreiten. Zwei Inspektoren und achtundzwanzig Agenten besorgen diesen gemeinnützigen Dienst. Es ist nahezu unglaublich, welch großartige Fälschungen der Nahrungsmittel statthaben. Der Wunsch, auf diese unrechtliche Weise höheren Gewinn zu ziehen, ist so groß, daß keine Abmahnung, Drohung, gar Strafe fruchtet. Die Agenten visitiren durchschnittlich im Monate acht tausend dieser Etablissements, die Beschlagnahme der gefälschten oder verdorbenen Lebensmittel schwankt zwischen 300—600, je nach der Jahreszeit, im Sommer, wo die Zersetzung rascher vor sich geht, mehr. Von der Milchverfälschung gehen so schaurige Sagen, als wären die Macbeth'schen Hexen an dem Gebräu betheiligt, — nach Saphir wird aus Kalbsgehirn und anderen unnennbaren Dingen Milch geschaffen und aus dieser Milch die Butter, und mit dieser Butter wird gebraten und gekocht — doch ist es so gar schlimm nicht, die Milch ist meist nur sehr stark mit Wasser versetzt und ihr ein gewisses Quantum von bicarbonae Sodae zugesetzt, damit sie nicht zerrinnt. Durchschnittlich ist die Milch, die erst vom Groß-, dann vom Kleinkäufer gekauft wird, mit 18 Prozent Wasser versetzt. Uebrigens wird der Milchhandel streng überwacht. Der gebrannte und geriebene Kaffee ist sehr häufig mit Gerste, Mais, Rüben, Hafer und Kastanien untermengt, besonders aber mit Cichorie. Dieser Fälschung zu entgehen, kaufen die meisten Personen ihren Kaffee ungepulvert, ungebrannt, in den grüngrauen Körnchen: doch ist auch dies noch kein sicheres Auskunftsmittel. Die Spezereihändler kneten einen Teig von derselben Färbung und prägen ihn dann in Modeln nach der Kaffeebohnensorte. Trotz aller Beaufsichtigung ist diesem Uebel nicht abzuhelfen. Zwar wird die Verurtheilung an den Laden des Verurtheilten angeschlagen, doch verstehen es diese, die denunciatorischen Plakate alsbald wieder zu entfernen. Die wandelnden Inspektoren haben nicht allein die Lebensmittel, sondern auch die Gefäße, in welchen sie bereitet werden, zu inspiciren und beschlagnahmen namentlich jene, welche Grünspan ansetzen. Neun Beamte sind fortwährend damit beschäftigt, und wenn die Pariser dennoch hie und da etwas Gesundheitsschädliches zu verzehren bekommen, so liegt wahrlich nicht die Schuld am Mangel der Ueberwachung. Die Autorität dieser Gesundheitsagenten ist so anerkannt, daß der Beschlagnahme beinahe nie eine Widersetzung von Seiten des Besitzers begegnet. Sie, die Inspektoren, besitzen aber auch einen wahrhaft unfehlbaren Blick und erkennen sogleich am Fleische, ob ein Thier des natürlichen oder gesetzlichen Todes verstorben. Unter allen Sicherheitsdiensten in Frankreich ist wohl jener für die Approvisionirung von Paris der best organisirte. Was sollte aber auch aus einem Staat werden, wenn die Metropole eines so streng centralisirten Landes, wie es Frankreich ist, nicht täglich reichlich zu essen hätte! Um einen Begriff von dem kolossalen Verbrauche der Seinestadt zu geben, wollen wir blos einige Ziffern anführen. Nach dem Durchschnitt der drei Jahre 1877—1879 schätzt man den Verbrauch an Brod für Paris auf 282,299,037 kg; was auf jeden Einzelnen 158 kg per Jahr und ungefähr 332 gr per Tag macht. Der verbrauchte Wein beläuft sich auf 390,384,700 Liter, was auf die Person 211 Liter per Jahr und 0,58 Centiliter per Tag ausmacht. Jährlich werden in Paris 142,097,307 kg

Fleisch aus den Schlachthäusern, Schweine- und Pferdefleisch verzehrt, was auf den Kopf täglich 208 gr giebt. Das Geflügel und Wild, welches in Paris verspeist wird, erreicht die ungeheure Zahl von 24 Millionen Kilogramm. Fügen wir noch zu diesen Massen von Fleisch 28 Millionen Kilogramm Fische und Austern und 114 Millionen Liter Milch, so wird man sich eine Vorstellung von der Wichtigkeit machen können, welche in der Herbeischaffung der Vorräthe liegt, um diesen Bedürfnissen gerecht zu werden. Außer diesen allgemeinen Nahrungsmitteln verbraucht jeder Pariser im Durchschnitt täglich 21 gr Butter, 13 gr Eier, 585 gr Gemüse, 90 gr Obst, 13 gr Kaffee oder Chokolade, 36 gr Zucker oder aus Zucker hergestellte Waaren, 9 gr nahrhafte Teigwaaren und 6 gr Backwerk und Kuchen. Wasser, Eis und Mineralwasser repräsentiren pro Kopf täglich eine Ausgabe von etwas mehr als 1 Centime, und Bier, Aepfelwein und Branntwein belaufen sich auf 10 ½ Centimes pro Tag und Einwohner.

Sagen uns diese Ziffern, von was man in Paris satt wird, so schweigen sie doch darüber, wie man satt wird. Es ist aber ein sehr bequemes Ding für Monsieur le Comte und Madame la Marquise, zu wissen, daß, wenn man etwas sehr Ausgesuchtes und Vortreffliches wünscht, man nur eine der berühmten Maisons de Coméstibles zu besuchen, eine Karte zu mustern und mit dem Priester oder der Priesterin hinter dem Kontor eine kurze Berathung zu pflegen hat, damit man in der Salle-à-manger im bezeichneten Augenblick ein elegantes und üppiges Mahl zu Hause habe, für irgend eine Anzahl Personen, fertig gekocht und, wo nöthig, begleitet von jedem Artikel, der erforderlich ist, um eine gegebene Anzahl Quadratmeter Mahagony in einen mit Platte, Glas, Obst und Blumen angefüllten Speisetisch zu verwandeln. Dies ist natürlich kein wohlfeiles Verfahren; allein Alles und Jedes in Betracht gezogen, ist es ökonomisch. Euer Haus wird nicht — was sollen wir sagen? — in einen Ofen, euer Koch in keinen Dämon verwandelt; der Zauberer führt das Gastmahl künstlich durch, ihr sehet kaum die Zauberfäden, an denen dies bewerkstelligt wird und nehmt auch nichts wahr von den Chemikalien; in eurem Hause ist gut leben, obgleich ihr und eure Freunde gespeist habt wie Lukullus; ihr habt ein Gemach für eine Zeit lang in einen Tempel des Sinnengenusses verwandelt, eure Wohnung aber nicht zu einer Taverne gemacht.

So verfährt man in den höchsten Schichten der Pariser Gesellschaft — steigt man aber auf der gastronomischen Leiter herab, so wird man finden, daß auch hier für die ganze Welt in Paris gesorgt ist, und daß jeder die Sprosse wählen kann, die für ihn, für seinen Geschmack und seinen Geldbeutel paßt. Wenn der Marquis oder der Millionär 30, 40 oder mehr Franken per Kopf für ein Mittagsmahl ausgeben kann, mit Freude und Erfolg, so hat der bescheidenere Hausvater verhältnißmäßige Vortheile. Der feiste kleine Gott der Küche ist stets zur Hand, um Alles aufzubessern, was gut, und aufzuputzen, was nicht schön ist. Momentan Luxus und Eleganz zu entfalten, steht dort so ziemlich im Bereich von Jedermann. Wenn man Elisen, der Köchin, sagt, daß Monsieur einen Freund zum Mittagessen nach Hause gebracht, so sind ihre Hülfsquellen unerschöpflich; kein wirklicher Pariser — um eine Phrase aus dem reichen Wörterbuche Sydney Smiths zu gebrauchen — lebt fern von der Limone. Da ist der Marchand gleich nebenan, oder wenigstens gar nicht weit weg, der ihr auf den leisesten Wink und mit großer Freude und Höflichkeit beispringen wird mit etwas Truffé, von einem Wälschhuhn bis zum Schweinsfuß, Lachs, Wildpret oder anderem Pâté, je nach der Jahreszeit, mit Fasanen, Rebhühnern, Wachteln oder Lerchen, mit ihren kleinen Schweinsfett-Bruststschnitten, die ganz fertig sind für den Bratspieß; und sollte die Noth sehr an Mann gehen, so kann das Mahl verherrlicht werden mit einem oder zwei fertig gekochten Gerichten von einem Restaurant oder Pâtissier — die man beide in jeder anständigen Straße findet. Die Bequemlichkeiten in Allem, was die Küche betrifft, sind in Paris ungemein groß; der Metzger verkauft fertig, zuweilen mit Brotkrumen, zugerichtete Koteletten; der Schweinemetzger und Geflügelhändler halten Wildpret und Geflügel für den Bratspieß bereit; der Rotisseur verkauft dasselbe gebraten, warm oder kalt; in der Crèmerie sind Käse von zwanzigerlei Art zu finden; fertig gekochte Gemüse, Rahm, Eis und ein halbes Dutzend andere Dinge; während der Besitzer des ärmsten Kellers seinen Tisch in jedem Augenblick mit einer oder zwei Flaschen von fast jedem Wein, der ihm beliebt, von dem rothen an, von welchem Niemand weiß, was er ist, bis zu Chambertin, Aï oder Moët bedecken kann. Dies zeigt, welches System von Küchenphilosophie sich in Paris eingebürgert hat und wie hoch es in der öffentlichen Meinung steht.

Von den Centralhallen wenden wir uns nach dem Louvre. Wir schreiten südwärts durch die breite Rue du Pont Neuf und können nun nach Belieben entweder rechts in die belebte Rue St. Honoré einbiegen und dieselbe bis zu ihrer Kreuzung mit der Rue du Louvre verfolgen, oder auch in der Rue du Pont Neuf bis zur herrlichen Rue de Rivoli vordringen, welche uns dann direkt zum Louvre führt. Die Geschichte dieses ältesten und eigentlichen Königsschlosses von Paris, das sich zwischen der heutigen Rue de Rivoli und der Seine erhebt, verliert sich in der Nacht der Zeiten; schon unter den Merowingern soll hier ein Jagdhaus, eine Wolfshütte (Lupara) gestanden haben und daraus der Name Louvre entstanden sein. Sichere Nachrichten stammen erst aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Heute ist das Louvre bekanntlich die Residenz der schönen Künste, das erste und größte Museum Frankreichs und in gewissem Sinne vielleicht der Welt; zugleich ward es mit dem westlicher gelegenen Palaste der Tuilerien architektonisch verbunden, so daß es mit demselben ein Ganzes bildete, bis der Brand der Tuilerien im Jahre 1871 in den wundervollen Gebäudekomplex eine seither nicht wieder ausgefüllte Lücke riß. Das alte Louvre hat seinen Haupteingang in der Ostfront, welche ein treffendes Beispiel für die sogenannte Kolossalarchitektur abgiebt. Tritt man aber durch das Eingangsthor im Vestibül in den großen viereckigen Louvrehof, so haben wir in der uns gegenüberliegenden Façade eine der schönsten Schöpfungen der Renaissancekunst vor Augen. Im Innern dieses köstlichen Palastes sind die Sammlungen der verschiedenen Kunst- und Alterthumsmuseen untergebracht, welche durch die bewunderungswürdige Klassifikation ihrer Schätze nach Zeit, Nation, Schule und selbst Manier der Meister sogar dem unkundigsten Beobachter die Schönheiten zu genießen gestatten, wodurch diese prächtigen Gallerien den Neid und die Bewunderung Europas erwecken. Diese Sammlungen gewähren ein Bild des Fortschrittes der bildenden Kunst im Laufe der Jahrtausende, von größerer Vollständigkeit der Vertretung durch Originale, als sie irgendwo sonst auf einem Punkt zusammengebracht ist. Es giebt eine ägyptische, eine babylonische und assyrische, eine altjüdische und eine kleinasiatische Abtheilung, welche den Uebergang zu der besonders reichen Sammlung altgriechischer und römischer Skulpturen bildet. Tritt man aus dem Westportal des Louvre, so hat man einen weiten Platz vor sich, welcher von prachtvollen Schöpfungen der modernen Zeit umrahmt wird. Es ist dies das neue Louvre, zwischen welchem sich der Square du Louvre, früher Place Napoléon III. genannt, ausbreitet: zwei großartige Palastbauten, deren südlicher Flügel der Seine entlang hinzieht und noch mit Sammlungen gefüllt ist, während der nördliche vom Finanzministerium eingenommen wird. Zwei Gallerien, zwischen welchen die große Place du Carrousel sich erstreckt, verbanden das neue Louvre mit dem Palaste der Tuilerien, in letzter Zeit die Residenz der französischen Herrscher. Ein hohes Eisengeländer durchquert den Carousselplatz, und dicht vor diesem Gitter erhebt sich der nach dem Vorbilde des Triumphbogens des Septimius Severus in Rom errichtete Arc de Triomphe du Carrousel, 14,60 m hoch und 19,50 m breit. Die beiden Gallerien endigen gegenwärtig in den Pavillon Marsan und Pavillon de Flore, welche Theile des früher so glänzenden Tuilerienpalastes sind. Der diese beiden Pavillons verbindende Mitteltheil, der herrlichste Theil desselben, ist beim Brande vom 22. Mai 1871 völlig zu Grunde gegangen und seither ganz beseitigt worden. Der gleichfalls stark beschädigte nördliche Flügel, sowie der Pavillon de Flore wurden dagegen wieder hergestellt und vor der ehemaligen Front der Tuilerien eine Straße, die Rue des Tuileries eröffnet, welche die Rue de Rivoli, genauer die dort sich einbuchtende Place des Pyramides, mit dem Pont Royal verbindet. Sie scheidet die nunmehr gegen Westen offene Place du Carrousel von dem schönen Garten der Tuilerien, welche sich zwischen der Rue de Rivoli und der Seine bis zur Place de la Concorde erstreckt und von allen diesen Seiten Eingänge besitzt. Zwei hohe Terrassen flankiren die beiden Längsseiten dieses Gartens, deren nördliche als Terrasse des Feuillants bekannt ist. Der Tuileriengarten ist noch immer der Hauptspazier- und Spielplatz für die Kindermädchen und Kinder der wohlhabenderen Klassen, und auf seinen zahlreichen Miethstühlen lassen sich noch immer alte Herren nieder, welche mit ihrem Vormittage sonst nichts anzufangen wissen, und es vorziehen, den Kindern zuzusehen statt Zeitungen in den Kaffeehäusern zu lesen. Es giebt wohl auch Spaziergänger und Spaziergängerinnen, obgleich ihre Zahl gegen frühere Jahre beträchtlich abgenommen hat, denn heute geht man nicht so gern, sondern fährt lieber spazieren, obwohl dies gerade kein Gewinn für die Gesundheit und den Genuß ist.

Die Rue de Rivoli, welche hier unter ihren Arkaden prachtvolle Verkaufsläden birgt, westlich verfolgend, gelangen wir an die breite, mäßig lange Rue Castiglione, welche auf den Vendômeplatz führt. Es ist dies unzweifelhaft einer der schönsten Plätze in Europa, nicht übermäßig groß, aber von gleichmäßig hohen Gebäuden, darunter einigen sehr vornehmen Gasthöfen, umgeben, viereckig und in den Ecken abgestumpft. Seine Hauptzierde ist die hier sich erhebende 43 m hohe Denksäule. Um das Andenken an den kurzen, nur 2½ Monate dauernden, aber ruhmvollen Feldzug von 1805 zu verewigen, beschloß nämlich Napoleon I., oder was dasselbe ist, beschloß der Senat, daß auf dem Vendômeplatze eine steinerne, mit Bronzebasreliefs geschmückte Säule errichtet werden solle; zwölfhundert Kanonen, die man dem Feinde abgenommen, sollten das Material dazu liefern. Eine enge Treppe führt auf die Plattform dieses Denkmals, welches von Denon, Gondouin und Lepère errichtet, 1810



Place Vendôme.

eingeweiht wurde und auf seiner Spitze eine den Kaiser Napoleon in römischer Imperatorentracht darstellende Bronzebildsäule von Chaudet trug. Eine der vandalischen Thaten der Kommune war, auf Anstiften des Malers Courbet, diese nach dem Muster der Colonna Trajana in Rom mit fortlaufendem Basrelief geschmückte „Denksäule der großen Armee“, umzustürzen, was auch thatsächlich zur Ausführung kam. Doch beeilte sich die Regierung der Republik, die Vendômesäule wieder so herzustellen, wie sie gewesen, mit der alten Bronzebekleidung, welche glücklicherweise gerettet werden konnte, und mit der Statue Napoleons in Cäsarentracht. Gegen Norden öffnet sich die Place Vendôme nach der majestätischen Friedensstraße, der Rue de la Paix, welche gewissermaßen die Fortsetzung der Rue Castiglione zur großen Oper auf dem Boulevard des Capucines führt.

Wandern wir nun diesen Boulevard hinab bis zur Madeleinekirche, und wenden wir uns dann südwärts, so führt uns die kurze Rue Royale nach dem Eintrachtsplatze, der nicht nur der großartigste Platz von Paris, sondern einer der interessantesten aller Städte Europas ist. Er bildet ein längliches Achteck von 250 m Breite und 350 m Länge, das mit seiner Südseite an die Seine grenzt, über welche hier in der Verlängerung der

Rue Royale der Pont de la Concorde gespannt ist, östlich an den Tuileriengarten, westlich an die Champs Elysées stößt und nördlich von der Rue de Rivoli abgegrenzt wird. Auf diesem weiten Platze mit zahlreichen Ausgängen kreuzen sich die Wagen in allen Richtungen und der Fußgänger, der ihn ebenfalls zu kreuzen hat, kann auf dem Asphalt die Gefahren nicht hören, welche ihn von allen Seiten her bedrohen. In der Mitte dieses mit schweren steinernen Barrieren und den allegorischen Darstellungen der französischen Städte — darunter das verhüllte Straßburg — umzogenen Platzes steigt, von zwei imposanten Fontänen flankirt, der Obelisk von Luxor, eines der schönsten Denkmäler ägyptischer Vergangenheit, an eben jener Stelle auf, wo zur Zeit der großen Revolution das Fallbeil seine blutige Arbeit verrichtete und König Ludwig XVI. angesichts seines Tuilerienpalastes das Leben ließ. Denn von hier aus konnte man früher den mittleren, jetzt verschwundenen Pavillon der Tuilerien erblicken und sieht noch jetzt im Süden, jenseits der Seine das Palais Bourbon, in welchem die Deputirtenkammer tagt, im Norden die herrliche Madeleinekirche, im Westen aber die mächtig sich hineintiefende Avenue des Champs Elysées mit dem imposanten Schlußpunkt des Arc de l'Etoile, der 2100 m entfernt ist.

Der Complex von Palästen, Gärten, öffentlichen Plätzen, der sich längs der Seine vom Louvre bis zum Rond Point oder Rundell der Elysäischen Felder erstreckt, ist wohl schon als die Lunge von Paris bezeichnet worden, weil sich hier, noch im Innern der Stadt, die frischeste Luft schöpfen läßt, und bildet das eigentliche architektonische Prachtviertel der französischen Metropole, in deren regelmäßigem wie unregelmäßigem geschichtlichen Leben dieser Theil eine eben so große Rolle spielt, wie etwa die alten oder großen Boulevards. Die Elysäischen Felder, — weder Garten, noch Park, weder Chaussee noch Boulevard und doch von allen diesen wesentliche Elemente in sich tragend — sind die von der oben beschriebenen Place de la Concorde unterbrochene, aber von ihr bis zum sogenannten Rond Point in gerader Linie eine starke Viertelstunde lange Fortsetzung des Tuileriengartens; eingerahmt zwischen dem Faubourg St. Honoré zur Rechten und dem rechten Seineufer zur Linken, durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly, der sogenannten Avenue des Champs Elysées, und durchkreuzt von ungezählten Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die Elysäischen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölz zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seitenalleen mit Fußgängern jeden Alters, und während „die Welt“ sich brüstet, geht das Volk seinen Vergnügungen nach. Die Elysäischen Felder, nur um weniges größer als der Tuileriengarten, weisen wohl die größte Mannigfaltigkeit von Volksunterhaltungsplätzen für den höheren wie für den niederen Geschmack auf, welche auf so kleinem Raume überhaupt in der Welt vorkommt. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen rollen sauber gekleidete Kinder in Carrossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der eine die Leitseile, der andere die Peitsche in der Hand, jener die Thiere zügelnd, dieser sie antreibend. Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blusen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeschlossenem Kreise beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balancirt eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der wieder einen Knaben balancirt, welcher ein Kaninchen bei den Ohren hält; oder es wird ein Eiertanz aufgeführt, oder es machen Hunde wunderbare Kunststücke, oder eine Hellseherin sitzt mit verbundenen Augen auf einem Sessel und ein Mann legt ihr Fragen vor, welche die Zuschauer ihm schriftlich reichen und jene zu ihrem Erstaunen, doch nicht immer nach Wunsch beantwortet. Dort singt ein Mann Lieder, die ihm über dem Arme hängen und fleißig verkauft werden; hier arbeitet ein elektrischer Apparat, und der Schlag der umlaufenden Kette macht die Einen schreien, die Andern quieken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orchester zwei Geigen bilden, ergötzen sich Kinder und Erwachsene an der stündlich wiederholten Vorstellung eines Stückes, in welchem ein Polizeikommissär und ein Gensdarm, ein Hanswurst und der Teufel, der sie Alle holt, die Hauptrollen spielen. Auf einem Puppentheater hinwiederum erschlägt der winzige David den Riesen Goliath, eine Frau fliegt als Luftballon auf, oder ein Esel, von einer Gans geritten, galoppirt über die Bretter. Dort drängt man sich hinter einen blauleinenen



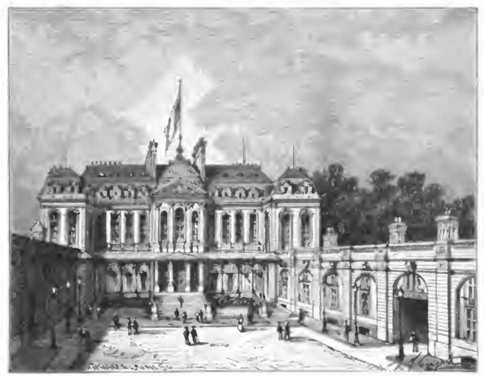
Paris.

Das Louvre.

Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen oder ein paar Sous die pièce curieuse zu sehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, besteigen die russischen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, besteigen Boote, die von Seilen getragen, Wellenberge erklimmen und von der Höhe in den Abgrund stürzen. Hier wird Ball geschlagen, dort das Kugelspiel gespielt. Reiselustige besehen durch die Gläser der Guckkasten die Haupt- und Hafenstädte, die Seen, die sie durchschiffen, die Alpen, die sie besteigen möchten. Carrousselle mit und ohne Ringstechen, mit Hirschen, Schwänen und Pferden, mit Lehnstühlen und Wagen drehen sich pfeilgeschwind; aus Vogelflinten wird nach nahen und fernen Zielen geschossen; gegen den unsichern Gewinn von Makronen und Glaszeug, aber gegen den sicheren Verlust von Soustücken schieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgestellte Kegel. Mütter lassen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den Tischen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher schwingen; für die Hälfte des Einsatzes hätte man das Doppelte kaufen können, aber das Gewonnene macht Kindern und Eltern dreifache Freude. Zwischendurch wetten mehrere Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolstertes, an eisernem Stocke in eiserne Röhre gefugtes Kissen durch die Gewalt des Faustschlags am weitesten hineinzwängt. Andere streiten, wer am schwersten oder leichtesten wiege, und lassen sich der Reihe nach auf einem der vielen unter streifigen Baldachinen stehenden Wagsessel behaglich nieder. Hier sitzt ein blinder Flötenbläser, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Büchschen vor der Brust. Der Flöte entschlüpft manch falscher Ton und die Geige ist verstimmt; aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfe, und die Aermsten scheinen die bereitwilligsten Geber zu sein. Auf den Elysäischen Feldern glaubt man sich stets auf einem Jahrmarkte, so groß ist die Zahl der Buden und Zelte. Nach der Seine zu macht die Schaulust der Eßlust Platz. Auf glühenden Kohlenbecken oder scharf geheizten Oefen werden papierdünne Waffeln und improvisirtes Krausbrod oder in Fett schmorende Kartoffeln und duftende Bratwürste oder die stets beliebten Cotelettes zugerichtet, der kalten Speisen und des unentbehrlichen Salates zu geschweigen. Obst von allen Sorten und Gebäck in allen Formen wird in Körben umhergetragen. Wein, Bier und Kaffee fehlen nicht. Mit Einbruch der Nacht erscheinen überall Lichter und Lampen, nah gerückte Reverbères säumen beide Seiten der großen Fahrstraße ein. Kein Verkäufer ist so arm, er zündet ein Lichtchen an; auch vor dem Geiger und Flötenbläser brennt eines zu seinen Füßen. Die Marionettentheater und alle Schaustellungen schmücken sich mit weißem und bunten Lichte, je nach Verhältniß ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Die großen Cafés aber, die zugleich Restaurants sind, hängen ihre prächtigen Lampenguirlanden auf, oder es erscheint ein gewaltiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und aus den blumengeschmückten Pavillons erschallen lockend die Stimmen der Sänger und Sängerinnen, das Lachen und Geplauder der Menge einen Augenblick unterbrechend. Die Champs Elysées und das nahe Bois de Boulogne sind endlich auch der Schauplatz der berühmten Spazierfahrten von Longchamp, auf denen die luxussüchtige Frauenwelt von Paris die neuen Moden im Frühjahr zur Schau trägt; es soll Tage geben, an denen in einer Stunde über acht tausend Equipagen diesen Corso passiren, welcher breit genug ist, daß acht Reihen Wagen ungehindert neben einander fahren können. Die berühmten Wettrennen von Longchamp finden jedoch auf dem gleichnamigen Hippodrom im Boulogner Gehölz statt, wo auch die Preisvertheilung vorgenommen wird.

Mitten in den Elysäischen Feldern, zur Linken der breiten Avenue nimmt der große, für die erste Pariser Weltausstellung von 1855 erbaute Industriepalast die Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieses zweistöckige Gebäude ist kein Ungeheuer, wie der Londoner Glaspalast mit seinem feenartigen Lichteffekt; es ist auch kein Meisterstück der Kunst: wohl aber dürfte es prachtvoll genannt werden, wenn es ursprünglich zu Winterreitübungen eines Kavallerieregimentes bestimmt worden wäre. Gegenwärtig dient das Gebäude im Mai und Juni zu der berühmten sechswöchentlichen Gemälde- beziehungsweise Kunstausstellung, welche man den „Salon" nennt, und sonstigen anderen Ausstellungen. Ihm gegenüber, auf der rechten Seite der Champs Elysées, liegt hinter einem großen, in die Avenue Gabriel vorspringenden Garten, das Palais de l'Elysée, dermalen die Residenz des Präsidenten der Republik. Ein Triumphbogen von neuerer Konstruktion führt auf den Ehrenhof, an dessen Seite sich zwei kleinere Höfe für die Dienstwohnungen öffnen. Neue, sehr geschmackvoll verzierte Gebäude sind nach der Seite der stillen, vornehmen Rue de l'Elysée hinzugefügt; die anhängenden auf die Avenue Marigny

blickenden Baulichkeiten sind regulirt worden. Im linken Flügel des großen Hofes befindet sich eine sehr geschickt im Stile gewisser sicilianischer Kirchen gemalte und dekorirte Kapelle. Der Garten endlich, der schönste vielleicht und der malerischeste von allen Gärten in Paris, ist von eleganten, epheuumrankten Gittern eingeschlossen, welche, ohne es zu begrenzen, das Viereck von Grün einrahmen, in dessen Mitte sich dieser reizende Palast erhebt. Die Lage des Elysée und seines Gartens bietet den doppelten Vortheil dar, daß der Palast den Spaziergängern der Elysäischen Felder einen prächtigen Aussichtspunkt gewährt und daß andererseits die schöne Promenade den Horizont des Elysée ins Unendliche ausdehnt. Sie ist gleichsam der große öffentliche Park am Ausgang des Privatgartens. Ein wenig weiter auf der Avenue beim Rond Point, der von sechs Springbrunnen, prächtigen Gebäuden und vielen Restaurants umgeben ist, endigen die eigentlichen Champs Elysées. Von da ab verschwindet



Palais de Elysée.

ihr praterartiger Charakter, indem blos die majestätische, breite, mit doppelten großen Baumreihen besetzte Avenue des Champs Elysées bis zum Triumphbogen de l'Etoile fortsetzt, die zu beiden Seiten von stolzen Häusern und Palastreihen eingeschlossen wird. Den Schluß dieser Avenue bildet der oben erwähnte, reich mit Skulpturen verzierte Arc de triomphe de l'Etoile, welchen Napoleon I. in freier Nachahmung des Titusbogens zu Rom zur Verherrlichung des französischen Nationalruhms aufführen ließ und von dessen Plattform man eine lohnende Aussicht über das westliche Paris genießt.

Einen vollendeten Gegensatz zu dem Paris auf dem nördlichen Ufer der Seine bildet jenes des linken, südlichen Ufers. Auch hier ist Paris noch immer die Großstadt, aber der Charakter des aufgeregten geschäftigen Lebens macht dem Typus abgeschlossener Vornehmheit in einzelnen Vierteln neben absteigender Spießbürgerlichkeit in anderen Platz. In dem der Seine nahen Stadttheile, welchen der halbmondförmige Boulevard

St. Germain durchschneidet, sind eine ganze Fülle der wichtigsten öffentlichen Gebäude angehäuft. Wir überschreiten die Seine auf dem Pont de la Concorde und befinden uns nunmehr auf dem höchst aristokratischen Quai d'Orsay, wo sich an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das Palais Bourbon, jetzt der Sitz des Abgeordnetenhauses, die spanische und deutsche Botschaft, der Palast der Ehrenlegion und das Palais du Quai d'Orsay an einander reihen. Das Ministerium des Aeußeren grenzt an die geräumige Esplanade des Invalides, in deren Hintergrunde sich das berühmte Hotel des Invalides erhebt mit der stolzen Kuppel seines Domes, welcher in kreisrunder Krypte den dunkelrothen Granitsarkophag mit der Asche des welterobernden Napoleons I. birgt. Der Eingang zu diesem Dome befindet sich auf der Rückseite des Invalidenhotels, auf der Place Vauban, von welcher die kurze Avenue de Tourville zur stattlichen Kaserne, der früheren Ecole militaire, und dem vor



Das Hôtel des Invalides.

derselben sich ausbreitenden Champ de Mars oder Exercierplatze, einem regelmäßigen Vierecke von 1 km Länge und einem halben Kilometer Breite führt. Der steinerne Pont d'Jena verbindet diesen Platz mit dem rechten Ufer, auf welchen die Place du Trocadéro zu dem auf der Höhe thronenden, aus Anlaß der Weltausstellung von 1878 errichteten gleichnamigen Palaste ansteigt. Wie unsere Abbildung zeigt, ist es eine in orientalischem Style gehaltene halbkreisförmige Anlage, deren Mittelbau zwei 83 m hohe Thürme flankiren. Das Innere des Palastes enthält große Säle für Schauspiele, Koncerte und Vorträge. Vor der Rotunde stürzt eine großartige Cascade über die zweihundert Stufen einer Treppe herab und gewährt im Vereine mit dem Palaste dem Champ de Mars einen prächtigen Abschluß.

An den vornehmen Quai d'Orsay stößt der Quai Voltaire, welcher mit dem Quai Malaquai und Conti bis zum Pont Neuf hinzieht, also gerade den Tuilerien und dem Louvre gegenüberliegt. Wir stehen hier am Rande des sogenannten Quartier latin, des Studentenviertels, welches jetzt hauptsächlich aus dem fünften und sechsten Arrondissement gebildet wird. Unwillkürlich stellt sich uns, wenn wir das Quartier latin nennen,

der Begriff der „Grisette" ein, welche damit so enge verknüpft erscheint. Die „Grisette" ist nun freilich verschwunden, aber in den maisons meublées des Quartier latin wimmelt es noch immer von jenen wilden Ehen auf Zeit, für welche die Pariser Studenten von Alters her bekannt sind. Mit einer Versündigung gegen das sechste Gebot hat indes diese im Ganzen harmlose Unsitte nichts zu schaffen. Denn die Studentenfrauen auf Zeit sind noch immer, wie schon seit langen Jahren, dem in Paris in ungeheuerer Anzahl vertretenen Stande der Näherinnen, Floristinnen, Modistinnen ꝛc. entnommen, mit einem Worte unverheirathete Mädchen, welche in den Ateliers für die Frauentoilette arbeiten, wenn sie jetzt auch nicht mehr Grisetten, sondern mit etwas anrüchigerem Klange des Wortes Cocotten heißen. Durch diese wilden Ehen, welche, so lange sie dauern eher dazu beitragen, die jungen Leute in Ordnung zu halten und sparsam zu machen, wird jedenfalls die Zügel-



Der Trocadero.

losigkeit nicht gefördert, denn während sie dauern, verpönen der Anstand und die Sitte geradezu, selbst eine solche Ehe zu brechen, wie als wäre sie eine wirkliche. Sie sind eine Art jugendlicher Vorehen aus wirklicher gegenseitiger Neigung, welche in Frankreich deswegen entstanden sind, weil dort die wirklichen Ehen, die ihnen bei den jungen Männern später folgen, fast als Regel aus einer Familienabmachung hervorgehen, bei welcher nach einer Neigung nicht mehr gefragt wird. Auch dem ernsten Studium sind diese Verhältnisse keinesfalls abträglicher als die Kneipsitten des deutschen Bruder Studio. Dies zeigt sich uns schon ganz augenfällig gleich beim Betreten des lateinischen Viertels. Während sonst ziemlich überall die berühmte Seinestadt dem Modernismus huldigt, weiht sich das Quartier latin einer Gewohnheit von Alters her, die nicht besser als mit dem Worte „Bouquinismus" bezeichnet werden kann. Bouquin ist ein ganz legitimes französisches Wort, es ist ein altes Buch, ist vielmehr unser deutsches „Buch". Da nun die Deutschen von jeher in Paris nach alten Büchern, Tröstern, Schmökern, gesucht haben so heißt bouquin ein altes Buch. Wer danach sucht,

ist ein bouquiniste; endlich heißt das Verbum „nach alten Büchern suchen“ ganz kurz bouquiner, ein geheiligtes Wort, ein Glaubensbekenntniß. Wer vom Louvre herwärts über den Pont Neuf geht, sieht nach rechts, bevor er in die Rue Dauphine hineingeht, auf dem Seinegeländer eine lange, unabsehbar lange Reihe flacher Kästen stehen. Jeder ist mit alten Büchern angefüllt, jeder hat auf einem Stöckchen sein „prix fixe“, und das Geschäft ist höchst coulant und sehr solide. Da bouquinirt man denn gar so gern, vor vierzig Jahren schon und noch jetzt. Es ist immer dasselbe Geschäft, nur der Inhaber mag wechseln. Hat man etwas gefunden, so hält man die Hand in die Höhe, — der Mann kommt und nimmt sein Geld, es wird nicht einmal ein Wort dabei gewechselt, und man geht zufrieden mit seinem bouquin nach Hause, oder man biegt links ab vom Pont Neuf. Dort wohnt der Bouquinismus höchst solide in einem Laden, in einer ganzen Reihe von Läden. Am Fenster hängt ein Zettel: „60 centimes le Kilo!“ Und dicht dabei unser alter Heurnius — opera omnia 1658, Fol. Was will man mehr? Kommt man aber nun tiefer hinein in das Viertel, z. B. nach dem Pantheon hinauf oder in die Gegend der Ecole de Médecine so findet man dort, trotz der engen Räumlichkeit der Gassen, ganze Hauswände besetzt mit literarischem Trödel, häufig von bedeutendem Werthe. Denn nicht nur die Verfasser waren ehedem berühmte Männer, sondern auch häufig die früheren Besitzer; und man gelangt da manchmal zu höchst interessanten Autographen und Andenken. Und wer consumirt das Alles im Quartier latin? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht ganz leicht. Wenn man aber die Zahl der Konsumenten zusammenrechnet, so kommt man wohl zu dem Ausrufe: „Aber wie kann man so viele Wissenschaftsbeflissene mit literarischem Materiale versehen?“

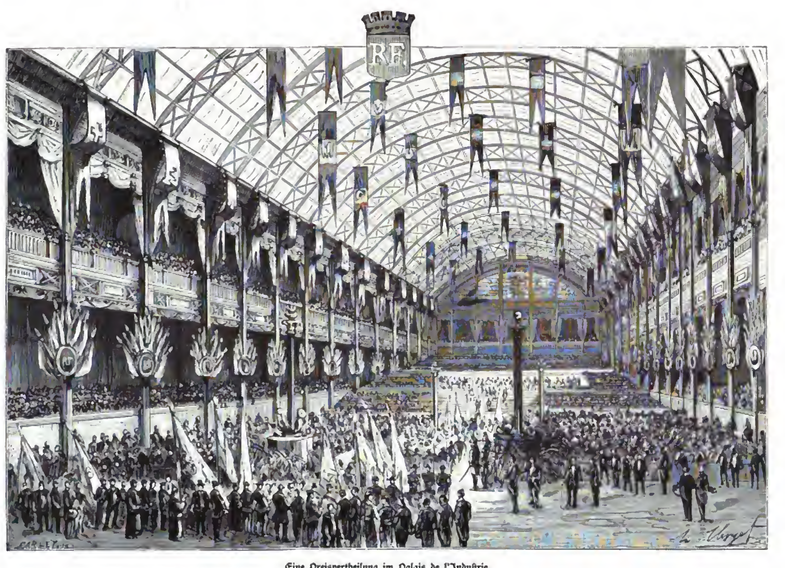
Der einfachste Spaziergang durch das fünfte Arrondissement macht uns aufmerksam auf eine wirklich staunenswerthe Menge von Instituten, die alle mehr oder minder zur Volksbildung und zur eigentlichen Gelehrtenbildung gehören. Gedenken wir bei der Gelegenheit auch noch mehrerer Kirchen, der Wohlthätigkeitsanstalten, selbst der einen oder der anderen korrektionellen Gebäude, so können wir die Fülle derselben kaum bewältigen. Wenn wir vom Observatorium ausgehen, so haben wir gleich links von demselben das Findelhaus, rechts zwei Hospitäler, denen sich ein drittes wenige Schritte davon südöstlich anreiht. Nordöstlich dagegen ragt dicht beim Observatorium die herrliche Kirchenkuppel des Val de Grace mit dem bedeutenden Militärhospitale heraus, dicht bei diesem die Ecole normale, die Ecole de Pharmacie und ziemlich zwischen beiden das Collège Rolin. Gehen wir den Boulevard St. Michel hinunter, so haben wir zuerst rechts das Taubstummen-Institut, links am Luxemburg-Garten die Ecole des Mines. Dann aber vorwärtsschreitend, blicken wir durch die Rue Soufflot nach dem Pantheon. Um dasselbe und dicht bei demselben haben wir die Ecole de Droit, nebst dem gleichgebauten Gebäude der Mairie westlich vom Pantheon, die Geneviève-Bibliothek nördlich davon; hinter dem Pantheon das Lycée Napoléon, dicht bei diesem die Kirche St. Etienne du Mont und eben hinter dieser die Ecole Polytechnique. Kehren wir zurück zur Rue Soufflot und gehen wenige Schritte in die Rue St. Jacques hinunter, so haben wir das Collège Louis le Grand und hinter demselben das Schulinstitut St. Barbe. Dann aber treffen wir wieder in der Rue St. Jacques gar die Sorbonne und ihr gegenüber das Collège de France, die beiden berühmten Anstalten, das Serapeum und das Museum des modernen Wissenschafts-Alexandriens. Am Boulevard St. Michel liegt dann, gerade auf derselben Breite, das Collège St. Louis. Weiterhin zur Seine führt uns dann die Rue de l'Ecole de Médecine links in das medicinische Quartier, eine Wissenschaftsinsel am Rande des Luxembourg-Arrondissements, — rechts dagegen treffen wir das „Hotel Cluny“ mit seiner herrlichen kunstindustriellen Sammlung und mit dem Palais des Thermes und endlich noch die Kirche St. Severin. Dann sind wir an der Seine in der Gegend von Notre-Dame. Um uns zu erholen von unserem Wettrennen durch all diese berühmten Gegenden, schlendern wir an der Wasserseite des fünften Arrondissement etwas die Seine aufwärts. Da kommen wir an der Halle aux Vins vorbei, aus welcher Paris seinen Weindurst stillt. Und nun siehe da! Da öffnet sich der Jardin des Plantes, dessen hoch poetische Einsamkeit jetzt durch den naheliegenden Bahnhof von Orleans unangenehm gestört ist. Dahinter noch die Salpetrière, das größte Siechenhaus der Welt. An der Westfaçade des Jardin des Plantes ist noch das Hospital der Pitié und das Gefängniß St. Pélagie zu nennen, und der Rundgang ist beendet.

Aber auf diesem Rundgange haben wir nur Namen nennen, nur äußere Formen sehen können. Wenn wir auch nicht Alles analysiren wollen, so müssen wir doch das Nothwendigste etwas genauer betrachten, namentlich unter den Wissenschaftsanstalten, den Universitätsfacultäten, den höheren Lehranstalten, den einzelnen „écoles". Wir beginnen natürlich mit der Institution de Sainte Barbe beim Pantheon, der ältesten Schule für die Pariser Jugend, schon im Jahre 1640 gegründet; sie ist die Sorbonne für die kleine Welt, welche kleine Welt, wenn sie zwischen sechs und zehn Jahre alt ist, sogar nach einem Kindergarten, nach Fontenay-aux-Roses hinausgeschickt werden kann. Der Schule St. Barbe sind nun im Verlaufe der Zeit gar viele Kinderschulen nachgefolgt, und Paris hat heute 600 öffentliche Schulen mit mehr als 100,000 Schülern und Schülerinnen. Nach St. Barbe besprechen wir kurz auch die Gymnasien, die Lyceen im Pantheon-



Hof der Sarbonne.

Arrondissement, im Quartier latin. Nach unseren deutschen Gymnasialansichten geht hier Alles über das Maß hinaus. Es werden nämlich so viel Zöglinge aus den Provinzen nach Paris geschickt, daß sie meistens nirgends anders als in den Lyceen selbst untergebracht werden können. Dadurch werden diese Anstalten denn wirkliche Erziehungskasernen. In dem oben genannten Lycée Louis le Grand sind z. B. 800 Eleven untergebracht (internes), während dazu noch 500 Schüler aus der Stadt die Unterrichtsstunden besuchen (externes). Daß 1300 Jünglinge eine Schule besuchen, ist gewiß nicht rathsam, daß aber 800 Pensionäre in derselben Lehranstalt zusammenwohnen, ist gewiß unter Umständen sehr gefährlich. Solch ein Lyceum hat meistens seine eigene uniforme Kleidung und bestimmte Abzeichen, auf welche die Jugend, namentlich aus den Provinzen, sehr viel hält, zumal wenn sie spazieren geführt wird. Diese Rieseninstitute verlangen natürlich ganz besondere Baulichkeiten. Manche Lyceen sind vortrefflich logirt. Das Lycée Napoleon hinter dem Pantheon ist geradezu ein altclassisches Gebäude, ehemals eine Abtei der heiligen Genovefa, schon im sechsten Jahrhundert gegründet und später mehrfach umgebaut. Das alte Refectorium, jetzt Hauscapelle, soll in hohem Grade



Eine Preisvertheilung im Palais de l'Industrie.

interessant sein. Man trifft an den Baulichkeiten romanische, gothische und moderne Elemente vereint. Früher war hier die berühmte Bibliothek St. Geneviève untergebracht, die sich jetzt zur Seite des Pantheon in einem besonderen Gebäude befindet. Diese berühmte Sammlung enthält über 100,000 Bände und viele zum Theile sehr merkwürdige Manuskripte. Ganz ausgezeichnet ist der Lesesaal. Er enthält für mehr als 400 Studirende Plätze und wird auch, da die Bibliothek inmitten des Quartier latin liegt, von allen Pariser Bibliotheksälen am meisten benützt. Und doch ist die Bibliothek neben dem Pantheon von fast verschwindender Kleinheit neben der großen Nationalbibliothek in der Rue Richelieu auf dem rechten Seineufer.

Zu welchem specielleren Zweige des Wissens und der Gelehrsamkeit nun auch immer die aus den großen Gymnasialkasernen herauskommenden französischen juvenes übergehen mögen, all die Gelehrsamkeit im Quartier latin gipfelt mehr oder minder in der berühmten Sorbonne, wenn auch manche Wissenschaftsanstalten administrativ von derselben unabhängig sind. Die Sorbonne ist ein altes, nobles Institut. Sie stammt noch her aus der

„Zeit, da man mit Vorbedacht
Nur latein'schen Vers gemacht!“

hat sich aber immer frisch erhalten und ist noch heute, obwohl über sechshundert Jahre alt, die treffliche, jugendfröhliche Sorbonne, die immer noch Schönes, Gutes, Gediegenes, Classisches zu lehren weiß. Schon im Jahre 1253 ward die classische Anstalt gegründet von Robert v. Sorbon in der Champagne (1201 geb.), Almosenier Ludwigs des Heiligen, anfangs ein theologisches und scholastisch-philosophisches Institut, dann aber in alle Wissenschaften eingreifend und eine lange Zeit dieselben allein beherrschend, so daß die Sorbonne wirklich die oberste Behörde in allen geistigen Bewegungen und Streitfragen war. Wenn nun auch in unseren Zeiten das Denken und Wissen Allgemeingut geworden ist und dafür kein Centralpunkt als wirkliches Haupt zu finden sein möchte, so gedeiht doch die Sorbonne doch immer; sie pflegt katholische und philosophische Wissenschaften, alle Zweige der Naturforschung, besonders Physik, wie denn ihr physikalisches Cabinet hoch ausgezeichnet ist. Das große Amphitheater der Sorbonne kann bis zweitausend Zuhörer fassen. Und wenn auch die juristische und medicinische Facultät in Paris ganz besondere Localitäten haben beziehen müssen und jede für sich eigen organisirt ist, so geht doch der Rechtsstudirende und der angehende Mediciner immer noch gern in die Sorbonne, auf deren großem, inneren Hofe man denn auch immer Repräsentanten der einzelnen Wissenschaften trifft und auf deren Tafeln man genau die Gegenstände, die Docenten, die Stunden der Vorträge angegeben findet. Die Kirche der Sorbonne ist ein graciöser, wenn auch nur kleiner Kuppelbau mit einem hübschen Doppelportale aus korinthischen Säulen über einander geschmückt und auch um die Kuppel herum reich verziert. Die Kuppel ist inwendig von Philippe de Champaigne ausgemalt. Vor Allem sehenswerth ist das Marmormausoleum des Cardinals Richelieu, von Girardon ausgehauen und dessen Meisterwerk, eine der vorzüglichsten monumentalen Arbeiten in Paris; der sterbende Cardinal wird von der Religion mit zwei Genien unterstützt und von der Wissenschaft zu seinen Füßen betrauert.

Das Collège de France wurde im Jahre 1529 von König Franz I. mit allen Zuthaten und neunundzwanzig Professorenstühlen gegründet. Besonders Literatur, Philosophie und alle Zweige der Naturwissenschaften werden hier eifrig vorgetragen und eben so eifrig hingenommen, besonders von der Pariser Damenwelt. Die Vorlesungen sind immer auf ein halbes Jahr berechnet, gänzlich umsonst und der Capacität der gemischten Zuhörerwelt völlig angemessen. Die Professoren gehören immer zu den bedeutendsten Männern. Die ganze Anstalt, der Sorbonne gegenüberliegend, ist besonders für junge Mädchen, die sich dem Erziehungssache widmen wollen, eine unendliche Wohlthat, und in gewisser Weise eine förmliche Universität für dieselben.

Was immer an wissenschaftlicher Bewegung im lateinischen Quartier sich vorfinden mag, nichts nimmt so sehr theil an dieser Bewegung, ja nichts ist so sehr diese Bewegung selbst wie die beiden großen Facultäten, die schon früher von der Sorbonne und der „Université de France“ abgezweigt werden mußten, indem sie wegen ihrer numerischen Ausdehnung und ihrer wissenschaftlichen Eigenartigkeit eine besondere Organisation verlangten. Es sind dies die juristische und die medicinische Facultät, welche beide ihre besonderen Centralgebäude haben. Das große Gebäude der „Faculté de Droit“ liegt mit seiner schrägen Façade, deren Mittelstück,

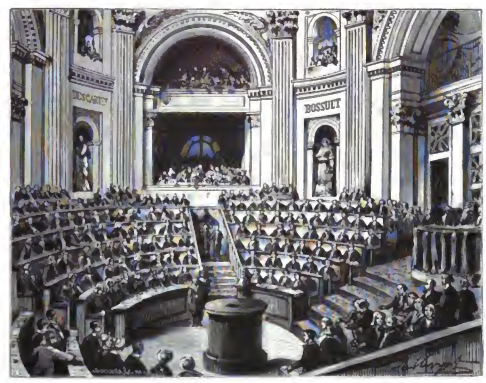
von vier jonischen Säulen getragen und verziert nach Art eines griechischen Tempels, einen guten Eindruck macht, dem Pantheon gegenüber an der Nordseite der Rue Soufflot, deren Südseite von dem ganz gleich gebauten Mairiegebäude des fünften Arrondissements eingefaßt wird. Es enthält in seinem Innern zwei große und schöne Amphitheater und eine ausreichende Bibliothek. Achtzehn ordentliche Professoren sind in ihm angestellt. Die Zahl der Studenten, die unbedingt den besseren Theil der Studentenschaft im Quartier latin ausmachen, ist sehr groß, und man würde gar nicht begreifen, wo all die vielen praktischen Juristen Platz finden, wenn man nicht wüßte, daß eine große Zahl von ihnen gar nicht daran denkt, wirkliche Juristen zu werden. Eine Menge junger, wohlhabender Kaufmannssöhne, eine eben so große vielleicht von Landbesitzern u. s. w. beginnt einen Rechtscurs und macht ihn wohl selbst ganz durch, um an dem in alle Stände der französischen Gesellschaft eingreifenden öffentlichen Staatsleben passiv und activ theil zu nehmen. Ja fast jeder gebildete Mann in Frankreich möchte gern einmal Rechtsstudirender gewesen sein. Die andere große Fraction, die dem lateinischen Viertel Leben und Bewegung giebt und numerisch entschieden die bedeutendste ist, ist die Faculté de Médecine mit 28 Professoren und den allervortrefflichsten Anstalten und Einrichtungen. Einer der Professoren ist lebenslänglich Dekan der Schule. Die Faculté oder Ecole de Médecine in Paris ist unbedingt ein großartiges Institut in jeder Beziehung; nur fehlt ihm eines — die deutsche Gründlichkeit und selbst eine gewisse Feinheit im Wissen. Die Lehrer sind mehr Redner als Docenten; sie nehmen mehr ein durch einschlagende Wendungen als durch gewichtige Gedanken; sie blenden mehr, als sie erleuchten; sie erhitzen mehr, als sie erwärmen. Der ganze deutsche medicinische Studiencurs ist bei mancher Pedanterie dennoch etwas so Kompaktes, daß man sich doch darüber freut, wenn man ihn mit dem Pariser vergleicht. Das Gebäude der Facultät ist ein durchaus edles! Eine luftige Colonnade schließt mittelst eines eisernen Gitters einen viereckigen großen Hof von der Straße ab. Ueber ihrem Eingange sind schöne Sinnbilder angebracht. Dieser Hof ist zu seinen beiden Seiten von stattlichen Flügeln eingefaßt, das Untergeschoß wird von Arcaden mit jonischen Zwischensäulen gehalten. Die Mitte des Hauptkörpers im Hintergrunde des Hofes ist ein korinthischer Tempel mit einem Portikus von sechs korinthischen Säulen. Zu beiden Seiten dieser würdigen Tempelfaçade ist eine Eingangsthüre in das Innere des Gebäudes. Mitten in dieser Tempelfaçade ist das Denkmal des H. Bichat. Das Innere des Mittelgebäudes ist der große Hörsaal, ein halbrunder Saal mit halbkreisförmigen, dicht hinter einander aufsteigenden Bänken, zu denen von oben hinein vier oder fünf Eingangsthüren führen. An der geraden, diesem Halbrund gegenüberliegenden Wand hat der vortragende Professor seinen Sitz. Vor ihm ist ein freier Platz, welcher durch einen großen Tisch, ebenfalls einen Halbkreis bildend, gegen die Studentenwelt abgeschlossen ist und seinen besonderen Eingang hat. Dieses antike Theater faßt gegen 2000 Zuhörer. Alles Licht fällt von oben durch die gewölbte Decke. Die ganze Architektur ist entschieden großartig.

Nicht mehr als recht und billig ist es, daß in der Nähe aller dieser verschiedenen Bildungsanstalten auch der Centralpunkt des gesammten geistigen Lebens der französischen Nation seinen Sitz hat. Auf der gleichen Stelle, wo dereinst der berüchtigte Tour de Nesle stand, am Quai Conti erhebt sich ein schwerfälliges Gebäude im Halbbogen, dessen Centrum ein hoher Kuppelbau einnimmt. Hier im ehemaligen Palais Mazarin ist das Institut de France untergebracht, eine Körperschaft, mit der sich kein sonstiges gelehrtes Institut Europas vergleichen läßt. Den Fortschritt der Wissenschaften zu fördern bestimmt, zerfällt es in fünf Akademien mit zusammen 225 Mitgliedern, deren jedes 1500 Franken jährlichen Gehalt bezieht. Die erste und vornehmste dieser fünf Klassen, das höchste Ziel aller Größen der Wissenschaft und Kunst ist die französische Akademie, die Académie française, deren vierzig Mitglieder im Volksmunde gern die „Unsterblichen" genannt werden und sich vorzugsweise die „Akademiker" nennen im Gegensatze zu den Mitgliedern der übrigen Klassen, die sich blos „de l'Institut" schreiben, was aber den boshaften Alexis Piron (geb. 1689, gest. 1773) nicht hinderte, für sich selbst die Grabschrift zu dichten:

Ci-git Piron, qui ne fut rien,
Pas même académicien.

Die Hauptaufgabe der französischen Akademie besteht in der Ueberwachung der Sprache in Bezug auf Styl, Grammatik und Rechtschreibung, sowie in der Herausgabe des Dictionnaire de l'Académie française. Zu

diesem Zweck findet jeden Donnerstag eine Sitzung statt. Nebenbei vergiebt die Akademie eine Anzahl von Preisen, welche von Privaten zur Hebung der Wissenschaft gestiftet wurden. Da giebt es z. B. große Prämien für literarische Arbeiten, wie den Beredtsamkeits- und den Poesiepreis von 4000 Franken, die zweite Montyon-stiftung für das den Sitten nützlichste Buch, die Preise Gobert und Thiers für historische Schriften, den Preis Bordin für ein Werk der höheren Literatur, den Preis Halphen für Entdeckungen und Erfindungen, und endlich rein wohlthätige Stiftungen, wie den Preis Maillé zur Unterstützung junger Literaten und Künstler und die Preise Trémont, Lambert und Leidersdorf für die Hinterlassenen von Schriftstellern und Gelehrten. Endlich beschäftigt sich die Akademie auch mit der Krönung der Tugend. Eine feierliche Sitzung, zu der sich das Publikum gerne herandrängt, findet jedesmal bei der Aufnahme eines neugewählten Candidaten statt, bei



Eine Sitzung der Académie française.

welcher Gelegenheit man das Glück hat, nicht weniger als vier Akademiker im Galafracke mit den gestickten grünen Palmblättern am Kragen zusehen. Es werden zwei Reden gehalten, d. h. der Tradition gemäß vorgelesen. Der neue Akademiker läßt eine sorgsam gefeilte und approbirte Lobrede auf seinen Vorgänger hören, worauf einer seiner beiden Pathen mit einer Kritik derselben antwortet, an die sich eine Besprechung der akademischen Titel des Nachfolgers knüpft. — In der Nähe der Akademie befindet sich die Ecole des Beaux-Arts.

Ziemlich am Ende des fünften Arrondissements, an der Seine gelegen, vor der Austerlitz-Brücke, und eingefaßt von den Straßen Büffon, Geofroy St. Hilaire und Cavier, auf welche dann wieder von verschiedenen Richtungen her die Straßen Jussieu, Linné, Blainville und Lacepède, sowie Daubenton und weiterhin Dumeril aufstoßen, bildet der Jardin des Plantes ein großes, schräglängliches Viereck, welches in zwei Längshälften zerfällt: in einen botanischen Theil und einen wirklichen zoologischen Garten. Diese großartige Schöpfung ward schon im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts begonnen und unter Buffon der Hauptsitz der naturwissenschaftlichen Forschung in der ganzen civilisirten Welt. Napoleon I. ließ sich den Pflanzengarten

viel Mühe und Geld kosten und fand dabei schon im Jahre 1805 eine Hauptunterstützung von Seiten Alexander von Humboldts, der sein ganzes südamerikanisches Herbarium mit Tausenden bis dahin ganz unbekannter Pflanzenarten dahin verschenkte. Seit jener Zeit hat der Pariser Pflanzengarten vor den zoologischen Gärten anderer europäischer Großstädte nichts besonders Seltenes mehr voraus; aber noch immer steht er allein in seiner vollständigen Zusammenfassung von Sammlungen für alle Zweige der Naturforschung, welche es mit dem Thierreich, einschließlich des Menschen, dem Pflanzenreich und dem Steinreich zu thun haben. Der Jardin des Plantes enthält ein großes Museum mit den anthropologischen, zoologischen, botanischen und mineralogischen Sammlungen, ferner ein großartiges Amphitheater, welches 1200 Zuhörer faßt und in welchem Vorträge über alle Zweige des Naturwissens von den ersten Kräften der Hauptstadt unentgeltlich



Die École des Beaux-Arts.

gehalten werden. Die freisinnige Benutzung dieses Institutes übertrifft in der That alles Derartige. Natur- und Kunstanlagen zum Verständnisse der Natur sind hier in der schönsten Harmonie neben einander aufgepflanzt und in einander verschlungen; Pflanzen und Thiere im vollsten Leben, Herbarien und zoologische Museen in konservirter Form stehen hier für Alle offen nach bestimmtem Usus. Der größte Gelehrte und das kleinste Schulkind, die Gouvernante und der Student, der Forscher und der Enthusiast, der Denker und der Träumer — sie Alle scheinen hier fast ganz gleichberechtigt, und Jeder, der den Jardin des Plantes zu seinen Zwecken besucht, bekommt bestimmt seinen Preis dabei heraus, ohne etwas dafür bezahlt zu haben. Hat Jemand ganz besondere Zwecke und muß er dazu besondere Abtheilungen des mächtigen naturhistorischen Institutes aufsuchen, so wird er, wenn die Sache überhaupt nur zulässig gedacht werden kann, bestimmt dazu Einlaß bekommen können. Und hat er nun alle Abtheilungen, Alleen, Pflanzungen, Thierhürden u. s. w. übersehen, hat er die Skelette großer Walfische, — kolossale Elephanten, den Hippopotamus, Alligatoren, Vögel — die ganze Schöpfungsgeschichte, möchte man sagen, durchwandert, so bleibe er zuletzt noch, zumal wenn an einem schönen

Sommertage die Sonne untergeht, unter der alten berühmten Ceder Jussieu's, die er in seinem alten Hute vom Libanon mitgebracht haben soll, stehen, gerade da, wo Daubentons Denksäule an einen echten, gottbegnadeten Naturforscher und Arzt erinnert, der das achtzehnte Jahrhundert gekennzeichnet und abgeschlossen hat. Dort unter der Ceder ist es so andachtsvoll wie in Notre Dame und viel schöner, als in aller Gothik und Renaissance.

Obwohl seit einer langen Reihe von Jahren Paris nicht mehr das alleinige Centrum der wissenschaftlichen Strebungen ist und ganz besonders die deutsche Wissenschaft zu einer dominirenden Stellung sich emporgeschwungen hat, wäre es doch unrecht, zu verkennen, daß die Kunst- und Wissenschaftspflege in Frankreich noch auf hoher Stufe steht. Regierung und Privatgesellschaften wenden ihr die vollste Aufmerksamkeit zu. Die Regierung entsendet fast alljährlich wissenschaftliche Expeditionen in größerer Anzahl denn irgend eine in der Welt und



Das Museum im Jardin des Plantes.

fast jeder Wissenszweig wird von einer Gesellschaft getragen, welche unter jenen ihrer Art eine hervorragende Stelle behauptet. Die Société asiatique, die Société d'anthropologie, die Société de géographie verfügen über Kräfte, welche man überall gerne als wissenschaftliche Autoritäten gelten läßt. Die Pariser geographische Gesellschaft ist sogar die älteste aller derartigen Vereinigungen und hat ihren jüngeren Schwestern als Vorbild gedient. Sie befindet sich in blühendstem Zustande und durfte sich sogar den Luxus eines eigenen Hauses auf dem Boulevard St. Germain gönnen, ein Beweis, welches Interesse für den von ihr gepflegten Wissenszweig dennoch bei den Franzosen vorhanden ist, welchen wir mit Vorliebe grobe Unwissenheit in geographischen Dingen vorwerfen.

Mitten im lateinischen Viertel mit seinen gelehrten Instituten erheben sich, wie wir schon andeuteten, noch einige kirchliche Denkmale, welche zu den bekanntesten von Paris zählen. Da ist vor allen die Kirche der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, ein prätentiöses Bauwerk, von dem der Beschauer im ersten Augenblicke nicht weiß, ob es Kirche oder Ruhmeshalle ist, als welche es unter der Constituante und mit dem

Namen Pantheon vollendet ward. Eine kolossale korinthische Säulenhalle mit reich geschmücktem Giebelfelde wird von einer wahrhaft imposanten Kuppel überragt. Doch ist die Gesammtwirkung des Baues keine glückliche zu nennen; es fehlt ihm jene Harmonie der Verhältnisse, welche den Invalidendom auszeichnen. Unvergleichlich gelungener ist die Kirche von Saint Sulpice, ein in schönen Verhältnissen erbauter Tempel auf dem gleichnamigen großen freien Platze. Der erste Eindruck, den dieses großartige Gebäude, besonders durch seinen prunkhaften Portikus, auf den Beschauenden ausübt, ist in hohem Grade überraschend. Die Vorderseite besteht aus zwei luftigen, über einander befindlichen Hallen, deren jede von zwölf schlanken jonischen Säulen getragen ist, und einfache griechische Verzierungen vollenden die geschmackvolle Symmetrie des Ganzen. In den einzelnen Theilen des Portals herrscht eine vollkommene und schöne Harmonie, und der imposante und einfache Charakter, der

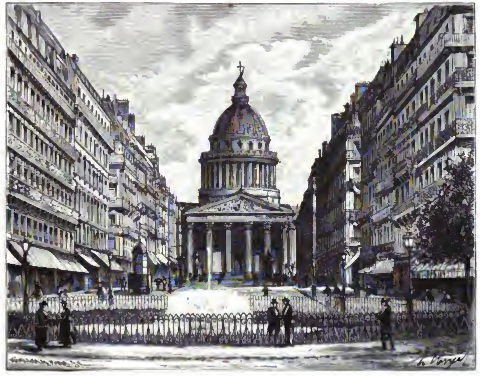


Das Haus der Société géographique.

sich in ungemein gefälligen Formen ausspricht, macht einen gewaltigen Eindruck. Erhebt man aber das Auge über den Hauptbau hinaus, so erschrickt man beinahe bei dem Anblick der beiden ungeschickten, an Größe sowohl als an Bauart so ungleichen Thürme, welche nicht nur unter sich nicht übereinstimmen, sondern auch zu dem Hauptbau der Kirche in sehr auffallender Weise Gegensätze bilden, was sich aus dem Umstande erklärt, daß mehrere verschiedenartige Künste diesem Bau ihren Stempel aufgedrückt haben, denn mehr als zwölf Baumeister — von denen jedoch einige keineswegs Meister ihrer Kunst waren — haben im Verlaufe der Jahrhunderte an dieser Kirche gearbeitet.

Von St. Sulpice durch die gleichnamige Straße in die Rue de Seine kommend, welche in ihrem südlichen, breiter werdenden Ende den Namen der Rue de Tournon annimmt, sehen wir in dieser die nach Norden gerichtete Façade eines grauen Quaderbaues mit gekuppelten Säulen, steil aufsteigenden Schieferdächern über den Eckpavillons, einer Kuppel und hohen Kaminen über dem Mitteltheil, vor uns: das alte Schloß des Luxembourg, gegenwärtig der Palast des Senats. Diese Façade mit dem sich in ihrer Flucht nach beiden

Seiten hin anschließenden Garten und den zu dem Schloß gehörigen Seitengebäuden, dieses lange Stück einer wahrhaft endlosen Straße, der Rue de Vaugirard, bildet die Grundlinie eines langgestreckten Dreiecks, dessen Schenkel im Westen von der Rue de l'Ouest, im Osten von dem auch hier mitten durch das frühere labyrinthische Gewirr der engen Gassen dieses Bezirks gebrochnen, breiten Boulevard, dem letzten Theile des Boulevards de Sebastopol und Boulevard Hausmann gebildet wurden. Der Scheitelpunkt dieses Dreiecks liegt fast genau im Gebäude des Observatoriums. Die drei Seiten aber umschließen den Garten des Luxembourg. Das neue Paris ist nicht arm an gartenähnlichen Anlagen, welche, jedem zur Promenade und zum Ausruhen geöffnet, einzig dem allgemeinen erquicklichen Genuß in freierer Luft, in lebendig grüner Umgebung, unter schattigen Bäumen, zwischen blühenden Büschen gewidmet sind. Der Tuileriengarten ist ein altes Eigenthum der Pariser, kommt



Das Panthéon.

doch aber mehr den Bewohnern des vornehmern Westendes der Stadt zu Gute. In den volkreichsten Vierteln der Altstadt des linken Seineufers aber hat, wenn wir vom Luxembourg-Garten absehen, erst die napoleonische Neuschaffung von Paris jene Anlagen begründet, welche großentheils nun solche erst durch den kolossalen „Umsturz alles Bestehenden" in dieser Stadt frei gelegten historisch und künstlerisch interessanten Denkmale umgeben an Stelle jener elenden, schmutzigen, verfallenen Sitze des Jammers, des Verbrechens und — der Geheimnisse von Paris, welche sich gerade da vorzugsweise angenistet hatten. So um den Thurm St. Jaques la Boucherie, so um Notre Dame, so um das Hotel Cluny. Man mag über die Vernichtung der eigenthümlichen interessanten pittoresken Physiognomie gerade dieser Stadttheile noch so sehr klagen, gegen die Einsicht von den unschätzbaren Vortheilen, welche sie und ihre Bevölkerung für Gesundheit und Wohlbehagen aus diesem radicalen Verfahren gezogen haben, kann sich auch die blindeste Parteilichkeit nicht verschließen. Alle diese neueren Anlagen können sich indeß an Großartigkeit mit ihrem älteren Urbilde, dem Luxembourg-Garten, nicht im Entferntesten messen. Man sieht es auch heut noch dem Styl dieser prächtigen ausgedehnten Anlage an,

daß sie von Haus aus keineswegs jenen Zwecken des volksthümlichen und gut bürgerlichen Vergnügens und Behagens bestimmt war, welche jetzt eine so schöne Erfüllung darin finden. Vor der Südfront des alten Palastes der Maria von Medicis dehnt er sich aus, im Wesentlichen noch so, wie ihn der berühmte Gartenkünstler Le Notre einst entwarf. Zunächst vor der Façade ein reiches Blumen- und Rasenparquet; dann ein kreisrundes weites Wasserbecken, das Ganze an der Ost- und Westseite eingefaßt von zwei, einige Fuß höheren Terrassen, zu denen einige breite Stufen hinaufführen. Halbkreisförmige steinerne Balustraden, deren Geländerpfeiler in bestimmten Zwischenräumen große Vasen mit rothblühenden Gewächsen und breitblättrigen Pflanzen tragen, umrahmen diese Terrasse. In der Grundfläche des Schlosses, in der ganzen Breite seiner Façade führte die lange mittlere Allee vom Abschlusse der Terrassen an in direkter südlicher Richtung bis zu den Gebäuden des



Das Palais Luxembourg.

Observatoriums. Auf jenen Terrassen aber dehnt sich der Garten nach beiden Seiten breit und vielgestaltig aus und birgt zwischen seinen hohen schattigen Kastanien anmuthige und mannigfaltige Partien in großer Zahl. Der östliche Theil, an Ausdehnung weit geringer als der westliche, enthält besonders, nahe seinem jetzigen Gitter, die berühmte Fontaine Medicis, die mit ihren Statuen, ihrem Muschel- und Grottenwerk, ihren Vasen und allem phantastischen Schmuck die malerisch reizendste Stelle des Parks bildet, zumal wenn hie und da der goldene Sonnenstrahl das dichtbuschige grüne Dach darüber durchbricht und mit den bewegten Blätterschatten lebendig wechselnd auf den schäumenden Cascaden glitzert. Die jenseitige westliche Terrasse aber enthält eine kleine Welt in sich, Baulichkeiten, Blumengärten, große freie Plätze, Pavillons, Theater, Obstbaumschulen. Da schließt sich noch an den Platz selbst der dem Publikum verschlossene Garten des kleinen Luxembourg zur dort für den Senatspräsidenten erbauten Wohnung gehörig; und weiter das große Orangeriegebäude, nahe dem nördlichen Gitter; tiefer im Parke ein hübsches Affenhaus, dann der von einem Drahtgitter umfaßte herrlich gepflegte Rosengarten und vor Allem der weite freie Platz zum Ballschlagen, der selten leer wird von jungen

Männern, welche sich dieser sehr beliebten Pariser Belustigung und Körperübung mit Leidenschaft hingeben. Der Garten des Luxembourg, Hauptspaziergang für die Studenten von Paris, dient zugleich als Annex zu der Sammlung für moderne classische Bildhauerwerke, welche das untere Geschoß des Palastes füllt. So wie bei der hier untergebrachten Gemäldesammlung soll blos die neu entstandene Classicität Aufnahme finden, sobald es unzweifelhaft geworden, daß ein neueres Kunstwerk ein classisches ist und bleibenden Werth hat.

Einer der vielen Widersprüche, an welchen die französische Capitale so reich ist, will, daß dicht neben dem bunten Treiben des lateinischen Viertels sich die vornehmen Hotels des aristokratischen Faubourg St. Germain erheben, welcher einst, zur Zeit der Königsherrschaft tonangebend war in Paris. Diese Zeiten sind vorüber. Schon das zweite Kaiserreich, unter dem Paris eine Fülle des glänzendsten Lebens entfaltete, wie nie zuvor, kümmerte sich wenig um das tiefblaublütige Quartier St. Germain. Mit dem Sturz des Kaiserreiches ist noch in vieler Hinsicht Paris ein anderes geworden. Es ist zwar wie immer, so auch jetzt noch der Mittelpunkt eines glänzenden Lebens, aber im Allgemeinen ist die äußere Erscheinung der Stadt doch einfacher geworden und die modischen Ausgelassenheiten und Prahlereien geben nicht mehr so ausschließlich in der wirklich feinen Gesellschaft den Ton an. Die hocharistokratische, alte legitimistische Gesellschaft des Faubourg St. Germain, die sich schon unter dem Kaiserreich grollend in ihren Stadtpalästen zurückgezogen hielt, ist heute wo möglich noch abgeschlossener gegen die von ihr gehaßte republikanische Staatsordnung. Die Herzoge, die Emporkömmlinge des Second Empire, die Börsenfürsten von damals spielen heute keine Rolle mehr; ihre Existenzen sind vielfach sogar in ein unrühmliches Dunkel versunken, ihre Millionen verflüchtigt. Was jetzt die feine Gesellschaft obenauf in Paris bedeutet, ist republikanische Bürgerlichkeit, die bei der den Franzosen angestammten Freude am Wohlstande und Komfort des häuslichen Lebens, für zur Schau gestellten Luxus eigentlich wenig Sinn hat. In ihren, freilich sehr sparsam gesäeten Salons, wo sich die zur Zeit maßgebenden Personen versammeln, geht es nüchtern und anständig her, es läßt sich aber nicht verkennen, daß mit dem Emporkommen obskurer Persönlichkeiten an die Oberfläche des politischen Lebens, mit ihrem Eintritt in allgemein beachtete, tonangebende Stellungen, der feine Schliff, welcher bislang die Pariser Gesellschaft so sehr auszeichnete, eine fühlbare Abnahme aufweist. Es wäre zu viel gesagt, wenn wir von einer Verrohung der Gesellschaft sprechen wollten, daß aber die früher als Muster geltende französische Höflichkeit von Tag zu Tag schwindet und darin seit der Errichtung der Republik große Fortschritte macht, ist unzweifelhaft. Ueberall im öffentlichen Leben scheint die Höflichkeit verbannt zu sein, zunächst in der Kammer, wo die parlamentarischen Ueberlieferungen durch Kampfhähne und Zotenreißer mit Füßen getreten werden. Gleichwie im Parlamente, vermißt man die altfranzösische Höflichkeit in der Polemik der Presse, in der Literatur, in den Salons, kurz überall. Im Federkampfe unter Journalisten sind grobe Schimpfereien an die Stelle von witzigen, geistreichen Meinungsäußerungen getreten. In den neueren Romanen macht sich durchweg die gemeinste Sprache, die der Gauner und des niedrigsten Pöbels, breit. In den Salons hat die Ausdrucksweise der Vorstädte, die Sprache der Stallknechte Eingang gefunden. Man mag mit einem Beamten in den Büreaus eines Ministeriums oder einer öffentlichen Verwaltung, mit einem Omnibuskonducteur oder Droschkenkutscher, mit einem Kellner in einem Kaffeehause oder mit einem Polizisten zu thun haben, man muß sich darauf gefaßt machen, unter zwanzig Leuten mindestens zehn zu finden, die weit eher den Titel eines groben Flegels als eines zuvorkommenden höflichen Menschen verdienen. Letztere sind höchstens unter den Bediensteten in den Läden der großen Luxusgeschäfte zu finden. Dies ist tief beklagenswerth, wenn wir erwägen, daß immer noch jenes holländische Klollenlied Recht hat, welches Theophil Zolling, einer der feinsten Kenner des Pariser Lebens, seiner „Reise um die Pariser Welt“ als Motto voransetzt:

Die größte Uhr der Welt ist Paris,
Die allen Völkern die Stunde wies.
Zu stark zog man sie auf und sie zerbrach,
Doch die ganze Welt sieht noch immer darnach.

Natürlich giebt es in den besseren Kreisen immer noch edle Elemente genug, auf welche das eben Gesagte keine Anwendung findet; auch würde man sehr irren, wenn man die Abnahme der Höflichkeit mit einreißender Formlosigkeit verwechseln wollte. Alle Schichten der französischen Gesellschaft sind vielmehr Sklaven der Form und der „Convenances", dieser Götzen der socialen nationalistischen Nützlichkeitsmoral, die niemals verletzt werden dürfen. Daher hat das ganze Gesellschaftsleben etwas Schablonenhaftes, das bis in die kleinsten Einzelnheiten hinabreicht und nicht blos die Crême de la crême, sondern auch die mittleren Zirkel beherrscht, eigentlich blos bei den untersten Schichten Halt macht, welchen Mangel an allgemeiner Bildung und an materiellen Mitteln das Beobachten der landessittlichen Konvenienzen verwehrt. Um auf dieselben ein Streiflicht fallen zu lassen, wissen wir nichts Besseres zu thun, als H. Taine's „Leben des Thomas Gerstenkorn" (Vie de Thomas Graindorge) die köstliche Schilderung eines Diner in Paris zu entlehnen.

Madame est servie, so läutet die stereotype Meldung des Bedienten oder auch des Hausmädchens in einfacheren Haushaltungen. Die Herrin des Hauses erhebt sich mit einer gewissen Gemächlichkeit und nimmt den Arm des vornehmsten ihrer Gäste. Dieser rundet den seinigen, krümmt graziös den Rücken, sucht nach einer Phrase und findet ein Lächeln. Mittlerweile entsteht ein kleiner Wirrwarr; die Männer lassen die Augen umherschweifen, um eine Konsole zu entdecken, auf der sie langsam ihre Hüte niedersetzen können; Höflichkeit und Bescheidenheit liegen mit einander im Streite. Soll ich den Arm anbieten? Ist meine Cravatte gut geknüpft? Werde ich als Zweiter, soll ich als Dritter gehen? Die Zeit drängt; auf einmal stürzen sich drei schwarze Fracks zugleich auf eine Robe, die Robe wählt auf gut Glück, und die Procession beginnt. Am Ende derselben schreitet die überflüssige Männlichkeit, mit halbzufriedener Miene, halb zurückhaltend, vor den schönen steifen Lakaien einher. Ach, wie würdevoll diese aussehen! Wie gut sie gepudert sind! Welche Gesandten- oder Ministerhaltung! Ich habe Gesandten und Minister gesehen, die Lakaien haben mehr Aplomb; die schöne Stattlichkeit ist ein Erbtheil ihres Standes; ihre Gravität hat nicht ihres Gleichen. Vor Allem aber besitzen sie das wesentliche, das aristokratische Organ, die Wade; vollkommene Waden sind wenigstens fünfhundert Franken Lohn werh; diese weiße Wade über einem Schnallenschuh versetzt den Geist in die schönsten Tage von Marly und von Versailles zurück. Ach! wenn wir unsere Pantalons aufheben wollten, wie viele von uns ausgetrockneten, geschwollenen, mißgestalteten Bürgern wären dann wohl würdig, Lakaien zu sein?

Die Damen setzen sich, ordnen und breiten ihre Röcke aus. Die Männer suchen, den Klemmer im Auge, diskret ihren Namen auf dem kleinen weißen Papiere zu lesen, welches ihnen ihren Tischplatz anweist; sie nehmen ihn ein, verneigen sich, husten, um sich die Stimme zu klären, und sind alsbald zur Hälfte unter zwei bauschenden Roben begraben. Das Heer der Gläser und Flaschen funkelt auf der ganzen Linie; jede Schüssel hat ihr kleines Bataillon; die Kandelaber und Lustres werfen ihr weißes Licht auf dieses blitzende Rüstzeug, die seidenen Taillen, die Bänder, die Diamanten schillern; eine große Blumenvase mit Azaleen und Kronkrant erhebt mitten auf der Tafel ihre weichen Helmbüsche und das zarte Gefieder ihrer entfalteten Blüten, während das leise Gesurr von Löffeln und Tellern wie das Prasseln der Schloßen klingt, die an unsere Fenster schlagen. Aber was spreche ich gleich zu meiner Nachbarin? Ich bin ein alter Praktikus und gehöre nicht zu den Schüchternen; so lasse ich denn eine, zwei Geschichten vom Stapel und meine Rede, einmal im Geschirr, geht ganz von selbst wie ein Omnibusgaul, welcher seinen Weg kennt. Beim Champagner schildere ich meine knochige, puritanische, bibelfeste amerikanische Landsmännin, die gleich bewandert ist in der Nationalökonomie wie in der Anatomie; man lächelt huldvoll, und mit beruhigtem Gewissen stehe ich auf und verfüge mich ins Rauchzimmer. So unfehlbar wie ich meine dreiundfünfzig Jahre auf dem Rücken habe, wird meine Nachbarin, so wie sie in den Salon tritt, sagen, ganz laut, daß Alle es hören können: „Dieser Herr Gerstenkorn ist etwas sonderbar, aber sehr liebenswürdig."

Im Mittelpunkt der Tafel ist ein ehemaliger Botschafter und derzeitiger Senator placirt; es ist die Hauptperson des Festes. Eine hölzerne Gestalt, keine Muskel zuckt. Ich habe diesen Eindruck oft an Politikern, namentlich an officiellen wahrgenommen; durch das beständige Repräsentiren haben sie schließlich die Unbeweglichkeit einer dekorativen Figur bekommen. Dieser hier amüsirt sich nicht und langweilt sich nicht; er ist da, passiv, steif, empfindungslos wie eine Schildwache in ihrem Schilderhäuschen. Was noch schöner, er leidet nicht an

Abwesenheiten, seine Gedanken schweifen nicht anderswo herum, sie sind geronnen, sie beschäftigen sich nur damit, das Gesicht in der majestätischen Haltung und den Körper in der geradlinigen Attitude zu behaupten; nein, nicht einmal damit, die geradlinige Attitude und die majestätische Haltung sind bereits Gewohnheiten, er hat nicht mehr nöthig sich zu zwingen und zu beobachten, um sie zu erreichen. Das Thier bringt allein die gravitätische Haltung zuwege, ohne daß die Seele sich damit zu befassen braucht; frei von jedweder Sorge, erläßt sie sich, vorhanden zu sein. Ein mattes Lächeln wohnt unabänderlich auf seinen obrigkeitlichen Lippen, imposante Falten ziehen sich längs der Nase hinab, das lange scharf geschnittene Gesicht scheint das einer Büste zu sein. Erhabenes Schauspiel! Wahrhaftig mit seinem rothen Bande und seinem Stern ist er bewundernswerth anzusehen, zumal beim Whist und bei Tafel, noch mehr, wenn er grüßt; in solchen Momenten fragt man sich, warum er nicht immer grüßt. Er kann sich doch gewiß nicht dabei ermüden, sein Verneigen und sein Wiederaufrichten ist zu vollkommen: so wohlgeschulte Sehnen, ein so gut disciplinirtes Rückgrat lassen sich nicht verstellen, die Korrektheit und Elastizität eines Automaten ist es, was wir bewundern. Heut' Abend macht er Konversation; in schönen, fein gerundeten Phrasen plaudert er mit einem Bankier, seinem Nachbar, von den Hammelschwänzen, einem beachtungswerthen Gerichte, das in England und in Oesterreich sehr kultivirt, in Frankreich aber schlecht verstanden wird und, nach verschiedenen Versuchen, erst jetzt im Koche des Herrn von Rothschild einen geeigneten Dolmetsch zu finden beginnt.

Die erste Dame zur Linken, eine wahre Pariserin; gelangweilt neben dem diplomatischen Holzklotz, hat sie sich zu ihrem anderen Nachbar gewandt, der jung ist. Vierundzwanzig Jahre, drei Reihen großer Perlen in der Coiffure, zwei dicke Haarlocken über die Schläfe in die Höhe gebunden, die ihr das phantastischste und pikanteste Ansehen verleihen; eine feine Taille, Schultern, die beständig in Bewegung sind, und die leichteste, die lieblichste, die rauschendste golddurchwirkte Seidenrobe, die man sich denken kann; die Nase ein wenig lang, aber die Zähne vollkommen, und die Augen von einem Feuer, einer Verve, einer ewigen Heiterkeit, welche alle ihre Gedanken, alle ihre Bewegungen durchleuchten. Sie will sich amüsiren, will im Glanze und Lichte leben, und gesteht es ein. Für sie beginnt das Leben erst, sobald die Kerzen angezündet werden, um elf Uhr Abends, wenn die Konversation anfängt, wenn die glänzenden Roben, die silbergestickten Kleider flattern, wenn der Atlas rauscht und die Diamanten blitzen. Zwei, drei Soireen jeden Abend, fünf bis sechs Diners in der Woche, die Italiener, die Oper und nebenbei das Bois de Boulogne oder Besuche gemacht und empfangen, alle Nachmittage — das ist nicht zu viel für sie. Niemals Abspannung oder Ermüdung; sie befindet sich in der „Welt" wie das Schiff auf offener See bei schönem Wetter mit geschwellten Segeln. All ihr Denken und Fühlen trägt den Stempel ihrer Leidenschaft. Die anderen jungen Frauen sind der Musik gegenüber Heuchlerinnen, sie ist's nicht. Sie spielt Klavier und macht sich lustig über ihr Spiel; anstatt in Verzückung zu gerathen von Beethoven oder Mozart, hört sie Verdi oder Rossini, und auch die nur zehn Minuten lang, nichts weiter; ein Stück gefällt ihr wie ein Eissorbet, der eine Viertelstunde angenehm ausfüllt; das Gefühl, die Tiefe einer unverstandenen Seele erstrebt sie nicht. Alle Importationen aus Deutschland sind über sie hinweg geglitten, ohne sie zu durchdringen. Sie ist durch und durch Französin und Französin des achtzehnten Jahrhunderts, ähnlich jener Marquise, die, ehe sie einen großen General empfing, fragte: „Ist er liebenswürdig?" Weit entfernt davon, sich würdevoll, in Zerknirschung vor den erhabenen Dingen zu neigen, berührt sie dieselben mit der Spitze ihres Sonnenschirmes, sieht sie eine halbe Minute an, zieht das Mündchen und tritt zur Seite. In der Politik giebt es für sie blos zwei Parteien, die der behandschuhten und die der schmutzigen Hände. Die Religion ist ein bewundernswerthes Ding, aber der Vikar hat so schlechte Manieren! Nichts Schöneres als die häuslichen Tugenden, doch was ist eine Frau, die Küchenrechnungen macht? Die Malerei ist eine große Kunst, warum aber haben die Maler so oft blinzende Augen und häßliche Brillen? Herr von . . . . ist der erste Staatsmann des Jahrhunderts, aber er hat den Kopf eines Nußknackers und den Hals einer Tonne. Das Alles geht so weit, daß sie nicht einmal eitel ist; sie verliert keine Zeit durch Vergleichungen mit ihren Nachbarinnen; die Toiletten derselben stören sie nicht, im Gegentheil, sie freut sich ihrer, die Toiletten bilden ja einen Theil des Glanzes, welchen sie liebt; Eifersucht und Rivalitäten sind häßliche, runzelige und brummige Eindringlinge, die bei ihr keinen Zulaß finden. Ihr Geist ist zu heiter, zu

sehr einem Ballsaale ähnlich, immer mit den schwirrenden Gedanken, den muntern und wechselnden Bildern des Vergnügens erfüllt. Man muß sie sehen und hören, wenn sie die unbedeutendste Geschichte, einen einfachen Vorgang des täglichen Lebens erzählt; in ihrer Person ist solch' ein „Entrain", in jedem ihrer Wort ein so lebhafter und klarer Ton, in jeder Idee ein solcher Schwung, daß man nothwendig die Freude des Daseins und Lebens mit ihr empfindet. Seit vier Jahren verheirathet. Ihr Gemahl hat sie zunächst nach dem Rhein, dann nach Italien geführt; hernach hat sie ihr Hotel, ihre Equipagen, ihr Landhaus einrichten müssen; das hat für zwei Jahre gereicht. Jetzt spielt sie mit ihm wie mit einem Balle; nicht etwa, daß sie schlecht wäre, aber sie amüsirt sich über Alles, selbst über ihn, wenn sie ihn in Händen hat. Er wird dick und kurzathmig; sie persifflirt ihn nach dem Diner, sobald er schläft und hetzt ihn tüchtig ab. Der arme Mann, Sanguiniker und fett, kann nichts dafür, daß er seit einem Jahre in sie verliebt ist; er betrachtet sie bei Tische, er ist unruhig, denn sie ist zu liebenswürdig mit aller Welt. Heut' Abend quält sie einen großen Mann neuen Datums, einen Komponisten. Der unglückliche Musiker hat soeben drei Nokturnos veröffentlicht; er kann nicht mehr schlafen, sein Werk liegt auf ihm wie ein Alp. Er schmeckt nicht Reh noch Trüffeln, er gießt sich ein Glas Wein in den Schlund und glaubt Wasser zu trinken, es ist ihm Bedürfniß, daß man mit ihm von seinen Nokturnen spricht. Sie plaudert mit ihm von Musik vor der Suppe, doch ohne bis zu seinen Nokturnen zu gelangen; gerade an der Grenze macht sie Halt und sieht seine schmunzelnde Miene an, dann kommt sie mit einem Sprunge auf allgemeine Redensarten. Mit jeder Viertelstunde wird sie glänzender und er düsterer. Wie man zum Champagner gelangt, ist er völlig in Verzweiflung. „Meine armen Nokturnen!" In diesem Augenblicke beginnt sie ein Loblied auf Gounod. Er wischt sich mit der Hand die Stirn und, wie um sich zu trösten, bittet er um Champagner.

Der erste Gang ist vorüber. Ein unbestimmtes Gefühl von Glückseligkeit verbreitet sich wie ein Parfum über die Seele. Man hat keinen Hunger mehr, aber man kann noch essen. Man verdaut gut und fühlt, daß man noch besser verdauen wird. Der Magen ist das Gewissen des Körpers, und wenn er glücklich ist, wird es in Folge dessen die ganze Maschine. Mit einer wohligen Ruhe sieht man den zweiten Gang auftragen. Man denkt nicht, man macht keine besonderen Bemerkungen, allein man empfindet unwillkürlich den Glanz des Porzellans, die Heiterkeit der Toiletten, das Mollige der Stoffe, das feine und sinnreiche Arrangement des gesammten Luxus ringsum. Man vergißt sich soweit, einen vorgebeugten hübschen Kopf zu betrachten, dem Flimmern eines Diamanten in jenen Ohrläppchen zu folgen, lange eine volle Rose dort im blonden Haare zu beschauen. Alles unterhält sich lebhaft, lächelt, scheint voller Freude zu sein. Wir haben ja hier das wahre Fest, die feierliche Versammlung, die am höchsten verehrte von allen weltlichen Ceremonien, und der duftende Dunst der Schüsseln steigt in zarten Schlangenlinien in die Höhe wie der heilige Rauch eines Opfers.

Vierter Gast zur Linken: ein beleibter Gutsbesitzer, ehemaliger Börsenmann, jetzt Deputirter seiner Provinz, wie eine Robbe auf die Kammerbank geschwemmt. Er ist passionirt für Gänseleberpasteten, überhaupt ein Gourmand seinen Stiles; er besitzt große Treibhäuser und versorgt seine Freunde mit Ananas. Sein Nachbar, ein frisch gebackener Referendar, sucht ihm zu schmeicheln, ihn zu unterhalten, in Politik und Literatur zu locken. Er antwortet wenig, und seine zusammengezogenen Brauen scheinen zu sagen: Das Thier da mit seinen Floskeln läßt mich die Qualität des Sauterne nicht prüfen!

Eine Frau von vierzig Jahren, melancholisch. Nichts zu machen, und ihre Nase wird roth.

Wer ist dieses rasirte Kinn und dieser schwarze Backenbart dort am Ende der Tafel? Den Menschen trifft man doch überall! Er ist Professor an der Rechtsschule, lang, hager, mit immer zur Verneigung gekrümmten Rücken, aller Welt vorgestellt, überall genau bekannt, stets eifrig und beharrlich, der vollendete Intriguant. Keine Idee, kein Anstrich von Talent weder der Konversation noch der Feder, noch der Rede, und er wird seinen Weg machen. Wie in zehn andern Häusern erscheint er hier wöchentlich zwei Mal, pflanzt sich vor das Kamin, verbeugt sich vor allen Frauen, wechselt drei hohle Redensarten mit allen Männern; er zeigt sich und man sieht ihn. Der Gedanke an seinen bleichen Kopf und seine längliche Gestalt prägt sich dadurch allen Geistern ein. Ihn zu vergessen ist unmöglich, man hat ihn zu viel gesehen; wie Dubarry's Revalenta arabica spukt er in Aller Gedanken. Es hilft nichts, wenn man ihn auch nach seinem wahren

Werthe schätzen, ihn für null und nichtig erklären will, man kann nicht anders, man muß ihn im Kopfe haben. Der Herrin vom Hause läuft er in die Feder, wenn sie auf der Liste der Einzuladenden eine Lücke auszufüllen hat. Der Minister, der sich in Verlegenheit sieht, wen er von zwei Candidaten bevorzugen soll, wird sich seiner als eines Auskunftsmittels entsinnen; er ist ja ein bequemer Mensch, er wird nicht von sich reden machen, man kann ihn also ernennen, ohne sich zu kompromittiren. Er ist geduldig, er lächelt hübsch und lange, er kann einen ganzen Abend hindurch mit schicklichem Anstand an die Wand gelehnt bleiben; er besieht sich die Gemälde, tanzt mit den Sitzengebliebenen, kleidet sich tadellos und füllt anständig wie eine Pagode auf der Etagère. Nehmt ihn euch zum Beispiel, ihr jungen Männer; in ihm steckt der Keim zum Akademiker!

Eine der zehn schönsten Frauen von Paris, das regelmäßigste Gesicht, immer neue Toilette, aber sie ist nichts als eine Puppe und ihr Gemal ein elegantes Spielzeug. Nicht eine Sorge, kein ernster Gedanke; sie scheinen für einander geschaffen zu sein, um in das Boulogner-Wäldchen zu fahren, um zu tanzen, von Salon zu Salon zu gehen, zu grüßen und Besuche zu machen. Am Neujahrstage versenden sie siebenhundert Gratulationskarten. Sie hat so viel gelächelt in ihrem Leben, daß mit achtundzwanzig Jahren schon sich kleine, kaum bemerkbare Falten um Augen und Lippen zu zeigen beginnen. Sowie ich ihr nahe, sehe ich schon im Geiste die Geberde, die Miene, die Antwort voraus, die meine Anredefloskel hervorrufen wird; gerade so, wie man weiß, welche Arie erfolgt, wenn man eine Spieluhr aufzieht. Hübscher, zierlicher, koketter Zeisig, Du hüpfst auf den polirten Stangen in Deinem vergoldeten Käfig umher, hast Dein Freßnäpfchen hübsch voll, Dein Gefieder glänzt, Deine niedlichen Füßchen tanzen unermüdlich den lieben langen Tag, Dein Schnabel nimmt mit wählerischem Blick die auserlesenen Hirsekörnchen, die man Dir im Ueberflusse reicht, Deine Kehle hat in ihrem Repertoire von hellem, leisen Gezwitscher, und — ich möchte Dich wohl für hundert Franken kaufen, wenn Du mir nicht ausgestopft besser gefielest als lebendig.

Zum zweiten Male schenkt man Champagner ein, das allgemeine Sichgehenlassen nimmt seinen Anfang. Die Stühle haben sich ein wenig verschoben; mehrere der Gäste beugen sich halb über den Tisch herüber, das Gespräch wird vertraulicher, lebhafter, man plaudert zu Zweien, zu Dreien, wie's eben kommt, in kleinen Gruppen. Die Lakaien stehen unbeschäftigt und denken bereits blos an das Abräumen, und in dem wirren Geräusch von Stimmen, die durcheinanderklingen, die schwellen und sinken, hört man Brocken heraus wie die da: „Gounod ist nur ein halbes Talent, ein Körnchen Deutschthum in französische Brühe eingerührt." — „Den echten Hammelschwanz ißt man nur mit Pfeffer." — „Verkaufen Sie Ihre . . . Aktien, sie gehen herunter." — „Es giebt heutzutage nur einen Dichter, Lecomte de l'Isle." — „Man hat Henriette B . . . im Theatre français nicht haben wollen; es hätte gar so viele Claqueurs im Orchester gegeben." — „Sprechen Sie mir nicht mehr von Meyerbeer, er ist ein Genie, aber es gehört Geduld dazu, ihn zu verdauen." — „Die Bänder stehen Ihnen gut! Nur eine so elegante Toilette kann solche breite Bänder tragen." — „Ich hätte kein Eis nehmen sollen; ich werde Magenschmerzen davon bekommen." — „Thiers ist der erste Redner unseres Jahrhunderts." — „Wie Scribe der erste Lustspieldichter und Auber der erste Komponist des Jahrhunderts." — „Wie Horaz Vernet der erste Maler unserer Zeit ist." — „Ich habe zuviel gegessen, gehen wir jetzt ins Rauchzimmer." —

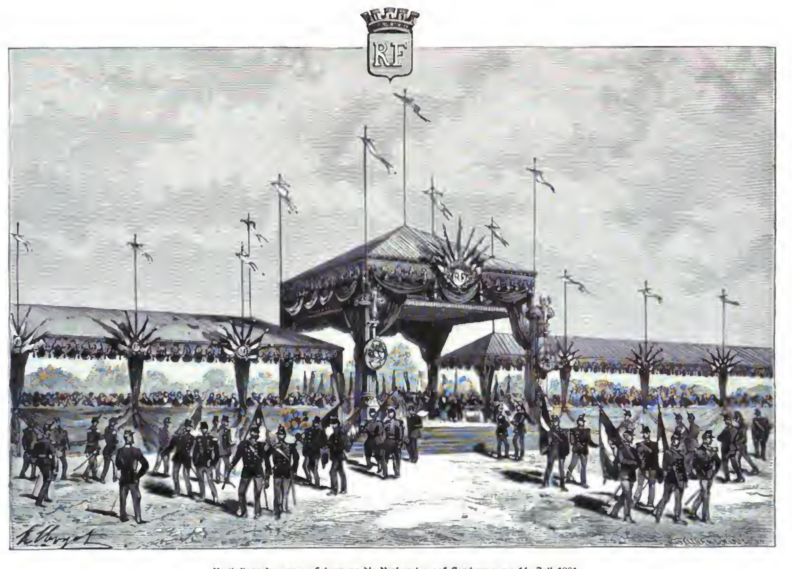
Zu Diners, wie die soeben von H. Taine geschilderten, erscheinen die Damen selbstverständlich in großer Toilette, und da in Paris sich vielleicht mehr denn irgendwo das Leben um die Damenwelt dreht, so mag es sich wohl verlohnen, einen Blick auf das Tagewerk jener zu werfen, welche man als Pariser Modedamen bezeichnet. Madame erwacht gegen zehn Uhr Morgens und klingelt. Die Kammerzofe bringt ihr Chokolade mit den dazu gehörigen Brioches. Darauf ertheilt sie ihre Befehle für den Tag, läßt sich einen Augenblick die Kinder bringen und geht dann an ihre erste Toilette. Doch diese ist nur oberflächlich, denn die Dame leidet natürlich an Anämie und nimmt jeden Morgen ein Sturzbad auf dem Boulevard Malesherbes. Darauf beginnt die Gymnastik in komprimirter Luft und diese hat einen gesunden Appetit zur Folge. Der Arzt hat außerdem verordnet, daß sie stets zu Fuß heimkehren soll und da es sonst lange dauern würde, bis sie ihr Frühstück erhalten könnte, so tritt sie unterwegs bei einem Conditor ein. Die Kuchen kommen direkt

aus dem Ofen und sind noch warm. Noch nie haben sie so gut geschmeckt. Zwei sind schon verzehrt, unsere Pariserin bedenkt sich in Betreff des dritten einen Augenblick, kann aber nicht widerstehen. Eine halbe Stunde später sitzt sie am Frühstückstisch, die Köchin bekommt arge Schelte, es sind drei, vier oder fünf Gerichte da, aber natürlich ist keins von denselben zu genießen. Hätte sie nur noch einige Augenblicke Zeit, sich auf der Chaiselongue auszuruhen, aber sie hat heute einen schlimmen Tag vor sich. Um zwei Uhr muß sie ihre kleinen Mädchen in den Cursus bringen, außerdem hat sie noch eine endlose Liste von Kommissionen, dann kommen die four o'clock Besuche, darauf Fremde zu Tisch, die sie mit in ihre Loge in der Oper nimmt, und endlich ein Ball, den sie nicht versäumen kann. Deshalb bleibt nur gerade Zeit für die zweite Toilette, denn schon fährt der Wagen vor, in welchem sie die Kinder in ihren Cursus bringen soll, von wo sie um vier Uhr dieselben wieder abholen will, um in der Zwischenzeit ihre Besorgungen zu machen.

Als gute Hausfrau fährt sie zuerst zu Boissier, um etwas Neues zum Dessert für den Mittag mitzubringen, denn dergleichen kann man anderen Leuten nicht anvertrauen. Da unsere Pariserin schlecht gefrühstückt hat, so ist es natürlich, daß sie bei dem Conditor gleichzeitig eine kleine Erquickung zu sich nimmt, es ist dies somit Mahlzeit Nr. 4. Gestärkt kutschirt sie nun weiter zu dem Handschuhmacher, zur Blumenhändlerin, Schneiderin, zum Parfumeur ꝛc., indem sie sich das Magazin du Louvre bis zuletzt aufspart, da man Alles, was nicht zu haben ist, jedenfalls dort findet. Athemlos, gedrängt und eingeklemmt von allen Seiten, wird eine Abtheilung nach der andern durchforscht. Da nichts so müde und nervös macht als gerade dies Suchen, so tritt sie an das dort befindliche Buffet, um das unvermeidliche Glas Grenadine nebst Zwiebad zu sich zu nehmen. Die Uhr ist jetzt drei, also Zeit, wo ihr Mann von der Börse kommt; sie haben sich ein Rendezvous bei dem Conditor gegenüber gegeben. Der Ehemann hat zeitig und allein gefrühstückt und hat nun Bedürfniß nach einem ordentlichen Imbiß, einer Tasse Konsommé, einem Brödchen mit Gänseleber, etwas Austernpastete u. dgl. m., die Frau nimmt, um ihm Gesellschaft zu leisten, etwas Apfelsinengelée mit Vanille. Man fährt nun zusammen, um die Kinder abzuholen und sie etwas frische Luft im Boulogner Hölzchen oder im Jardin d'acclimatation schöpfen zu lassen. Die armen Geschöpfe haben nachher noch Musikstunde und müssen daher eine Tasse Milch und ein paar Waffeln genießen. Wenn aber die Mama nicht mitißt, so haben die Kinder keinen Genuß, und so findet sie sich denn mit Resignation darein, eine neue Mahlzeit, die siebente, einzunehmen, und zwar noch vor dem four o'clock tea. Will man aber auch nur vier solcher Mahlzeiten annehmen, so würde es doch elf ergeben, ehe unsere Pariserin in neuer Toilette um sieben Uhr ihre Gäste am Mittagstisch willkommen heißt.

Sie ist nun natürlich überangestrengt und fieberhaft, muß noch die Balltoilette anlegen, ehe man in die Oper fährt, denn man kommt so spät dorthin, daß man bis zum Schluß der Vorstellung bleiben muß und keine Zeit erübrigt, nach Hause zu fahren, um die Toilette zu wechseln. Der zweite Akt ist ungefähr vorbei, ehe unsere Pariserin ihren Einzug in die Loge hält. Um zehn Uhr bringt die Logenschließerin einige Schachteln mit kandirten Früchten, eine Aufmerksamkeit der unsere Pariserin begleitenden Freunde. Da sie bei Tisch fast nichts gegessen hat, fängt sie an, hungrig zu werden, und in den langen zwei Stunden bis Mitternacht, wenn der Vorhang nach der letzten Roulade fällt, zieht sie mehrere Male ihre sechszehnknöpfigen Handschuhe aus, um von den Leckereien zu kosten. Um halb ein Uhr kommt sie auf den Ball, um ein Uhr in der Pause zwischen den Tänzen genießt sie eine Tasse Bouillon mit einem Paar Brioches und außerdem etwas Eis, gegen drei Uhr wird das Souper servirt. Bis dahin muß sie nothwendig bleiben, wie sie ihrem Mann erklärt, da sie den ganzen Tag nichts zu essen bekommen hat und nun sehr hungrig ist. Das macht Summa Summarum fünfzehn Mahlzeiten, wenn sie spät in der Nacht nach Hause kommt, um sich nach den Anstrengungen des Tages auszuruhen. Anscheinend greift dergleichen die Pariserin nicht an, sie ist am nächsten Vormittag wieder auf, nimmt ihre Douche, macht ihre gymnastischen Uebungen und lebt in derselben anstrengenden Weise Tag auf Tag die ganze Woche hindurch dasselbe Leben, diese vie surchauffée, die mit der Pariser Existenz untrennbar verknüpft ist.

Das wäre beiläufig ein Tag aus dem Leben einer Pariser Modedame. Mit dem Engländer Frederick Marshall können wir jedoch nicht genug wiederholen, wie absurd es wäre, ganz Frankreich nach den paar



Vertheilung der neuen Fahnen an die Regimenter auf Lonchamps am 14. Juli 1881.

hundert extravaganten Pariser Stutzerinnen beurtheilen zu wollen, die man für tonangebend hält, weil sie sich vor allen andern hören und sehen lassen. Die Durchschnittsfrau der Mittelstände werden wir kennen lernen, wenn wir das häusliche Leben der Franzosen näher ins Auge fassen; hier kam es uns hauptsächlich auf Skizzirung der Erscheinungen im äußeren socialen Verkehre an. Wir fügen deshalb noch bei, daß jede feinere Haushaltung ihren Abend in der Woche hat, an dem Empfang der Geladenen und der Hausfreunde ist, an dem man plaudert, musicirt, tanzt oder spielt. Das Spiel, namentlich Baccarat, ist in einer außerordentlichen Weise in der heutigen Pariser Gesellschaft verbreitet; es giebt elegante Salons, wo eine unglaubliche Aufmerksamkeit gegen die Leidenschaft der Gäste, ihr Geld zu verspielen, zur Hausordnung gehört, indem z. B. die liebenswürdige Wirthin ein paar stattliche Säulen goldfunkelnder Zwanzigfrankenstücke frei auf dem Kaminsimse stehen hat, von denen nach Belieben abheben kann, wer zur Fortsetzung des Spieles eine Anleihe nöthig hat. Der Betreffende legt dann nur seine Karte mit der Bezeichnung des von ihm entnommenen Betrages auf den Kamin und er wird, um in der Gesellschaft möglich zu bleiben, es nicht versäumen, am nächsten Tage seine Spielschuld zu decken. Die verschiedenen Clubs, in denen die Herren, freilich nur der vornehmsten Kreise, zusammenkommen, sind im Grunde nichts Anderes als Spielhäuser, die sich der Kontrole der Polizei entziehen. Baccarat gilt außerdem nicht, wie Pharao und Roulette, als verbotenes Spiel, obgleich es ein bloßes Glücksspiel ist, wie diese, und mit Trente-et-quarante eine große Familienähnlichkeit hat. Sind die Theater gegen Mitternacht aus, so füllen sich diese Clubs und das Spiel dauert dort meist bis zum frühen Morgen. Auch in den geheimnißvollen kleinen Kabinetten der großen Kaffeehäuser und Restaurants auf den Boulevards, wo bei Champagner und kostspieligem Souper die Lebemänner die Nacht verbringen, sucht der Spielteufel seinen Antheil an der dort gewöhnlichen Verschwendung zu haben. Man bestellt dahin einen der fahrenden Spielhalter, die sich als gute Kunden des Wirthes nach Mitternacht einfinden und die mit ihrer kleinen Roulette gern den betreffenden Gesellschaften zu Diensten stehen, und hat man sie nicht gerufen, so melden sie sich wohl auch aus bloßer Zuvorkommenheit in einem der lustigen Kreise an. Derartige Leichtfertigkeiten und Leichtsinnigkeiten sind indeß in jeder Großstadt Bedürfniß eines gewissen Theiles der Gesellschaft. Aber die Charakterisirung derselben im Allgemeinen geschieht durch den Geschmack und die Lebensweise derjenigen Kreise, welche die Leute von Namen und Einfluß, auf die Alle blicken, vereinigen. Und in dieser Beziehung hat die jüngste Aera keine rühmliche Aenderung des Pariser Tones und der Pariser Sitten zu Wege gebracht.

Wir wollen Paris nicht verlassen, ohne noch Einiges in Augenschein zu nehmen, was entschieden zu den Merkwürdigkeiten der Großstadt zählt. Da haben wir zunächst die sogenannten Katakomben von Paris, hauptsächlich unter der Stadthälfte auf dem linken Seineufer gelegen. Sie sind weiter nichts als Kalksteinbrüche, aus denen im Laufe der Jahrhunderte, von den Römerzeiten an, Paris hervorging. Zu Katakomben im Sinne von Begräbnissen wurden sie erst zur Zeit der französischen Revolution, als man Massengräber nöthig hatte, welche keine Herstellungskosten erforderten. Damals erst begannen sie sich mit Schädeln und Knochen zu füllen, mit welchen jetzt die Wände ihrer Gänge in sauberer Anordnung geschmückt sind. Die Ausdehnung dieser mäandischen, Jahrhunderte hindurch fortgebrochenen Gänge ist gewaltig und erstreckt sich weit unter die Stadt hin, doch haben die Gänge selten über 2,5 m Höhe und etwa eben so viel oder etwas mehr Breite. Bald sind sie roh in Stein ausgebrochen, bald an beiden Seiten ausgemauert und mit Pforten in einem fast ägyptischen Style verziert, bald sind sie trocken und rein, bald feucht und seitwärts mit Geröll erfüllt — immer aber ziehen sich an der Decke hin schwarze Striche mit Pfeilen und angeschriebenen Bezeichnungen der Richtung sowie der Gegend des unterirdischen Weges. Endlich gelangt man an eine verschlossene Thüre, eine Art Dantethor, welches die Inschrift trägt: Has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes, und erst durch diese Thüre tritt man in das wahre Reich des Todes, wo die letzten Ueberreste von einigen Millionen Menschen auf das seltsamste aufgehäuft sind. Bald zeigen sich zu beiden Seiten der Gänge bis nahe zur Decke aufgeschichtete Wände brauner verwitterter Schädel, bald ist eine ganze Wand mit dem Hinterhaupte dem

Wanderer zugekehrt und dann sind durch die mit dem Antlitz vorgewendeten Schädel in geregelten Entfernungen Kreuze auf dieser Todtenwand gebildet, bald sind die Schädel wieder sämmtlich mit dem Antlitz vorgekehrt und durch dazwischen geschichtete Arm- oder Beinknochen haben sich Gesimse und eigene Arten architektonischer Verzierungen ergeben müssen, immer aber ist nun erst hinter dieser Vorderwand der ganze Seitenraum des Ganges mit übereinander geworfenen Gebeinen aller Art bis zur Decke angefüllt.

Es giebt aber ein unserer Aufmerksamkeit noch viel würdigeres, unterirdisches Paris, als diese von Alters her berühmten Katakomben, nämlich das gewaltige, einheitliche Netz der Kloaken oder Siehle, deren Geschichte Victor Hugo, der „Poet", wie er sich gerne nennen hört, in seinem Romane „Les Misérables" verherrlicht hat. „Wenn man unter die Oberfläche von Paris hineinsehen könnte, würde man gleichsam einen großen Schwamm erblicken, und ein Schwamm hat nicht einmal so viel Löcher und Gänge als der Erdhaufen von sechs Stunden im Umkreise, auf welchem die große Stadt steht. Ungerechnet die Katakomben, die eine Höhlung besonders sind, ungerechnet das unentwirrbare Geflecht von Gasröhren, ungerechnet das unermeßliche System der Wasserleitung, bilden die Kloaken allein unter den beiden Ufern ein ungeheures dunkles Geflecht ein Labyrinth, dessen Leitungsfaden die Senkung, der Fall ist." Der „Poet" fährt in seiner Schilderung fort, „Denke man sich Paris weggenommen wie einen Deckel, so wird das unterirdische Kloakengeflecht, von oben gesehen, an den beiden Ufern sich darstellen wie ein großer Zweig, den man an den Fluß angesetzt hat. An dem rechten Ufer wird die Gürtelkloake der Stamm dieses Zweiges sein, die kleineren Leitungen die Aeste und die Sackgassen die kleinen Zweige. Diese Gestalt ist im Ganzen nur halb richtig, denn der rechte Winkel, welcher sich gewöhnlich in solchen Arten von unterirdischen Verzweigungen darstellt, findet sich in der Vegetation selten Ein ähnlicheres, treueres Bild von diesem seltsamen Plane wird man sich machen, wenn man sich vorstellt, man sähe auf einem dunklen Grunde ein wunderliches orientalisches Alphabet gekritzelt, dessen ungestalte Buchstaben an einander geschmolzen wären aufs Ungefähre hin, bald an den Ecken, bald an den Enden." Der außerordentlich stark geschlängelte Lauf der Seine bei Paris machte es möglich, durch einen verhältnißmäßig nur kurzen Hauptcanal, welcher unterhalb Asnières mündet, das Flußwasser an einer Stelle zu erreichen, wo es schon um einen beträchtlichen Weg aus Paris heraus ist, vom Pariser Unterbaue, dem Point du jour längs des Flusses gemessen, und der Spiegel der Seine liegt dort auch schon ausreichend tief, um ein namhaftes Gesenke der Kloake zu ermöglichen. Der allgemeine Sammelsiehl (Collecteur général), der wie gesagt bei Asnières mündet, kommt vom Concordienplatz, wo er aus den beiden Hauptcanälen auf dem nördlichen Ufer der Seine und dem einen Hauptcanale auf dem südlichen Ufer zusammenfließt, dessen Inhalt durch ein schmiedeeisernes Saugrohr von mehr als 1 m Durchmesser im Lichten oberhalb der Concordienbrücke über den Fluß geführt wird. Der allgemeine Sammelsiehl hat von dem Vereinigungspunkte der drei Hauptcanäle an bis zu seiner Mündung in den Fluß eine Länge von mehr als $5^1/_2$ km; in jede der drei Hauptkloaken münden von rechts und links, meist steil auf sie zufließend, wieder ein Dutzend oder mehr Nebencanäle und diese wieder so viel Kloaken dritter Klasse, als es eben Straßen giebt. Auch die kleinsten sind 2 m hoch und mehr als 1 m breit, die Hauptsiehle aber 5 m und über $5^1/_2$ m breit. Das Netz reicht aus, nicht blos das gewöhnliche Hauswasser von Paris abzuführen, sondern auch die größten Ueberschwemmungen durch Platzregen zu bewältigen. Die Vorkehrungen für die Reinigung, Fahrzeuge im Wasser mit Senkklappen, welche als Schleusen wirken und auch solche Schleusenwagen, durch welche stoßweise Bewegung in den Abfluß gebracht wird, sind sehr sinnreich und ganz original. Die Hauptsiehle sind erleuchtbar und enthalten schmale Canäle zwischen Trottoirs, auf welchen Eisenbahnschienen, eine zur Rechten, eine zur Linken, liegen und kleine Eisenbahnwagen zu vier Personen rittlings über dem Wasser sich bewegen. Ueberall sind die Namen der Straßen, wie dieselben oben sich kreuzen, unten an die Gewölbe geschrieben. Ueberall herrscht auch die peinlichste Reinlichkeit und nirgends ist der geringste Geruch aus dem schwarz dahinfließenden Wasser zu bemerken. Die breiteren Gewässer des Sammelsiehls werden auf Gondeln nach Art der venezianischen befahren. Wohl aber hausen in diesen über 500 km langen Abzugsgräben Millionen Ratten, auf welche von Zeit zu Zeit, hauptsächlich gegen Ende Septembers, Jagd gemacht wird. Die Zahl der im Jahre 1850 erlegten Ratten, deren Schwänze im Hotel de Ville aufbewahrt wurden, betrug z. B. 114,321! Was nun den Unrath anbelangt, so werden dessen feste

Bestandtheile in Fässern abgefahren, die flüssigen aber durch schwefelsaures Eisen desinficirt und dann durch unterirdische Röhren (égouts) in die Kloaken abgeführt; nur bei niedrigem Wasserstande der Seine hebt eine Dampfmaschine die Flüssigkeit kurz vor der Hauptmündung bei Asnières in den Strom und führt sie in große Behälter, wo ihr schwefelsaure Thonerde zugesetzt und dadurch ein Niederschlag bewirkt wird. Darin ist alle Phosphorsäure, fast aller Stickstoff und neun Zehntel der organischen und mineralischen Bestandtheile der Flüssigkeit enthalten. Der Niederschlag ist also ein höchst nützlicher Dünger. Er wird unter Wechsel der Behälter getrocknet, ist dann geruchlos und wird weit versendet. Das Wasser, welches noch immer Alkalien enthält, aber geruchlos ist, wird zur Bewässerung von Gemüseländereien benutzt.

Der großartigen Einrichtung für Fortschaffung des verunreinigten Wassers aus der Stadt mit Einschluß des Regenwassers gegenüber ist die Versorgung von Paris mit reinem Wasser noch immer nicht völlig ausreichend, obgleich man sich zu den Ausgaben für drei neue Wasserleitungen aus der Dhuis, der Somme-Soude und der Vanne bequemt hat, welche darauf berechnet sind, der Stadt 170,000 cbm Wasser mehr zuzuführen, als zuvor. Die Lage von Paris in einem Kalkbecken ist aber nicht günstig für die Versorgung mit gutem Trinkwasser. Immerhin ist Paris eine sehr gesunde Stadt, ja zweifellos die gesündeste Großstadt der Welt, was sie hauptsächlich der strenge gehandhabten Reinlichkeitspolizei zu verdanken hat. Alles, was irgendwie zur Gesundheitspflege beitragen und das Straßenleben angenehmer gestalten kann, wird da trotz des großen Kostenaufwandes in Anwendung gebracht. Wenn man die ungeheure Menge an Schmutz, Kehricht und Abfällen aller Art ins Auge faßt, die das Zusammenleben von zwei Millionen Menschen auf einem relativ beschränkten Raume ergeben muß, so begreift man, daß das Hinwegschaffen derselben eine tägliche Arbeit ist, die jene kleine Armee von Straßenreinigern in Anspruch nimmt, welche jedem Fremden in Paris sogleich imponirend auffällig wird. Wir wollen aus den „Annales des ponts et chaussées" einen Ziffernbeleg dafür geben, was die Toilette von Paris im Laufe des Jahres kostet, wie viele Hände, Besen und Bürsten sie in Bewegung setzt.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten wird die Reinigung der Stadt von den städtischen Ingenieuren geleitet, was gleichbedeutend damit ist, daß alle wissenschaftlichen Behelfe zur Vervollkommnung des Reinigungsverfahrens in dieser Frist zur Anwendung gekommen sind. Zwei „Ingénieurs en chef des ponts et chaussées" leiten das Ganze. Ihnen unterstehen drei gewöhnliche Ingenieure, 112 Abtheilungsführer der verschiedenen Arbeitergruppen und ungefähr 3000 Arbeiter. Eine kleine Armee, die sich aus Männern, Weibern und Kindern rekrutirt, der jedoch jene Arbeiter noch nicht beigezählt sind, welche die Transportgesellschaften zur Hinwegräumung des Unrathes beistellen. Die Bezeichnung „kleine Armee" ist auf dieses wohlorganisirte Arbeitercorps ganz anwendbar, hat es doch seinen Generalstab, seine Unteroffiziere, seine Soldaten, und ist doch jedem einzelnen Gliede derselben seine besondere Aufgabe zum vornhinein zugetheilt und zwar nicht allein für den normalmäßigen Zustand, sondern auch für besondere Fälle, als da sind: plötzliches Thauwetter oder ungewöhnlich starker Schneefall.

Nach Gesetzesvorschriften, deren älteste sogar bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückgreift, sind alle Hausbesitzer gehalten, täglich die anstoßende Straße vor ihren Häusern, Läden und Gärten zu kehren. Wie leicht begreiflich, wurde die Vorschrift sehr ungenau und nachlässig vollzogen und dieselbe daher dahin normirt, daß eine Zone von sechs Metern vor jeder Façade zu reinigen sei, während die Stadt die Mitte der Straße säuberte. Eine Anzahl von Hausbesitzern trat diesbezüglich mit einer Straßenreinigungsgesellschaft in Accord, andere übertrugen das Geschäft ihren Hausbesorgern oder Dienern. Häufig traten Verwirrungen und Konflikte zwischen diesen verschiedenen Säuberungsorganen auf, und zwar ganz besonders, als die balayeuses mécaniques eingeführt wurden, — ein zwischen den weit aus einander stehenden Rädern eines einspännigen Gefährtes angebrachter Riesenkehrwisch, — der nur auf größere Distanzen wirksam zu operiren vermag und nicht ein paar Häuser weit fegen, dann innehalten und nach etlichen Häusern wieder „Amts zu walten" beginnen kann. Ueberdies giebt es auch Straßen, in welchen der lebhafte Verkehr bedingt, daß mehrfach im Tage gefegt werde. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat eine neuerliche Verordnung die Reinigungsverpflichtung in eine an die Stadt zu entrichtende Umlage umgewandelt. Seit 1. Jänner 1874 stehen alle Straßen von Paris, das ist ein Raum von 1450 Hektaren, unter der städtischen Reinigungskommission. Im Sommer wird die Arbeit von 3 bis 6 Uhr früh vollzogen, im Winter von 4 bis 7 Uhr. Um 9 Uhr Morgens hat Paris Tag für Tag seine

Toilette bis ins kleinste Detail vollendet. Nach vielfachen Versuchen hat die Kommission die mechanischen Besen als das praktischste und wirksamste Reinigungswerkzeug erwählt. Jeder derselben verrichtet die Arbeit von zehn Männern und arbeitet mit großer Raschheit, die Boulevards und Hauptverkehrsadern säubernd. Es sind jetzt ungefähr zweihundert dieser Maschinen im Gebrauche, doch wird ihre Zahl noch wesentlich vermehrt werden.

Sehr begreiflicher Weise bedürfen die Centralhallen einer noch viel eingehenderen Reinigung als jeder andere Stadttheil. Im Sommer, wenn das Gemüse und Grünzeug am stärksten vertreten ist, präsentiren die Hallen täglich im Durchschnitte 70 Kubikmeter Abfälle. Unter jedem Pavillon der Hallen befindet sich, wie wir wissen, ein unterirdischer Raum, in dem die Verkäufer ihre Waaren zum Ausgebote herrichten oder von einem Tage zum anderen aufbewahren. Da giebt es Abfälle und Ueberreste von Grünzeug, von Fischen und Geflügel, die als gesundheitsschädlich entfernt werden müssen. Doch nicht genug damit, der Raum, auf dem sie sich befunden, muß überdies noch durch Abwaschung gesäubert werden. Auch die öffentlichen Anstandsorte, die Polizeiwachhäuser, die Bänke in den öffentlichen Anlagen müssen abgewaschen werden. Zu diesem Zwecke, um ihn recht durchgreifend durchzuführen, werden auch chemische Stoffe in Anwendung gebracht; als Desinfektionsmittel Chlorkalk, Zink- und Eisensulphat und Phenylsäure. Als Reinigungsmittel kommen Chlorwasserstoff und Nitrobenzin zur Anwendung. Chlorkalk, der alle aus der Zersetzung organischer Stoffe hervorgehenden flüchtigen Produkte zerstört, ist als das wirksamste aller Desinfektionsmittel erprobt. Er wird in den Anstandsorten und jenen Gassen angewendet, in denen sich unreine Flüssigkeit vorfindet. Zink- und Eisensulphat wirken minder energisch. In einer Lösung von einem Kilogramm in zehn Liter Wasser werden sie angewendet, um die Aufbewahrungsorte der Waarenüberreste in den Hallen zu reinigen. Die Phenylsäure hält vor Allem die Fäulniß hintan und dient zur Bespritzung von Sälen oder auch Gehwegen, auf denen man die Zersetzung organischer Stoffe befürchtet. Mit Chlorwasser werden die Latrinen und die Wände wie der Estrich der Schlachthäuser gereinigt. Das Nitrobenzin ist weit stärker und wirksamer, allein um des sehr unangenehmen Geruches willen, den es zurückläßt, kann es nicht an allen Orten angewendet werden. Doch geschieht auch auf chemischem Wege, was nur irgend möglich ist, um die Straßen und alle öffentlichen Orte von allen gesundheitsschädlichen Stoffen und Miasmen zu reinigen.

Die einfachen Wasserbespritzungen finden in übermäßig reichlicher Weise statt, wie gar Viele auf den ersten Blick glauben, welche die Kommission anklagen, in dieser Richtung des Guten zu viel zu thun. Doch thut man den leitenden Ingenieuren mit dieser Anschuldigung Unrecht: das Pariser Pflaster erhält sich nur dann in gutem Zustande, wenn es immer mehr oder weniger feucht ist. In Ermangelung der ihm erforderlichen Feuchtigkeit wird es brüchig, es bilden sich dann kleine löcherartige Vertiefungen. Man hat versucht, statt durch diese häufigen Abwaschungen, denselben Zweck dadurch zu erreichen, daß man das Trottoir mit Calcium und Magnesiumchlorid bedeckte, eine Salzschichte, welche die Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzieht. Allein abgesehen davon, daß sich dadurch ein klebriger, schwarzer Straßenkoth bildete und die ganze Procedur sehr beschwerlich war, erwies sie sich noch, indem sie der Atmosphäre zu viel Feuchtigkeit entzog, die Luft somit zu trocken werden ließ, als gesundheitsabträglich, weshalb denn auch diese Methode der Staubbekämpfung schleunigst aufgegeben ward. Ueberdies leidet Paris keinen Mangel an Wasser, und es ist übergenug davon vorhanden, um das Straßenpflaster zu erhalten, des Staubes Herr zu werden und Straßen und Gassen buchstäblich zu überfluten. Die Vorschrift, daß die Hausbesitzer in der heißen Jahreszeit einmal im Tage den Gehweg vor ihrer Façade zu bespritzen haben, besteht noch immer, sie wird jedoch so lässig befolgt, daß auch dies von den städtischen Organen ausgeführt werden muß. Diese Procedur wird hauptsächlich mit langen Schläuchen vorgenommen, eine Art und Weise, die ohne erhebliche Anstrengungen große Strecken zu bewässern gestattet.

Allein mit dem Fegen, Waschen und Auflesen der Abfälle ist noch lange nicht Alles geschehen, dieselben müssen außerhalb der Bannmeile geführt werden, da sie sich nicht in die Canäle werfen lassen, ohne dieselben zu verstopfen. Es wird diesen durch den Regen und die Abwaschfluth nur schon zu viel dieser Art zugeführt. So wird denn der Kehricht und Straßenkoth auf der Straße aufgeschichtet, bis er auf die Karren zum Wegführen verladen wird. Ehemals, als die Straßen noch ganz gepflastert waren und nicht überfluthet wurden, hatte der Straßenkoth von Paris großen Werth als Dünger, seit jedoch die Straßenpflege sanitärer geworden, hat er an Gehalt viel eingebüßt. Ehedem hatten Gärtner und Grundbesitzer vor der Bannmeile der Stadt ein ganz

hübsches Sümmchen gezahlt für die Erlaubniß, ihren Straßenschmutz fortführen zu dürfen. Heute muß sie dafür zahlen und zwar viel, denn es müssen Tag für Tag durchschnittlich 1700 Kubikmeter Straßenschmutz aus der Stadt entfernt werden. Und darin sind nicht mit inbegriffen der Schmutz der gepflasterten Chausseen, die Herdasche, Austernschalen und anderer als Dünger nutzloser Kehricht dieser Art. Der größte Nutzen wird aus den Küchenabfällen gezogen, die jede Köchin verhalten ist, in den vorüberkommenden Kehrichtkarren zu leeren. Lange Zeit hindurch wurden diese Küchenabfälle ganz einfach allabendlich auf die Straße geschüttet, wo sie bis zum nächsten Morgen liegen blieben. In der Zwischenzeit waren sie von den Lumpensammlern oder „Chiffoniers“ durchsucht worden, die ihre Rechnung dabei ganz wohl fanden. Nicht weniger als 30,000 Männer und Weiber sind es, die mit ihren Butten, Laternen und langen Hakenstangen des Nachts die Straßen von Paris durchziehen, um den Kehricht aus dem Boudoir und der Küche, aus dem Salon wie dem Hospitale und dem Restaurant zu durchstöbern. Die heterogenen Massen, welche die Lumpensammler da in ihre großen Butten füllen, werden dann nach den Sortirzimmern gebracht, in denen wieder 1000 Männer und 10,000 Weiber Beschäftigung finden, was im Totale über 40,000 Personen für die Brüderschaft der Chiffonniers in der eleganten Weltstadt ergiebt, die allnächtlich ihren Kehricht und ihre Abfälle auf die Straße leert. Aber auch in dieser Gesellschaft giebt es Rangabstufungen. Es giebt drei Kategorien von Lumpensammlern. Die erste besteht aus jenen, welche ihre Beschäftigung auf eigene Rechnung treiben und ihre Waare zum besten Marktpreise anbringen, so daß ihre Tageseinnahme sich auf 40 bis 50 Sous beläuft; diese Glücklichen werden gewissermaßen als die Bourgeoisie betrachtet. Die zweite Kategorie steht wieder etwas niedriger auf der socialen Stufenleiter und rekrutirt sich aus jenen, die ihre Funde pfundweise verkaufen, ohne das Bessere vom Schlechteren zu sondern; ihnen wird es schwer, auch nur für des Lebens Nothdurft zu sorgen. Noch schlimmer aber sind jene ihrer die dritte Kategorie bildenden Kameraden daran, die für einen Unternehmer arbeiten, der ihnen nur einen Franc und noch weniger per Tag bezahlt und dem dafür Alles gehört, was sie aufgestöbert haben; er wird daher stets ein reicher Mann, während sie das Proletariat ihres elenden Standes abgeben. Die Hauptquartiere der Pariser Lumpensammler liegen in den Vorstädten von Clichy, Levallois, Malakow und der Umgebung derselben. Die Leute haben von dort bis in das Herz der Großstadt, wo sie im Kehrichte ihr spärliches Brot suchen, einen weiten Weg zurückzulegen. Elende Holzhütten, voll Schmutz und verpesteter Luft, die ihnen häufig nicht einmal Schutz vor den Unbilden der Witterung gewähren, sind ihre Wohnstätten. Als die Stadtbehörde dem Treiben der Chiffonniers ein Ende machen wollte, erhoben dieselben einen so gewaltigen Lärm darüber, daß man es nicht wagte, diese Reform durchzuführen. Die Polizeipräfektur ertheilte jedoch keine weiteren Concessionen mehr, und man setzte das ehrenwerthe Lumpensammlercorps somit auf den Aussterbeetat. 1870 benützte man den Belagerungszustand, den Uebelstand abzustellen, und seither arbeiten die Lumpensammler nur mehr im Innern ihnen zugänglicher Häuser, wo sie ihres Amtes walten, ehe zur offiziellen Stunde die Abfälle in den Kehrichtkarren geschüttet werden.

Allein auch mit der Hinwegschaffung dieser Abfälle ist noch nicht genug geschehen. Die größten Schwierigkeiten für die Straßenreinigung bieten im Winter die Schneefälle. Wie früher erwähnt, nimmt das Pariser Straßennetz einen Flächenraum von 1450 ha ein, eine Schneedecke von 10 cm ergiebt da eine Schneemasse von 1,450,000 cbm, die selbstverständlich nicht rasch beseitigt werden kann. In Canäle, die zufällig mit warmem Wasser gespeist werden, kann man den Schnee werfen, da schmilzt er, die anderen jedoch würde er alsbald zu Eiskellern umwandeln. Man hat es versucht, den Schnee aufzuhäufen und durch einen fortgesetzten Strahl heißen Wassers zum Schmelzen und somit zum Abfließen zu bringen, allein das Mittel erwies sich nicht durchgreifend genug. Man hat von Menschen und von Pferden gezogene Schneebesen versucht, allein sie haben ihre Aufgabe schlecht gelöst, da die von Fußgängern und Pferden zusammengetretene Schichte meist nur dünn ist. Jetzt bekämpft man den Schneefall, indem augenblicklich alle Kräfte angespannt, sämmtliche Arbeitsleute in Thätigkeit gesetzt werden. Den städtischen Karren und Wagen gesellen sich da noch fünfzig zweispännige bei, die bei Schneefall zu stellen, zu den Verpflichtungen der Omnibusgesellschaft gegen die Stadt zählt. Die Hauptstraßen — die Hausbesitzer haben die Verpflichtung, den Schnee vom Trottoir vor ihren Häusern zu fegen — sind schnell befreit von ihrer Schneedecke, und nun werden die Nebenstraßen nicht minder energisch in Angriff genommen. Bei Thauwetter thun die vielen Abflüsse treffliche Dienste, und

in erstaunlich kurzer Zeit hat die kleine Armee von Straßenkehrern mit dem Schmutze aufgeräumt. Für alle diese Fälle sind zum Voraus schon die eingehendsten Anordnungen getroffen, so daß im entscheidenden Momente Jedermann ohne weitere Weisung in der Lage ist, seine Schuldigkeit zu thun. Dennoch werden in diesem Systeme der Straßenreinigung noch unausgesetzt Verbesserungen eingeführt. Natürlich kommt all dies sehr hoch zu stehen. Die Toilette der Stadt Paris erfordert jährlich für 250,000 Francs Besen, Bürsten, Werkzeuge und Desinfektionsmittel. Drei Millionen Francs zahlt sie der Armee von Straßenkehrern, auf eine Million kommt ihr das Wegführen des Schnees und Straßenkothes, auf 450,000 Francs die Bespritzung der Straßen und öffentlichen Gärten. Rechnet man nun noch die Gehalte der Kommission und die stets sich ergebenden Nebenausgaben hinzu, so kann man wohl sagen, die Toilette der Stadt Paris komme auf fünf Millionen Francs zu stehen.



Die Buttes Chaumont.

Es bleibt uns nun noch eine rasche Fahrt um die Stadt herum auf der Gürtelbahn übrig, welche im Innern der Befestigung Paris in einer Länge von etwa 35 km umkreist. Ueberall erstrecken sich die zu Paris gehörigen bebauten Vorstädte bis an dieselbe und sind auch stellenweise darüber hinausgewachsen. Am meisten ist dies auf dem nordwestlichen und dem nordöstlichen Flügel der Gürtelbahn der Fall, während sie im Süden etwas einsamer dahinstreicht. Aus dem modischen Stadttheile in der großen Oper erreicht man die Gürtelbahn (Chemin de ceinture) am schnellsten und bequemsten auf dem Bahnhofe der Nordwestbahn oder Gare St. Lazare. Die neuen Pariser Bahnhöfe sind zwar sämmtlich, da jeder für mehrere Bahnen und eine ziemlich große Zahl von Zügen bestimmt ist, geräumig, können aber auf architektonischen Kunstwerth keinerlei Anspruch machen, obgleich dies doch beabsichtigt zu sein scheint. Vom Bahnhofe von St. Lazare aus berührt der Zug zuerst Batignolles, eine dicht bevölkerte Vorstadt, in welcher sich viele ganz kleine Landhäuser befinden. Später erreicht man Neuilly, wo rechts das Boulogner Gehölz außerhalb der Befestigung beginnt. Unfern dem Eingange dieser Anlage befindet sich in derselben der Jardin d'acclimatation, gegen Eintrittsgeld geöffnet und mit der Anlockung von Concerten im Freien, ähnlich wie in den Thiergärten Deutschlands. Dabei ist



Der See im Bois de Boulogne.

aber durch Anspannung seltsamer, gezähmter Thiere aus fernen Welttheilen wie Strauße, Elephanten, Kameele u. dergl. vor kleinen Wagen oder durch ihre Aufzäumung und Sattelung für Befriedigung der Neugier und der Spiellust der Kinder gesorgt. Die Gürtelbahn führt nun weiter längs der Vorstadt Passy, wo die Landhäuser immer hübscher zu werden beginnen und in ihrer Mitte zahlreiche Mädchenerziehungsinstitute liegen. Dann folgt gleichen Charakters die etwas stillere Vorstadt Auteuil, und nun geht es beim Point du Jour über die Seine auf einem hohen Viadukt, von welchem aus sich links die Zweimillionenstadt und rechts die hügelischen Waldlandschaften besonders malerisch ausnehmen. Die Gürtelbahn läuft nun in ziemlich gerader Richtung, zu dem Bogen des Flusses die Sehne bildend, hier unter anderen Bahnen, welche nach Südfrankreich führen, dort das Kalkflötz, in welchem die Katakomben liegen, in einem Tunnel durchbohrend, von dem Unterlauf der Seine bis zu deren Oberlauf, welchen sie auf dem Pont National, der obersten und neuesten Seinebrücke von Paris, überschreitet. Diesseits und jenseits des Flusses wird sie hier von den Bahnen nach Orleans und nach Lyon gekreuzt, zur Rechten wird das Gehölz von Vincennes sichtbar, zu welchem sich die Place du Trône und die Barriere du Trone eben so verhalten wie der Arc de l'Etoile zum Boulogner Wäldchen. Unter der dicht bevölkerten Vorstadt Belleville und in nächster Nähe des westlichen Friedhofes von Paris, des berühmten Père Lachaise, geht es nun im Tunnel weiter, bis zu der Station Belleville-Villette, in deren Nähe sich, innerhalb der Festungswerke, der kleine malerische Park, der Buttes-Chaumont, mit hohen künstlichen Hügeln befindet. Die Buttes-Chaumont sind weder ein öffentlicher Garten noch ein Park im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine auf einer öden, unfruchtbaren Strecke Landes entstandene eigenthümliche Schöpfung, wie man sie eben nur von Baron Haußmann, dem großen, wir möchten sagen, dem unsterblichen Umwandler von Paris, erwarten konnte. Der Platz umfaßt 22 ha und ist eine der schönsten Promenaden von Paris, ein Stück wilder und romantischer Natur, das sich mit mancher berühmten Berglandschaft messen kann. Eine Zweigbahn führt von Belleville-Villette zum Viehmarkt und den Schlachthäusern, deren Besuch eine Idee davon giebt, was dazu gehört, um eine Stadt von zwei Millionen Einwohner mit Fleisch zu versorgen. Dann wird die Ostbahn gekreuzt, später die Nordbahn, und die häuserbedeckte Höhe des Montmartre kommt in Sicht. Im Ganzen hält der Zug an 28 Zwischenstationen, bis er zuletzt von der Station Courcelles über Batignolles nach der Gare St. Lazare zurückkehrt.

Und nun zum Schlusse noch ein paar Worte über den früher erwähnten Friedhof von Père Lachaise! Paris besitzt noch den Cimetère de Montmartre im Norden und jenen von Montparnasse im Süden, der Père Lachaise ist aber der größte und bedeutendste. Dieser nach dem frommen Beichtvater Ludwigs XIV. benannte Friedhof entspricht einer in reichem Stil gebauten Kirche; Kunst und Pracht begleiten uns, indem wir mit Staunen diesen Irrgarten von Gräberstätten durch- wandern. Fast alle berühmten Männer Frankreichs aus der neueren Zeit ruhen hier; ganze Generationen der lebenslustigen Kapitale schlafen unter diesem bunten Durcheinander von Kapellen, Tempeln, Sarkophagen, Pyramiden, Säulen, Monumenten und Steinhaufen aller Art über den gemauerten Katakomben und Grüften. Dort ein niedriger kleiner Grabhügel, ein hölzernes Kreuz, ein Täfelchen, ein Pinienstamm, ein Rosenstrauch; hier Büsten und Statuen in Bronze und Stein, in Erz und Marmor. Auf dieses Meer von Denkmälern werfen hochstämmige Bäume ihren dichten Schatten. Epheu und andere Schlingpflanzen ranken sich über die Steine, zwischen denen fast allerorten das dunkle Immergrün emportaucht. Regellos laufen und kreuzen sich die breiten gepflasterten Hauptstraßen, die Alleen von Linden und Platanen, die kleinen Fußwege. Aber wie in der Stadt der Lebendigen haben sich auch die Todten streng in Arrondissements geschieden: Père Lachaise hat seine altaristokratischen, seine Arbeiter-, seine Bourgeoisviertel. Die Aristokratie des Blutes, des Degens, des Geistes, des Geldes — sie liegen wieder unter sich gesondert. Hier Edelleute vom alten Schlag, dort Napoleoniden, da Staatsmänner, Dichter, Künstler, Denker. Zwischen den hohen Pyramiden und Obelisken, zwischen den prunkenden Denkmälern der Großen, Fremden und Reichen giebt es viele einfache Kreuze oder Urnen aus Marmor oder Stein, mit einem Tuche bedeckt. Solche stumme Zeichen sprechen oft noch lauter als die anderen. Häufig sieht man zwei Grabsteine neben einander und aus jedem ein Arm aus Stein oder Bronze hervorgestreckt, deren Hände sich umfassen: ein Arm ist gewöhnlich zarter geformt und mit einem goldenen Armbande geschmückt. Dies rührende Sinnbild bezeichnet ein treues Gattenpaar, das auch im Tode noch vereint sein will.



Das Schloß zu Versailles.

Die Umgebung von Paris.

Paris breitet sich in der lachenden Ebene unterhalb der Vereinigung der Seine mit ihrem rechtsseitigen Nebenflusse, der Marne aus. In gewaltigen Bogen ziehen sich die Silberbänder der beiden Gewässer durch die weiten Landschaften und umschließen viele, nur zum geringen Theile den Ueberfluthungen durch Hochwasser ausgesetzte Halbinseln. Das fruchtbare, wald- und getreidereiche Plateau der Brie zieht sich an die Marne und Seine im Südosten heran und hat über Brie-sur-Marne, Champigny, Villeneuve, St. Georges seine äußersten vorgeschobenen Spitzen, von denen sich weite Aussichten in die lieblichen Thalauen eröffnen. Nördlich der Marne steigt ein zweites, ringsum scharf abgegrenztes Plateau über das Marnethal und die Ebene von Bondy, Aunai und Vert-Galant empor, westlich von ihm erhebt sich, isolirt und von kleinerem Umfange, der Mont Avron, westlich von diesem wieder ein größerer, gegen Norden und Osten schroff abfallender Plateauabschnitt, der mit den Höhen von Belleville und Charonne in die Stadt hineinreicht und an seinem Nordostende mit einer Reihe ehemals für unüberwindlich gehaltener Forts, jener von Romainville, Noisy und Rosny, gekrönt ist. Als äußerster Vorposten dieser Plateaureihe erscheint der Montmartre, ehemals ein fester Platz im Norden von Paris, jetzt aber längst in die große Ringmauer mit eingeschlossen und von einer dichten Bevölkerung bewohnt. Höher steigen im Norden der am rechten Seineufer gelegenen Ortschaft Argenteuil einige mit Reben und Wald bedeckte Höhenzüge auf; noch mächtiger aber sind die Tafelstufen, welche den flachen Thalkessel von Versailles im Südosten von Paris beiderseits umgeben und, von vielen Schluchten durchfurcht, mit zahlreichen Vorsprüngen den linken hohen Rand des Seinethals von Chatillon und Clamart bis abwärts nach St. Germain en Laye bilden. Und alle diese Abhänge sind, soweit sie nicht etwa von der Industrie für Marmor- und Kalkbrüche oder Gipsgruben ausgebeutet werden, mit Weinreben oder Obstgärten



Aussicht vom Schlosse Bellevue bei Paris.

bedeckt und tragen auf ihren Rücken, an ihren Hängen, in dem traulichen Versteck ihrer Schluchten und an ihrem fruchtbaren Fuße Tausende jener anmuthigen, netten Landhäuser, die der Pariser — von der Außenseite zumal — so gut zu schmücken versteht, und die zahlreichen, kleinen und großen Besitzthümer sind meist mit weiß angestrichenen Mauern umgeben, die von dem Grün der Kastanien-, Nuß- und Pfirsichbäume und der Weinspaliere angenehm abstechen und zugleich den Landgütern das Gepräge des Soliden und Sicheren verleihen.

Bei dem Austritt aus der Stadt säumen Wiesen und Felder beiderseits den Stromlauf der Seine ein, dem wir vorerst folgen wollen. Sie verläßt bekanntlich Paris im Südwesten, um bald in einer mächtigen S-förmigen Doppelschlinge zuerst gegen Nordost, dann nach Südwest und schließlich wieder nach Nordost zurückzukehren. Von den Wällen der Stadt zieht sich links Issy, ein Dorf mit über 10000 Einwohnern, eine halbe Stunde lang am anmuthigen Fuße des Hügels hin, auf dem das Fort von Issy liegt; Parkanlagen decken den Bergabhang unter dem Fort. Am Scheitel der ersten großen Krümmung der Seine liegt das von der Marquise von Pompadour erbaute Schloß Bellevue, welches seinen Namen durchaus rechtfertigt, denn von den Höhen, auf welchen es thront, genießt man in der That eine eben so überraschende als prächtige Fernsicht. Der Leser möge nach unserem Bilde urtheilen. Südlich von der von Paris nach Versailles führenden Chaussee in einer Seitenschlucht und oben auf dem Plateau breitet sich das etwa 6500 Köpfe zählende Dorf Meudon, das alte Modunum oder Muldonium, aus mit Glasfabriken, Bleichen und Weinbau, vor Allem aber bekannt durch das von Ludwig XIV. erbaute Schloß, in welchem 1812 die Kaiserin Maria Luise, die an Napoleon I. vermählte Tochter des österreichischen Kaiser Franz I., mit ihrem Sohne, dem Könige von Rom, wohnte, und durch den im Süden und Westen sich anschließenden Park und Wald, der mehrere Plateauvorsprünge und viele Thalhänge und Schluchten bedeckt, und mit seinen Teichen, Alleen und stillen Waldgängen in scharfem Gegensatz zu dem bunten Treiben der nahen Weltstadt steht. Meudon, in dessen alter Kirche ein Denkmal des lustigen Dichters François Rabelais, des geistreichsten, originellsten und tiefsinnigsten Satyrikers Frankreichs (geb. um 1495, gest. um 1553) zu sehen ist, der hier Pfarrer gewesen, gehört nicht mehr zum Departement der Seine, in welchem noch Issy liegt, sondern in jenem der Seine et Oise, welches das räumlich kleine Seinedepartement ringförmig umschließt und zur Hauptstadt — Chef-lieu sagen die Franzosen — Versailles hat, bis in dessen Nähe der Bois de Meudon sich erstreckt.

Versailles in seiner hügelig waldigen Umgebung, mit seinen Vorstädten und Gärten, seinen breiten Straßen und seiner leichten heiteren Bauart verbindet den ländlichen mit dem städtischen Charakter. Aber trotz seiner nahezu 50000 Einwohner scheint die Stadt, welche seit 1871 wieder jahrelang der Sitz der Regierung gewesen, öde und menschenleer. Die merkwürdige Schöpfung des verschwenderischen, eigenwilligen Ludwig XIV. verfiel mit dem Verschwinden des Hofes in Armuth. In der Fernsicht einer Hauptstraße liegt das mächtige Schloß, welches der große König geschaffen hat. Es ist eigentlich die große prachtvolle Schale des alten Wald- und Jagdschlößchens, daß einst hier Ludwig XIII. bewohnte. Als Ludwig XIV. das gegenwärtige Schloß bauen ließ, wollte er sich ein Haus schaffen, das auf der Höhe seiner Selbstschätzung stehe. Es sollte sonder Gleichen sein. Nichts schien Versailles zu dieser Rolle zu bestimmen. Die Gegend war öde und verlassen, einförmig. Die Luft war ungesund, das Wasser geradezu verderblich. Aber Ludwig gedachte die Natur seiner Willkür zu unterwerfen. Es war im Jahre 1678, unmittelbar nach dem Frieden von Nymwegen, daß er diesen vermessenen Plan faßte. Dabei hatte indeß der hochstrebende König in der Tiefe seines Herzens eine gewisse kindliche Pietät vor seinem Vorgänger, seinem Vater, vielleicht noch mehr vor seinem Meister, Lehrer, Vorbilde, dem Cardinal Mazarin. Er befahl, daß das alte Schloß, die Wohnung seiner Vorgänger, bestehen bleiben und dennoch das neue Schloß der erste, größte, glänzendste aller königlichen Herrschersitze der Welt werden müsse. Das hat den Baumeistern Kopfzerbrechens genug gekostet; aber der „Große" wollte und so geschah! Die Arbeiter starben massenhaft bei den Bauten in der ungesunden Sumpfatmosphäre; allnächtlich wurden Wagen voll Todte fortgefahren. Trotzdem beharrte Ludwig, unterstützt von dem großen Baumeister Mansard, bei dem riesigen Werke. Der große Minister Colbert erhob sich vergeblich gegen die ungeheuren Summen, welche diese fieberhafte Thätigkeit allmählig verschlang — dies Versailles kostete dem Könige zusammen an 150 Millionen Livres, die dem innern und dem Tauschwerthe nach etwa 900 Millionen Franken des heutigen

Geldes entsprechen. Bisweilen arbeiteten in Versailles allein 22000 Menschen und 6000 Pferde; 30000 Soldaten sollten den Eurefluß nach Versailles ableiten, obwohl derselbe tiefer lag als die höchsten Punkte dieses Ortes; aber ansteckende Krankheiten, die in diesem Arbeitslager ausbrachen, machten die Ausführung des grandiosen Entwurfes unmöglich, nachdem derselbe riesige Kosten verursacht hatte. So entstand ein Werk, mehr glänzend und staunenswerth, als schön zu nennen. Das neue Schloß wuchs um das alte herum, bis freilich zuletzt der Kern in der Schale verschwand. Durch seine prächtigen Massen bringt das Schloß von Versailles, dessen vordere Front fast eine Viertelstunde lang ist, eine große Wirkung hervor, ohne schön zu sein. Es bildet eine Zusammenhäufung von Gebäuden, aus denen der geschickte Baumeister zwar ein Ganzes zu formen gewußt hat; aber deutlich sieht man, daß es nicht nach einem einheitlichen Plane, sondern allmählig, bald hier ein Gebäude,



Der Spiegelsaal im Schlosse zu Versailles.

bald dort ein anderes, errichtet worden ist. Alles ist prächtig, üppig dekorirt, prahlerisch, kolossal, aber ohne wahre Schönheit, ohne durchgebildeten Stil, ohne einen Zug, der die Seele erfreut oder erhebt. Von einiger Entfernung gesehen, scheint das Hauptgebäude mit seinen beiden langen Flügeln ohne irgend eine monumentale Gliederung, flach, gleichförmig, mit unbedeutenden Vorsprüngen und Winkeln, nur eine einzige unermeßliche und langweilige Mauer zu sein. Höchstens von der Pariser Seite aus bietet das kleine aber pittoreske Schloß Ludwig XIII. in seinem Contraste mit den darum angehäuften Bauten seines Sohnes einen überraschenden und gerade durch die Unregelmäßigkeit einigermaßen erfreulichen Anblick. Vor der Pforte des Haupteinganges zum neuen Schlosse sieht man unter sich die Stadt und schaut hinab in die drei baumgeschmückten Anfahrten, Avenüen, links von St. Cloud, in der Mitte von Paris, rechts von Sceaux; nahebei hat man zu beiden Seiten den unermeßlichen, im Rokokostile angelegten Park, mit seinen mannigfaltigen Alleen, glattgeschnittenen Hecken, mit seinen Wäldern, Gärten, Freitreppen, Orangerieanlagen, Fasanerie, Menagerie, Seen, Teichen und Wasserkünsten. Inmitten des ersten großen Schloßhofes stehen sechzehn kolossale Marmorstatuen von Helden und Staatsmännern



Versailles.

Frankreichs rings um die schöne bronzene Reiterstatue Ludwig XIV. Auf die Cour d'honneur folgt das 600 m lange Palais und über dem Eingange des Hauptgebäudes lesen wir die Inschrift: A toutes les gloires de la France. („Allen Ruhmwürdigkeiten Frankreichs".) Sie bildet die Versöhnungsformel, durch welche 1837 König Louis Philippe den Schleier über die alten Erinnerungen des Schlosses und Parkes ausbreiten und wohlwollende Gesinnungen des Volkes daran knüpfen wollte, indem er aus Versailles ein ungeheures historisches Museum machte. Seine Schöpfung ist die gewaltige Gallerie von Versailles oder vielmehr die von ihm sogenannte Nationalgallerie, eine Sammlung von 3000 Gemälden nebst Statuen und Büsten, welche zwei, selbst drei Stockwerke anfüllt, in zwei, auch in drei Reihen übereinander. Die Zahl der Eindrücke überwältigt bei Besichtigung derselben so, daß man Einzelnes kaum festhalten kann. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß von der Gesammtmasse der hier aufgehäuften Bilder zwei Fünftel Schlachten und Belagerungen von Chlodwich an bis auf die neueste Zeit darstellen, wiederum zwei Fünftel insbesondere die Regierung Ludwigs XIV., die Blutjahre der Revolution und die Thaten Napoleons, das übrige Fünftel aber andere Hauptpunkte aus dem Leben verschiedener französischer Regenten, nebst einer Menge Portraits meist fürstlicher Persönlichkeiten und einiger berühmten Männer. Es leuchtet ein, daß die Kunst bei dieser Gallerie nur als Dienerin der Nationaleitelkeit erscheint; dennoch wird man dieser, von Louis Philippe anfangs gänzlich auf eigene Kosten angelegten Sammlung, der einzigen von so ungeheurer Ausdehnung in der Welt, woran überdies der Pinsel des Horace Vernet den verdienstvollsten Antheil hat, seine Bewunderung nicht versagen dürfen. In der Spiegelgallerie des Versailler Schlosses, dem eigentlichen Mittelpunkte der ganzen historischen Gemäldesammlung, fand bekanntlich am 18. Januar 1871 die Verkündigung der Wiederherstellung des deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm und die übrigen mit ihm verbündeten deutschen Fürsten statt.

Die Geschichte Frankreichs steht in Lapidarschrift an den Mauern von Versailles angeschrieben und auch in den herrlichen prachtvoll ausgeschmückten Räumen weht der Hauch der Geschichte. Rasch entwickelte sich in der vorher trostlosen Oede das glänzende Leben des französischen Hofes. Eines der interessantesten Plätzchen des Schlosses ist das „Ochsenauge." L'oeil de Boeuf heißt das Vorzimmer zum Königssaale, weil es nur ein rundes Fenster besaß, und eine solche Luke im Französischen die Bezeichnung „Ochsenauge" führt. In diesem Gemache residirte der beneidenswertheste Sterbliche seiner Zeit, der Suisse, der Thürsteher, der den Eingang zu den königlichen Geheimzimmern bewachte. Statt eines Scepters führte er einen mächtigen Polizeistab mit großem vergoldeten Knopfe. War Ludwig XIV. stolz, so war sein „Schweizer" noch viel stolzer. Und zwar mit Recht! Denn Niemand ging durch die Thüre, die er bewachte, zum Könige, der dem Schweizer nicht anstand. Ueber seinen Leib ging der Weg zu einer Audienz beim Könige. Gegen Mittag versammelte sich der ganze Hof im Ochsenauge. Es war damals noch nicht Mode, daß zur königlichen Tafel befohlen oder Listen zu den Festen angefertigt wurden. Alle Tage beglückte der König ein Dutzend Leute durch eine Einladung, die aber erst an der Thüre des Ochsenauges vor den versammelten Höflingen abgelesen wurde, wenn die Stunde der Essenszeit schlug. Mercier in seinem „Tableau de Paris" beschreibt die Scene: „Schon Stunden vorher versammelten sich die Höflinge. Nach stundenlangem Harren öffnet sich diese angebetete Thüre und ein ehrfurchtsvolles Zittern der Hoffnung erfaßt alle Anwesenden. Ein Kammerdiener des Hofes erscheint mit einer Liste in der Hand und ruft in die athemlos horchenden Höflinge hinein sechs, acht Namen, glückliche Namen, die eintreten oder besser hineinschleichen durch die enge und beneidete Thüre. Dann wirft der Kammerdiener die Thüre vor der Nase der Andern zu, die so thun, als ob sie getröstet diese Ungnade in Geduld ertrügen, während sie, Verzweiflung im Herzen, weggehen." So oft sich Ludwig XIV. aber in der ganzen Pracht seines Hofes sehen lassen und namentlich die fremden Gesandten großer Mächte empfangen wollte, öffneten sich die Pforten der oben erwähnten sogenannten Großen- oder Spiegelgallerie, eines nach der Gartenseite gelegenen, wahrhaft königlichen Saales. Sie ist 73 m lang, 10,40 m breit und 13 m hoch; sie hat 17 hohe gewölbte Fenster mit tiefen Nischen und alles glänzt darin von Gold und Marmor. Auf der von Lebrun gemalten Deckenwölbung sind die Großthaten des Roi-Soleil verherrlicht. Im Salon de la guerre schwebt Frankreich in den Wolken, hält am linken Arme einen Schild und schmettert Deutschland, Spanien und Holland darnieder. In dem durch die reichsten Verzierungen aller Art ausgezeichneten Saale des Apollo oder dem Thronsaal

stand gewöhnlich der mächtige Thron des Königs. Der Saal des Mars diente früher oft zu Bällen und Concerten; im Saale des Merkur waren die Spieltische aufgestellt, wenn Ludwig seinen Hof von Abends 7 bis 10 Uhr um sich versammelte. Aus den oberen sogenannten kleinen Gemächern Ludwig XV. genießt man einen Blick über den Garten, der namentlich, wenn ihn der Zauber des Frühlings erhöht, von unbeschreiblichem Reiz ist. In diesen stillen Silberflächen der Wasserbecken, in diesen unabsehbaren weichen Rasenteppichen, in diesen schönen rauschenden Bäumen von blauem Aether umflossen, von goldiger Sonne angestrahlt, scheint sich wie etwas aus den alten Wundererzählungen von den schwebenden Gärten Babylons zu verwirklichen. Auf der gewaltigen, weit ausgedehnten Terrasse sieht man sich in der Nähe umgeben von phantastisch mit Buxbaum eingefaßten Beeten, von wunderlichen marmornen Bassins; zur Linken schaut man hinab in die weite, von Hallen begrenzte Fläche der tausendkronigen Orangerie, zu der eine ungemein breite Marmortreppe hinabführt, vor uns öffnet sich der Blick über die Wasserkünste der Hauptallee, während gegenüber sich über Wasserflächen und an grünbewaldeten Hügeln hinan die Fortsetzung der Stadt anmuthig ausdehnt. Zur Linken des Grand Canal breitet sich der Bois und dahinter die Plaine de la Ménagerie aus. Dort hielt sich Ludwig XIV. ein Dromedar. So lange es lebte, erhielt dasselbe zur Stärkung alle Tage fünf Flaschen Bordeauwein. Als es gestorben war, trat sein Wärter mit der demüthigen Bittschrift vor den großen König, ob er nicht so gut sein wolle, ihn zum Nachfolger des Kameels zu ernennen! Für den Garten von Versailles wurden nach dem Recept des Gärtners Wilhelms von Oranien Tausende von hochgewachsenen Stämmen ausgegraben und verpflanzt, während Soldaten die Canäle und Becken für die zahllosen Teiche und Wasserkünste gruben, während Le Nôtre ein ungeheures aber doch langweiliges Gewirr von beschnittenen Alleen und Bosketen, von Tempeln, Theatern und Lauben, von Grotten aller Art aus den mißhandelten Bäumen anlegte. Die ganze Natur ist, wie der Rokokostyl es mit sich brachte, verstümmelt, verunstaltet, in den Dienst des großen Königs gezwungen. Ein Heer von Statuen bevölkert diese künstliche Natur; aber ebensowenig wie der Park wirklich ein Garten, sind diese Jupiter, Juno, Venus, Neptun wirklich die classischen Gottheiten der Antike. Jupiter ist Ludwig XIV. ohne Perrücke und blausammtnen Rock; Venus und Minerva sind die Montespan und Lavallière; Apollo ist ein „Marquis" mit theatralisch abgezirkelter Miene, der unglücklicherweise seine Bekleidung vergessen hat; Mars ein eleganter, ausschweifender, selbstbewußter Marschall von Frankreich. Die andern Götter sind offenbar Höflinge Ludwig XIV., die in lebenden Bildern mitwirken. Steinerne Monarchen und Nationen liegen unter den Füßen eines steinernen Herkules oder Alexander, der natürlich wieder kein Anderer ist, als der „große König."

Die berühmten sogenannten „großen Wasser" von Versailles spielen jetzt häufiger als früher, im Sommer meist am ersten Sonntage jeden Monats. Es ist in der That ein anziehendes Schauspiel. Hier im „Bassin des Apollo" hebt sich der Wagen des Sonnengottes aus dem Meere mitten unter schnaubenden Delphinen und unter den brausenden Trompeten der Meeresgötter. Krystallene, blinkende Strahlengewebe, Blumenkörben ähnlich, flechten sich über die Wasserbecken. Dort im „Bosket der Säulenhalle" tanzen die Nymphen ihren lustigen Reigen. Zweiunddreißig an der Zahl springen und schlingen, neigen und beugen sich rund umher an den Säulen. Die durchs Gewölbe brechenden Sonnenstrahlen verwandeln plötzlich den Perlenschmuck dieser Wasserjungfern in prachtvoll leuchtende, funkelnde, blitzende Diamanten, Rubine und Smaragde. Auf einer andern Stelle liegt der Riese Enceladus mit seinen Genossen unter den Trümmern der Berge Ossa und Pelion, die Jupiter auf ihn herabstürzte, um den Himmelsstürmer zu zerschmettern. Sein Riesenkopf in der Mitte drückt alle Wuth der Verzweiflung aus und speit hoch hinauf giftige Sprudel. Selbst aus seinen beiden kolossalen Händen, die sich an Felsen klammern, quellen die Strahlen hoch empor, um zu zeigen, wie krampfhaft und kraftvoll er die Felsen drückt. Ringsumher im Wasser liegen Felsenstücke, aus denen es ebenfalls aufsprudelt. Die sogenannte „Cascade der hundert Röhren" stellt dem Auge eine Wasserleitung dar. Kleine Thürme steigen rund um einen hohen. Sie steigen aus einem Kranze von Schlingpflanzen oder Röhren heraus. Die ganze Masse fällt in breiten Silberlachen an der Seite von Terrassen herunter in einen umgebenden Teich. Ein geheimnißvoll eingeschlossener Platz zeigt uns den schönen Apollo, wie er, von seiner heißen Tagesreise ermüdet, sich hier im Bade erfrischt, um dann bei Thetis auszuruhen, in deren kühle, epheuumrankte Grotte man hineinblickt. Allenthalben an den Felsen sieht man hervorquellende und leise

Partien aus dem Park von Versailles.

herabrieselnde Bächlein. Zu beiden Seiten des Gottes werden die muthigen, unruhigen Rosse von Tritonen getränkt. Jetzt gesellen wir uns zu einer bunten Menge, in welcher die krappfarbenen Beine der vielen Soldaten und Offiziere sich von fern wie Klatschrosen unter Kornblumen ausnehmen. Stühle werden hier ausgeboten, wie allenthalben in Paris, wo es etwas zu sehen giebt. Und so sitzen wir denn in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; denn noch herrscht tiefe Stille in dem Reiche der Vasen, Löwenköpfe, Drachen und Götter. Neptun und seine Gemahlin Amphitrite walten hier in der Mitte ihres Reiches, umgeben von Nymphen und Tritonen; ebenso sieht man Proteus und Okeanos in Begleitung von Meergeschöpfen und Ungeheuern. Es ist das „Bassin des Neptun", und hier wollen die Nymphen ihren Haupttanz aufführen. Da im Nu steigen sie sammt und sonders. Es springt und fließt, es rauscht und schäumt von allen Ecken und Enden; rechts hin, links hin speien die geschäftigen Geister; nach oben hin fliegt's und nach unten herab braust's; theils senkrecht, theils in weiten Bogen sprühen die mächtigen Wasserstrahlen. Das Ganze ist wie das Bouquet beim Feuerwerk: achtzig große Fontainen bauen ein wundervolles Zauberschloß von flüchtigem Silber und Perlen auf, das von leichten Dunstschleiern umwebt und mit Regenbogenschienen umglänzt wird. Der Gott und die Göttin schauen das Treiben mit Lust, und auch die Menschenkinder umher schlürfen Wonne aus diesem entzückenden Anblick. So dauert die Scene vielleicht eine halbe Stunde und es scheint, als wolle sich das Füllhorn nimmer erschöpfen und leeren. Doch alles Schöne auf Erden nimmt ein Ende. Auf einmal steht die Menge der Urnen, Bäche, Löwenrachen wasserlos da und das große Becken gleicht einem Spiegel, nur hinter dem Meergötterpaar ist noch Leben und Weben. Aber bald haben auch die Fontaine des Drachen und die Kindernayaden in der Wasserallee ihr kurzes Leben ausgewirbelt und ausgespielt. Eine unterirdische Macht ruft sie hinunter in den kühlen Grund, und nun steht noch einsam die stolze hohe Pyramide da. Aber auch sie sinkt im goldenen Abendstrahl, der das Gehölz umher und das gewaltige Schloß anlächelt.

Zu den Parkanlagen von Versailles gehört auch das nordwestlich vom Palaste, am Ende des nördlichen Armes vom Grand Canal gelegene Schloß Grand Trianon, 1685 von Ludwig XIV. in buntem Marmor für Frau von Maintenon erbaut. Das Schloß ist einstöckig und die Pläne zu demselben rühren von Mansard her. An den prächtigen Gärten, welche Groß Trianon umgeben, war der berühmte Botaniker Bernard de Jussieu Aufseher. Am Ende desselben Parkes liegt Petit Trianon, ein von Ludwig XV. für seine Favorite Dubarry erbauter, einfacher Lustpavillon, der dann Lieblingsaufenthalt der unglücklichen Königin Marie Antoinette ward, welche dort mit ihren Damen ihre menus plaisirs, ihre ländlichen Spiele hielt.

Im Südwesten von Versailles, an einen Höhenzug gelehnt, erblickt man Saint Cyr, wo sich die Eisenbahnen nach Granville an der normannischen Küste und nach Le Mans auseinander zweigen. Der etwa 2500 Einwohner zählende Ort ist berühmt wegen des Schlosses, in welchem Frau von Maintenon eine Erziehungsanstalt für junge adelige Fräulein gegründet hatte. Ihrem Plane gemäß sollte St. Cyr eine förmliche Akademie werden, die, einzig in ihrer Art, den König oder vielmehr Frau von Maintenon als Protektorin der feinsten Erziehung und als Wohlthäterin des Adels erscheinen ließe. Und dieser Gedanke hatte auch einen politischen Zweck. Der Landadel in Frankreich war durch die Bürgerkriege und die Gewaltthätigkeiten der königlichen Vorgänger ruinirt und trotz aller Steuerbefreiung führte er meist ein kümmerliches Dasein. Es war klug, für diesen Stand etwas zu thun und ihn durch Wohlthaten an das königliche Haus zu fesseln. Deshalb stiftete Ludwig XIV. schon 1676 das Hotel der Invaliden für alte oder verwundete Offiziere. Da dasselbe jedoch kaum als eine speciell dem armen Adel zu Gute kommende Schöpfung angesehen werden konnte, so errichtete er in den Grenzfestungen noch Kadettencompagnien, in denen 4000 Söhne von Edelleuten ihre militärische Ausbildung auf Staatskosten erhielten. Für die Töchter desselben Standes nun wurde das Stift von St. Cyr bestimmt. St. Cyr lag einsam im Walde, in anmuthiger Lage, wenn sich auch später erwies, daß sie nicht gesund war. Denn von den 1200 Mädchen, die binnen siebzig Jahren dort aufwuchsen, starben nicht weniger als 275, also beinahe der vierte Theil. Anfänglich sollte aus St. Cyr weder ein Kloster noch ein Erziehungsinstitut gemacht werden, welches in seinen inneren und äußeren Einrichtungen an ein solches

erinnere. Ein freies, heiteres, reines Leben sollte vielmehr darin herrschen und den nach Altersclassen abgetheilten Schülerinnen, welche den Namen „Damen von Saint Louis" erhielten, den man indeß gewöhnlich mit dem der „Fräulein von St. Cyr" vertauschte, wurde ein elegantes Kostüm zugewiesen. Frau von Maintenon stellte Hausordnung und Lehrplan selber auf, überwachte den Unterricht und leitete die Gesellschaftsstunden, ja sie verfaßte auch verschiedene Schriften, welche für die Fräulein von St. Cyr einen Codex der Tugend- und Sittenlehre bedeuteten, und womit sie nicht zum wenigsten sich ein Verdienst um ihre, für das Zeitalter Ludwigs XIV. so charakteristische Schöpfung und das weibliche Erziehungswesen überhaupt erworben hat. Das Unterrichtssystem in St. Cyr entsprach im Wesentlichen dem weltlichen Geiste, der dem Plane der Schöpfung zu Grunde gelegt war; sogar die Pflege des dramatischen Spieles ward in Angriff genommen und zwar mit



St. Cyr.

solchem Eifer, daß St. Cyr für die französische dramatische Literatur und Theatergeschichte eine nicht zu übersehende Bedeutung gewonnen hat. Eben damals war in Frankreich die dramatische Poesie in ihr großes Zeitalter getreten. Pierre Corneille war eben gestorben, Racine aber lebte noch und mit ihm, als Schöpfer des französischen Lustspieles, der unsterbliche Molière, der größte Dichter, den Frankreich überhaupt hervorgebracht hat. Racine nun schrieb auf Bitten der Maintenon, für St. Cyr die zwei Tragödien „Esther" und „Athalie", welche im Stift zur ersten Aufführung gebracht wurden. Das Publikum war das denkbar glänzendste. Nicht nur der König, die Maintenon und ein großer Theil des Hofes erschienen, sondern auch Gelehrte und Schriftsteller, wie Bossuet, der Bischof von Meaux, und Fenélon, der fromme Abbé **François d'Aix de Lachaise**, des Königs Beichtvater, welchem der Pariser Friedhof seinen Namen verdankt, nebst vielen Priestern und sonst ausgezeichneten Personen. Frau von Maintenon hatte den Ruhm, sich in St. Cyr den ersten literarischen Salon Frankreichs geschaffen zu haben. Doch nur sechs Jahre, bis 1692, dauerte die Herrlichkeit. Dann bekam Frau von Maintenon auf einmal Gewissensbisse über dies System weiblicher Erziehung und mit ihrer zunehmenden Frömmigkeit

gestaltete sie das Stift in ganz klösterlicher Weise um, sehr gegen den Willen Ludwigs XIV., welcher die Klostererziehung nicht leiden mochte. Doch ließ er es zur Beruhigung ihres religiösen Gewissens zu, daß die adeligen Damen von St. Cyr die Nonnen der Frau von Maintenon wurden, und am 1. December 1692 fand diese Umwandlung mit düsterer Feierlichkeit zu Ehren des heiligen Augustin statt, dem das Kloster St. Cyr geweiht wurde. Nach Ludwigs XIV. Tode, 1715, zog sich die merkwürdige Frau als Oberin desselben gänzlich dahin zurück und starb daselbst auch nach vier Jahren. St. Cyr ward aber am 16. März 1793 durch ein Dekret des Nationalconvents als Stift aufgehoben. Statt desselben wurde dort ein Militärhospital errichtet, bis 1806 Napoleon I. die Militärschule von Fontainebleau dorthin verlegte, wo diese bis heute geblieben ist. Die Zöglinge, durchschnittlich 250 an der Zahl, treten nach bestandener Aufnahmeprüfung im



Sèvres.

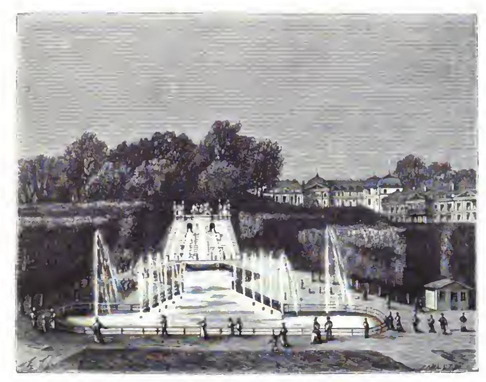
Alter von 16—20 Jahren ein, bleiben in der Anstalt drei Jahre und verlassen sie dann als Offiziere.

Oestlich von Versailles breitet sich eine öde, meist waldlose Hochfläche aus, mit einzelnen Meierhöfen besetzt, und in zahlreiche, oft wie Bastionen ausgezackte Vorsprünge auslaufend. Einige derselben gewähren prächtige Aussichtspunkte; zahlreiche Orte liegen in den Buchten, am Fuße oder auf den unteren Vorsprüngen des Plateaus; Dörfer und Städte mit Weingärten oder Waldhängen umgeben, über der drückenden Luft der engen dunstigen Stadt, mit freien Aussichten und lieblichen Villen. Es folgen jetzt die Orte Chatillon, Sceaux, Chatenay, Montreuge. Im Süden von Versailles erreicht man weitere Dörfer mit industriellen Anlagen. Im Seinethale aufwärts und weiter südlich davon liegen noch eine Menge gewerbreicher Dörfer mit lebhaftem Getreide- und Viehhandel. Den Raum zwischen Seine und Marne nimmt ein weites, von kleinen Thalgründen durchzogenes, zum Theil bewaldetes Plateau von 100—130 m durchschnittlicher Meereshöhe ein. An dem Abhange desselben liegen viele freundliche Ortschaften.

Wir kehren nach Versailles zurück. Versailles war früher für Paris kaum, was Potsdam für Berlin ist, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß beide Wege nach Versailles, der auf dem linken, wie der auf dem rechten Seineufer, an landschaftlichem Reize, wie an Abwechslung reich sind. Zwischen beiden Eisenbahnen läuft die alte, jetzt mit einer Pferdebahn versehene Landstraße. Diese Landstraße hat wunderbare Schauspiele gesehen, welche wohl in der Welt nicht leicht wiederkommen werden, und zwar schon seit den Zeiten Ludwigs XIV. und hinunter bis in unsere Zeit, bis zur Belagerung von Paris durch die Deutschen und dann durch die Franzosen selbst und bis zum Brande von Paris. Das Außerordentlichste wird aber immer noch der Zug der Hallenweiber nach Versailles im Jahre 1792 bilden und ihre Rückkehr mit dem gefangenen Hofe und mit den frisirten Köpfen der Leibgardisten auf ihren Piken. Wir wollen indeß nicht länger bei historischen Erinnerungen verweilen, sondern uns lieber in dem durch gedachte Landstraße durchzogenen Sèvres aufhalten, einem reizend an der Seine entlang wie an den Höhen hinauf und auf den Plateauvorsprüngen gelegenen wohlhabenden Orte mit chemischen Fabriken und der berühmten Porzellanmanufaktur, welche Staatseigenthum ist, deren Erzeugnisse aber in den Handel kommen. Man hat den klugen Einfall gehabt, in dieser Fabrik eine Sammlung von Proben der Töpferkunst aller Völker anzulegen und dieses Musée céramique gehört in der That zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten.

Nahe bei Sèvres liegt gleichfalls am Abhange eines Hügels auf dem linken Ufer der Seine der lebhafte, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernte Marktflecken Saint Cloud, einer der lieblichsten Punkte der Umgebung von Paris und in geschichtlicher Beziehung gewiß einer der berühmtesten Orte Frankreichs. Der freundliche Platz, in früheren Zeiten eine Einsiedelei, wurde in der Mitte des sechsten Jahrhundert gegründet, nachdem Childebert und Chlotar im Jahre 532 ihre Neffen, bis auf einen, der sich glücklicherweise flüchtete, mit eigener Hand erwürgt. Dieser Eine, Clodoald, für welchen seine Großmutter unter der Bedingung Gnade erlangte, daß er das Klosterleben erwähle und auf den fränkischen Thron verzichte, ward nach seinem Tode heilig gesprochen und der Ort, wo er bestattet ward, erhielt seinen Namen St. Clodoald, welcher nach und nach durch Verstümmelung in jenen von St. Cloud überging. Aber wo der liebe Herrgott ein Kloster baut, da baut alsbald der Gottseibeiuns ein Schloß neben dran. Wenigstens ist es oft der Fall, und auch über dem schönen Schlosse von St. Cloud liegt ein dunkler Schatten, der an die Zeiten eines Childebert und Chlotar erinnert. Den ersten harten Stoß erhielt St. Cloud, das Schloß, das damals dort stand, von den Armagnaken, den wildgewordenen Söldlingen Karl VIII. Man baute ein neues Schloß, und hier wohnte König Heinrich III., als ihn 1572 der Dolchstoß eines fanatisirten Mönches traf. Kardinal Mazarin ließ dann das alte Schloß abreißen und ein neues erbauen, jenes, welches sich bis in die Gegenwart erhielt. Es ging dasselbe eine Weile von Hand zu Hand und ward in unseren Tagen der Sommeraufenthalt des Königs Ludwig Philipp und die Lieblingsresidenz des Kaisers Napoleon III., welcher dort wie sein großer Onkel, die Sommermonate zubrachte. In ihren Tagen hieß sogar ihr Kabinet nur das von St. Cloud. Am 13. Oktober 1870 wurde ohne allen Grund und Nutzen St. Cloud von den Franzosen selbst in Brand geschossen; Rettungsversuche deutscher Truppen blieben ohne wesentlichen Erfolg und das Schloß liegt heute noch in Ruinen. Der pittoreske, 392 ha bedeckende Park entspricht aber heute noch den Bestimmungen des Nationalkonvents, der 1793 verfügte: „Das Schloß und die Gärten von St. Cloud sollen auf Kosten der Republik erhalten werden zum Vergnügen des Volkes, und sollen zugleich nützlichen Anstalten für Ackerbau und Kunst dienen.“ Angelegt von Le Nôtre, bildet der Park von St. Cloud das Meisterwerk dieses berühmten Gartenkünstlers und ist mit Wasserwerken und Statuen der hervorragendsten Künstler des 17. Jahrhunderts geziert, dabei reich an schönen Aussichtspunkten in seinen höher gelegenen Theilen; so namentlich von der „Laterne des Diogenes“, einer seit 1871 hölzernen aber großartigen Nachahmung des choragischen Denkmals des Lysikrates in Athen. Im Parke bemerken wir ferner die Cascade, nach Lepautre's und Mansards Zeichnungen angelegt, und durch die Allée du tillet in die obere und untere Cascade abgetheilt. Den Gipfelabschluß der großen Cascade bildet eine kolossale Marmorgruppe von Adam, welche die Flußgottheiten der Seine und Marne darstellt. Links davon ist der Riesenstrahl, der aus der Mitte eines viereckigen Bassins 42 m hoch in die Luft steigt und in jeder Minute zehn Tonnen Wasser ausspeit. Die Wasserkünste sind nicht so bedeutend,

wie die von Versailles, jedoch ungemein effektvoll. Jenseits derselben erstrecken sich mehrere herrliche Alleen von Ulmen, unter denen einige von außerordentlicher Höhe, bis nach Sèvres hin. Ueberhaupt kann man nicht bald irgendwo prächtigere Bäume sehen. Selbst die strotzende Blätterpracht von Hampden Court muß zurückstehen gegen die Majestät der Ulmen-, Linden- und Kastanienalleen von St. Cloud. Jeder Baum ist dort ein Riese, so groß, daß er für sich allein einen Wald bildet. Wenn man an heißen Sommertagen auf dem Sammtbette der Grasplätze unter denselben im kühlen Schatten liegt, und das Leben in dem, den ganzen Himmel über uns deckenden Baume ansieht, das Gesumme, das Gezwitscher, den Gesang, die aus demselben auf uns herabströmen, mit anhört, so vergißt man Paris und die Welt, die Arbeitsstube und das Forum. Dieser Park von St. Cloud ist dabei ein wahrer Volksgarten, über den die Pariser, und zwar das echte,



St. Cloud.

rechte Volk von Paris, wie über seinen eigenen Haus- und Hofgarten verfügt. Da sind die Leute wie zu Hause und amüsiren sich in reiner, schöner, freundlicher, naturwüchsiger Weise. Mitunter ist ein Markttag, d. h. eine kleine Messe im Parke veranstaltet, die hauptsächlich nur aus einer Menge von Buden besteht, in denen außer Kuchen und Spielzeug für Kinder vor allem andern „Mirlitons" verkauft werden. Wer nicht etwa zufällig an solch einem Markttage in St. Cloud war, wird schwerlich errathen, was Mirlitons sind. Die Besucher des Canstätter Volksfestes bei Stuttgart werden aber darin die auch dort gebräuchlichen „Sängerflöten" erkennen, kleine Pfeifchen aus Hollunder mit buntem und goldenem Papier beklebt. Zu Tausenden und Hunderttausenden werden sie an den Markttagen zu St. Cloud verkauft und gekauft. Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, zu Fuß, zu Esel, zu Pferd, zu Wagen, geht, läuft, fährt, rennt Alles pfeifend an einander vorbei. Es ist ein häßlicher Lärm, aber ein unschuldiges Vergnügen, Wahrlich: le peuple s'amuse! in Frankreich, aber so einfach, anspruchslos, freudig, hingebend und gehenlassend, daß man sich sagen muß: Es ist doch im Innersten ein gutes Volk, diese — bösen Franzosen!

St. Cloud gegenüber, in der Innenseite des ersten Seinebogens, also auf dem rechten Ufer des Stromes folgt das stadtähnliche Boulogne sur Seine mit Leinwandbleichen, 400 Waschhäusern! zahlreiche Landhäuser der Pariser sind in der Au zerstreut. Im Nordosten lehnt sich das Dorf an das berühmte Boulogner Wäldchen. Ihm gegenüber zieht am linken Ufer von St. Cloud abwärts der rebenreiche Thalrand dicht am Flusse hin. Auf isolirtem Hügel thront über demselben der Mont Valérien, das mächtigste und wichtigste der alten Forts um Paris, welches 1870—71 eine Hauptrolle spielte. Ursprünglich hieß der Berg Mont Calvaire, nach einer Kirche, in welcher ein Splitter vom heiligen Kreuze aufbewahrt wurde. Die Kreuzbrüder des Calvarienberges waren auch ganz ausgezeichnete Bußprediger, sie hatten den Zulauf von allen schönen Büßerinnen der großen Sündenstadt. Ganz besonders strömte die schöne Welt von Paris büßend in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag nach dem Calvarienberge. Diese Pilgerfahrten aber waren so segensreich, daß schon im Jahre 1677 die Sittenpolizei von Paris diese frommen Bußgänge verbieten mußte. Heute ist der Mont Valérien eine starke Festung, zugleich einer der schönsten Punkte um ganz Paris herum, wo es der schönen Punkte so viele giebt. Ist man erst auf dem 200 m hohen Berge, so gewinnt man hier eine Aussicht, wie sie nicht schöner um ganz Paris zu finden ist. Man sieht Paris, St. Denis, St. Germain, St. Cloud, Sèvres, den Lauf der Seine wohl zehn Stunden weit und breit in allen ihren Windungen, mit allen ihren Brücken, Dörfern, Villen, Parks und Inseln. Die große Stadt, die kleinen Städte der Umgegend, die Dörfer, die Lusthäuser, die Berge, der Fluß in wunderbarem Wechsel, überall großartig schön und zugleich wunderbar mild und einschmeichelnd für das Auge der Seele, dem das Schöne wohlthut. Das Wunderbarste an der Aussicht vom Mont Valérien ist aber der großartige Wechsel im Charakter der Veduten, die sich hier darbieten. Vorerst Paris, dieser Ameisenhaufen der Rieseninselchen, die sich so stolz Menschen nennen, in dem es sich ewig regt und bewegt, dessen Gesumme bis auf Stunden weit und bis zum Mont Valérien hinauf vernehmbar wird, bildet das erste große Schaustück. St. Cloud und Neuilly, der Strom und seine stolzen Brücken das zweite; St. Denis mit seinem kecken Dom das dritte; die Seine von St. Denis bis St. Germain, an schön sich darstellenden, mit Dörfern, Schlössern, Lusthäusern geputzten Hügeln vorbeiziehend, ein weiteres Bild; und endlich die Ebene bis zum Fuße des Berges wieder ein solches. Alle sind schön und jedes in seiner Art anders, für jedes der Bilder wäre man dankbar, allen zusammen gegenüber weiß man nicht, welchem man den Vorzug geben soll.

Am Fuße des Mont Valérien liegen ansehnliche Dörfer, Suresnes, Puteaux und Courbevoie, ihnen gegenüber auf dem rechten Stromufer und nördlich vom Bois de Boulogne das volkreiche Neuilly, ein Ort mit nahezu 25000 Einwohnern und bedeutenden Fabriken, zerstörtem Schloß, Gartenanlagen und reizenden Landhäusern. Das Schloß von Neuilly war eigentlich das St. Cloud Ludwig Philipps; hier wohnte er den größten Theil des Sommers; das Schloß, welches damals nur Schloß St. Fain hieß, hatte er noch als Herzog von Orleans, als er noch nicht König war, von einem Grafen d'Argenson gekauft. Von Neuilly führt über die Seine eine schöne Brücke, welche ihre Geschichte hat. Heinrich IV. wollte einst von St. Germain, seiner gewöhnlichen Residenz, nach Paris; es wurde Abend, ehe er die Seine erreichte, auf welcher das Schiffchen, welches ihn trug, irgendwo anstieß und umschlug. Heinrich IV. hatte nicht Lust, oft solche kalte Bäder zu nehmen, befahl, daß an der verhängnißvollen Stelle eine Brücke erbaut werde, und als diese nach ein paar Menschenaltern — weil sie von Holz war — abgängig wurde, ließ Ludwig XIV. die heutige Brücke erbauen, die ein Meisterwerk ist und von der man rechts und links, stromauf, stromab, eine prachtvolle Aussicht hat. Auf Neuilly folgt noch Clichy, und das Dorf St. Ouen mit unterirdischen Getreidemagazinen, Viehzucht und Druckereien in Stoffen, ist auf dem rechten Ufer das letzte in dieser Reihe.

Das Gebiet nördlich der Marne, dem wir als dem letzten Abschnitte in der nächsten Umgebung von Paris uns zuwenden müssen, wird durch den Ourcqcanal in zwei gleiche Abschnitte getheilt; jener Canal, bestimmt, Paris mit Wasser zu versorgen, erhält bei Trilbordon durch ungeheure Dampfhebemaschinen noch eine ansehnliche Wassermasse aus der Marne. Die gegen Süden und Südwesten gerichtete innere Abdachung

jenes Plateaus ist mit Häusern, Gärten und Weinbergen übersäet, an den Berghängen ziehen sich langgestreckte Steinbrüche hin. In der fast anderthalb Stunden entfernten langen Ebene, welche sich zwischen Montreuil sur bois und dem hübschen Dorfe Nogent sur Marne, wo schon König Chilperich im Jahre 581 ein Landhaus besaß, ausbreitet, liegt der häßliche, aber städtisch gebaute Flecken Vincennes mit 20,000 Einwohnern, vor der Revolution La Pissotte genannt, mit wichtigen Fabriken und Viehfuttermarkt. Südlich der Stadt schließt sich das zu einem Fort erweiterte alte Schloß an, welches über die Zeiten Ludwigs VII. hinaufreicht. Es enthält einen ungeheuren Waffensaal, eine Kaserne nebst einer Schießschule und ist merkwürdig durch seinen Donjon mit den alten 52 m hohen Thürmen, der lange das Staatsgefängniß war. Er wurde von Philipp von Valois angefangen und von Karl V. beendet; ersterer umgab den Wald von Vincennes mit einer Mauer und verwandelte ihn in einen Park. Schloß und Fort sind gegenwärtig außerordentlich stark und haben große Werkstätten für die Artillerie. Umgeben von dem Kranze der äußeren Forts, von Fort Noisy bis Fort Charenton, ist Vincennes ein für sich abgeschlossener großer Waffenplatz zweiten Ranges. Das Bois de Vincennes, jetzt nur noch 1009 ha groß, einschließlich des Manöverplatzes, des Artilleriepolygons u. s. w., mit einer 16,632 m langen Mauer umgeben, ist in neuerer Zeit in ähnlicher Weise verschönert worden, wie das Boulogner Gehölz. Mehr als 40 km fahrbare Alleen und 15 km Fußsteige durchziehen dasselbe; es ist indeß noch immer ein Gehölz geblieben, das aber durch den Manöverplatz in zwei Theile zerschnitten ist. Es schmückt dasselbe jetzt der 8 ha große Lac des Minimes an der Stelle eines ehemaligen Klosters, der drei bewaldete Inseln umschließt und durch eine schöne Cascade zweier Bäche gespeist wird, so wie durch den Lac de Gravelle, aus welchem der Bach von St. Mandé zu dem schön gelegenen Lac de St. Mandé fließt. Das von 9,500 Köpfen bewohnte Dorf St. Mandé stößt unmittelbar an den Park von Vincennes einerseits, andrerseits erstreckt es sich bis an die Stadtmauer von Paris.

Im Nordosten von Paris finden wir ebenes Land. Es liegen hier viele, aber nicht sehr bedeutende Ortschaften, wie Noisy le sec, Bondy mit der nahen Forêt de Bondy, Drancy, Bobigny, le Bourget, la Courneuve und Aubervilliers les Vertus, mit einem wunderthätigen Marienbilde. Sie alle überragt in jeder Hinsicht die alte ummauerte Stadt St. Denis, das ehemalige Dionysianum, oder Dionysopolis, welches heute fast 44,000 Einwohner zählt, nur $3\frac{1}{2}$ km von der Pariser Umwallung entfernt und von drei Forts umgeben. St. Denis, mit bedeutenden Fabriken, ist noch sehenswerth durch seine im gothischen Styl, im Jahre 630 begründete, um 1200 in jetziger Gestalt vollendete Kirche der alten Benediktinerabtei, mit der Grabkapelle König Dagoberts I. Die Geschichte von St. Denis erzählt: Der heilige Dionysius wurde im Jahre 273 als Märtyrer auf dem Montmartre enthauptet; aber anstatt wie andere Menschenkinder in solchem Falle todt zu sein, nahm der Heilige, als er geköpft war, einfach sein Haupt auf den Arm, ging, von Engeln begleitet, vom Montmartre hinab ins Thal bis zu dem Dorfe Catuliacum, wo er dann sich und seinen Kopf in Ruhe niederlegte und so dem Marterberge (Montmartre) und dem Oertchen St. Denis zugleich ihren Namen stiftete. Allerdings ist es nicht ganz sicher, ob der heilige Dionysius nur bis St. Denis ging und sich schon hier zu Grabe legte, denn die Kirche zum heiligen Emmeran in Regensburg behauptet, daß der heilige Dionysius eigentlich in Regensburg unter ihrem Schutze ruhe. Und als die beiden „Prätendenten", St. Denis und Regensburg, im Zweifel sich an den Papst wendeten, gab dieser klugerweise beiden Recht. Sei dem aber wie ihm wolle, sicher ist, daß Dagobert I., Sohn Chlotars II., in St. Denis eine prächtige Kirche erbaute und diese Abtei ward allmählich so reich dotirt, daß mehrere Könige von Frankreich sich Aebte derselben nannten. Unter Karl dem Kahlen war St. Denis eine Stadt geworden. Damals ließen die Aebte in ihren Privatfehden als Fahne ein dreizipfliches, rothseidenes, siegbringendes Banner vorantragen, die „Oriflamme" genannt, von welcher Wilhelm Gutart, ein Dichter des zwölften Jahrhunderts, folgende Beschreibung entwirft:

> Oriflamme est une bannière
> Aucun poi plus forte que guimple,
> De candal rougeoyant et simple
> Sans pourtraiture d'autre affaire.

Der Dom von St. Denis, 37 m breit und 108 m lang, war eigentlich nichts als ein großartiges Grabdenkmal der französischen Könige. Dagobert I., welcher den Grundstein zur ersten Kirche hier gelegt,

war auch der erste König, der hier beigesetzt ward. Pipin hat weitergebaut, Karl der Große soll die jetzt noch stehende Kirche angefangen haben, an der dann alle Könige Frankreichs, zuletzt gar der Kaiser Napoleon auch, und wieder nach ihm Ludwig XVIII., Ludwig Philipp und schließlich auch Napoleon III. verbessert, geflickt, geleckt und geputzt haben. Ludwig der Heilige ließ dort alle seine Vorgänger bestatten und seitdem blieb St. Denis die Gruft der Herrscher. Aber an einem der trübsten Tage der oft durch dunkle Blutwolken getrübten Sonne der französischen Revolution, an dem Tage, an dem eine stolze Königin und Kaisertochter für Verbrechen, die sie nicht begangen, ihr schönes Haupt auf die in jenen Tagen nie trocken werdende Richtbank legen mußte, am 16. Oktober 1793 wurde in St. Denis ein Gesetz des Convents vollzogen, das die Zerstörung der Königsgräber und die Zerstreuung der Gebeine verordnete. Die Municipalität von St. Denis, — nicht



Schloß Ecouen.

doch, von Franciade, wie damals St. Denis sich umgetauft hatte — war mit dem Vollzug dieses Befehles beauftragt. Alle Gräber wurden aufgerissen, die Gebeine von sechzig Königen in zwei große Gruben, eine für die Valois, die andere für die Bourbons, geworfen, um hier unter ungelöschtem Kalk einer rascheren Zerstörung entgegenzugehen. Als man an den Sarg Heinrichs IV. kam, fuhren die kecken Vandalen zurück. Die Leiche lag da, unangegriffen, wie der kluge Bearner einst gelebt hatte. Der Anblick machte selbst auf die herzharten, herzlosen Vollstrecker des Befehls des Convents einen solchen Eindruck, daß es Stunden dauerte, ehe endlich auch diese Leiche, dies lebendige Bild des einst so viel geliebten und so viel gehaßten Königs, in die allgemeine Grube geworfen wurde. Im Jahre 1805 wurde die Kirche wieder zur Gruft der Herrscher bestimmt, doch ist seitdem nur Ludwig XVIII. dort beigesetzt worden.

Das Land nördlich von St. Denis erhebt sich bald zu mehreren nach Nordwest streichenden Plateaus, die mit Weinbergen, Dörfern und Weilern dicht bedeckt sind und zwischen denen die Eisenbahnen und Straßen nach den Uebergängen der Oise ziehen. Unter Argenteuil erhebt sich das erste, steilste dieser Plateaus bis

170 m mit weitausgedehnten Weinbergen über das Seinethal, mit vielen freundlichen Dörfern geschmückt. Nördlich von St. Denis liegen ziemlich dicht neben einander einige bedeutende gewerbreiche Flecken, wovon auf einem isolierten Hügel Villiers le Bel und Ecouen zu nennen. Ecouen besitzt ein unter Franz I. durch den Connetable Anne de Montmorency erbautes großes Schloß, welches heute als Erziehungsinstitut für die Töchter und Nichten von Ehrenlegionsrittern dient. In Ecouen ward 1559 das Edikt erlassen, welches die Calvinisten zum Tode verurtheilte. Unweit von Ecouen breitet sich der von den Parisern vielbesuchte Wald von Montmorency aus, so benannt nach dem gleichnamigen Orte, dem Hauptsitze des berühmten Geschlechtes der Montmorency, welches Frankreich sechs Connetablen, elf Marschälle und vier Admirale geliefert und dessen sämmtliche Mitglieder seit 1327 les premiers Barons chrétiens de France hießen. Ihr Stammschloß ist



Der See von Enghien.

während der Revolution von der Bande noire abgetragen worden. Im schönen Thale von Montmorency liegt das, später umgebaute Landhaus Erémitage, in dem der seltsame Schwärmer Jean Jacques Rousseau seinen „Emile“, seine „Nouvelle Héloise“ und andere Werke schrieb. Nach ihm wurde in der Revolutionszeit die Stadt Montmorency Emile, später auch d'Enghien genannt. Ganz speciell trägt letzteren Namen der nahe kleine Badeort Enghien les Bains, an den Ufern eines reizenden Sees von etwa 1 km Länge und 500 m Breite gelegen, welcher durch mehrere Quellen und Bäche gespeist wird.

Alle diese Orte waren starke Stellungen für die deutsche Cernirungsarmee während des letzten französischen Krieges; jetzt sind sie einbezogen in das große System der Neubefestigung von Paris, welches mit Ausnahme des inneren Ausbaues einzelner Forts sowie der Anlage einiger Zwischenwerke thatsächlich beendet ist. Man zählt im ganzen 44 solcher Forts, welche Paris in weitem Kreise umgeben. Sämmtliche Befestigungsanlagen werden in drei große Gruppen zusammengefaßt, die als das verschanzte Lager des Nordostens (von der unteren Seine bis zum Marneufer bei Lagny), des Südostens (zwischen Marne und Seine) und des Westens

bezeichnet werden. Wenn, wie 1870, die Hauptkräfte einer Cernirungsarmee außerhalb des Geschützfeuers der Forts aufgestellt werden sollen, so würde die Cernirungslinie 70—80 km in dem Vertheidigungssektor zwischen der unteren Seine und der Marne betragen und nach französischer Ansicht eine Truppenmacht von sechs bis acht Armeecorps beanspruchen. Die Einschließungslinie auf dem Abschnitte im Südosten, welche im Jahre 1870 kaum 15 km betrug, müßte unter den jetzigen Verhältnissen eine Länge von etwa 35 km erhalten. Der Umkreis, auf den die Forts der Süd- und Westfront liegen, hat eine Ausdehnung von etwa 45 km; eine Cernirungslinie, 8 km von den Forts angenommen, würde 65 km lang sein. Die Großartigkeit der jetzigen Befestigung von Paris, für welche seit 1874 bis 1881 sechzig Millionen Franken verwendet wurden, geht am besten aus der Angabe hervor, daß die Länge einer Linie, welche die am weitesten vorgeschobenen Werke mit einander verbindet, 120 km beträgt.

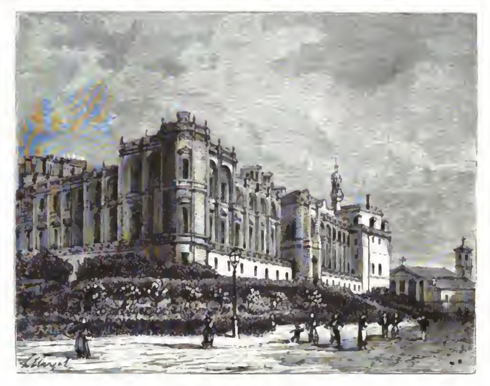


Die Terrasse von St. Germain.

Streifzüge durch Ile de France.

Betrachten wir das Kartenbild der alten Provinz Ile de France, so bemerken wir bald, daß der Seinestrom mit der Marne, trotz der vielen Windungen und Krümmungen, welche diesen Gewässern eigenthümlich sind, das Land in einer ziemlich ostwestlichen Richtung durchschneidet und dasselbe in eine kleinere südliche und eine größere nördliche Hälfte zerlegt. Die erstere wird fast ausschließlich durch die beiden heutigen Departements Seine et Oise und Seine et Marne gebildet, welch letzteres ursprünglich einen Theil der Champagne ausmachte und erst später zu Ile de France gehörte. Man unterscheidet hier gar viele Landschaften, deren Grenzen nur schwer bestimmbar, deren westlichste aber das Mantais mit der am linken Seineufer hoch gelegenen Stadt Mantes la jolie ist. Dieser Ort stammt, wie man sagt, noch aus der Druidenzeit und ist jedenfalls im Besitze mehrerer mittelalterthümlicher Bauwerke, wie des Justizpalastes aus dem 13. Jahrhundert und der schönen gothischen Notre-Damekirche aus der Zeit Ludwigs des Heiligen. An das Mantais grenzt das Pincorais mit seiner alten Hügelstadt Poissy, gleichfalls am linken Seineufer gelegen und Vaterstadt Ludwigs des Heiligen. Der nahe Wald hieß sonst La Laye (Ledia); er ist von Mauern umgeben, hat prächtige Bäume, breite Avenuen und erstreckt sich bis St. Germain en Laye, einem ruhigen Städtchen in gesunder Lage, welches sein Entstehen dem alten Schlosse der französischen Könige verdankt. Seit Franz I., welcher das ursprünglich von Ludwig dem Dicken erbaute Schloß erweiterte und verschönerte, hielt sich der französische Hof gewöhnlich hier auf, bis Ludwig XIV., welcher in St. Germain en Laye das Licht der Welt erblickte, sich in Versailles eine glänzendere Residenz schuf. Das Schloß hat die Form eines Fünfeckes, ist von hervorspringenden Eckthürmen flankirt, von einem Graben umzogen, zum größten Theile aus gebrannten Steinen aufgeführt und sieht einer Festung ähnlicher als einem königlichen Sommeraufenthalt. Unter Kaiser Napoleon

ward es 1862 zum Natinalmuseum bestimmt und seither ist das Musée Gallo-romain darin eingerichtet, welches wohl eines der großartigsten in seiner Art ist und eine treffliche Uebersicht der Reste aus der Zeit des alten Gallien, sowie der urgeschichtlichen Funde aus der Höhlenzeit und den Tagen der Renntierfranzosen gewährt. An Reichthum der hier zusammengetragenen prähistorischen Artefakte wird dieses Museum blos durch jenes für Nordiske Oldsager in Kopenhagen übertroffen. Ein großer Anziehungspunkt von St. Germain ist die von Le Notre angelegte Terrasse, welche nicht blos durch ihre kolossale Größe überrascht — sie mißt bei 35 m Breite, 2400 m in der Länge — sondern einer der schönsten Aussichtspunkte um Paris ist. Von der Stadt, welche einen großen Markt, schöne Viertel und Fabriken verschiedener Art aufzuweisen hat, führt eine Eisenbahn nach Paris, welche Marly, Rueil und Asnières, die Sommerfrische par excellence der „Pariser



Schloß St. Germain en Laye

Ehen" berührt. Etwas südwestlich von Rueul liegt reizend an der Seine das Dorf Bougival, ein beliebter Sonntagsausflug der Pariser und Hauptschauplatz der von den Pariser Canotiers veranstalteten Regatten.

Den südlichen Theil des Departement Seine et Oise nimmt die Landschaft Hurepoix ein. Hier liegt das kleine, kaum 5000 Einwohner zählende Städtchen Rambouillet mit einem heute wenig interessanten Schlosse, in welchem König Franz I. am 31. März 1547 aus dem Leben schied. An das Schloß, in welchem Napoleon I. nach der zweiten Invasion seine Abdankungsurkunde unterzeichnete und auch Karl X. dem Throne entsagte, schließen sich schöne, von Le Nôtre angelegte Gärten, ein 1500 ha großer Park und ein 12,800 ha großer Wald an, welcher für einen der wildreichsten in Frankreich gilt. Durch das östliche Hurepoix zieht die Straße von Paris nach Orleans und an dieser liegt der durch eine bekannte Oper in Aller Munde befindliche Flecken Lonjumeau an der Yvette, einem kleinen Gewässer, welches sich mit der Orge, einem linken Nebenflusse der Seine, vereinigt. Der Ort ist jedenfalls sehr alt, denn schon mehrere Merovingerkönige sollen hier ihre „Plaids" d. h. Versammlungen der Nation gehalten haben, urkundlich erscheint er erst im

neunten Jahrhundert. Heute ist in Lonjumeau nichts mehr bemerkenswerth, als die aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche, deren Abbildung wir mittheilen. Das gothische Portal an derselben ist noch gut erhalten. Interessanter ist das nahe Monthléry, dessen Ursprung man in die Druidenzeit ansetzen zu dürfen meint. Das 2000 Einwohner zählende Städtchen hieß ehemals Mons Letherieus, dann Mons Leherieus oder Monselherieus, Mont-le-Héry. Eine Urkunde vom Jahre 991 erwähnt bereits diesen Ort, den Hugo Capet einem seiner Hauptleute zum Geschenk machte. Lange Zeit hindurch war das Schloß — damals gab es keinen Ort ohne Schloß — ein in der ganzen Umgegend gefürchtetes Raubnest, die Bewohner desselben wagten es sogar nicht selten, in des Königs Gebiet einzufallen und dessen Bewohner zu beunruhigen. Später wurde das Schloß sammt Umgegend eine königliche Domaine. Seine Besitzer hatten eigene, höchst sonderbare Namen;



Kirche von Lonjumeau.

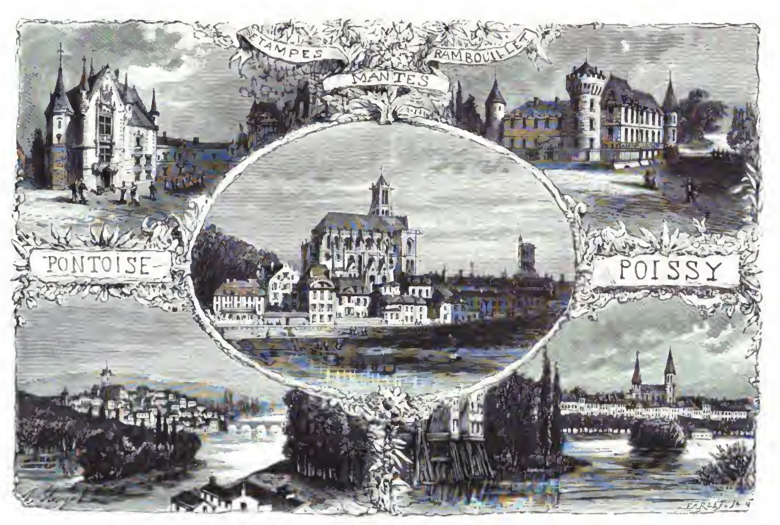
der erste hieß Thibaud File-Etoupe, dessen Urenkel Guy de Trouselle. Schon Ludwig der Dicke war gegen die Herren von Monthléry „als aufrührerische Vasallen“ zu Felde gezogen, wie Viennet erzählt. Auch Frankreich hatte seine verderblichen Bauernkriege wie Deutschland, denn auch dort herrschte stets, wie allerwärts, zwischen Bauern und Adel gegenseitiger Haß, welcher durch den Neid des einen und die Verachtung des andern immer wieder neue Nahrung fand. Zweimal schlug dieser Krieg zu hellen Flammen aus und zwar mit einer Heftigkeit und Grausamkeit, welche zeigten, wie tief jene Leidenschaften Wurzel geschlagen hatten und die den damaligen Zuständen in Deutschland in nichts nachstanden. Der erste Aufstand der Bauern war jene berüchtigte „Jaquerie“ um das Jahr 1358 unter der Regierung Johann des Guten, welchen der König Eduard III. von England gefangen genommen hatte. Der eigentliche Herd desselben war zu Beauvais, auf das wir später noch zu sprechen kommen werden. Der zweite Bauernaufruhr war fast hundert Jahre später, im Jahre 1440; man nannte ihn die „Praguerie“. Die Fürsten und Edelleute hatten in ihren Streitigkeiten mit dem Könige Karl VII. die Bevölkerung auf dem Lande für ihr eigenes Interesse aufgewiegelt, aber diese vermutheten Bundes-

genossen, aufgebracht durch den jahrelang schweigend erduldeten Druck des Adels, fielen über diese Herren her, ergriffen Alle, die sie nur auffinden konnten, nebst Weibern und Kindern, schlugen sie unter gräßlichen Mißhandlungen todt, plünderten ihre Schlösser und brannten sie nieder. Zugleich bekämpften sie aber auch die Söldner des Königs, um sich auch nach dieser Seite hin für die erlittenen vielen Bedrückungen zu rächen. Das war das beste Mittel, Alle, welche von den Bauern in solcher Weise bekämpft wurden, gegen sie zu vereinigen. Der Kronprinz, welcher an der Spitze der Edelleute stand, versöhnte sich mit dem König und der Aufstand der Bauern ward blutig unterdrückt. In jenen unruhigen Tagen war das Schloß von Monthléry wiederholt der Gegenstand des Kampfes zwischen den streitenden Parteien. Besonders machten damals die Streitigkeiten zweier adeliger Familien, der Armagnac und Bourguignon viel von sich reden; sie währten durch mehrere



Der Thurm von Monthléry.

Jahrzehnte, wurden durch die Praguerie auf kurze Zeit unterbrochen und bald nach Beilegung dieses Aufstandes durch die Bemühungen des Kronprinzen auf immer beseitigt. Monthléry fiel abwechselnd in die Hände bald der Armagnac, bald der Bourguignon. Am Dienstag, 16. Juli 1465, endlich wurde in der Nähe, gewissermaßen am Fuße des Schlosses auf der Ebene, die sich bis Longpont hinzieht, eine bedeutende Schlacht zwischen den Truppen Ludwigs XI. und jenen der verbündeten Edelleute geliefert. Der Geschichtschreiber Philipp de Commines erzählt dies sehr ausführlich und zwar mit einer Naivetät, welche unsere jetzigen Taktiker wohl bespötteln würden. Ludwig XI. wurde zwar geschlagen und mußte nach Corbeil flüchten, dennoch gestattete ihm die Haltung seiner neuen Infanterie, den Feudalismus für in Zukunft besiegt zu hoffen. Und in der That, die Schlacht von Monthléry ist ein wichtiger Markstein in der Geschichte Frankreichs, denn sie bezeichnet den Abschluß der Feudalzeit. Die kleine, aber ungemein starke Veste Monthléry lag auf dem Rücken eines kahlen Felsens und ein hoher Thurm inmitten derselben gestattete den Besitzern, die ganze Umgebung weit umher zu überschauen. Den Fuß des Felsens bewässert die Orge, da aber weit umher diese Felsen die einzige Anhöhe waren, so galt das Schloß mit seinen hohen massiven Mauern nach den damaligen militärischen



Etampes — Pontoise — Mantes — Rambouillet — Poissy.

Hülfsmitteln für uneinnehmbar. Erst im Kriege der Ligue mit Heinrich IV. fiel die Veste. Sie, die jahrhundertelang als uneinnehmbar auf dem hohen nackten Felsen gethront hatte, konnte der zerstörenden Wirkung der Kanonen nicht widerstehen. Die äußeren Mauern sind bis auf die Fundamente zerstört und ebenso ist die Spitze des Thurmes abgebrochen, der jedoch heute noch, obwohl ganz unbeschützt, den Stürmen und Unbilden des Wetters trotzt und ohne gewaltsamen Abbruch wohl noch viele Jahrhunderte trotzen wird. Er ragt noch immer 31 m hoch in die Luft, doch ist er im Innern so zerfallen, daß er nur mit Gefahr mehr bestiegen werden kann. Die interessante Ruine, die jedenfalls mehr als so manche anderen Ueberreste aus dem grauen Alterthume es werth ist, daß man sie besucht, wurde selbst von den Terroristen als ein Nationaldenkmal



Corbeil.

geehrt und ihre Erhaltung förmlich dekretirt, während alle anderen Ruinen umher zu Bausteinen neuer Häuser verwendet werden durften.

Corbeil, wohin sich Ludwig XI. nach der Schlacht von Monthléry in Sicherheit brachte, ist heute ein unbedeutendes Manufakturstädtchen von 6400 Einwohnern, an dem nichts bemerkenswerth ist, als seine reizende und lachende Lage am Einflusse des Flüßchens Essonne in die Seine. Weit bedeutender ist Etampes, der Hauptmarkt der eintönigen Landschaft Beauce, im fruchtbaren Juinethal, das viele Mühlen hat, mit mancherlei Fabriken. Die nicht ganz 8000 Einwohner besitzende Stadt hat mehrere Kirchen, die aus dem 12. Jahrhundert stammen, darunter eine mit einem schiefen Thurm, und einem 27 m hohen Donjon, die Tour Guinette, der Ueberrest einer zwischen 1150 bis 1170 erbauten und von Heinrich IV. zerstörten Burg. Etampes, dessen Ursprung man in die Römerzeit verlegt, ward 1536 von Franz I. zu einem Herzogthum erhoben und an Jean de la Brosse verliehen, den Gemahl seiner Geliebten Anna Pisseleu. Die Zahl der französischen Königsmaitressen ist bekanntlich Legion. Ein moderner Dante müßte einen besonderen Höllenring erfinden, um das stattliche Kontingent von scham- und gewissenlosen Sünderinnen unterzubringen, welche sich

im lustigen alten Frankreich im Verein mit ihren königlichen Buhlen an Gott und der Welt, oder eigentlich am französischen Volke versündigt und mit demselben blutigen Spaß getrieben haben. Sie verschlangen das Mark des Volkes tonnenweise, sogen mit wilder Gier an allen Nährbrüsten des Landes, bis diese versiegten, und verpufften Frankreichs Sparpfennig von Jahren im Brillantfeuerwerke einer einzigen Festnacht. Ein recht heiterer Schwarm von liebeswahnwitzigen Königsnymphen, in der That, und wer in dem zauberischen Irrgarten ihrer Geschichte lustwandelt, der setzt hie und da den Fuß auf blutbefleckte Rosenblätter, und es umzischt ihn wie aus Schlangennestern, und am blumigen Rain starrt's empor wie Grabsäulen. Auch die Herzogin von Etampes nimmt keine geringe Stelle ein in dieser Gallerie. Das Fräulein d'Heilly, wie Anna von Pisseleu vorerst hieß, war als Tochter Antons von Meudon um 1508 geboren und kam als Ehrendame zu der Herzogin von



Schloß Fontainebleau.

Angoulême, der Mutter Königs Franz I., des großen Weiberfreundes, welcher schon in seiner Jugend den Hofdamen seiner Mutter nachstellte und sich nächtlicherweise heimlich zu ihnen schlich. Die schöne Anna wußte bald den König auch durch ihren Geist zu fesseln und die Gräfin von Chateaubriant, seine bisherige Favoritin, zu verdrängen; im Jahre 1536 verheirathete sie Franz I. zum Scheine an Jean de la Brosse, welchen er mit dem Herzogthum Etampes dafür entschädigte, daß dessen Frau seine Maitresse blieb. Auf die schönen Künste und in einigen anderen Richtungen war Annas Einfluß ein günstiger, sonst aber war sie bekannt wegen ihrer Habgier und Ränkesucht. Als Kaiser Karl V. 1539 Franz I. in Fontainebleau besuchte, rieth sie ihrem königlichen Liebhaber, den Monarchen, in dessen Reiche die Sonne nie unterging, gefangen zu nehmen, aber Karl ließ listig eine Spange von großem Werthe in ihrer Gegenwart fallen und sagte, als sie dieselbe aufhob, er sehe wohl, daß die Spange ihren Besitzer wechseln wolle. Dadurch gewann er sie. Aus Haß gegen den Dauphin, den nachmaligen Heinrich II., und dessen Maitresse Diana von Poitiers, welche auch den Vater in ihren Bann zog, begünstigte die Herzogin von Etampes die Protestanten und trat dann sogar selbst zu ihrem



Melun.

Glauben über; auch soll sie die Pläne des Königs an Karl V., welcher 1544 ihren Einflüssen die für ihn günstigen Bedingungen des Friedens von Crespy verdankte, verrathen haben. Nach Franz I. Tode ward sie durch Heinrich II. vom Hofe verbannt und zog sich auf eines ihrer Güter zurück, wo sie 1576 starb.

Auch Fontainebleau, mit dem wir das Departement Seine et Marne betreten, besitzt ein prachtvolles Schloß, welches von jeher ein Lieblingsaufenthalt der französischen Herrscher und der Schauplatz gar mancher galanter Abenteuer war. König Robert der Fromme baute im Jahre 998 ein Jagdschloß an der Stelle, wo jetzt Fontainebleau steht. Da es verfallen war, wurde es von Ludwig VII. 1169 erneuert und noch eine Kapelle dazu erbaut, weshalb er für den Gründer von Fontainebleau gehalten wird. Das neue Jagdschloß errichtete er an einer Quelle, welche hier sein Hund entdeckt hatte, nach welchem der Sage nach der Ort seinen Namen (Fons Bleaudi) erhalten haben soll. Der Erbauer des heutigen Schlosses war aber Franz I., und seitdem bemühten sich fünf Könige um die Verschönerung desselben, weshalb es sich auch im verschiedenartigsten Geschmack und im Style sehr verschiedener Zeitalter präsentirt. Es besteht aus fünf durch Höfe, Gallerien und Gänge getrennten Hauptgebäuden, welche an tausend Zimmer enthalten und von einem Park nebst drei Gärten umgeben sind. Im südlichen Theile des 84 ha großen Parks ist ein großer Teich; durch den übrigen Garten geht ein 1200 m langer und 39 m breiter Canal. Auch der nahe Wald, die Forêt de Fontainebleau, wird von zahlreichen Alleen und Wegen durchschnitten und ist reich an pittoresken Punkten und herrlichen Aussichten; er umgiebt die etwa 12000 Einwohner zählende Stadt in einem Umkreise von 80 km und hat einen Flächeninhalt von 16,900 ha, welcher weite Ebenen, wiederholt von felsgekrönten Schluchten durchbrochen, einschließt. Ueberall stößt man hier auf die schreiendsten Kontraste; einerseits stehen wir auf ödem Sande, dicht daneben aber gedeiht eine schöne, mehr oder weniger üppige Vegetation. Aus einem fruchtbaren Thale treten wir in eine unbewohnbare Wüste. Die den Wald durchziehenden, bis zu 140 m über den Meeresspiegel ansteigenden felsigen Hügelketten enthalten blos Sandsteinbrüche, aus denen hauptsächlich Pflastersteine genommen werden. Sie gehen in großer Menge nach Paris. Im Uebrigen ist der Wald von Fontainebleau ungemein wildreich; ja, es ist sogar schwer, anderwärts eine größere Zahl von Hochwild, Damwild und Sauen zu sehen, daher denn die Herrscher Frankreichs mit Vorliebe hier zu jagen pflegten. Aus der Geschichte des Schlosses, in dessen Schatten auch die Stadt gedieh, ließe sich eine lange Reihe der interessantesten Episoden beibringen, wenn es unser Raum gestattete; wir begnügen uns indeß zu bemerken, daß viele Könige hier das Licht der Welt erblickten. Unter Ludwig XIV. war Fontainebleau der Lieblingsaufenthalt der Frau von Montespan, unter Ludwig XV. jener der Dubarry. Auch mehrere wichtige Staatsaktionen kamen hier zum Abschlusse: so 1762 die Friedenspräliminarien zwischen England, Frankreich und Portugal, und 1784 wurde ebenfalls hier zwischen Kaiser Joseph II. und den Holländern der Streit über den sogenannten Barrierentraktat beigelegt. Endlich unterzeichnete hier am 11. April 1814 Napoleon I. seine Thronentsagung und nahm am 20. April in der Cour du Cheval Blanc, seitdem auch Cour des adieux genannt, Abschied von seinen Garden, eine Scene, welche durch ein bekanntes Gemälde verewigt ist.

Unfern von Fontainebleau liegt auf einem Hügel an der Seine das freundliche Städtchen Melun auf der Stelle einer alten gallischen Befestigung, deren Namen Melodunum Cäsar in seinen Commentarien bewahrt hat; das Volk, welches hier hauste, war jenes der berühmten Senones, welche nördlich an die Parisii, die Gründer von Lutetia, grenzten. Das heutige Melun, mit 11,250 Einwohnern, bietet keinen Anlaß zu eingehenderer Beschreibung, obwohl es, von der Seine gesehen, einen recht stattlichen Eindruck macht, es liegt aber an der Schwelle der Landschaft Brie, welche den größten Theil des Departements Seine et Marne einnimmt. Die Brie ist ein 550 qkm großes Tafelland von 120—160 m Meereshöhe und breitet sich zwischen Seine und Marne aus; seine höchsten Punkte übersteigen nicht 200 m. Tiefe Thäler, in welche wiederum kleinere, von Bächen durchzogene Bodenfurchen einmünden, durchschneiden das Plateau, welches von fabelhafter, in Frankreich sprichwörtlich gewordener Fruchtbarkeit ist. Der Ackerbau steht hier auf höchster Stufe und ergiebt reiche Ernten an Getreide, Wein, Kartoffel, Hülsenfrüchten und Futtergräsern. Von hier und der nächsten Umgebung stammen die Chasselas de Fontainebleau, welche als beste Tafeltrauben nicht blos in Paris, sondern überall einen Weltruf genießen; ebenso berühmt ist der hier erzeugte Käse, der schmackhafte Fromage

de Brie, welcher hauptsächlich in Meaux bereitet wird. Die Brie ist so recht im eigentlichen Sinne nebst der Beauce, die wir später kennen lernen werden, das, was die Franzosen ein Pays de cocagne nennen. Es ist das Paradies des Bauern, des Landmannes, den schon Vergil so glücklich gepriesen, wenn er nur all seines Glückes sich bewußt wäre!

O fortunatos nimium, sua si bona norint,	Wahrlich allzu beglückt, wenn eignes Wohl er erkannte,
Agricolas! quibus ipsa, procul discordibus armis,	Wäre der ländliche Mann, dem fern von Waffen der Zwietracht
Fundit humo facilem victum justissima tellus.	Willig sein leichteres Mahl die gerechte Erde gewähret.

Hier in der Brie können wir den französischen Bauer in seiner Natürlichkeit beobachten, was leider in noch nicht genügendem Maße geschehen ist. In gewissem Sinne dürfen wir mit E. Souvestre sagen, daß die ländliche Bevölkerung, welche unsere Städte umgiebt, fast ebenso unbekannt ist, wie die Rothhaut dem Reisenden, welcher von Newyork nach Boston fährt. Wir haben ihn wohl erblickt, den Bauern, wie er sich über seine Ackerfurchen bückt; vielleicht haben wir sogar einmal innegehalten, um das von der untergehenden Sonne vergoldete Strohdach seiner Hütte zu skizziren. Welcher Städter dringt aber ein in sein inneres Leben, erlernt seine Sprache, versteht seine Philosophie, lauscht seinen Ueberlieferungen? Das platte Land gleicht vielfach den herkulanischen Manuskripten, die man noch nicht aufgewickelt hat. Kaum kennt man daraus ein paar kurze Bruchstücke, abgeschrieben zufällig von einigen Neugierigen; das ganze Poem ist noch zu übersetzen. Den allgemeinen Typus des französischen Bauern hat indeß Joseph Doucet doch mit scharfen Strichen gezeichnet. „Die Einheit des Menschengeschlechts," sagt er, „hat sich bisher blos im Landmanne verwirklicht. Die Natur legt ihren Arbeitern eine fast vollständige Gleichförmigkeit der Physiognomien, der Gewohnheiten und des Denkens auf. Sie reift sie sehr rasch und stattet sie frühzeitig mit einer vegetativen Entsagung aus, welche sie bewahrt vor der Aufregung der Sinne und der ohnmächtigen Neugierde des Geistes. Versunken und gleichsam wie eingehüllt in das Phänomen, denken sie nie daran, sich über dessen Ursache zu befragen. Der Wechsel der Jahreszeiten, die Chronometrie der Gestirne, die Umwandlungen der Pflanzen, die seltsamen Wirkungen des Blitzes haben ihnen niemals auch nur einen Augenblick des Nachdenkens oder der Schlaflosigkeit verursacht. Was liegt ihnen auch daran? Wenn jedes Ding zu rechter Zeit eintrifft, wenn der Körper sein tägliches Futter, die Seele ihre wöchentliche Nahrung hat, überlassen sie dem höchsten Wesen die Sorge, nach seinem Belieben Regen und Sonnenschein zu vertheilen. Sie reden von Gott wie von einem allmächtigen und unsichtbaren „Maire", welchen indiskrete Fragen in seiner schwierigen Verwaltung stören könnten. Was sie von ihm verlangen, überschreitet niemals den beschränkten Horizont ihrer unmittelbaren Bedürfnisse und ihrer kurzsichtigen Voraussicht. Erhalten sie es nicht, so ist dies für sie ein Grund, für bessere Zeiten auch reichliche Vergeltung zu rechnen. Völlig erbaut über den Grad des Vertrauens, welches sie sich gegenseitig schenken dürfen, erleben sie Enttäuschungen nur von Seite der Thiere. Wir beklagen uns über Männer, welche den Anforderungen unserer Eitelkeit widerstreben, über Weiber, widerspenstig gegen unsere blinden Wünsche; sie beklagen sich über die Schafe, die Kühe, die Pferde, das Diebsgesindel unter den Vögeln, die gefräßigen Raupen, den Kornwurm, den Hagel, die Steuern, besonders die indirekten, und die Aushebung, denn was man auch sagen möge, lieben sie es doch sehr, daß Andere an ihrer Stelle sich tödten lassen. Abgesehen von diesen leichten Verdrießlichkeiten, welche von der Unvollkommenheit aller Dinge unzertrennlich sind, unterbricht und stört nichts die gesunde Empfänglichkeit ihrer Lebensbahn. Alle sechs Jahre drückt ihnen der Feldhüter von Regierungswegen eine Wahlliste in die Hand; sie wählen, wie man es wünscht, und schlafen auf dem weichen Pfuhl ihrer Souverainität wieder ein. Tag folgt auf Tag, die Mühe der Arbeit um die regelmäßige Wiederkehr des nämlichen Appetits, des nämlichen Schlafes, der nämlichen Gespräche und der nämlichen Sorgen zu bewirken. Der Tod mahnt sie nicht wie uns durch eine Menge düsterer Vorzeichen. Um ihr Leben zu beschließen, bedient er sich sehr einfacher Mittel, des Fiebers, des Flusses und des Alters; andere kennt er nicht. Der Greis kommt nicht einmal über die Trunkenbolde, welche nur wie die Fässer enden, indem sie an einer Mauer, einem Baume zerschellen oder einen zu steilen Abhang hinabrollen. Man fährt ins Jenseits mit der Vorstellung, daß man nun vor einem tintengeschwärzten Amtstische aus Tannenholz, wie jener des Herrn Friedensrichters, mit einem großen Crucifix aus Gips und einer Büste des Staatsoberhauptes im

Hintergrunde zu erscheinen haben werde. Besitzt man einige Ersparnisse, so hofft man durch gelesene und besonders gesungene Messen die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit zu mildern und schnürt sein Bündel ohne allzuviel Besorgniß." Dabei vermehrt sich die Bevölkerung nicht mehr, ja sie sinkt in Qualität. Die Bäuerin erliegt der Arbeit, die Arbeiterin dem Hunger. Welche Kinder sind unter solchen Umständen zu erwarten? Wenige nur wissen, was das Land von Frankreich wirklich ist, wie die Arbeit dort schrecklich, übermäßig und strenge ist. Der durus arator des Dichters hat sein Ideal wohl nur dort. Warum? Der Bauer ist Grundbesitzer; Eigenthümer von wenig oder gar nichts und dabei belasteter Eigenthümer. Durch wüthende, blinde Arbeit ringt er mit dem Geier. Diese Erde wird ihm entschlüpfen. Ehe dies geschieht, begräbt er darin, wenn es sein muß, lieber sich, vor Allem aber sein Weib. Deswegen heirathet er, um einen Arbeiter



Schloß Ferrières.

zu haben. Anderwärts kauft man einen Sklaven, in Frankreich heirathet man. Man wählt sich ein Weib von schwacher Eßlust, kleiner unansehnlicher Statur, in der Idee, daß sie weniger essen werde. Und doch, sie hat ein großes Herz, diese arme französische Bäuerin; sie thut so viel und noch mehr, als man verlangt. Sie spannt sich mit einem Esel zusammen (in dem leichteren Boden) und der Mann treibt den Pflug. In allem fällt das Härteste ihr zu. Er schneidet die Rebe nach seiner Bequemlichkeit. Sie, mit gesenktem Kopfe, hackt und schaufelt. Er hat Mußestunden, sie nicht. Er hat Feste und Freunde; er geht allein ins Wirthshaus. Sie geht auf einen Augenblick in die Kirche und sinkt dort vor Schlaf um. Abends, wenn er betrunken heimkehrt, setzt es Schläge und dabei ist sie vielleicht, was das Schlimmste ist, guter Hoffnung. So muß sie ein Jahr lang ihr doppeltes Leid hinschleppen, in der Hitze, in der Kälte, beim eisigen Winde, bei strömendem Regen. Die meisten sterben an der Schwindsucht, besonders in den nördlicheren Provinzen. Keine Leibesconstitution widersteht diesem Leben. Verzeihlich daher, wenn die Mutter wünscht, daß ihre Tochter weniger leide, wenn sie

dieselbe nach der Fabrik sendet, wo sie wenigstens ein Dach über ihrem Haupte hat, oder nach der Stadt, wo sie als Dienerin an den Süßigkeiten des bürgerlichen Lebens ihren Antheil hat.

Uebrigens schwindet in Frankreich der uralte Typus des leichtgläubigen, schalkhaften, unwissentlich honneten und philosophischen Bauern immer mehr. Das isolirte Leben, die überlieferte Erziehungsweise haben lange Zeit auf dem Lande den Glauben, die Sitten bis auf die Trachten der Vergangenheit erhalten; wie überall, so beginnt aber auch dort der Geist der Neuzeit zu wehen; die Einrichtungen und Entdeckungen der Gegenwart haben die Schranken niedergerissen, welche das platte Land von den Städten trennte: die Bauern von ehemals werden verschwinden, um einer neuen Bevölkerung Platz zu machen. In dem schon sehr beträchtlich erweiterten Umkreise der Großstädte ist der geizige, betrügerische und irreligiöse Landmann nichts mehr als ein Lastthier, für welches die Erde ein Laboratorium und das Himmelsgewölbe eine Glasglocke zum Zeitigen der Früchte und Gemüse ist. Wie himmelweit sind trotz ihrer Dummheit und Unwissenheit die heutigen französischen Bauern verschieden von jenen, welchen vor zwei Jahrhunderten ein Nachahmer Vergils, Jean Renaud de Segrais (gest. 1624) die lieblichen Verse sang:

> Heureux qui se nourrit du lait de ses brebis
> Et qui de leur toison voit filer ses habits,
> Qui ne sait d'autre mer que la Marne et la Seine
> Et croit que tout finit, où finit son domaine.

In dem gesegneten Landstriche der Brie liegen zahlreiche prunkende Herrensitze des französischen Adels. Keiner darunter ist jedoch denkwürdiger als das dem Freiherrn von Rothschild gehörende Schloß von Ferrières, unweit von Lagny an der Marne, denn hier fand am 18. und 19. September 1870 die berühmte Begegnung des französischen Ministers des Auswärtigen, Herrn Jules Favre, mit dem Grafen Bismarck statt. Das Schloß, in welchem sonst Baron Rothschild sich mit Vorliebe aufhält, ist prachtvoll und nach den Plänen des englischen Architekten Paxton erbaut. Es liegt in jenem Theile der Brie, welchen man Brie françaife nennt und die von jeher zu Ile de France gehört hat, im Gegensatze zur Brie champenoise, welche zur Champagne gehörte und von der Vereinigung der Seine und Marne an bis Sézanne sich erstreckte. In letztere ward noch eine dritte Abtheilung, die Brie Pouilleuse, nämlich die Umgebung von Chateau Thierry, einverleibt. Die Brie hatte ihre eigenen Grafen, nach deren Aussterben das Land im Jahre 1328 mit der Krone vereinigt ward. Man nannte sie kurzweg wohl Grafen von Brie, ihren eigentlichen Titel führten sie aber nach der Stadt Meaux, welche auch heute noch als die Hauptstadt der Brie gilt. Die sehr alte, aber gut gebaute Stadt, welche in der Gegenwart der Mittelpunkt eines großen Kornhandels ist, sich auch sonst als sehr gewerbthätig zeigt, liegt an der Marne und dem Ourcqcanal und besitzt eine prächtige, aus dem 11. Jahrhundert stammende Kathedrale, welche man schon von der Bahn aus erblickt. Die letzten Arbeiten daran fallen in das 16. Jahrhundert; von den beiden Thürmen ist nur der nördliche vollendet. In dem durch seine harmonischen Verhältnisse ausgezeichneten Innern findet man ein erst neuerdings errichtetes Denkmal Bossuet's, der 1681—1704 Bischof von Meaux war. Sein Grab ward erst am 8. November 1854 nach sorgfältigen Nachforschungen, welche der damalige Bischof von Meaux in der Kathedrale anstellen ließ, entdeckt. Die Leiche des großen Mannes war in einem bleiernen Sarg von 1,78 m Länge eingeschlossen, der deutlich die Umrisse des menschlichen Körpers, die Rundung des Kopfes, die Breite der Schultern und ein allmähliches Schmälerwerden nach den Füßen hin verrieth. Jacques Bénigne Bossuet, geboren 1627 zu Dijon, theilt mit Fénélon, Fléchier und Bourdaloue den Ruhm, zu den vier großen Kanzelrednern des Zeitalters Ludwigs XIV. zu gehören und galt für den hervorragendsten Theologen jener Tage, doch sind seine Verdienste wohl häufig übertrieben worden. Unübertrefflich in der Gewandtheit, Geschicklichkeit und Feinheit der Darstellung, musterhaft durch blühenden und energischen Styl, voll Geist und Schwung, lassen seine Schriften doch an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit Vieles zu wünschen übrig. Auch seine Milde und Unparteilichkeit werden fälschlich gelobt; er war einer der unerbittlichsten Gegner nicht allein des Protestantismus, sondern auch der Protestanten und hat seinen großen Einfluß auf den König durchaus nicht zur Milderung von deren Schicksal angewendet. In seinem Discours sur l'histoire universelle versuchte der starkgläubige Gottesstreiter aus theologischen Phrasen und rhetorischen Orakeln einen

Grundbau der Universalgeschichte im theokratisch absolut despotischen Sinne aufzuführen, was natürlich bei dem Nichtvorhandensein historischer Kritik nicht gelingen konnte. Durchaus orthodox römisch-katholisch, lehrte er sich nur dann gegen den Papst, wenn die Interessen der französischen Bischöfe oder der Krone, die sie beschützte, in Streit mit demselben kamen. Freilich stand er nicht an — und das wird ihm für immer Lob verschaffen — dem Könige in milder Weise seine Vergehungen vorzuhalten; aber viel häufiger und nachdrücklicher sind doch in seinen Predigten die Ermahnungen zum Gehorsam gegen den Herrscher, die Verherrlichungen des großen Monarchen, mit aller Kraft und Schönheit von Bossuet's unvergleichlicher Beredtsamkeit vorgetragen.



Die Kathedrale von Meaux.

Eine andere Größe der französischen Literatur, der unsterbliche Fabeldichter Jean de Lafontaine, sah an den Ufern der Marne das Licht der Welt. Er ward 1621 in dem malerischen Städtchen Chateau-Thierry geboren, wo man ihm ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hat und noch dessen Geburtshaus zeigt. Lafontaine, dessen Fabeln in Aller Munde leben, ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen, welche seine Zeitgenossen mit Recht le bon homme nannten. Er war es, welcher in angeborener Natürlichkeit und Naivetät zu den Schätzen der alten nationalen „Fabliaux“ zurückgriff, um aus solchen Stoffen seine allerliebsten, freilich nicht für Schulknaben berechneten Erzählungen (Contes) zu formen, die sich wie seine Fabeln durch anmuthigen Vortrag und bei feinster Kenntniß des Lebens und der Menschen durch kindliche Unbefangenheit, harmlosen

Witz und launiges Sichgehenlassen auszeichnen. Lafontaine ist der bedeutendste Fabulist Frankreichs und seine Naturwahrheit um so höher anzuschlagen, da er inmitten der raffinirtesten Unnatur lebte und schrieb. Seine Vaterstadt liegt im Südosten des heutigen Departement de l'Aisne, so benannt nach einem aus den Ardennen und Argonnen an der Grenzscheide zwischen der Champagne und Lothringen herabkommenden Flusse, welcher in merkwürdigem Parallelismus mit der Marne fließt, das Departement durchquert und sich in die Oise ergießt, welche im nördlichsten Theile dieses Departements aus Belgien nach Frankreich eintritt. Ursprünglich hatte es einen Theil der Picardie ausgemacht; später ward das Land zur Ile de France gezogen. Die Bodenoberfläche dieses im Norden an Belgien grenzenden Departements setzt sich aus einer Reihe wellenförmiger Ebenen zusammen, im Norden von Hügeln und Thalungen durchschnitten. Das Centrum und der Süden



Château-Thierry.

weisen ganze Hügelketten auf, welchen man in Ermangelung bedeutenderer Erhebungen den Namen Berge beilegt. Man kann im Aisnedepartement eigentlich zwei deutlich markirte Abschnitte unterscheiden: einen nördlichen, anscheinend flachen mit weiten Ebenen, und einen südlichen mit Hügeln oder Bergen bedeckten, welche mit mannigfachen Krümmungen von Osten nach Westen streichen. Diese Kette erhebt sich überall 100 m über die Ebene und 200 m über dem Meeresspiegel; am verschlungensten ist sie im Südosten von Laon, wo sie sich in zahlreiche, nach verschiedenen Richtungen ausstrahlende Aeste verzweigt. Diese gebirgigen Partien des Landes erstrecken sich blos über die Arrondissements von Chateau-Thierry, von Soissons und einen Teil von jenem von Laon. Im Norden des Arrondissements von Vervins giebt es keine Bergketten mehr, aber der Boden ist hügelig und von tiefen Thaleinschnitten durchfurcht. Wie die Brie, ist das Aisne-Departement vornehmlich ackerbautreibend und gehört zu den fruchtbarsten Strichen Frankreichs. In den Sitten der ländlichen Bevölkerung spricht sich der vorwiegend dem Bodenbau zugeneigte Charakter ihrer Beschäftigung noch mannigfach aus. So herrscht dort der seltsame Brauch, wonach man am Tage nach der Hochzeit die beiden Gatten in feierlichem



Laon.

Anzuge nach einem Sandsteine führt, welcher als Grenzzeichen neben einem Acker steht und in den man zwei Furchen gegraben hat. Man gießt Wein hinein, und während Braut und Bräutigam, einander gegenüber hockend, nach Herzenslust denselben schlürfen, stößt man sie unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden mit den Köpfen zusammen.

Der Chef-lieu des Aisne-Departements ist Laon, eine alte merkwürdige Stadt, die sich auf einem 181 m hohen, völlig isolirt aus der Ebene emporsteigenden Berge erhebt und von einer alten gethürmten Mauer umringt ist. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört jedenfalls die Kathedrale von Notre-Dame, eine der schönsten Kirchenbauten des dreizehnten Jahrhunderts. Aehnlich ist St. Martin. Ein schönes aber neues Stadthaus ist an die Stelle des alten Thurmes von Louis d'Outre-mer getreten. Der Berg, auf dem Laon



Abtei Longpont.

erbaut ist, hat eine seltsame, U-förmige Gestalt, und die dem Südosten zugewandte Ausbuchtung, die sogenannte Cure de St. Vincent, aus welcher Zickzackwege und eine Treppe in die Stadt hinaufführen, ist mit Wein bepflanzt. Im fünften Jahrhundert war Laon eine gallische Festung, Laudanum, und unter Karl dem Einfältigen stieg es auf den Gipfel seines Glanzes, denn sie ward die Residenz des Königs und die Hauptstadt des Reiches. Ueberhaupt spielten sich im frühen Mittelalter hier und in dem nahen Soissons, der Stadt der Suessionen, die Geschicke des fränkischen Reiches ab. Fast alle Plätze des Landes haben ihre alte Geschichte und erzählen von jenen denkwürdigen Tagen. Die dem Jagdvergnügen leidenschaftlich ergebenen Frankenkönige der ersten und zweiten Dynastie ließen überall an dem Rande der Wälder Landhäuser erbauen, welche villae regiae, publicae, dominicae oder auch einfach villae genannt werden. Waren sie ausgedehnter, so nannte man sie palatia, Paläste. Besonders im Soissonais fanden sich diese Villen in großer Anzahl. Dieses Land wurde nach Chlodovechs Tode der Sitz von vier Königreichen, welche seine Kinder errichtet hatten, und die Fruchtbarkeit, vereint mit der Annehmlichkeit dieses Landstriches zog oftmals die Könige dahin. Außer dem Schloß von

Soissons besaß der Besieger des Syagrius noch die Lusthäuser Juvigny (Juviniacum), wo man noch zu Ende des verflossenen Jahrhunderts zwei römische Heersäulen sah, Crouy (Croniacum), die Begräbnißstätte Chlotars, sowie jene des heiligen Medardus, dessen berühmtes Kloster später das Lusthaus ersetzte, Braine, wo Chlotar seine Schätze bewahrte, deren sich Chilperich 561 bemächtigte, und wo Fredegunde Kriegsschaaren sammelte, welche Childebert zu Toucy in die Flucht jagten und Ersteren Soissons wieder gewinnen ließen. Quierzy (Carisiacum) war gleichfalls eine Villa des Soissonais, bei Noyon gelegen; hier starb Karl Martell 751 Die Normannen plünderten und zerstörten diesen Palast zu Ende des neunten Jahrhunderts. Die merowingischen Könige bewohnten auch zuweilen Bailly-sur-Aisne, das von einer Römerstraße durchschnitten wird; Micy, ein Dorf, wohin St. Radegunde zur Zeit ihrer Vermählung mit Chlotar geführt wurde, und Chateau-Thierry,



St. Quentin.

das seinen Namen einem Schlosse verdankt, welches Karl Martell für Thierry IV. erbaute. Bedeutend jüngeren Datums sind die Ruinen der prachtvollen Abtei von Longpont, südsüdwestlich von Soissons. Sie ward von den Cisterciensern im Jahre 1132 gegründet und 1226 vollendet. Weniger erstreckten sich die alten Herrschersitze nach dem Norden des Departements, welchen die beiden Landschaften Thiérache und Vermandois einnehmen. In letzterer liegt an der Somme, einem im Norden des Departements entspringenden Strome, die volkreichste Stadt des Landes, St. Quentin, die alte Augusta Veromanduorum, welche ihren römischen Namen mit jenem des Heiligen vertauschte, der als einer der ersten Apostel des Christenthums hier im Jahre 303 den Märtyrertod erlitt. Das heutige St. Quentin zählt nahezu 40000 Einwohner und ist nicht bloß selbst eine Fabrikstadt, sondern der Mittelpunkt einer Fabrikbevölkerung von 13000 Köpfen, die in mehr denn 800 Manufakturen beschäftigt sind, so daß es in gewissem Sinne wohl verdient, das französische Manchester zu heißen. Wie Laon, erhebt sich St. Quentin auf dem Gipfel und am Abhange eines Hügels und hat aus früheren Tagen nebst seiner alten Basilika ein prächtiges Rathhaus (Hotel de Ville) aus dem vierzehnten und



Beauvais.

fünfzehnten Jahrhundert bewahrt, dessen schöne Façade mit Spitzbogenarkaden, Nischen zwischen reichgothischen Fenstern, einer schönen Balustrade und drei Giebelfelder mit Rosenfenstern geschmückt ist.

Im Westen grenzt das Departement der Aisne an jenes der Somme und hauptsächlich an das der Oise, dessen welliger Boden links von der Oise bewässerte Ebenen, rechts Plateaus und Hügel aufweist. Das Land ist eisenreich, aber zur Gewinnung fehlt es an Holz. Dagegen liefern die Moräste von Bresle, Chaumont und Compiègne Torf. Das Oise-Departement besteht aus einstigen Teilen der Picardie und der Ile de France, aus dem ehemaligen Noyonnais, aus einem Theile des Soissonais und des Valois, aus dem Beauvaisis, der Landschaft Bray und einem Stücke des Vexin français. Die nordöstlichste dieser Landschaften ist das



Noyon.

Noyonnais mit dem Hauptorte Noyon, der Vaterstadt Calvins, der im Jahre 1509 hier geboren wurde. Noyon, das 6500 Einwohner zählt, ist gleichfalls ein altes Städtchen der Veromanduer und ward von Julius Cäsar, der es eroberte, Noviomagus genannt. Es ist ziemlich gut gebaut und wird von der Verse, einem Nebengewässer der Oise, durchflossen. In der sehr schönen alten Kathedrale, welche jetzt im Uebergangsstile des elften und zwölften Jahrhunderts gebaut ist, ließ Karl der Große sich krönen und in Noyon war es, daß Hugo Capet im Jahre 987 sich zum Könige von Frankreich ausrufen ließ. Die Verse vereinigt sich nur 1 km unterhalb Noyon mit der Oise, und dieser stromabwärts folgend gelangen wir nach Compiègne, einer ruhigen Stadt mit 13 500 Einwohnern, besonders bekannt als ein Lieblingsaufenthalt der Herrscher von Frankreich seit dem Mittelalter, und wegen des nahen Waldes, worin sie zu jagen pflegten. Kaiser Napoleon III., der Compiègne stark bevorzugte, gab hier in unseren Tagen glänzende Feste. Aus den vielen historischen Erinnerungen der Stadt, deren Gründung indes nicht über die Römerzeit zurückzureichen scheint, wollen wir bloß hervorheben, daß Jeanne d'Arc, das Heldenmädchen von Orleans, hier gefangen genommen und ihren Feinden ausgeliefert

wurde. Das Stadtthor, welches der verrätherische Gouverneur Wilhelm de Flavy vor der flüchtenden und Einlaß begehrenden Johanna schließen ließ, ward erst 1811 abgerissen und trug bis dahin folgende Schrift:

Cy fut Johanne d'Arc près de cestuy passage,
Par le nombre accablée et vendue à l'Anglais,
Qui brûla, le félon, elle tant douce et sage,
Tous ceux-là d'Albion n'ont fait le bien jamais.

Compiègne ist im Allgemeinen nicht sonderlich gut gebaut, allein es besitzt in seinem Rathhause und



Das Hotel de Ville in Compiègne.

Schlosse wirkliche Sehenswürdigkeiten. Das Hotel de Ville, auf einem freien Platze sich erhebend, ist ein Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts mit einem hübschen Glockenthurm; wir theilen davon eine Ansicht mit. Das architektonisch wenig bedeutende Schloß, in etwas an das Palais Royal mahnend, enthält jetzt, seitdem es als Herrschersitz verwaist ist, das Musée Khmer, eine Merkwürdigkeit, die einzig dasteht in Europa. Die hier aus Hinterindien zusammengetragenen Skulpturen erschließen uns einen Einblick in die ungeahnte Cultur und Kunsthöhe des Khmervolkes, der alten Bewohner von Kambodscha. Die Franzosen sind durch ihre Kolonie in Nieder-Kochinchina und das Protectorat, welches sie über das heutige Königreich Kambodscha ausüben, allein in der Lage, ein Museum zu bilden, wie es im Schlosse zu Compiègne zu sehen ist. Von der Terrasse desselben hat man einen schönen Durchblick durch dem 14 500 ha großen Wald, der jedoch bei Weitem nicht so berühmt ist

wie der von Fontainebleau; zwar hat er recht schöne Punkte, aber sehr wenig malerische Partieen; der Boden ist meist eben und man trifft selten auf Wasser. Eine gute Gelegenheit, den Wald zu besehen, bietet ein Ausflug nach dem 14 km entfernten Badeorte von Pierrefonds und seinem kleinen See. Den Hauptanziehungspunkt bildet aber das mittelalterliche Schloß, einst eine berüchtigte Veste und 1390 von Louis, Herzog von Orleans und Graf von Valois, gebaut. Kaiser Napoleon III. ließ dasselbe durch den genialen Viollet le Duc auf Staatskosten restauriren und vollständig in jenen Stand bringen, wie es in den Tagen seines Glanzes ausgesehen haben muß. Es hat nicht weniger als acht große, mit Zinnen versehene Thürme von 35 m Höhe.

Der Hauptort des Departements der Oise ist Beauvais, in der Landschaft Beauvaisis gelegen, die alte Hauptstadt der Bellovaci zu Cäsars Zeit, am Flusse Thérain. Sie ist schlecht gebaut und hat meist Holzhäuser mit Giebeln nach der Straße, aber eine schöne, mit ihrer gewaltigen Masse die Stadt beherrschende, leider unvollendet gebliebene Kathedrale, welche an Höhe sogar den Kölner Dom übertrifft. Nächst ihr ist die Stephanskirche die älteste der Stadt. Unter den modernen Bauwerken verdient das Rathhaus Erwähnung. Hier wird die Fahne aufbewahrt, welche Jeanne Laisné, genannt Jeanne Hachette, deren Bronzedenkmal sich an dem Hauptplatze erhebt, den Bourguignons abgenommen hat. Beauvais zählt 16600 Einwohner und ist ungemein gewerbthätig, es hat namhaften Getreidehandel und viele Tuch-, Zeug- und Teppichfabriken.



Schloß Pierrefonds.

Die Normandie.

Die Normandie ist eines jener Länder, um welches Geschichte und Poesie die Aureole des Interesses und der Schönheit gesponnen. Man trägt solche im Geiste geschauten Gebiete, ideale Landschaften oft lange mit sich herum, ehe man sie wirklich erblickt, und oft bleibt das gelobte Land ungesehen! Man bevölkert sie mit den Gestalten der Vergangenheit und baut die alten, jetzt verschwundenen Burgen wieder auf; man sieht das Land von heute, den leuchtenden Himmel, das weite blaue Meer, das kräftige Volk, man schafft sich seine eigene Welt. Oft bleibt sie hinter der Wirklichkeit zurück, oft ist sie schöner, als das Wunder, das man uns verkündet, fast nie aber entspricht das Bild ganz demjenigen, das die Beschreibung in uns zurückgelassen. Jeder sieht eben anders und dann idealisirt fast jeder Beschreiber; er verschönt, sei es auch nur aus dem sehr realen Grunde, um für das zu interessiren, was er beschreibt. Wir wollen nach Kräften versuchen, treu zu sein, ohne zu verschönen, ohne zu beschönigen. Nicht die alten normännischen Eroberer, nicht Raimbeaut, der seiner Alice erzählt, was sich begeben, „als er die Normandie verlassen“, sollen uns zu schönen Täuschungen hinreißen. Im Allgemeinen darf man aber wohl sagen: Jeder Theil des Landes ist des Besuches werth, bietet ein besonderes Interesse. Sowohl die historisch berühmten Städte mit ihren Kirchen, Kathedralen und alten Bauwerken, wie die schön bewaldeten Thäler und schlössergekrönten Hügel mit den silbernen Wasserfäden und Bändern, die sich entweder die Abhänge bald nackter Kalkfelsen, bald anmuthiger, von Buchen und Birken begrünter Berge hinabwinden oder in geraderem Laufe durch die smaragdgrünen Wiesen und üppigen Obstgärten ziehen, und die reizenden Dörfer, in denen das Weinlaub sich reich um die Fenster schlingt und selbst bis zu den mannigfarbigen Dächern emporklimmt. Das im Ganzen sehr fruchtbare, reich angebaute Land gleicht in vielen Gegenden, namentlich links von der Seine, im Pay de Caux, vollständig einem Garten. Alles ist voll Leben und athmet Fülle; es giebt wenig Länder, die diesem vergleichbar sind.

Brennt einmal die Sonne so recht auf den Asphalt der Pariser Boulevards nieder, daß sie die ganze Bevölkerung auf die Schattenseite der breiten Straße schüttet, wie eine Sanduhr, die man umdreht, kommt die Jahreszeit, in der auch die Nächte keine Kühle bringen, dann treibt es uns aus der Weltstadt fort, die täglich illuminirt ist, um täglich neue Herrlichkeiten zu zeigen. Da wenden wir uns wohl mit Vorliebe nach der Normandie, an deren Küsten wir die ersehnte Kühle finden, und zwar wollen wir zunächst den äußersten Westen der Provinz aufsuchen. Es ist dies das Departement La Manche, die westliche Halbinsel Cotentin genannt, welche vom Aermelkanale bespült wird, eine küstenreiche Landschaft, fruchtbar, besonders an Getreide, mit wenig Wäldern, aber weiten Wiesen, welche Pferde und Kühe nähren. Mit einem Theile der beiden östlich angrenzenden Departements des Calvados und der Orne bildet es die sogenannte Unter-Normandie, die wieder in viele einzelne Landschaften zerfällt. Zwei Hauptschienen führen von Paris aus dahin, ein nördlicher nach Cherbourg, ein südlicherer nach Granville. Wir wählen den ersteren und verlassen die Seinestadt mit dem Nachtzuge, und bei dem hellen Mondenscheine vermögen wir ab und zu einzelne Bilder der an uns vorüberfliehenden Landschaft zu erhaschen. Einem breiten, düstern Bande gleich entrollt sich vor uns ein langer Streifen Haideland. Urplötzlich starrt ein Stück Hochwald in den Nachthimmel hinein. Ein freundliches Dorf mit weißen Häusern und dunklem Gebüsch bedingt einen neuen Wechsel. Nun kommen Obstgärten, Wiesen, Korn- und Gemüsefelder. Und vom Sternenhimmel in scharfen Umrissen sich abhebend, erscheinen seltsam gestaltete Ulmen, schlanke Pappeln, kronenstarke Gartenbäume, die gleich Schemen dahinhuschen

und mit Blitzesschnelle über die Landschaft zu gleiten scheinen. Auch ein hoher spitzer Thurmbau mischt sich von Zeit zu Zeit gravitätisch in den Scheintanz. Weiler, Dörfer nehmen theil an dem Spiel, und eine Stadt kann sich im Kreise drehen, als ob wir sie auf einer Pappscheibe in der Hand hielten. Da! — die hohen Thürme des Münsters zu Bayeux! Doch schon dämmert der Morgen, und indeß die Schatten der Nacht dem Frühnebel weichen, ist es hüben und drüben am Wege ein Entpuppen der Landschaft, das auf die schwarzen Mitternachtbilder die lieblichsten Rundgemälde folgen läßt, daran das Auge eines Sterblichen sich zu weiden vermag. In herrlicher Frische lagern abseits der Bahn grasreiche Weiden und Gärten mit Bäumen voll üppigen Blättergrüns und tausendfältiger Frucht.

„Isigny!" rufen auf einmal die Bahnleute. Wer in Frankreich den Namen Isigny hört, der denkt auch an die süße Butter mit dem Dukatenglanz, die in dieser Gegend, dem Ostfriesland Frankreichs, gewonnen und meist nach Paris verkauft wird. Groß ist die Betriebsamkeit, zu der in Isigny der Buttergewinn Anlaß giebt. Weideplätze, so groß, wie sie fast nur in Holland und Norddeutschland anzutreffen, ein Viehstand, der in zahllosen wohlgenährten Kühen seine Bedeutung hat. Es leben Butteraufkäufer in Isigny, die das Geschäft im Großen betreiben, und Dutzende von Leuten zur Butterbereitung in Löhnung nehmen. Während in Holland das Weideland durch Gräben abgetheilt ist, trennen hier den Grundbesitz niedrige Erdwälle nebst Weißdorn-, Brombeer- und Weidenhecken. Die Pappel ist bei den Landleuten ein sehr beliebter Baum und wird, reihenweise, einzeln und in Gruppen gepflanzt, häufig zu Gartenverschönerungszwecken benutzt. In den Hecken stehen auffallender Weise häufig Eschen, die mit ihren weit sich verzweigenden Wurzeln allen vegetabilischen Nahrungsstoff aufsaugen und namentlich an Ackerfeldern großen Schaden anstiften. Diese Art der Grundabgrenzung, welche auf die Dauer einförmig erscheinen könnte, ist im Gegentheil für den Vorüberfahrenden eine Quelle der angenehmsten Ueberraschung, indem sich seinem Blicke hinter der lebendigen Hecke ein ländliches Bild nach dem andern erschließt, und das Auge immer mit neuem Behagen die frischerschlossene Tiefe sondirt. Bald entdecken wir ein anmuthendes Bild häuslichen Glückes, bald einen Auftritt aus dem Gebiete landmännischer Arbeit; nun fesselt ein Erntefeld den Blick, dann ein Steinbruch, eine Lehmgrube, eine in Betrieb stehende Ziegelbrennerei.

In dem Städtchen Carentan, das Napoleon I. mit Festungswerken umgab und Napoleon III. wieder in den früheren wehrlosen Zustand versetzte, sagen wir der Paris-Cherbourger Eisenbahn Valet, denn es ist uns darum zu thun, quer durch die Halbinsel nach der Westküste vorzudringen. Zwischen Carentan und Granville, auch ziemlich weit landeinwärts ist dies Küstenland noch schienenfrei. Je weiter wir nämlich nach Westen kommen, um so mehr nimmt die Zahl der Städte ab, ebenso die kultivirten Strecken, und die Weiden nehmen zu. Das Land wird ernst, endlich düster und wild, besonders je mehr wir uns dem Punkte nähern, wo das südliche Ende der Normandie mit der nordöstlichen Ecke der Bretagne zusammenstößt. Auf die hohen Schlösser der Normandie folgen die niedrigen Gebäude der Bretagne. Es herrscht denn auch in diesem Landeswinkel, trotz des schon seit Jahren zwischen ihm und der Seinestadt bestehenden Personenverkehres, noch ein gut Theil alten Rostes in Bezug auf Sitte und geistige Bildung, andererseits aber auch stellenweise unter der Landbevölkerung ein patriarchalisches Wesen, das den Fremdling überaus angenehm berührt und mit Vergnügen daselbst einen längeren Aufenthalt nehmen läßt. Thatsache ist aber, unter allen Provinzen Frankreichs ist außer der Bretagne keine, in welcher das Volk noch heute so tief in Aberglauben versunken wäre, wie in der Normandie und ganz besonders in der Unter- oder Niedernormandie, obwohl die Bewohner dieser Landstriche in jeder andern Hinsicht als sehr verständig und klug gelten, und zwar nicht mit Unrecht. Freilich ist der Landmann der Normandie jetzt nicht mehr so schnell bei der Hand, seine Spuk- und Gespenstergeschichten zu erzählen, wie ehedem, denn er ist durch vielfachen Spott mißtrauisch geworden, aber innerlich ist er noch der alte, und selbst die Revolution, welche viel alten Wust hinweggefegt hat, war unvermögend, seinen Aberglauben zu erschüttern. Der gemeine Mann der Normandie nimmt noch heute bei den meisten Krankheiten lieber die Hülfe eines zauberkundigen Schäfers in Anspruch, als die eines Arztes, man sucht noch jetzt allgemein durch Amulette oder gewisse Gebräuche die bösen Einflüsse der Hexen zu entkräften, befragt noch jetzt „kluge Frauen", wenn man einen Dieb oder einen geheimen Feind entdecken will; Niemand

bezweifelt, daß gewisse magische Worte die Macht besitzen, einer Feuersbrunst Einhalt zu thun; man sucht noch jetzt mit Hülfe der Wünschelruthe verborgene Schätze und Quellen — das wüthende Heer, Gespenster, Wärwölfe, Kobolde, weiße Frauen und anderer Spuk lassen es als sehr ungerathen erscheinen, in der Normandie bei Nacht über Feld zu gehen; bei Tisch Messer und Gabel kreuzweise legen, ist nicht gut; Verschüttung des Salzes bei Tisch bedeutet Unglück; den Freitag nehmen die Normannen nicht gern zum Hochzeitstag; das Vertauschen von Kindern durch Feen ist keine Seltenheit, und wenn der leibhaftige Gottseibeiuns jetzt weniger oft erscheint als früher, so weiß der normännische Landmann, daß er dies nur den Priestern zu verdanken hat, die nach seiner festen Ueberzeugung sämmtlich die Macht besitzen, den Teufel vermittelst des Zauberbuches (grimoire) ganz nach Belieben zu citiren und zu bannen. Diese Ueberzeugung ist so unerschütterlich, daß viele Dorfpfarrer sich gezwungen sahen, ihre Handlungsweise dem Wahne ihrer Beichtkinder anzubequemen, denn sollte der geistliche Herr sich weigern, auf die abergläubischen Ideen der Gemeinde einzugehen, so würde er sich selbst allen Einflusses auf dieselbe berauben, und die ihm anvertraute Heerde gäbe ihm gewiß zu verstehen, daß er die Pflichten seines Amtes schlecht erfülle, oder sie kämen in der Stille überein, daß er sich nicht „rein genug" fühle, einen Strauß mit dem Fürsten der Hölle zu bestehen.

Der Ursprung der meisten abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche des Landmannes der Normandie läßt sich auf den religiösen Kultus sowohl der skandinavischen als auch der keltischen Vorfahren der Landesbewohner zurückführen, an dem die Bevölkerung dieser Landstriche noch Jahrhunderte nach der Einführung des Christenthums mit Hartnäckigkeit festhielt und zu dem sie offen oder heimlich immer und immer wieder zurückkehrte. Die alten Götter und ihre Priester und Priesterinnen spuken als Dämonen und gespenstische Wesen im Kopfe des Landmannes, und seine Gespenstergeschichten, seine Sagen und abergläubischen Vorurtheile haben sich vorzugsweise an Orte und Zeiten geheftet, die dem Dienste der antiken Gottheiten geweiht waren, oder an Gegenstände, welche selbst göttliche Verehrung genossen. Zu letzteren gehören außer Quellen, Bäumen u. s. w. besonders die Steindenkmale, die in der Normandie in großer Menge gefunden und je nach ihrer Gestalt und Aufstellung Tables, Dolmen, Trepieds, Pierres levées, Menhir, Peulvans, Logans, Pierres branlantes, Tumulus, Tombelles u. s. f. genannt werden. Der volksthümlichen Tradition nach haben die Feen — das französische Fée hängt mit dem römischen fatum zusammen — die ungeheuren Felsblöcke herbeigeschafft, die Menhirs und Logans aufgerichtet, die Dolmen erbaut und die heiligen Kreise (Enceintes) gezogen. Man nennt deshalb die hohen Steine „Spinnrocken der Feen" (Quenouille des Fées), die bedeckten Gänge: Grottes des Fées und die pyramidalen Tombelles: „Feenhügel" (Mottes des Fées). Die Feen haben die Steine, aus welchen die Tombelles bestehen, unter den Armen, in den Taschen ihrer Schürzen, in den Hüten, zuweilen sogar auf der Spitze ihrer Wocken herbeigetragen, wodurch sie indessen, wie man versichert, beim Spinnen nicht im geringsten gestört wurden. Viele der Drudensteine sind auch durch den Riesen Gargantua ins Land gekommen und an manche knüpfen sich oft Legenden von Heiligen. Zu den vielen Zweigen des Aberglaubens, welche in der Normandie noch in voller Blüthe stehen, gehört auch der Glaube an fabelhafte Thiere. In der ersten Reihe derselben steht der Drache, dann der „Taranne", welcher in der Adventzeit als großer Hund durch das Land zieht und es sich zum besonderen Vergnügen macht, junge Mädchen zu erschrecken. Zwei fabelhafte Thiere, die ebenso häßliche als grausame „Chichesace", welche mit besonderer Vorliebe gute Frauen ergriff, und das zweihörnige Ungeheuer „Bigorne", der gefährlichste Feind der guten Männer, sind jetzt verschwunden. Dagegen ist der dänische Glaube an den Wärwolf noch allgemein verbreitet. Auch hat die Phantasie des Volkes eine Menge wirklicher Thiere mit fabelhaften Eigenschaften begabt, welche ihrem Verhältnisse zu den Menschen einen geheimnißvollen, poetischen Zauber geben, so den Zaunkönig (Roitelet, auch Reblet, Racatin oder Petite Poulette au bon Dieu genannt), die Thurmschwalbe (Martinet), die gewöhnliche Schwalbe, den Grünspecht und die Létiches oder Laitisses, wie man eine Art blendend weißer Hermeline nennt, die in der Normandie heimisch sind. Die Zauberkunst, die Vieh und Menschen verderblich wird, ist von nordischer Herkunft. Auch das Irrlicht, das die Menschen irreführt, in gefährliche Orte lockt, findet sich in der Normandie; nicht ist minder der Volksglaube an die dürren Ringelchen im Grase, wovon das Schaf nicht beißt, wie Shakespeare sagt, und welche von den Reigentänzen der Elfen



Ansichten von St. Lô und Mont St. Michel.

herrühren sollen, mit den Gründern der Normandie herübergekommen. — Das zähe Beharren dieses mannigfaltigen Aberglaubens kann nicht Wunder nehmen, wenn man die Abgeschiedenheit dieses Landestheiles bedenkt. In der That hört schon in St. Lo, der Hauptstadt des Manche-Departements, die Eisenbahn auf, und diese ist bloß eine Zweigbahn der großen Linie Paris-Cherbourg. Von dem an der Vire gelegenen Städtchen, dem alten Briovera, mit der schönen Notredamekirche und St. Croix, welche als das besterhaltene Bauwerk sächsischen Stiles in Frankreich gilt, und seinem stattlichen Hotel de Ville — der freundliche Leser findet sie alle auf unserem Bilde — muß, wer in das Innere des Departements will, sich jede Unbequemlichkeit und alle Langeweile veralteter Hülfsmittel der Reise gefallen lassen.

An bequem eingerichteten, halbwegs eleganten Wagen herrscht überhaupt ein arger Mangel. Die Post- oder Eilwagen sind in einer Verfassung, wie sie in der Bretagne, diesem Schmutzlande par excellence, nicht trauriger vorkommen kann. Rad und Deichsel, kurz, Alles daran ist mit einer Koth- und Rostkruste überzogen. Dabei ist das Innere einer solchen Diligence so enge, daß man zu Vieren oder Sechsen sich kaum darin rühren kann, den Hut abbehalten und sich dann noch sehr in Acht nehmen muß, daß bei dem zeitweiligen Gerumpel des Wagens der Hirnkasten nicht an der Decke zu Schaden kommt. Die Hitze in einem solchen Fuhrwerk ist unerträglich, und der blässeste Fahrgast wird nach Verlauf einer Viertelstunde im Gesichte roth wie ein gesottener Krebs. Der gemeine Bauer bedient sich zum Ausfahren des großen, zweirädrigen Karrens, womit er seinen Heu-, Stroh-, Mist- 2c. -Transport besorgt. Nicht selten sieht man eine vier bis sechs Köpfe starke geputzte Gesellschaft in einem solchen Karren zu Markte oder Hochzeit fahren. Der normännische Landmann, und das ist nicht zu viel gesagt, schwärmt für eine „Charette", zumal er mit ihr die Eigenschaft seines Braunen so recht an den Tag legen kann. Fremden gegenüber giebt es denn auch in seinen Augen kein größeres Anerbieten als das: „Ich fahre Sie in meinem Karren spazieren, ich bringe Sie in meinem Karren zur Stadt." Selbst reicheren Landleuten, Gutsbesitzern, steht selten ein anderer Wagen zu Gebote. Die einzige Abart bildet ein niedriger, schmaler, auf zwei Rädern ruhender, rund überdachter und mit kleinen, unbeweglichen Fenstern versehener Holzkasten, der vorn mit einem Vorhange verziert und so wasserdicht gemacht ist, daß beim stärksten Gewitterregen auch kein Tropfen ins Innere bringt, aber auch einen Schwitzkasten abgiebt, vor dessen kräftiger Wirkung man allen Respekt bekommen muß.

Auch das Vehikel ist nicht besser, das uns von Carentan über Périer nach Lessay an der Westküste bringt, wo alljährlich im Spätsommer auf einer weiten Haide eine achttägige große Messe abgehalten wird. Ein eigenthümlicher Anblick! Eine hügelige Grundfläche, etwa wie Paris so groß und bis nahe an die See sich erstreckend, im Uebrigen mit dem düstern Anstrich und dem spärlichen Gras- und Binsenwuchs schier an die Lüneburger Haide erinnernd, größerentheils mit städtischem Leben bedeckt und überall dem Beobachter die interessantesten Bilder darbietend! — Die Fluth der Landleute, der Städter, der Insulaner im Sonntagsstaat — denn auch viele Einwohner von Jersey und Guernsey, den nahe der Küste gelegenen britischen Inseln, finden sich auf dem Meßplatze ein — ist namentlich am Eröffnungstage eine gewaltige, und man kann sich einen ungefähren Begriff von dem Geschäftsleben nach der Angabe machen, daß die Lessayer Kreuzmesse von nah und fern über 30,000 Personen besuchen und die meisten Marktgäste als verkaufslustige Viehzüchter, d. h. in Begleitung kommen. Auf der weiten Haide ist Platz für Alle. In endlosen Zügen stehen rechts und links die Wagen, theils die einzelnen Verkaufsstätten begrenzend, theils den nach Zigeunerart sich lagernden Gästen als Schutzwehr gegen den frisch aus Westen herüberwehenden Seewind dienend. Der Vieh- und Krammarkt umfaßt im großartigsten Maßstabe sämmtliche Verkaufsstufen vom Feder- zum Hornvieh hinauf. Will man das Treiben auf dem großen Geflügel-, dem Kuh-, dem Pferde-, dem Wollthiermarkte mit ansehen, so kann man es, aber nicht ohne Mühe und ohne einen gehörigen Aufwand von Ellenbogengewandtheit, denn die Menschenfluth ist dicht und bei ihrer breiten Manier schwer zu theilen.

Südlich von Lessay stoßen wir auf die reizend gelegene alte Normannenhauptstadt Coutances, welche ein wichtiges Lyceum, einen prächtigen öffentlichen Garten und einen Bischof besitzt. Von den alten Baudenkmalen der Normandie ist die Kathedrale von Coutances den Seefahrern am bekanntesten. Ihre schlanken Thürme erheben sich auf dem Kamme des Hügels, der die von der Soulle bespülte Stadt trägt, und

sind weit ins Meer hinaus sichtbar; die Zierlichkeit ihrer Formen, ihre Ornamentation in Bezug auf die schöne durchbrochene Haube über dem Transept dienen, eben so wohl wie ihre Höhe, als Richtpunkt für die Schiffe in diesen gefährlichen Meeren. Abgesehen von den Diensten, welche diese Kathedrale der Schiffahrt leistet, ist sie auch eins der schönsten gothischen Baudenkmale Frankreichs: der Stil ist großartig und einfach, ihr Inneres von großer Schönheit des Steinschmuckes.

Coutances liegt wie Lessay, zwar nicht ganz unmittelbar, aber doch ganz nahe am Ufer der Syrte des Aermelkanals, die zwischen dem Cap de la Hague, der Nordwestspitze des Manchedepartements, und den Héaux de Bréhat in der Bretagne sich ausdehnt. Diese Ufer, obwohl stürmischer und gefahrvoller als die Syrten Afrikas, sind durch den Reichthum ihres Bodens und die Sitten ihrer Bewohner ebenso wohnlich als die von Gabes es nicht sind. In keiner bewohnten Gegend des Erdkreises zeigen die Erscheinungen der Fluth eine so furchtbare Gewalt wie hier, nirgends schlagen die empörten Wogen des Ozeans an schrecklichere Klippen und setzen die Seelenstärke des Seemanns auf härtere Proben. Vom Cap de la Hague bis zum Mont St. Michel im Süden läuft die Küste in fast gerader Linie, 126 km weit, von Nordnordwest nach Südsüdost. Das Hochwasser ist übersäet mit Gefahren, deren Westgrenze die Insel Aurigny (Alderney), die Ecrehoux, Jersey und der Felsenarchipel von Chaussay bezeichnen. In diesen Kanal geht die Fluth der Küste parallel von Süden nach Norden, die Ebbe von Norden nach Süden; die Strömungen sind zu gewissen Stunden erstaunlich rasch, und wenn die hier sehr launenhaften Winde in verkehrter Richtung wehen, wird das Meer furchtbar und die kurzen hohen Wellen geben den Schiffen Stöße von unerhörter Gewalt. Wenn dann die Ostwinde stoßweise von dem hohen Lande herabkommen, wird die Aufregung an der Küste entsetzlich und die Schiffe treiben dann leicht auf die Klippen, von denen der Kanal umsäumt ist. Südwärts wird man hinabgetrieben nach den langen Sandufern der Bai von Mont St. Michel: alle Gefahren, welche Meer, Wind und Land dem Seefahrer bringen können, sind hier vereinigt. Dennoch hat Frankreich kein reicheres, lachenderes Gebiet als das, welches von diesem gefährlichen Meere bespült wird. Durch die warme Feuchtigkeit der Westwinde unablässig angeregt, bekundet es eine Zeugungskraft, die sich in der Stärke des hier wohnenden Menschenschlages wie im Luxus der Vegetation zu erkennen giebt. Alles, was auf dem Boden der Normandie lebt, zeigt einen Charakter von Stärke. Selbst in dem Sande, welchen das Meer in unglaublicher Menge auswirft, besitzt die dortige Küste ein Mittel zur Verbesserung des Bodens, zur steten Vermehrung der Erzeugnisse und zur Erweiterung der Schiffahrt. Dieser Sand hat die Farbe von Holzasche und enthält durchschnittlich etwa zwei Fünftel kohlensauren Kalk und meist noch etwas mehr Glimmer. Durch die heftige Schwankung der Ebbe und Fluth werden diese Materialien zerbröckelt und rasch in Staub verwandelt. Der ganze Strich, dem diese Sandablagerungen zu Gebote stehen, ist granitisch, thonig oder schiefrig, und der Kalk ist für diesen Boden das beste Verbesserungsmittel, das man anwenden kann. Dieser Distrikt ist der reichste Frankreichs an Vieh und Viehfutter, und es giebt keinen Bauernhof, der nicht für eine kurze Arbeit hinreichend Pferde hätte. Daher die langen Züge, die jeden Herbst die sonst ziemlich einsamen Wege beleben. Wie die Ernte, der Herbst und alle gemeinsamen Feldarbeiten, ist auch die Versorgung mit Meersand ein Fest. Eines schönen Morgens geht aus jedem Dorfe ein Zug ab, jeder nimmt Lebensmittel und Futter mit, und unabsehbare Wagenzüge schlängeln sich durch die Wiesen auf den mit Apfelbäumen besetzten Feldern. Mittag schlägt und die Karawane hält auf einmal an, die Ciderfäßchen werden geöffnet und ein lustiges Mahl beginnt. Ein großer Theil der dem Meere zunächst liegenden Striche ist noch nicht bebaut, sondern befindet sich im Zustande von „Mielles;“ so nennt man die Ablagerungen groben Meersandes, der zu schwer ist, als daß er wie die Dünen durch jeden Wind wieder verweht werden könnte. Diese Mielles sind 2—3 m über der Fluthhöhe. Die Oberfläche ist leicht wellenförmig und fast immer unter einer Decke von grobem Gras. Sie gleichen den Uferstrichen bei Cherbourg, die bis zum Jahre 1811 für unwiederbringlich unfruchtbar erachtet, jetzt zu den fruchtbarsten Theilen des Landes gehören.

Der einzige Hafenplatz, welchen die Westküste aufzuweisen hat, ist Granville, wo der zweite normannische Schienenstrang von Paris aus mündet. In landschaftlicher Hinsicht ist dieser Platz einer der schönsten der Welt. Im Norden der Bai von Mont St. Michel springt nämlich der die Küste bildende

Tertiärfelsen plötzlich wie eine Bastion von 2 km im Durchmesser vor, und von der Spitze sondert sich in der Richtung nach Westsüdost eine schmale und hohe Halbinsel von 1300 m Länge ab, welche gegen Norden ganz senkrecht abfällt. Wie eine wohlgeballte Riesenfaust droht dieser massige Vorsprung gegen das schäumende, oft wüthende Meer, welches hier mitunter, von der tiefsten Ebbe bis zur höchsten Fluth, um mehr als 13 m anschwillt. An der Stelle des Gelenks, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, hat sich ein Fischerdorf angesiedelt, welches rasch zu der heutigen wohlhabenden Hafenstadt heranwuchs. Sie nimmt den Gipfel und den Südabhang des Felsens ein, die Vorstädte liegen stockwerkartig im Osten der Stadt gegenüber und der Hafen, gegen das Meer zu durch einen starken, ellenbogenartig gebogenen Damm geschützt, scheint der Kampfplatz dieses von der Natur errichteten Cirkus zu sein. Dieser Damm aus cyklo-



Granville.

pischen Quadern gewährt die herrlichsten Aussichtspunkte. Steigt man aber die Fahrstraße von der Stadt oder den Pfad vom Hafen den Felsen hinan und ist man endlich auf der obersten nach Westen zugekehrten Kante angelangt, so tritt man zuerst erschreckt zurück vor dem jäh abstürzenden Abgrunde, gegen dessen Fuß zwischen schwarzen Felsenmassen weiße Schaumwolken und blaue Wogen emporbranden. Dann wird man aber von der prächtigsten Aussicht belohnt. Vorn, rechts und links ist das Meer; rückwärts die Stadt Granville, zu deren beiden Seiten sich die grünen und gelblichen Abhänge der normannischen Küste hindehnen. Weit, weit im Südwesten entdeckt man einen dunklen Strich Landes, welcher sich allmählich im Meer verliert; das ist die Küste der Bretagne mit ihren berühmten Austernbänken. Nordwestlich erscheint in deutlichen Umrissen die englische Insel Jersey. Uns gerade gegenüber liegen die kleinen französischen Inseln Chaussay, die bei der Ebbe fast alle mit einander zusammenhängen, bei der Fluth dagegen als eine Menge von Eilanden erscheinen. An manchen vor dem Meer geschützten Stellen sind gute Weideplätze, auf welchen halbwildes Hornvieh lebt. Die Tümpel zwischen den Felsen, in welche die Fluth täglich zweimal frisches Seewasser

führt, bilden natürliche Fischteiche von großer Ergiebigkeit. Die hauptsächlichste Wichtigkeit jener Eilande besteht aber in ihren ausgedehnten Granitbrüchen, welche dem Centrum von Frankreich den größten Theil des Baumateriales liefern.

Granville gestaltet sich immer mehr zum vielbesuchten Seebade um und mit den heißen Sommertagen sieht man Schaaren von Parisern dort erscheinen. Seinen Hauptruhm aber bildet die Schönheit seiner Frauen, die vor allen benachbarten ausgezeichnet sind. Ihre physischen Kennzeichen, ihre Sitten und selbst ihr einfaches zierliches Kostüm deuten auf einen verschiedenen Ursprung. Die blauen Augen mit den schwarzen Haaren, und die gerade Nase der Hellenen, welche Züge zu Granville nicht selten sind, scheinen eine Mischung mittelländischen Blutes anzuzeigen, und in der That, von all den dunklen Sagen, die sich darauf beziehen, geht die am mindesten unwahrscheinliche dahin, daß die Bevölkerung von Robert Guiscard und den Frauen stamme, welche seine Normannen aus Unteritalien und Sicilien mitbrachten. Diese Kreuzung würde erklären, wie der zierliche griechische Typus sich hier oft mit der Vierschrötigkeit des normannischen verbindet. Der leichte Anstand, womit Frauen von Granville aus den niedersten Ständen von einem hohen Rang in der Gesellschaft Besitz nehmen, ist sicherlich noch eine Anzeige ihrer vornehmen Abstammung. Auch muß man anerkennen, daß zu Granville das schöne Geschlecht das männliche an Einsicht und Willenstärke übertrifft. Während die Männer auf dem Meere sind, führen die Frauen das Hauswesen mit einer Selbstständigkeit, die auch nach der Rückkehr derselben nicht aufhört. Der Stockfischfang sowie der der Austern und frischen Fische machen die Hauptbeschäftigung der Männer von Granville aus, aber von allen Handelszweigen ist die Ausfuhr von Lebensmitteln nach England derjenige, welcher der größten Ausdehnung fähig ist.

Folgt man der am Meere entlang laufenden Straße nach Süden, so gelangt man nach einer dreistündigen Fahrt mit der Diligence nach dem reizenden Städtchen Avranches, mitten in der Biegung des rechten Winkels gelegen, welchen die Küsten der Normandie und der Bretagne hier bilden. Aus dem Innern des Landes kommen, von Osten nach Westen, zwei Flüßchen herunter, die Sée und die Sélune. Zwischen beiden ragt ein ziemlich starkes Vorgebirge mit Avranches auf dem nach dem Meere hingekehrten Rande. Vor dessen Fuß vereinigen sich die Flüßchen, um ein breites und flaches Thalland zu bilden, welches während der Fluth ganz vom Meere bedeckt ist. Mitten in dieser, bald festen, bald flüssigen Ebene erhebt sich, wie hingezaubert, ein steiler Felsenkegel, der bis zu seiner Spitze mit Bauwerken bedeckt ist. Das ist der Mont St. Michel, seit dem frühesten Mittelalter halb Kloster, halb Festung. Unsere Leser finden ihn abgebildet in dem rechten unteren Eckmedaillon unserer Ansicht von St. Lo. Um zu dieser Veste zu gelangen, muß man von Avranches zu einer Stunde abfahren, wo die Ebbe eintritt. Ueber breite, sandige Niederungen, welche mitunter von starken Sturmfluthen überspült werden, gelangt man nach ein- bis zweistündiger Fahrt auf den schlechtesten Wegen der Welt an die gewöhnliche Fluthgrenze. Hier glaubt man das Ziel fast erreicht zu haben; aber man täuscht sich und hat noch eine gute Viertelstunde in gerader Linie über den spiegelglatten Sand in scharfem Trab zu fahren, ehe man anlangt. Und diese Strecke ist nicht ohne Gefahr; ohne Führer würde auch ein geschickter Kutscher sie nicht zurücklegen können. Man trifft stets mehrere derselben an dem eben angeführten Punkte an. Zuerst setzt sich der Führer zu dem Kutscher auf den Bock und es geht noch rasch über den von den Wellen festgestampften Sand dahin. Bald aber wird die Sache weniger behaglich. Der barfüßige Mann steigt ab und läuft vor dem Wagen her. So lange man die Räder rollen hört, ist der Boden fest; aber bald hört man nichts mehr. Der Führer patscht im Wasser, das bei jedem Schritt um seine Füße aus dem Sande quillt; unser Pferd, unsere Räder thun desgleichen; darum rasch vorwärts! Das ist das sicherste Mittel, um nicht stecken zu bleiben. Wenige Schritte rechts und links von dieser Bahn würden Alle im Schlamme versinken. Mit gewaltiger Anstrengung arbeitet sich das Pferd empor, dann fühlt es festen Steinboden unter sich und wir sind im Bereich und unter dem Schutze des heiligen Michael. Aus der Entfernung macht der Mont St. Michel den Eindruck des Anmuthigen und Wunderbaren zugleich — in der Nähe ist er von überwältigender Großartigkeit. Als Basis seiner Pyramide, welche man in einer guten Viertelstunde umschreiten mag, erscheinen hier unersteigliche Granitwände, dort cyklopische Ringmauern mit Zinnen und Thürmen; darüber hinauf die Häuser des Dörfchens, dann wieder Felsen, dazwischen hohe Mauern

mit ragenden Widerlagen; endlich bildet sich die Spitze in einer großen, über Alles emporblickenden Kirche, einem gewaltigen, schmucklosen Granitwerk, halb romanischen, halb gothischen Stiles, von dessen Mittelthurm man, zwischen Himmel und Felsen schwebend, eine herrliche Aussicht auf die Küsten der Normandie und Bretagne genießt, — wahrlich ein erhabenes Schauspiel, das wenige seines Gleichen sucht.

Wir müssen nun unsere Schritte nach dem Norden des Manchedepartements lenken. Wären die Nord- und Südküstenstrecken des Aermelkanals, dieser Aus- und Eingangspforte des Weltmeeres, von jeher von einem westgermanischen Volke bewohnt gewesen, so wäre Frankreich jetzt gewiß eine noch größere See- als Landmacht, denn die geographische Lage und die Beschaffenheit des französischen Landes ist eine der besten, die es geben kann. Es stößt an die Nordsee, das Weltmeer und das Mittelmeer, hat die tiefsten Wasserstraßen in sein Inneres hinein, auf seiner Nordseite die tiefsten Fahrwasser und die besten Buchten und Häfen. Die Hauptstationen der französischen Kriegsmarine sind in der Bretagne und Normandie, zu Brest und zu Cherbourg. Der Gründer Frankreichs und seine Gefährten siedelten sich im Innern an, in Francien oder Ile de France, und wurden Landmenschen; sie ließen die See in Stich, und darum wäre Frankreich ohne die Gründung der Normandie wohl nie ein Seestaat geworden. Die Normandie gab Frankreich seine Seemacht. Der erste Hafen Frankreichs in merkantiler Hinsicht liegt in der Normandie; es ist Le Hâvre; sein erster Kriegshafen liegt gleichfalls in der Normandie, es ist Cherbourg an der Mündung des Küstenflüßchens Divette in den Canal, wie man La Manche kurzweg zu nennen pflegt. Diese Stadt, welche nach der merowingischen Zeit angelegt wurde und von welcher wir eine Ansicht mittheilen, bietet an sich wenig Merkwürdiges; sie zerfällt in die alte, unregelmäßig gebaute, aber mit schönen Promenaden versehene, und in die neue Stadt, welche hauptsächlich von Militärs bewohnt wird. Das wichtigste an der 37,000 Einwohner zählenden Stadt ist eben der in den Felsen gesprengte Kriegshafen, welcher sich in drei durch Schleusen mit einander verbundene Abtheilungen theilt, nämlich den Vorhafen, den Fluthhafen und das Bassin Napoleon III. mit zwölf Docks und Schiffswerften. Dieser Hafen kann 50 Kriegsschiffe fassen, die bei der Ebbe flott bleiben, und hat eine bastionirte Umfassung mit Graben; davon getrennt ist der übrigens unbedeutende Handelshafen Die Rhede ist durch einen 3780 m langen, unten 195 m, oben 49 m breiten, im Halbkreise in das Meer gebauten Damm, der eine 9 m dicke, mit vier Forts besetzte Mauer trägt, geschlossen. Zum Schutze dieses imposanten Kriegshafens, auf welchen Albion mit scheelem, neidischem Auge herüberblickt, dient ein großartiges System von Befestigungen, die Umwallung der Stadt ist dagegen zum Eingehen bestimmt.

Die Normandie ist eine große Küstenstrecke, ist stark bevölkert und dennoch hat sie, mit andern germanischen Küsten verglichen, verhältnißmäßig nicht viel Seeleute. Die meisten dänischen und skandinavischen Ansiedler an der normannischen Küste sind wohl Fischer geworden. Es giebt noch sehr viele Fischerorte an dieser Küste, und sie scheinen noch eben so auszusehen, wie zur Gründungszeit, haben auch einen sehr starken skandinavischen Anstrich. Haben sich doch auch aus jener Zeit eine große Anzahl dänischer Ortsnamen erhalten, so z. B., wie Worsaae nachwies, im Departement der Seine inférieure allein 150 nur sehr wenig veränderte Namen. Die häufigste dänische Endung ist „by“, so in Bourgeby, dänisch Borgeby; manchmal ist diese Endung, welche Ortschaft bedeutet, in „bu“ oder „but“ verstümmelt. Das dänische „Back“ d. h. Bach wurde in „bec“ verändert; so kommt ein Lillebec und Langbec, Klein- und Langbach vor. „Dal“, Thal, findet sich in Becdale erhalten. „Naes“, Kap, ist als „Nez“ erhalten, z. B. Nez de Isbourg. Folgende Zusammenstellung mag die Identität mancher Ortsnamen der Normandie und Dänemark beweisen:

Normandie	Dänemark
Carqueby	Kirkeby
Tourneby	Tornby
Tourp	Torp
Longuetuit	Langtree
Languetot	Langtoft
Houlbec	Holbek
Londe	Lund

In den Fischerhütten Schottlands und der Hebriden könnte man sich nach der Normandie versetzt denken, wenn nicht die Normanninnen im Allgemeinen viel schöner wären als die schottischen Fischerinnen. Die normannischen Weiber helfen ihren Männern bei ihrem Fischen und Fischgeräth wie bei ihren Fahrzeugen, spinnen das Garn, stricken die Netze, flicken die alten, verkaufen die Fische, reinigen und salzen sie, legen die rüstigen Hände an, wenn die Männer von der See kommen und die Jollen aufschleppen, oder wenn sie zum Fang wieder auf die See sollen und die Jollen auf Ruderstangen hinunterschleppen. Die normannischen Fischer gehen gekleidet wie auf den friesischen Inseln, sie tragen bei ihrem Geschäft den gewöhnlichen dicken, wollenen Ueberrock, der bis zum Knie oder etwas weiter reicht, ferner lange Seestiefeln, die ungefähr so lang sind als die Beine, und darüber eine weite leinene Ueberhose, die bis eben unterhalb des Knies geht. In den Hütten



Cherbourg.

vieler normännischer Fischerplätze sieht es nicht viel sauberer und ordentlicher aus als in Nordschottland, und die Hütten selbst sind oft eben so ärmlich. Man tritt dann von dem Schmutz der Gasse sogleich in das schmutzige Zimmer, welches häufig nur der einzige Raum für alle Bewohner des Hauses und zu diesem Behufe mit vielen Betten oder Krippen über einander an der Wand ausgestattet ist. Die üble Gewohnheit, die gesalzenen Fische, die Netze, die nassen Kleidungsstücke und andere Dinge mehr zum Trocknen oder Lüften vor den Gassenfenstern auszuhängen, kann nur aus skandinavischen Ländern stammen, wenn es nicht schon vor der Gründungszeit der Normandie keltische Weise hier gewesen ist. Unter den Küstenstädten der Normandie giebt es mehrere, deren Bewohner sich vorzugsweise mit Fischfang beschäftigen.

Die Mehrzahl der normannischen Städte aus alter und uralter Zeit sehen häßlich aus und haben enge, dunkle Straßen oder lieber Gassen mit dem schlechtesten Pflaster und erschrecklichem Schmutz. Weniger gilt dies von dem alten Binnenstädtchen Valognes, welches in der Nähe der Ruinen des antiken Alauna fast im Centrum des Cotentin, liegt und Spitzen, Blonden und Uhren erzeugt. Seine hübsche Kirche stammt

aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Charakter des Landes in diesem nördlichen Theile des Manche-departements bis zu der nach Nordwest gewendeten Halbinsel Hague ist ein eigenthümlicher. Es giebt keine ansehnlichen Wasserläufe, denn es fehlt der Regen zu ihrer Entwicklung, an Hügeln ist dagegen kein Mangel, und diese werde nicht durch weite Thalungen, sondern durch enge Schluchten von einander getrennt. Einige dieser Hügel sind von nackten Felsen gekrönt, andere fallen schroff und steil ab, die meisten aber erscheinen mäßig gerundet mit dazwischen liegenden Wiesengründen. Keine großen Waldungen, aber einige Gehölze. Das Land ist aber doch nicht nackt: die Felder sind von lebenden Hecken und manchmal von großen Bäumen umsäumt, und mitunter schneiden sich die Straßen in den Boden zu tiefen Hohlwegen ein, in welche kaum die Sonne zu dringen vermag. Auf den Höhen dehnen sich auch Haiden aus, bedeckt mit zwerghaften Stechginster und



Kirche von Valognes.

karminrothen Blüthen; an der Küste peitscht das schäumende Meer die kahlen Felsen oder ergießt sich über sandige Dünenstrecken. Die Traditionen, die Erzählungen, die Volkspoesie jener Gegend tragen den nämlichen Typus. Alles ist pittoresk, zart, aber in bescheidenem Stile gehalten. Ein Volksdichter besingt den Flug der Lerche, die sich über die Kornfelder aufschwingt. Ein Epigramm, das allgemein cirkulirt, gehört zu den harmlosesten, die man sich denken kann:

Solet, solet, dors-tu?
— Si je n' dormais pae, que m' voudrais-tu?
— Qu' tu m' prêtisses t'n âne pour allae au p'tun.
— J'dors, j'dors.

Solet ist das Wort Soleil, Sonne, was in jener Gegend als Männername gebraucht wird; p'tun oder pétun aber heißt Tabak. Ein besonderer Tanz ist im Lande nicht vorhanden, sondern blos Reigentänze mit Gesangbegleitung, die nicht sehr lange dauern; man tanzt nur während der schönen Sommernächte. Diese „Rondes"

beginnen mit der Johannisfeier — à la Saint-Jean — denn die französischen Bauern betrachten Johannes den Täufer als ihren besonderen Schutzpatron und verehren ihn demgemäß höher alle übrigen Heiligen; sein Fest ist in ihren Augen die wichtigste Feierlichkeit im ganzen Jahre. Die bei demselben stattfindenden Gebräuche tragen aber zur Hälfte einen heidnischen Charakter. In der Niedernormandie beginnt der Reigen unveränderlich mit einer „Ronde"; man singt zuerst allegretto, aber mit dem zunehmenden Tanzeifer beschleunigt sich auch das Tempo des Gesanges. Eine Ronde tritt an die Stelle der andern, und diese Ronden geben gewöhnlich den Anlaß zu Küssen:

Embrassez cell' qui vous plaira,
Nous en ferons de même.

Viele dieser Gesänge haben selbst den Zweck, die Schüchternen zu ermuthigen. Weniger heidnisch sind die Gebräuche zu Ostern und am Palmsonntage, an welch letzterem Tage Schaaren von Andächtigen im schmuckesten Festanzuge mit Lorber-, Palm- und Buchsbaumzweigen zur Kirche wallen, um dieselben dort weihen zu lassen. Auf dem Friedhofe neben dem uralten, ehrwürdigen Eibenbaum versammeln sich die Frommen. Unter hellem Glockengeläute zieht die Prozession zwischen den moosigen Steinen und den Rasenhügeln, unter welchen die Vorfahren schlummern, rings um den grünen Friedhofsraum. Zwei junge Neophyten, kleine Glöckchen in der Hand, schreiten derselben voraus; ihnen folgen die Kirchenfahne und das Kreuz, beide mit grünen Guirlanden geschmückt, die Diakonen mit ihren weißen Meßgewändern, die Sänger in glänzenden Chormänteln, die Chorknaben und endlich der Pfarrer nebst der andächtigen Menge, welche grüne Zweige trägt. Fromme Lieder, nach einer einfachen Melodie gesungen, steigen mit den wallenden Weihrauchwolken zum Himmel empor. Dann schweigt der Gesang; die frommen Schaaren beugen die Knie und senken demüthig die Stirn, der Diener des Herrn segnet die Menge und ihre Palmzweige. Dann zerstreuen sich die dichten Haufen rings über den Kirchhof; jede Familie sucht in wehmüthigem Schweigen die Gräber ihrer Angehörigen auf und kniet betend neben denselben nieder, welche sie mit einem laubigen Teppich von geweihten Zweigen bedecken. Ist diese Pflicht erfüllt, so ordnet der Zug sich wieder und wallt in die Kirche, wo ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Nach der Messe nimmt jeder einen geweihten Buchsbaumzweig mit nach Hause, den man einem alten Brauche gemäß neben dem Weihkessel am Kopfende des Bettes befestigt.

Das Osterfest dauert in der Normandie drei Tage und darnach unternehmen die Küster eine Rundreise nach allen Dörfern und Weilern des Kirchspiels, um eine jährliche Abgabe einzusammeln, welche unter dem Namen „Paquerets" bekannt ist und seit undenklichen Zeiten von jeder Familie entrichtet wird. Diese Abgabe besteht in Eiern, von denen die Sammler je nach dem Vermögen oder der Freigebigkeit der Tributpflichtigen eine größere oder geringere Anzahl empfangen. Die ganze, oft ziemlich ansehnliche Ausbeute wird zum Hühnerhändler des Dorfs getragen und in klingende Münze verwandelt. Die Achtung der wackeren Landleute vor den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren ist so groß, daß sie trotz ihrer sonstigen Sparsamkeit nicht daran denken, sich von dieser freiwilligen Abgabe zu befreien. Vielmehr wird der Küster in jedem Hause mit einer ungeheuchelten und bäurischen Herzlichkeit aufgenommen. Haben die Bewohner des Hauses sich ihrer Schuld entledigt, so machen sie dem Küster das Anerbieten, eine Erfrischung einzunehmen, worauf dieser bereitwillig eingeht. Im Nu ist der Tisch mit einem schneeweißen leinenen Tuche bedeckt und mit einem Gedecke versehen. Der Hausvater nimmt von dem Schenktisch einen spiegelblanken zinnernen Topf, giebt ihn seinem Sohne und befiehlt ihm, denselben aus dem besten Fasse im Keller zu füllen; das Reisbündel, welches in den Kamin geworfen worden ist, prasselt und flackert aufs Lustigste, in der irdenen Pfanne zischt die Butter, und bald steht das normännische Nationalgericht, der schmackhafte Buchweizenpfannenkuchen, fertig da. Hausherr und Hausfrau nöthigen den Regeln der bäurischen Höflichkeit gemäß ihren Gast jeden Augenblick zum Essen und Trinken. Nach dem Cider kommt der Branntwein an die Reihe; das Dessert erscheint in Gestalt eines halben Dutzend rothbackiger Aepfel und einiger Handvoll Nüsse. Erst in der Abenddämmerung zieht der Küster ab.

Von der Nordhälfte Frankreichs ist, das alte Francien ausgenommen, die Nordostseite, Bretagne und Normandie, die katholischeste. Es ist wohl kein anderes Land vorhanden, wo es so unzählig viele, nach

Heiligen und Geistlichen benannte Orte — meist Dörfer — giebt, wie eben dort; jeder zweite Ort führt den Vornamen „Sanct“. Hier ist noch heutigen Tages der wahre Sitzen des französisch Katholicismus. Die Normandie hat fünf bischöfliche Städte, nämlich Rouen, Bayeux, Lisieux, Avranches und Coutances, und die Kirchthürme des Landes sind reich an Zahl. Die Geistlichkeit hat von jeher eine große Macht in der Normandie gehabt, und das Volk der Normannen hat nie die angeborne französische Freiheitsliebe getheilt. Der normannische Bauer und überhaupt der Normanne ist ziemlich verschmitzt und gar nicht offen. Des Normannen Charakter erkennt man oder mindestens spürt man an ihren ausweichenden Antworten, und das noch heutigen Tages. Schon zur Gründungszeit der Normandie offenbart sich derselbe in gleicher Weise. „Was wollet ihr denn thun?“ frugen die fränkischen Gesandten den eben zu Pont de l'Arche an der Seine angekommenen Gründer der Normandie und seine Gefährten. Und die Antwort war: „Was wir thun wollen, sagen wir euch nicht.“ Und diese Antwort steht am Volk und seiner Geschichte abgeprägt. Es hat weniger gesagt als gethan, mehr gewollt als gesagt. Der Normanne ist prozeßsüchtig, er besteht eigensinnig auf seinem Rechte, ist abergläubisch und altgläubig, weniger geschwätzig als die anderen Franzosen im Norden und Süden, arbeitsam und sparsam, nicht sehr reinlich, wenig poetisch, wenig musikalisch, hat Verstand aber wenig Genie, nicht viel Schönheitssinn, zieht das Nützliche dem Angenehmen vor und zeigt wenig Hang zu Begeisterung. Er ist im Durchschnitt nicht hoch gewachsen, doch stark und untersetzt, hat sehr oft ein markirtes und regelmäßig gebildetes Gesicht, meistens braunes, aber auch häufig blondes Haar, manchmal rothes, einen scharfen durchdringenden Blick, häufiger dunkle als blaue Augen, bald eine helle und kerngesunde, bald eine gelbliche und keltische Farbe, zuweilen hohe, zuweilen auch gehobene, öfter nur wenig hervortretende Backenknochen. Die Schönheit des Geschlechtes ist vor Allem in der westlichen, in der Unternormandie zu treffen, doch giebt es auch zwischen Caen und Rouen in der Obernormandie unter dem weiblichen Geschlechte viele Schönen. Die Normanninnen tragen aufgekämmtes Haar, eine Erinnerung an ihren skandinavischen Ursprung; jetzt haben freilich schon viele angefangen, Furienhaar zu tragen. Das fränkische Kopftuch findet sich nirgends in der Normandie. Dagegen trägt das weibliche Geschlecht allerwärts auf dem Lande weiße Mützen oder Hauben von verschiedener Art und Form, die fast einen Meter hoch auf dem Kopfe stehen. Viele Frauen der geringeren Classe aber tragen weiße Mützen, die sie selbst stricken, und welche sich von den weißen Schlafmützen der Männer nicht im mindesten unterscheiden. Sie sitzen ganz so wie diese bei uns zu Lande und die Oberfläche mit der Quaste hängt eben so nach der Seite oder nach hinten herunter. An den Füßen trägt Jung und Alt Holzschuhe, das sind wirkliche Schuhe ganz von Holz, von welchen auch die Fersen mit Holz bekleidet werden.

Das bischöfliche Städtchen Bayeux in der Landschaft Bessin des Departement des Calvados ist ein uralter Ort und war einst eine bedeutende Stadt, welche bald nach seiner Ankunft auf der Seine von dem Gründer der Normandie, der sich hier mit Berengars Tochter, der Mutter des Herzogs Wilhelm vermählte, mit Sturm genommen ward. Heute ist die größte Merkwürdigkeit von Bayeux die in der Bibliothek aufbewahrte berühmte Tapisserie de Bayeux, welche in 58 Scenen die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt und der Sage nach von der Königin Mathilde selbst gestickt ist, daher sie auch Tapisserie de la reine Mathilde genannt wird; jedenfalls dürfte sie noch im elften Jahrhundert angefertigt sein; sie ist 70 m lang und 50 cm breit, und unter jeder Scene steht eine erklärende lateinische Inschrift. Das heutige Bayeux zählt blos etwa 9000 Einwohner und ist eine eng und schlecht gebaute Stadt, von stundenweiten Strecken des fruchtbarsten Acker- und Wiesenlandes umgeben, daher sie denn auch vorzugsweise von Landbau und Meierei lebt. Eine unglaubliche Menge Butter geht alljährlich auch von hier, wie von Isigny, nach der französischen Metropole. Das Calvadosdepartement nimmt den Hintergrund der Baie de la Seine ein und reicht von der Viremündung im Westen bis zum Mündungsbusen der Seine im Osten. Im Süden, wo es an das Departement der Orne angrenzt, erstreckt es sich bis zu den Quellen der Vire und der Dives und wird von mehreren, im Allgemeinen südnördlich fließenden Gewässern durchzogen. Da finden wir die Drôme und die Aure, welche

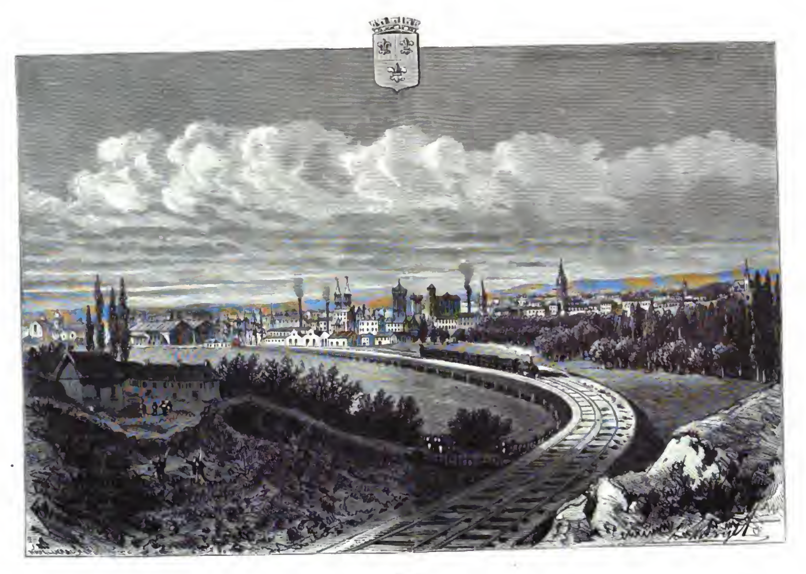
jedoch das Meer nicht zu erreichen vermögen, sondern bei Bayeux sich in Sümpfe ergießen; die Seulles, die Orne mit ihrem Nebenflusse, dem Odon, die Dives und im Osten die Touques, an deren Mündung die zwei berühmten Seebäder Deauville und Trouville gelegen sind. Das Ost- und Westende der 96 km langen Küste, die elf Häfen besitzt, hat steile 50—230 m hohe Felsküsten (Falaises) mit losen Felsvorlagen, der größte Theil aber ist flacher Sandstrand mit Dünen, denen eine 42 km lange Klippenreihe, die „Rochers de Calvados" — woher auch das Departement seinen Namen hat — vorgelagert ist, den Zugang zur Seulles sperrend. Sie werden bei hohen Fluthen zuweilen ganz vom Meere bedeckt und sind daher der Schifffahrt gefährlich. Einzelne Höhenzüge, bis 155 m hoch, durchstreichen das Land. Zwischen Vire und Orne liegt die hübsche Landschaft Bocage, deren kleine, blasse Bewohner durch ihren lebhaften Blick auffallen; sie sind sehr arbeits-



Falaise.

liebend und voll Anhänglichkeit für ihre Heimath; die Frauen sind mager, kräftig und fruchtbar, auch an schwere Arbeit gewöhnt. Hier hat die Tracht seit Jahrhunderten sich nicht geändert und die Civilisation wenig Fortschritte gemacht. Auch das Vieh, selbst die wilden Thiere sind hier auffallend kleiner als in der Ebene; die großen Hühner der Landschaft Auge legen, nach dem Bocage gebracht, weniger Eier und degeneriren endlich.

An den Bocage grenzt die Ebene, worin das Chef-lieu des Departements, die Stadt Caen (sprich Cang) am Zusammenfluß der Orne mit dem Odon in 12 km Entfernung vom Meere liegt. Die Bewohner der Ebene von Caen sind groß, schön, kräftig und haben ihre Tracht mehrfach geändert; die Frauen tragen sehr hohe, mit Spitzen überladene Mützen. Caen selbst ist in einer gewissen Weite, wie unsere Ansicht zeigt, eine schöne Stadt und hat ein liebliches, reizendes Aussehen, so lange man ihren Schmutz nicht sehen kann. Sie ist eine der größeren Städte der Normandie, mit 42,000 Einwohner, aber kaum halb so groß wie Rouen, und es kann sich als Universitätsstadt oder besser gesagt, weil sie eine solche ist, nicht des besten Geistes rühmen. Caen und sein katholisches Wesen ist uralt, doch gelangte es zu einiger Bedeutung erst durch



Caen.

Wilhelm den Eroberer, welcher in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts das Schloß baute und die beiden Abteien der Trinité und von St. Etienne gründete. Erstere, in rein romanischem Stile, ward eigentlich von Mathilde, der Gemahlin Wilhelms, gestiftet, daher man sie auch Abbaye aux Dames heißt, während St. Etienne den Namen Abbaye aux Hommes führt. Es ist ein großes Gebäude. Die Kirche dieser Abtei hat inwendig großentheils einfache runde Bogen, d. h. die beiden Säulenreihen in der Mitte. Der Thurm ist auf normannische Art gebaut und hat die sogenannten säxischen Bogen, und diese sind theils einfach, theils verziert. Architektonisch gehört Caen zu den interessantesten Städten Nordfrankreichs. Die St. Sauveurkirche ist zwar finster, aber die gothische St. Peterskirche hat einen Chor mit hübschem Zierrat und wohlgeformten Bogen, ist aber nicht frei von späteren Zuthaten. Namentlich die Apsis, welche durch ihren Reichthum an Skulpturen überrascht, gehört schon der Renaissance an. Besonders schön ist der 70 m hohe Thurm mit prächtiger Spitze. Aus seinen vielen Thürmen und Kirchen ist zu schließen, wie bedeutend Caen einst gewesen. Seine Straßen oder eigentlich Gassen zeugen von seinem Alter und an ihrem Schmutz erinnert man sich, daß man in Frankreich ist, welches im Ganzen keine Reinlichkeit kennt. In Caen ist Alles eng, klein, finster und mittelalterlich, alt und grau, verfallen, stinkend, schmutzig. Die Gassen sind an den Seiten so kothig wie in der Mitte, ohne Trottoir und von einem und demselben Pflaster. Auf den Namen von Straßen darf die Stadt wohl keinen Anspruch erheben und erst in neuester Zeit ist eine gewisse Besserung der Verhältnisse eingetreten. Hübsche Promenaden umgeben die Stadt, welche ein beliebter Sommeraufenthalt für Engländer geworden ist.

Im Süden des Calvados-Departements liegen zwei Plätze, welche einen kurzen Besuch verdienen. Zunächst das auf Klippen malerisch gelegene Städtchen Falaise, berühmt wegen der Ruinen eines Schlosses, in welchem angeblich Wilhelm der Eroberer geboren wurde und welches eines der schönsten Denkmale mittelalterlichen Burgenbaues ist. Der andere Ort ist das westlich davon gelegene Vire mit seinen schönen Menschen, wo die reizendsten Normanninnen zu Hause sind. Den ganzen Weg von Caen, der Hauptstadt der Unter-Normandie, bis Vire ist die Gegend wunderschön, und wie lieblich sind die Ebenen alle, wenn überall der Apfelbaum blühet, und wie geschäftig die Menschenhände, wenn Apfelernte ist. Die Normandie ist das Ciderland und die Aepfelernte ist die Weinernte der Normandie. Westwärts erstrecken sich die Weinäcker bis in die Gegend von Blois an der Loire. Von Vire geht die Landstraße über St. Sever nach Ville Dieu welches außerordentlich reizend unter Höhen liegt, und dieser Weg durch den ganzen südlichen Theil vom Cotentin an der Vire ist einer der schönsten in der Normandie. Hier sind unstreitig die schönsten Wiesengründe Frankreichs. Aber auch der Ackerbau ist recht wohl betrieben und der Boden gut. Wie bei den Skandinaven und Ostpommern ist auch in der Normandie der Ackerbau vorzugsweise das Geschäft der Männer, und gewisse Verrichtungen werden sogar als Ehrensache betrachtet. Wenn der Herbst den Fluren das schöne Sommergewand geraubt hat, eine Stimme nach der andern in Wald und Feld verstummt, das verwelkte rothe Laub leise zitternd im Walde flüstert und nur dann und wann das Lied eines Hirten oder das Geläute der Heerdeglocken aus der Ferne herüberschallt, da wird der Wanderer herzlich erfreut, wenn er, aus einem schweigenden Gehölz tretend, plötzlich einen Kreis von kräftigen, rüstigen Landleuten erblickt, welche, von den Strahlen der milden Herbstsonne beglänzt, ein lustiges Buchweizendreschen anstellen. Dies ist nämlich kein alltägliches Geschäft, und deshalb verwendet man zu demselben auch keine Tagelöhner. Man ladet vielmehr eine möglichst große Zahl von Freunden und Verwandten dazu ein und belohnt sie nach vollbrachter Arbeit mit einem stattlichen Schmaus. Ehe man zum Ausdreschen der letzten Garben schreitet, stellt man die Hausfrau auf die Mitte der Tenne und dann gehen die Drescher rings um sie herum, indem sie den Boden mit ihren Flegeln taktmäßig schlagen, und bestellen sich bei jener, was sie beim Schmause zu haben wünschen: der eine starken Cider, der andere Hammelfleisch, der dritte ein gebratenes Hühnchen, der vierte Gänsebraten, Alle aber verlangen gewiß einen Pfannenkuchen aus Buchweizenmehl. Ist die Arbeit gethan, so beginnt die Mahlzeit, der Rest des Tages verfließt unter Gesang und Tanz in der Scheune. Der Buchweizen bildet den Hauptnahrungsstoff der Landleute in der Unter-Normandie. Des Morgens ißt man denselben als Brei zubereitet, des Mittags backt man Pfannenkuchen daraus. Das übrige Getreide bewahrt man auf, um es zu

verkaufen und das Pachtgeld, die Steuern und die zum Haushalte erforderlichen Gegenstände damit bezahlen zu können. In dem größten Theile des Arrondissements von Domfront im Departement der Orne, dessen westliche Hälfte noch zur Unter-Normandie gehört, backt man große Buchweizenbrode, welche 5 kg wiegen und das nur noch wenig übliche Weißbrod auf dem Lande ersetzen. An vielen Orten, z. B. in Vire, Condé, Domfront, Tinchebray u. s. w. verkauft man des Morgens und des Abends kleine, frisch aus dem Ofen kommende Buchweizenbrödchen, welche in den Straßen ausgerufen werden. Man schneidet sie in zwei Theile, bestreicht sie mit Butter und ißt sie noch ganz warm. Die Städtebewohner lieben diese Delikatesse sehr und manche genießen jene Buchweizenbrödchen zum Frühstück.

Ungeachtet des reichen Bodens und des ungeheuren Ueberflusses seiner Erzeugnisse trifft man doch



Vire.

selbst in der Normandie bettelnde Menschen genug an den Landstraßen an, auch wandern alljährlich ganze Schaaren von Normannen nach den nächsten großen Städten um Arbeit für den Sommer und kehren gegen den Herbst in die Heimath zurück. Ebenso versehen die Landdörfer der Normandie die französischen Städte mit Ammen, denn einerseits ist das Heirathen unter dem Volke häufig genug ein bloßes Handelsgeschäft, andererseits waren die hübschen Normanninnen schon längst ein gefährdetes Geschlecht. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht versäumen, der in der Unter-Normandie herrschenden seltsamen Hochzeitsgebräuche zu gedenken. Der junge Ehemann führt nämlich am Sonntage nach der kirchlichen Einsegnung seine Gattin einer alten Sitte gemäß zum Hochamt in die Pfarrkirche, wo Beiden ein Platz auf der Ehrenbank aufbewahrt ist. Welchen Rang auch die übrigen, dem Gottesdienst beiwohnenden Personen einnehmen, die Neuvermählte empfängt zuerst das geweihte Brod aus den Händen des Pfarrers. Als Erwiderung dieser Ehre schlingt sie ihm ein Bändchen ins Knopfloch und ziert mit einem zweiten das Körbchen, in welchem sich das geweihte Brod befindet. Sobald das junge Paar die Schwelle der Kirchthür überschreitet, wird es von einigen



Alençon.

Gewehrsalven begrüßt: es sind die jungen Burschen des Kirchspiels, welche die Neuvermählten bewillkommnen und ihnen zu ihrer neuen Haushaltung Glück wünschen. Einer derselben, welcher die gelenkigste Zunge hat, tritt aus der Schaar hervor und überreicht ihnen einen riesigen Blumenstrauß, welcher auf den Feldern des Dorfes gepflückt ist. Er begleitet dieses Geschenk mit einer Beglückwünschungsrede, in der er seine ganze ländliche Beredtsamkeit entfaltet. Nachdem die junge Frau schüchtern einige Worte als Erwiderung hervorgestammelt hat, wird das neuvermählte Paar von der jubelnden Schaar heimgeleitet, welche im Hause des Letzteren eine reich besetzte Tafel findet. An dem Schmause, der nun beginnt, nehmen auch alle jene Freunde und Bekannte theil, welche der Hochzeit nicht beigewohnt haben. Auf die Mahlzeit folgen Gesang und Tanz. Diese zweite Hochzeit wird der „Recro" genannt.



Ruine des Donjon von Domfront.

Ein uralter, wahrscheinlich dänischer Gebrauch ist auch die Miethsitte der normannischen Dienstboten auf dem Marktplatze alle Halbjahr. In der früher erwähnten Landschaft Bocage findet die Miethe der ländlichen Dienstboten, welche unter dem Schutze des hl. Clarus stehen, blos alljährlich statt und zwar an dem Sonntage, welcher dem 18. Juni vorausgeht. Die Herrschaften und Dienstboten versammeln sich gewöhnlich auf dem freien Platze des Dorfes. Diejenigen, welche sich vermiethen wollen, stellen sich in mehreren Reihen auf, die männlichen Dienstboten auf einer, die weiblichen auf der andern Seite. Die Letzteren tragen einen Strauß von Rosen und Lavendel in der Hand oder am Busentuch (Cavrette); die Männer halten eine mit Blumen gezierte Peitsche und die jungen Bursche und Knaben eine gleichfalls mit Blumen geschmückte Gerte in der Hand. Fast alle Lebensalter sind in den Reihen dieser bescheidenen und wahren Arbeiter und Arbeiterinnen vertreten; das zarte Kind und der alte Graubart mit kahlem Kopf; das hübsche, jugendliche Mädchen mit blühendem Gesicht, die bejahrte Magd mit bleichen, eingefallenen, runzeligen Wangen; die arme Wittwe in ihrem Trauermantel und ihr Söhnchen, welches von nun an jeden Tag im Schranke seines Herrn das

Stück Brod finden wird, das er so oft im Hause seiner Mutter vermißte; der lustige Müllerbursche, auf dessen Lippen stets irgend ein heiteres Liedchen schwebt, der alte Schäfer in malerischer Tracht, dessen traurige und verdrießliche Miene die langen, einsamen, in leerer Träumerei verbrachten Stunden verräth, unter denen sein Leben dahinschwindet, und der junge, stattliche Bursche, welcher stolz darauf ist, seinen Hirtenstab gegen die ehrenvolle Peitsche des Kleinknechts zu vertauschen. Daß die Pächter und Pächterinnen die Miethkontrakte nur nach vorgängiger, sorgfältiger Prüfung der Fähigkeiten und Kräfte ihrer künftigen Dienstboten abschließen, und daß die „Peitschen“ und „Sträuße“ einen möglichst hohen Lohn zu erringen suchen, ist leicht zu errathen, obwohl dieser im Allgemeinen nach einem gewissen Tarif bezahlt zu werden pflegt. So bietet man



Argentan.

noch in der Normandie und bieten sich selbst die Menschen feil nach der Weise der Zeiten, als Menschen verhandelt wurden wie Sachen.

Wie oben erwähnt, gehört der ganze Westen des Orne-Departements zur Unter-Normandie. Dieses Gebiet ist etwas höher gelegen, hügelig und bergig. Kreide, Jura und Granit bilden Hügel und enge Thäler, bedeckt mit Weiden und Kulturland. Ackerbau und künstliche Wiesen sind hier noch zurück, aber fast drei Viertel des Bodens haben natürliche Wiesen; Getreide gewinnt man wenig, zieht dagegen viel Pferde und Hornvieh. Die Normandie ist ja berühmt wegen ihres trefflichen Schlages schwerer Pferde. Unter den nennenswerthen Plätzen dieser Gegend erwähnen wir wegen seiner interessanten Ruinen, die wir abbilden, Domfront, in 215 m Höhe auf steilem Felsen liegend, welcher eine 70 m tiefe Schlucht hat, in der die Varennes fließt. Weiter östlich liegt das Städtchen Argentan am Zusammenflusse der Orne mit der Ure auf einer Höhe, welche eine weite, fruchtbare Ebene beherrscht. Das Städtchen zählt nicht ganz 6000 Einwohner und es ist von demselben nichts weiter zu berichten, als daß man früher hier die berühmten Spitzen fabricirte, welche als „Points d'Alençon“ in die Welt gingen. Heute ist diese Kunstindustrie stark in Verfall

gerathen. Alençon selbst, das Chef-lieu des Departements, liegt an der äußersten Südgrenze desselben, 50 km von Argentan und wird von der Sarthe bewässert, deren Quellen in der Nähe sind. Auf einem schönen Platze erhebt sich das Rathhaus, auch sieht man noch zwei Thürme vom alten Schlosse der Herzöge von Alençon; die aus grauem Granit gebauten Häuser geben aber der Stadt einen düstern Charakter. Alençon ist recht gewerbthätig. Die Spitzenklöppelei und Musselinstickerei beschäftigt noch immer etwa 2000 von seinen 16,500 Einwohnern, auch Musselinzwillich sowie geschliffene Quarzkrystalle werden gearbeitet; zudem giebt es Flachsspinnereien, Bleichereien, Eisengießereien und Gerbereien.

Man kann annehmen, daß etwa der Lauf des Flüßchens Touques die Unter-Normandie gegen Osten hin begrenzt. Die Touques entspringt in dem gebirgigen Osttheile des Orne-Departements und in diesem, nur etwas weiter südöstlich, liegt unfern von der Stadt Mortagne und nur 4 km von dem Oertchen Soligny-la-Trappe, die berühmte Abtei La Trappe. La Trappe, d. h. die Fallthüre, wurde das öde Thal, in welchem das Kloster liegt, wegen seines engen, schwer auffindbaren Zuganges von der umwohnenden Bevölkerung genannt, und das im Jahre 1140 daselbst gegründete Cistercienser Kloster erhielt daher den Namen „Zu unserer Lieben Frau von La Trappe“ oder einfach La Trappe. Im Laufe des Jahrhunderts riß jedoch unter den Mönchen daselbst völlige Zuchtlosigkeit ein und das Kloster wurde ein Abscheu aller Frommen, als im siebzehnten Jahrhundert, als die Verwilderung und der Verfall in La Trappe die höchste Stufe erreicht hatte, Armand Jean le Bouthillier de Rancé (geb. 9. Januar 1626, gest. 20. April 1700), der Sprosse einer der angesehensten Familien Frankreichs, diesem Zustande ein Ende machte und der Gründer des strengsten Ordens der katholischen Christenheit, des Trappistenordens wurde. Der Ruf seines Klosters mit seiner, an Strenge und Größe der Entsagung bisher beispiellosen Regel, verbreitete sich über den Erdkreis und seine Schüler zogen hinaus und gründeten vielerorts Pflanzstätten der Entsagung und Buße. Sie besitzen gegenwärtig Niederlassungen in fast allen Ländern der Erde und vor mehreren Jahren wurde sogar im Lande der Kaffern ein Trappistenkloster gegründet. Die Abtei in dem öden Thale des Orne-Departements ist jetzt Dank dem Fleiße der Mönche eine wahre Musterlandwirthschaft; denn es liegt in den Aufgaben des Ordens, unwirthliche, ungesunde Gegenden ur- und bewohnbar zu machen. Die Trappistenmönche wollen für die vielen Sünden und Frevelthaten der Menschenkinder durch ihr entbehrungsvolles und opferreiches Leben eine Art Genugthuung leisten und sodann als stumme Bußprediger die Sterblichen von den Pfaden sündiger Lust und sündhafter Weltliebe zu einem Leben voll der Buße und Entsagung und der Hoffnung auf ewige Seligkeit hinüberführen, indem sie des alten Wortes gedenken: Verba docent, exempla trahunt (Worte lehren, Beispiele ziehen). Wie immer man auch über das Klosterwesen urtheilen möge, jedenfalls ist ein solches Beispiel von Standhaftigkeit, Entsagung und Seelengröße höchst bemerkenswerth in unserer vorzugsweise dem Materiellen fröhnenden Zeit.

Im äußersten Osten des Departements liegt das Städtchen Laigle, berühmt durch seine Steck- und Nähnadeln; aber auch seine St. Martinskirche, von welcher wir eine Abbildung bieten, ist ein sehenswerther Bau. Das Schiff der Kirche stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, ward aber im fünfzehnten und sechzehnten beträchtlich erweitert. Laigle, mit etwas über 5000 Einwohnern und an dem Flüßchen Rille gelegen, ist im Allgemeinen ziemlich gut gebaut und durchaus Industriestadt. In anderer Weise berühmt, aber wenn man will ebenfalls Industrieort, ist das kleine Dorf Camembert, an einem Zuflusse der Vie unfern von Vimoutiers gelegen. Es ist das Vaterland des geschätzten Käses, welcher weit über die Grenzen Frankreichs Verbreitung findet. Die Vie, welche in die Dives mündet, fließt eine Strecke merkwürdig parallel mit der Touques, an welcher sich im östlichen Calvados-Departement die Bischofsstadt Lisieux erhebt, die alte Hauptstadt der Lexovier, jetzt ein lebhafter Fabriksort von etwa 20,000 Einwohnern und Mittelpunkt der Leinwand-, Flanell- und Tuchfabrikation der Gegend. Von Lisieux führt eine Eisenbahn sowohl nach Honfleur als nach Trouville-Deauville. Honfleur (Honnefleu, d. h. Dorf an kleinem Golfe) zählt über 9000 Einwohner und liegt an der Seine-Mündung, fast Le Hâvre gegenüber, auf einem waldigen Plateau, der Côte de Grâce, auf deren Höhe eine Kapelle liegt, von wo man eine prächtige Aussicht genießt. Die Stadt selbst ist unregel-

mäßig und schmutzig, dürfte also an sich wenig Fremde anlocken, besitzt aber einen Hafen mit großem Export von Eiern, Geflügel, Gemüse und Obst nach England. Um so mehr strömen Fremde wie Franzosen, namentlich Pariser, nach dem nahen Seebade Trouville.

Die normannischen Küsten am Canal haben ebenso ihre Badeplätze wie die Nordseeküsten zu Ostende, Blankenberghe, Scheveningen, Norderney, Cuxhaven, Helgoland und Föhr. Schade nur, daß die Badezeit nicht mit der Austernzeit zusammenfällt, denn die Normandie hat ihre reichsten Austernbänke unweit Granville, am



Die Martinskirche in Laigle.

äußersten Westrande des Landes. Im Uebrigen empfiehlt sich Trouville ganz hübsch mit seiner sandigen Küste; es ist von Natur aus eines der gesündesten Seebäder Frankreichs. Daß es zugleich auch das unterhaltendste ist, dient ihm als noch viel mächtigerer Magnet. Kein anderes ist so viel, so elegant und so bunt besucht, kein anderes ist so theuer und daher so angesehen. Die Stadt ist schlecht angelegt und noch schlechter gehalten, die schmalen und gekrümmten Straßen wetteifern an Reinlichkeitsmangel mit jenen von Constantinopel; die Stadtbehörde würde es offenbar für Frevel halten, durch irgend welche Reinigung in die von der Vorsehung vorgeschriebenen Naturgesetze einzugreifen. Dagegen sind in diesen selbigen Straßen so prachtvolle Läden wie auf den Boulevards zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß Alles darin um den vierten Theil theurer ist. Ja, Trouville hat es sogar schon so weit gebracht, daß ihm zu Ehren Moden erfunden und benannt werden,

und Frauen und Männer setzen einen Ehrgeiz darein, daselbst als „Sterne ersten Ranges“ zu erglänzen. Auch kann sich der Badeort eines Casino rühmen, in dem man behaglich plaudern, lesen, tanzen, Karten spielen, wetten, Bekannt- und Liebschaften anknüpfen kann und das gelegentlich auch als improvisirter Kindergarten fungirt.

Die Charakterzüge Trouville's sind: eben dieses Casino und während dieser Badezeit die „plage“; beide gewähren dem Beobachter und Humoristen recht ergiebigen Unterhaltungsstoff. Da finden sich alle Schattirungen auf der menschlichen Musterkarte vertreten, von den steifleinenen Philistern bis zu der üppig wuchernden „Bohème“, von jenem einfach vornehmen Gepräge der Vornehmheit zur lärmenden, bunten Vulgarität. Man behauptet, daß der Mehrheit nach diese socialen Elemente je nach dem Datum wechseln. Von der



Honfleur.

formellen Eröffnung der Saison ab am 15. Juli bis zu der Augustwoche, in der die Rennen zu Deauville stattfinden, finden sich die „Elégantes“ mit ihren schönsten Toiletten und feinsten Manieren ein. In der Woche der Rennen kommt eine ganze Schaar von „Elégantes“ aller Sorten zusammen, die auf Unterhaltung ausgehen, von „Lionnes“ und „Cocottes“ geringerer Sorte, die mit den Sporthelden auf dem besten Fuße stehen, — von Chevaliers d'industrie, wie die Franzosen Schwindler anmuthig benannt haben, und jene goldene Jugend, die, reicher an Geld als Verstand, beeifert ist, zu zeigen, daß sie des ersteren eben so gut ledig zu werden vermöge, als sie des letzteren ledig geworden ist. Nach dem Rennen treffen die Familien mit den kleinen Kindern und den Schuljungen ein und im September rücken die „Magistrature“ und die Advokaten an. Wer die ganze Saison an Ort und Stelle durchmacht, wird sicherlich den Unterschied zwischen diesen verschiedenartigen socialen Schichten gewahr werden, obwohl sich stets von jeglichem Elemente ein genügender Procentsatz vorfindet, um jede Badeepoche mit der vorhergehenden und nachfolgenden in Abstufung zu verbinden.

Spielen sich im Casino die pomphaftesten Momente des Badelebens ab, so kann man am Strande dagegen die ergötzlichsten beobachten. Die kleinen Badehäuschen werden nur selten von ihrem Standplatze wegbemüht. Da die Franzosen und Französinnen sich nichts daraus machen, selbst an einer sandigen Küste bei niederer Fluth zu baden, und da sie eben so vorurtheilsfrei sich auch daraus nichts machen, angesichts einer starrenden Menge eine ganz hübsche Strecke in triefenden, fest anschmiegenden Schwimm- und Badekleidern herumzulaufen, bieten sich da häufig die seltsamsten Bilder. Hier eine Ueberfülle, dort eine Geradheit der Linien, die durch ein Costüm bloßgelegt, das kaum das Knie beschattet und nur in einer sehr bescheidenen Falbel von der Taille niederwallt. Daneben Familienväter, die, während sich die Sonne in ihrer Glatze spiegelt, mit offenbarem Stolze im Tricot ihr Embonpoint zur Schau tragen. Frauen in vollster Blüthe oder solche, die es noch zu sein vermeinen, schwimmen, wenn sie in dieser Kunst bewandert sind — vorsichtig den Beobachtungsposten am Strande nahe — sicherlich gegen Villerville zu: die meisten in Hüten und Schwimmhauben, denn die Französinnen scheuen das Seewasser als dem Haarwuchse verderblich. An ausnehmend heißen Tagen kann man sich auch an ganz besonders wunderlichen Gruppen ergötzen; da stehen nämlich Männer und Frauen geduldig bis an die Taille im Wasser, ohne jeglichen Versuch, sich auch weiter noch den Fluthen anzuvertrauen, und halten mit vielem Ernste große rothe und gelbe Sonnenschirme über ihre Köpfe. Andere sind noch genügsamer, legen sich nur in den Küstensand und schreien auf, wenn eine heranrollende Welle sie benetzt. Dafür giebt es auch solche, die anmuthig und kühn die Fluthen durchschneiden, in die sie sich vom Rande eines Bootes aus mit schönem Schwunge versenken. Allein das sind nur selten Französinnen, zumeist Engländerinnen und Deutsche. Immer aber bietet die „plage“ ein buntes und unterhaltendes Bild.

Nirgends wohl wird die Tugend der Geduld so gründlich geübt als in den Casinoconcerten. Kaum ein halb Dutzend thörichter Enthusiasten denkt da nur daran, der Musik zuzuhören, und Beethoven und Haydn werden vor einem Publikum gespielt, das ganz laut lacht und plaudert, fortwährend mit seinen Stühlen herumrückt und mit klappernden Absätzen und rauschenden Gewändern auf- und abgeht. Die Musik wird eben nur als eine Art Schutz und Schirm betrachtet, unter dem man unbemerkt boshafte Bemerkungen tauschen oder Liebesgetändel treiben kann. Gar Niemand fällt es bei, um der schönsten Composition willen sich Stillschweigen aufzuerlegen oder auch nur sein Geplauder zum Flüstertone zu dämpfen, und hat sich irgend ein Sonderling in der Menge eingefunden, dem es wirklich darum zu thun ist, das Concert zu hören, so werden seine entrüsteten Blicke und protestirenden „chuts“ mit der tiefsten Geringschätzung ignorirt. Derlei Verwarnungen gelten nicht allein als Anzeichen unberechtigter Uebellaunigkeit, sondern sogar geradezu als offenbare Unart, als Unart gegen elegante Damen, die doch am besten wissen, was sich ziemt.

Die Zuseher beim Balle, der des Abends dem Concerte folgt, sind merkwürdiger Weise lange nicht so plauderhaft. Allerdings ist auch die Beobachtung der Tanzenden ungleich interessanter und wichtiger als die sublimste Tondichtung. Da muß man acht geben, ob jener stattliche Herr heute wieder so oft mit dem kleinen Mädchen in Rosa tanzen werde wie neulich und ob denn die Dame im schwarzen koketten Kleide ein Monopol auf Mr. So und so gelegt habe? Dann muß man sorgsam beobachten, wie die Amerikaner den Boston tanzen und ob jene schöne, aber steife Engländerin mit dem Walzer zu Stande kommt. Es darf einem das Entstehen neuer Liebeständeleien nicht entgehen und man muß die Entwicklung schon angebahnter im Auge behalten; all dies nimmt die Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch, als daß die zu einem Gespräche erforderliche Geistesfreiheit erübrigte. Darum bleiben eben die Concerte die beliebtesten Plauderstündchen zu Trouville, die noch einen besonderen Reiz dadurch erlangen, daß den Kindern die vollste Freiheit gelassen wird, nach eigenem Willen in den Sälen herumzutollen.

Wieso französische Kinder zu erwachsenen und mindestens halbwegs gesunden Menschen gedeihen, ist eines jener Räthsel, für die man keine Erklärung findet! Kleine Geschöpfe von fünf und sechs Jahren treiben sich da bis elf Uhr Nachts im Casino herum, nur sehr oberflächlich beaufsichtigt. Noch kleinere menschliche Wesen nehmen an dem Kinderballe theil, der um acht Uhr beginnt und nicht vor halb zehn Uhr schließt. Statt Milch trinken sie sauren Rothwein und ihr Mittagsmahl nehmen diese Knirpse um sieben Uhr Abends ein.

All dem nach kann es nicht Wunder nehmen, diese kleinen Geschöpfe selbst in der stärksten Seeluft an der Küste bleich, hohlwangig und spindelbeinig zu finden. Sonst die Bannerträger von allem Neuen, sind die Franzosen, was die Gesundheitspflege anbelangt, von der altväterischesten Naivetät. Ihr Glaube an die „Tisane“, einen schwachen Aufguß gewisser Blüthen oder Kräuter ohne Milch und Zucker, als Heilmittel für alle Kinderkrankheiten, steht jenem an das Wasser von Lourdes nicht um Vieles nach. Auch sind sie den kräftigenden kalten Waschungen gründlich abhold. So sind denn die französischen Kinder, die an der Lebensweise ihrer Eltern vollkommen theilnehmen, statt pralle, rosige Geschöpfchen, noch nicht entwickelte und doch schon halbwelke Miniaturmenschen. Als solche auch bewegen, verbeugen, fächeln sie sich, kokettiren sie unter einander, ja eifersüchteln und intriguiren sie, und wären diese Beobachtungen im Casino zu Trouville nicht so trübselig, sie wären hoch ergötzlich.

Küstenbesucher, die nicht Humor genug besitzen, um im Casino und auf der „plage“ Unterhaltung zu finden, sind in Trouville nicht am besten daran, da seine Nachbarschaft nicht viel Interessantes bietet. Die Gegend ist ganz hübsch, doch nicht eigenthümlich genug, um reizend zu sein. Vor dem Schnitte verleiht ihr die Ueppigkeit der Feldblumen ein farbenprächtiges Aussehen. Das Thal von Touques ist pittoresk, allein das große Schaustück der Gegend, das Schloß von Bonneville oder Wilhelm des Eroberers, ist nun eine so armselige Ruine, daß sie nicht viel Anziehungskraft bietet. Ein modernes Haus, in dem die Pächter leben, schließt sich daran und ein moderner Garten, dessen Früchte für die Besucher feil sind, umgiebt es. Nur der „Eid-Thurm“, in dem William den Harold zu dem Schwure zwang, ihm bei der Eroberung Englands behilflich zu sein, ist von Interesse. Auch ist die Aussicht von den Ueberresten der Schloßmauer eine lohnende. Gegen Pont l'Evêque zu findet sich eine hübsche Waldstrecke und auf dem Wege nach Honfleur passirt man ein paar hübsche Dörfer und etliche pittoreske Punkte, nirgends aber in der ganzen Umgegend tritt uns irgend ein ungewöhnlicher Zug entgegen. Ebenso banal ist die Tracht der Bauern, wenn man da eigentlich noch richtiger Weise von Tracht sprechen kann, denn die Charakterzüge des ursprünglichen Nationalcostüms haben sich hier in der Ober-Normandie schon arg verwischt. Und selbst wo sie erhalten sind, weisen sie kein sonderlich malerisches Element auf. Die kurzen, weiten Röcke, aus halbwollenem Stoffe, die formlosen Jacken sind um nichts pittoresker wie die altfränkischen weißen Baumwoll-Nachtmützen mit der Quaste an der obersten Spitze, die den Lieblingskopfputz alter Weiber bilden. Die jüngeren tragen jene Hauben, die wir bei den gewöhnlichen „Bonnes“ in ganz Frankreich finden. Die „malerische Normandie“ erweist sich in dem Küstenorte, den man füglich das Sommer-Paris nennen könnte, wahrlich nicht übermäßig als solches.

Das zumeist pittoreske Element im Leben zu Trouville steuert vielleicht die Kirche bei, durch eine stets wechselnde Menge prunkhafter Ceremonien, unter denen die Processionen eine hervorragende Rolle spielen. Da wird uns auch die Ueberraschung, im hellen Morgensonnenscheine die kleinen und größeren Mädchen, die wir gestern im Casino tanzen und kokettiren sahen, hinter dem Marienbilde andachtsvoll einhergehen zu sehen. Am schönsten und lokaleigenthümlichsten nehmen sich eigentlich die Fischer aus. Es ist für diese eigens ein „Calvaire“, Kreuzweg, auf dem Wege von Corniche errichtet worden. Die Mannigfaltigkeit und Häufigkeit der Gottesdienste ist namentlich für die Besucher von jenseits des Canals eine Quelle unversiegbarer Verwunderung. Wenn wir die Frage bei Seite lassen, ob nicht vielleicht die große Familiarität mit den heiligsten Dingen das Andachtsgefühl auch abstumpfe, so müssen wir uns mit den zahlreichen religiösen Uebungen in und um Trouville schon von dem Standpunkte aus sehr einverstanden erklären, daß die Bauern, so lange sie in der Kirche, doch nicht im „Cabaret“ sind und sich nicht an ihrem geliebten „Calvados“, einem fürchterlichen Gemische aus schlechtem Moste und noch schlechterem Branntweine, betrinken, wie es in diesem Landstriche ihr Brauch ist. Im Allgemeinen sind die französischen Bauern sehr mäßig; in der Normandie aber genießt man nur selten das Glück, nach Eintritt des Zwielichtes noch einem nüchternen Landbewohner zu begegnen. Der Distrikt ist ziemlich wohlhabend und der Grundbesitz, zumeist parcellirt, in den Händen der Bauern selbst. Die ungeheuren Preise, die während des Sommers in Trouville für alle Lebensmittel erzielt werden, ergeben auch einen hübschen Sparpfennig für den Winter, wenn das Treiben in der Umgegend wieder in seine ursprüngliche Lethargie verfallen ist, aus der es alljährlich zu einem viermonatlichen Delirium übergeht.

An die beiden Departements der Orne und des Calvados grenzt im Osten jenes der Eure, welches zum Theile von der Seine, dann aber von mehreren ihrer Nebenflüsse, wie die Rille mit der Charentonne, der Eure mit dem Iton, der Andelle bewässert wird. Es ist wohl eines der reichsten Departements Frankreichs. Landschaftlich bietet es, wie die Ober-Normandie (Haute Normandie) im Allgemeinen, wenig Bemerkenswerthes; es ist aber ein Land, an dem sich jeder, dem das Wohlbefinden des Volks in erster Linie steht, voll erfreuen kann. Weniger epheuumsponnene Ruinen, als man erwartet, dafür tausend hohe Schlotte unaufhörlich arbeitender Fabriksstädte; da haben wir das an Spinnereien, Bleichen, Oelmühlen, Gerbereien, Sägemühlen, Papierfabriken und Gießereien reiche Bernay an der Charentonne mit seinen beiden berühmten Messen, eine sehr wichtige für die Wolle, die andere, foire fleurie genannt, für den Pferdehandel, welcher dann an 40.000



Bernay.

Menschen herbeizieht. Evreux, das Chef-lieu des Departements, eine stille Stadt keltischen Ursprungs, das alte Mediolanum Eburovicum, mit seiner prächtigen Kathedrale und deren Uhrthurm, in fruchtbarem Thale an einen schönen Wald gelehnt, hat Getreidemühlen, Metallwerkstätten, Papier- und Quincailleriefabriken, Lohmühlen, Gerbereien, Bleichen, große Zwillichfabriken, Färbereien und dergleichen. Das Nämliche wiederholt sich in den zwei kleinen Städten Les Andelys, am rechten Ufer der Seine; sowohl in Le Grand Andely, dem Geburtsort des berühmten Malers Nicolas Poussin, dem hier eine Bronzestatue errichtet, als auch in Le Petit-Andely giebt es nebst anderen Fabriken Spinnereien für Baumwolle, Wolle, Seide u. s. w. In letzterem Orte kommt indeß auch noch ein anderes Interesse zur Geltung. Es besitzt nämlich eine schöne Kirche St. Sauveur, vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, deren hoher Glockenthurm eine sehenswerthe Treppe enthält, und über das Städtchen ragen die imposanten Trümmer des Schlosses Chateau-Gaillard empor, das Richard Löwenherz zur Beherrschung des Seinelaufes erbaut hat. Noch romantischer ist Gisors, ein altes gewerbreiches Städtchen von 4000 Einwohnern an der äußersten Ostgrenze des Departements, jetzt ein wichtiger

Stationsort der von Paris nach Dieppe führenden Eisenbahnlinie. Unwillkürlich haften die Blicke des Reisenden auf den majestätischen Mauerresten seines alten Schlosses, um welches Engländer und Franzosen dereinst blutige Kämpfe geführt. Dies sind aber wohl auch die schönsten Punkte in der Ober-Normandie. Das von der ruhigen Seine durchströmte Land wellt sonst hügelauf, thalab; keine höheren Berge, keine großen dunklen Wälder, Alles licht, hell, gepflegt, grün, rasig, ohne viele Dörfer, aber besäet ohne Unterlaß mit grünen, viereckigen Wäldchen, die Einen wißbegierig machen, tiefer einzudringen. Man tritt näher, findet einen Erdwall, der oft mit doppelten Reihen von Buchen, Ahorn oder Erlen besetzt ist, und dieser windabhaltende, schattenspendende, hohe grüne Baumwall umgiebt einen großen obstbaumbesetzten Grasgarten, in dem das prachtvollste Vieh weidet, umgiebt die schönen weitläufigen Wirthschaftsgebäude. Gerade hier ist der Ackerbau



Petit-Andely.

ungemein vollkommen, und viel Getreide wird ausgeführt. Diese unzähligen grünen Burgen des Bauers, innerhalb deren die schönsten Kühe und die besten Pferde Frankreichs gedeihen — die Schafe grasen auf den hohen Plateaux am Meeresstrande — sind wie grüne Sträuße über das ganze Land gestreut und unterbrechen die wohlgepflegten Wiesen und Felder. Die Kultur ist zwar etwas monoton, aber sie macht Frankreich reich. Freilich ist die Romantik dabei in die Brüche gegangen. Die heutige Ober-Normandie ist Alles, nur nicht romantisch, bis zu den Punkten, wo hinter den abfallenden Strandfelsen das Meer aufblitzt. Auch die alten Ueberlieferungen, die Sitten und Gewohnheiten der Vorfahren schwinden dahin. Charles Jobey stimmt darüber ein trübes Klagelied an: „Die Kirmesse unserer normannischen Dörfer tragen nicht mehr wie einst den ländlichen Charakter, welcher ihnen so großen Reiz verlieh; man hat sie verdorben, indem man sich bemühte, sie den Kirchweihen der Pariser Umgebung ähnlich zu machen. Die Thalgründe, die Hügel, das platte Land sind jetzt bewohnt von unechten Bauern, welche Gehröcke und Lackstiefeln tragen, von unechten Bäuerinnen mit zerzausten Modefrisuren und Reifröcken. Diese ‚Herren‘ und diese ‚Damen‘ wollen nicht mehr bei hell

lichtem Tage auf dem Grase tanzen zu den Klängen eines auf dem traditionellen Fasse stehenden Fiedlers; sie müssen einen Ballsaal haben, von rauchigen Lampen erhellt, ein Orchester wandernder Spielleute, welche einen Blechlärm vollführen, daß die Hunde heulen und die Rinder der benachbarten Meierhöfe brüllen. Man verschmäht es, sich bei einem Glase des heimischen Cider zu erfrischen, pfui! Das neue Geschlecht braucht Bier in Kannengläsern, Branntwein, Absinth und die anderen Gifte, deren Verbrauch auf dem Lande geradezu erschreckend wird. Das sind die Bedürfnisse, welche die Militärpflichtigen, die Arbeiter sich in den Städten geschaffen und die Geschmacksrichtung, welche sie von ihrer Wanderung mitgebracht haben. Die Greise jammern über diesen Stand der Dinge, aber die Jungen machen sich lustig über die alten Schwätzer und ihre Klagen. Sie sagen, daß mit ihren Erinnerungen, ihrem Bejammern des Vergangenen die Alten heute überflüssiger sind



Gisors.

als je, daß sie blos den Gang der mit der Umwandlung des Bodens und des französischen Volkes beauftragten Arbeiter aufhalten und hemmen. Bei der Art, wie sie vorgehen, steht es zu befürchten, daß bis zum künftigen Jahrhundert das Land so umgestaltet sein werde, daß von Nord nach Süd, von Ost nach West die Menschen alle dasselbe Kleid und die nämlichen Laster haben werden." Da ist es denn nicht uninteressant, zu bemerken, daß sich in dem Vexin normand, d. h. dem östlichsten Theile des Eure-Departements, wenigstens noch Eine Sitte in aller Kraft der Ueberlieferung erhalten hat. Es ist dies die sogenannte Buvette de la veille des Rois, ein kleiner Schmaus am Dreikönigsabend. Weder Weihnachten, noch Neujahr oder Ostern haben für die Bauern auch nur annähernd die Bedeutung der „Buvette". Für Arm und Reich ist sie gewissermaßen die Kommunion der ländlichen Familie am häuslichen Herd, — woran niemals ein Fremder theilnimmt, das Abendmahl, welches Vater und Mutter ihren Kindern und Enkeln darbieten. Die Armen, die Bettler selbst denken und sparen schon drei Monate im Voraus für die Buvette und wer es nur immer möglich machen kann, kehrt selbst aus der Fremde zurück, um an jenem Abende am elterlichen Tische, der das Beste bietet, Platz zu nehmen.



Evreux.

Ein etwas verschiedenes Gepräge trägt das Departement der unteren Seine (Seine inférieure), das Land nördlich vom untern gewundenen Seinelauf, westlich von dem Bresleflusse, durchflossen von der Béthune mit der Aulne, der Saône, Durdent, Ganzeville und kleinen Nebenflüssen der Seine. Längs der ganzen Seeküste, von der Mündung der Bresle bis zu jener der Seine, umzieht eine Reihe von Sanddünen, die sich 50—240 m erheben, das Land und schützt dasselbe gegen die Wuth des Meeres. Das Innere ist eine fruchtbare, gut angebaute Ebene, die nur hie und da von einzelnen 200—260 m hohen Kalkhügeln voller Höhlen durchschnitten wird, die sich nach Osten zu in Ketten reihen und weite liebliche Thäler begrenzen. Fast durchaus in Kultur genommen und in Felder, Wiesen, Weiden und Gärten abgetheilt, bedecken allein dichte Waldungen diese Hügelketten, deren armer Boden dem Ackerbau und der Viehzucht nichts weniger als



Elbeuf.

günstig ist. Der Ertrag des Ackerbaues reicht nicht hin, den Bedarf zu decken, da nicht allein die Bevölkerung zu dicht ist für den Flächenraum, sondern auch die beträchtliche Viehzucht, für welche sich ein großer Theil des Landes mehr eignet, als für den Landbau, einen großen Theil der Oberfläche dem Getreidebau entzieht. Die Pferdezucht machte hier früher einen Haupterwerbszweig der Gutsbesitzer; die normannischen Pferde waren von jeher berühmt und gehörten zu den schönsten und dauerhaftesten in Europa, der echte Schlag scheint aber ganz verschwunden zu sein; die jetzige Zucht besteht aus gemischten Rassen, die besonders zum Zug sich eignen, und nur in der Gegend von Aumale und Neufchâtel — welch letzterer Ort auch die gemeiniglich für Schweizerkäse gehaltenen „Bondons“ erzeugt — werden sehr gesuchte Reitpferde gezogen, die unter dem Namen „Bidets d'allure“ in ganz Frankreich bekannt sind. Die Rindviehzucht ist von außerordentlicher Wichtigkeit und bildet den ansehnlichsten Theil der Landwirthschaft. An den Ufern der Seine sieht man die schönsten Rinderheerden, deren Erzeugnisse an Butter und Käse nicht unbedeutende Handelsartikel liefern. Das Klima, im Allgemeinen naßkalt und veränderlich, erlaubt den Anbau der Rebe nicht mehr; bagegen gedeihen alle Sorten von Obst

auf das vorzüglichste und der Cider, der auch hier in außerordentlicher Menge und Güte bereitet wird, ersetzt den Wein mehr als hinlänglich. Nirgends in Frankreich giebt es eine so erstaunliche Menge von Apfel- und Birnbäumen; die Obstpflanzungen geben den Getreidefeldern, die überall von ihnen umzogen werden, das Aussehen ausgedehnter Gärten. Die ansehnlichsten Obstanlagen, die man hier „Cours" nennt, findet man zwischen Havre und Dieppe; sie sind mit Gräben umgeben und an den Rändern mit hochstämmigen Waldbäumen eingefaßt, die den doppelten Nutzen gewähren, Brennholz zu liefern und die Obstbäume gegen die



Tour de la grosse Horloge zu Rouen.

verheerenden Wirkungen der Seewinde zu schützen. Der wichtigste Nahrungszweig für die Bewohner der Küste und der Seinemündung ist übrigens die Seefischerei, die selbst in entfernten Meeren betrieben wird. Die Industrie ist gleichfalls von großer Bedeutung und Mannigfaltigkeit und liefert mehr als der Hälfte der Bewohner Beschäftigung und Unterhalt. Alle Bezirke nehmen daran in ausgiebigem Maße theil; Baumwollspinnerei und die Fabrikation der Baumwollenzeuge sind die wichtigsten Industriezweige. In Elbeuf (21,500 Einwohner), der Feintuchstadt an der Seine, die außer ihrer Lage in einem hübschen Thale nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen hat, wird man ganz und gar nicht an die kriegerischen Ahnen der heutigen Normannen gemahnt, welch letztere nur darauf ausgehen, ihrer Industrie stets neue Gebiete zu erobern. In der ungemein betriebsamen und industriösen Stadt Rouen (105,000 Einwohner), der Hauptstadt nicht blos



Rouen.

des Departements, sondern der ganzen Ober-Normandie, vergäße man über dem Flor der Industrie bald auch den Dom und die Jungfrau von Orléans, doch giebt es hier glücklicherweise noch manches Andere, das uns zu fesseln vermag.

Rouen breitet sich am Abhange eines Hügels und am Ufer der Seine aus, über welche hier eine prächtige Brücke nach der jenseits des Flusses gelegenen Vorstadt St. Sever führt, ist aber mit Ausnahme der ansehnlichen Gebäude im Allgemeinen ziemlich schlecht gebaut. Allerdings haben in neuerer Zeit nach dem Bei-



Die Kathedrale in Rouen.

spiele von Paris große Umwandlungen stattgefunden, die den früheren eigenthümlichen Charakter der Stadt sehr verwischten. Das von dem nahen Orte Darnetal hierher geleitete Flüßchen Robec durchströmt einen großen Theil der Stadt und dient dazu, eine Menge von Mühlen und anderen Werken zu treiben. Bei der Annäherung von Rouen wird man durch die herrliche Ansicht des Ganzen auf das Angenehmste überrascht: der mächtige Strom mit seinen Windungen, die reizenden Hirten- und Landhäuser, die belebte Brücke, die breiten prachtvollen Quais, die große Häusermasse der Stadt mit ihren prächtigen Kirchen und Thürmen — Alles bildet eine der reizendsten Ansichten und erregt Erwartungen, welche freilich nicht erfüllt werden, sobald man das Innere der Stadt betritt; denn da bieten sich meist nur enge, winklige, düstere, schmutzige Straßen dar, mit hohen, beräucherten, altväterischen Häusern besetzt, deren Giebel nach vorn gekehrt sind, während jedes Stockwerk

über das untere hervorragt. Den schönsten Theil der Stadt bieten die Quais, auf denen schöne Häuser, alle in zierlichem, modernem Geschmack erbaut, sich zeigen. Sonst besitzt freilich Rouen in seinen Häusermassen noch viele alte Baudenkmale, namentlich herrliche öffentliche Gebäude in gothischem Geschmacke. Unter diesen steht sicherlich der Justizpalast obenan. Wir treten in den Hof und blicken auf das alte gothische Gebäude mit jener hohen Begeisterung, welche Kunstwerke so schnell in dem Beschauer anfachen. Ueberall spricht uns der Geist des alten, mit religiöser Glorie gekrönten fünfzehnten Jahrhunderts an, und wie das Kreuz, das auf dem Thurme über Alles hervorragt, erscheint uns Alles erhaben und heilig. Wo man hinblickt, herrscht der Geschmack jenes Jahrhunderts, allen Steinen ist der Stil des Würdevollen aufgedrückt, und doch verräth dieses merkwürdige Prachtgebäude durch Mangel an Einheit des Styles, daß es nicht zu Einer Zeit und von



Der Justizpalast zu Rouen.

demselben Meister erbaut wurde. Der Hauptsaal dieses Palastes dient zu den Sitzungen des Assisenhofes, von seiner früheren Herrlichkeit besitzt er aber nichts mehr als die Decke von köstlicher Tischlerarbeit. In dem oberen Stocke ist ein großer, hochgewölbter Saal, der „Saal der Advokaten“ genannt. Herrliche Verzierungen sind an der gewölbten Holzdecke von staunenswerth kühner Construktion und an den Wänden angebracht. Die großartige Vollendung des Ganzen, die Vollkommenheit und Uebereinstimmung des einzelnen macht einen wahrhaft überwältigenden Eindruck. Der zweite Flügel, welcher diesem ersteren gegenübersteht, wurde erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem überladenen Styl jener Epoche erbaut und entstellt das ganze Gebäude. Nicht sehr entfernt davon steht die Tour de la grosse Horloge, ein viereckiger Thurm von einfacher Gothik aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Prächtig ist die Westfronte der Abteikirche von St. Ouen, mit herrlichen Glasmalereien, welche schon in ihrem unvollendeten Zustande, ehe noch die beiden Thürme ausgebaut waren, als eines der schönsten gothischen Gebäude der Welt gelten konnte. Eine Perle der Architektur ist endlich die Kathedrale von Notre-Dame, hauptsächlich aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend,



Le Hâvre.

doch hat man bis in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts daran gebaut. Unsere Abbildung giebt einen Begriff von dem Reichthum dieses einzig dastehenden Gotteshauses, dessen Mittelthurm mit 150 m Höhe der höchste der Welt ist, indem er die ausgebauten Cölner Domthürme noch um 6 m überragt.

Von Rouen wird der Fremde sich nicht leicht trennen, denn die Stadt ist noch reich an anderen Sehenswürdigkeiten, auf welche wir hier nicht weiter eingehen wollen; wir nennen blos das Hotel du Bourg Théroulde, die Kirchen St. Vincent und St. Maclou, das Rathhaus und das Alterthumsmuseum, endlich den Hafen; denn obwohl 120 km von der See entfernt, hat Rouen einen, und zwar einen der wichtigsten Seehäfen Frankreichs, da die Fluth sehr hoch steigt und lange anhält, so daß Dampfer von 800 t hierher gelangen. Wer mit der Zeit nicht gedrängt ist, der fahre mit dem Dampfschiff von Rouen aus die Seine thalabwärts, etwa nach Le Hâvre; er wird es nicht bereuen. Die Ufer der Seine sind noch nicht genug gewürdigt; ihr Ruhm leidet, wie alle Schönheiten der Provinzen, unter dem Uebergewicht der Hauptstadt, die sich allein geltend macht. Bei Caudebec, einem alten Städtchen mit einer alten Kirche und hübschen Landhäusern, die sich dem Strom entlang hinziehen, noch viele Kilometer vor ihrer Einmündung ins Meer, sieht sich die Seine breit und groß an, wie ein Weltstrom und scheint nichts gemein zu haben mit jener schmutzigen Seine, die zwischen dem Louvre und dem Institut hinläuft. Ruhig und blau fließt sie dahin, eine idyllische Welt wiederspiegelnd. Am rechten Ufer streicht eine üppig grüne Hügelreihe dem Norden entgegen, aus deren Büschen glückliche Landsitze hervorblicken, zu deren Füßen nette und wohlhabende Fischer- und Matrosendörfer lagern. Das linke Ufer verläuft als Ebene mit einzelnen saftigen Baumgruppen und hier ist hart neben weltumspannendem Großhandel die blühendste Rinderzucht zu Hause. Bei Quilleboeuf nimmt der Strom plötzlich eine Breite von mehreren Kilometern an und in dieser Mündungsregion kann man die alljährlich im Herbste wiederkehrende große Springfluth beobachten. Während im Allgemeinen und selbst an der äußersten Mündung bei Havre, Honfleur, Berville das Meer zur Zeit der Fluth unmerklich ansteigt, sieht man oberhalb und unterhalb Quilleboeuf die erste Welle in gewaltiger Höhe und in der vollen Breite des Stromes, 10—12 km, heranrauschen, Alles vor sich niederwerfen und das ungeheure Seinebecken plötzlich anfüllen. Die Gewässer des Stromes werden dadurch in der Geschwindigkeit eines galoppirenden Pferdes zurückgedrängt, die benachbarten Wiesen überschwemmt, die Sand- und Schlammbänke emporgeworfen. Der Anblick ist wahrhaft majestätisch und um so staunenswerther, als die Erscheinung in der tiefsten Ruhe und bei völliger Windstille eintritt. „Dort am äußersten Horizont, mehrere Seemeilen von uns entfernt“, schreibt ein Beobachter, „sahen wir eine weiße krystallhelle Mauer, die plötzlich die ganze Breite des Stromes einnahm und in gerader Richtung auf uns zueilte. Kaum eine Sekunde nachher sprangen einige große Seeschiffe, die ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen uns und der Mauer ruhig vor Anker lagen, plötzlich in die Höhe, und schon lagen sie, oder vielmehr bewegten sie sich wild hin und her, als ob sie die Ankerketten sprengen wollten, weit jenseits der Mauer; schon war die Fluth hart an uns, schon sprangen thurmhohe Wellen, wie sie vorüberraste, an dem festen Damme auf und über die Straße — und schon war sie vorüber, weit, weit gegen Süden, und vor uns und überall, wo die Fluth vorübergekommen war, wogte es wie ein wildes, von hundert Stürmen aufgeregtes Meer, obwohl sich nicht ein Lüftchen regte. Die Seine sah aus wie ein flüssiges Gebirge mit hohen Felsenkämmen und tiefen Schluchten und Abgründen. Wie auf einen Zauberschlag hatte sich die ganze Welt, die wir überblicken konnten, verändert; die eben spiegelglatte Seine war, wie gesagt, ein kochendes Meer; die Dämme und Wege längs des rechten Ufers waren von der Fluth bedeckt, die hie und da weiß schäumend aufspritzte; die unendlichen Wiesen jenseits waren ein einziger großer See. Im Augenblick hatte sie die Fluth bedeckt; nur Baumspitzen blickten grün hervor, und nur eine Kirche und einige auf Anhöhen stehende Häuser erhoben sich als einzelne Inseln.“

An der äußersten Mündung der Seine liegen dicht bei einander die Orte Harfleur und Le Hâvre de Grâce. Harfleur, das Honfleur gerade gegenüberliegt, war früher ein bedeutender Hafen an der Seine. Jetzt ist es eine gesunkene Stadt mit 2000 Einwohnern, die als einzige Merkwürdigkeit eine Kirche mit einem schönen, von den Engländern erbauten Glockenthurm aufzuweisen hat. Le Hâvre de Grâce, kurzweg Le Hâvre genannt, ist dagegen um so bedeutender. Mit Rouen kämpfend, mit Paris liebäugelnd, hat Le Hâvre der

normannischen Hauptstadt den reichsten Handel zum Theil entzogen und seine eigenen kaufmännischen Spekulationen bis an die Enden der Erde ausgedehnt. Es zählt heute über 92,000 Einwohner, ist aber eine relativ moderne Stadt, denn ihre Gründung geht nicht weit über das Zeitalter Franz I. hinaus. Heute verkünden industriöse Vorstädte die Nähe des Hafenplatzes; die Mahnung, daß wir uns einer großen Kultur- und Civilisationsstätte nähern, tritt uns in Gestalt eines lieblichen Schrankenhauses und seiner Bewohner, der Finanzwächter, entgegen. Vorstadthäuser drängen sich zusammen, immer noch geht es jäh abwärts, und nun biegen wir in schöne neue



Glockenthurm von Harfleur.

Gassen, Boulevards nach Pariser Art, Alles wie in Paris, Straßenzüge, Paläste, Squares davor, Häuser, Gaslaternen, Baumreihen, Läden nach dem bekannten Modelle, dem allgemeinen Baurecht, möchten wir sagen, der uniformen modernen Pariser Baukunst. Wir fahren noch weiter und sind im Herzen Havre's, in dem älteren Stadttheile, auf dem Marktplatz angelangt. Das ist ein kleiner Markusplatz, doch nur beim ersten Anblick. Von drei Seiten Häuser, im Fond inmitten der Reihe das immerhin hübsche große Theater, bringt mitten durch, bis an den großen, baumbesetzten, kühleren Platz das Wasser, das man vor dichtgedrängten, hochmastigen Schiffen, Handelsfahrzeugen aus aller Welt, kaum sieht. Hier in dem trägen, geschützten Reservoir ruhen die Schiffe geschützt; wie in den anderen zahlreichen Bassins, welche zwischen den Häusern liegen, und aus diesem Theile Havre's ein Gemisch von Dächern, Schornsteinen, Masten, Häusern und Schiffen, Straßen

und Canälen machen, ein Gemisch etwas schmutziger, übelriechender, nicht sehr wohlaussehender Art. Auch das Leben ist nicht so bewegt, daß es einen großen Verkehr verkünden möchte. Nur auf dem Platze geht es manchmal etwas lebhafter zu, wenn unter den Bäumen im Freien Feilbietungen stattfinden. Da kommt Alles unter den Hammer und man licitirt Dampfschiffe, die Hunderttausende von Franken kosten, als wenn es sich um einen Korb voll Obst handelte.

Auch sonst entspricht Havre wenig dem Bilde eines bedeutenden Hafens, eines Welthandelsplatzes. Viele Schiffe sind da, aber Alles so unreinlich, so schmierig, so gedrängt, so halbverkommen, Menschen wie Fahrzeuge. Die Straßen selbst sind eng und winklig, und die einzige schönste Gasse wenig reich ausgestattet mit Auslagen. Was die Matrosen brauchen, finden wir da, und Gewölbe, gefüllt mit aus Muscheln gefertigten



Dieppe.

Waaren ohne Zahl, als ob die fernen Meeresufer nichts nach Havre zu senden, und die Franzosen nichts in Havre zu kaufen hätten, denn Spielzeug aus kleinen Muscheln. Doch noch ein Artikel, ein schillernder, bunter, lärmender, macht sich uns sehr unangenehm laut bemerklich, wenn wir dem Meere nahen, die Quais betreten. Es sind die Schaaren in Käfigen gehaltener Papageien und Kakadu, die einen Heidenlärm verursachen. Muscheln und Papageien, das Charakteristische des „Pariser Hafens", wie man Havre nennt! Doch wir lieben es nicht, aus kleinen Symptomen auf den Nationalcharakter zu schließen.

Treten wir dem Meere näher, da ist es freier, lustiger, wohler. Hier an den Quais liegen zahlreiche Dampfboote im Canale, welche den Lokalverkehr, kann man sagen, mit Honfleur, Trouville-Deauville u. s. w. vermitteln. Die Quais sind kohlenstaubbedeckt, die ärmlichen Hütten, auf denen der Ort angeschrieben steht, nach dem hier Karten zur Fahrt verkauft werden, sind schwarz, die schwankenden Bretter, die vom Quai bis zu den Schiffen führen, sind schmutzig, die Boote alt, unbequem, unreinlich, das Wasser morastig, dazu der Sonnenbrand auf dem glitzernden, sengenden, mit Kohlenstaub bedeckten Boden, man will rasch fort, dem

Wellenbrecher zu, der weiter rechts, ziemlich weit in das Meer hinaus, fest und schön erbaut ist. Man eilt an dem Museum vorbei, vor dem die schönen Statuen der zwei berühmten Söhne von Havre: Casimir Delavigne und Bernard de St. Pierre stehen, denkt nach, wie wenig Aehnlichkeit zwischen Havre besteht und dem Unschuldsparadiese, in dem Paul und Virginie lebten, und athmet endlich frei auf, wenn man sich auf dem Rundplatze, dem Ende des Wellenbrechers, niedergelassen hat. Da sitzt man stundenlang, still und betrachtend. Da ist es kühl, da giebt es viel zu sehen. Die Wellen kommen und schlagen an den Granitbau, weiterhin in mächtigen Wogen zur Zeit der Fluth an den Kiesstrand. Von hier aus sieht man die Stadt, darüber hinaus den mit weißen, schönen Villen geschmückten grünen Hügelkranz, der sich hinter Havre erhebt. Hier liegt St. Adresse, der Villeggiaturort der reicheren Bewohner der Hafenstadt. Weiterhin links auf der letzten, höchsten Spitze des Höhenzuges stehen die zwei Leuchtthürme. Nahe bei uns, am Ufer zur Linken, liegt die vielbesprochene und beschriebene Badeanstalt „Frascati", ein Paradies nach den Schilderungen der Pariser Feuilletonisten und Romanschriftsteller früherer Jahre. Rund um uns ist das Meer. Wir kehren auf unseren Sitzen uns dem Meere zu, der Stadt den Rücken. Zur Linken, weit hinten, ist der Seine-ausfluß, mächtig, breit, vom Meere kaum mehr zu unterscheiden. Jenseits ziehen grüne Hügel, der Häuserknäuel dort ist Honfleur. Uns gerade gegenüber, schon jenseits des Meeres an dem flacheren Strande, kann ein gutes Auge Trouville-Deauville erblicken. Das Meer ist ziemlich belebt. Schiffe ziehen aus dem Hafen alle an uns vorüber, lebhafter geschaukelt, je weiter sie in das offene Meer kommen. Man schaut, wie sie nahen, man lugt aus, bis sie verschwinden. Wird es dunkel mit einbrechender Nacht, da flammen wechselnd und drehend die zwei Leuchtthürme wie zwei Sonnen, da glitzern die Fenster Havre's, besonders jene des nahen „Frascati", da schimmern in der Ferne jenseits des Meeres wie Leuchtkäfer die Lichtpunkte der Orte Honfleur und Trouville, und besonders schön und hell leuchten über uns am nächtlichen Himmel die unzähligen, ungezählten Gestirne, die ewigen, leitenden Lichter des Luftoceans.

Die Nordküste des Departements der untern Seine birgt noch mehrere kleine Juwele, die freilich schon stark ans Tageslicht gezogen worden sind. Nördlich von Havre breitet sich ein Plateau aus und über dieses führt der Weg nach dem Seebade Etretat, immerfort unweit des Meeres, das uns stellenweise aus Land-einschnitten wie grüßend und mahnend sein nicht zu vergessen, entgegenleuchtet, vorüber an den geschlossenen, baumumhüllten Wirthschaften, an wohlgepflegten Feldern und Wiesen, weidenden Pferden, Kühen und Schafen, hügelauf, hügelab durch frisches, saftiges Grün. Das kaum eine Viertelstunde breite, von grünen Höhen gesäumte Thal Etretats liegt tief in das Tafelland eingeschnitten, eine grüne blumenbesetzte Wiege am Strande des blauen Meeres und mit demselben fast auf gleichem Niveau. Etretat besteht halb aus reizenden Villen, die zumeist die Höhen bedecken, halb ist es noch das Fischerdorf, das es vor drei Jahrzehnten gewesen. Etretat ist bescheidener als Trouville-Deauville, aber dennoch eines der gesuchtesten und reizendsten Pariser Modebäder geworden. Es ist auch wirklich der reizendste Punkt an der nicht eben mit Naturschönheiten gesegneten Küste der Normandie. Das Grün des Thales, der schöne, bequeme, mit reinen Kiessteinen überrollte Strand der kleinen Bucht, über welchen die Wellen des Wassers bis fast zu den ersten Häusern des Ortes schlagen, während man in Trouville z. B. weit über Sand gehen oder fahren muß, um endlich zu dem gewöhnlich seichten Wasser zu gelangen, endlich die Scenerie der Felsen, welche das Bild förmlich künstlerisch abschließen, zog die Künstler an und die Schriftsteller, und so wurde in Wort und Bild Propaganda gemacht für Etretat. Von dem dortigen Badeleben schweigen wir, mit wenigen Veränderungen müßten wir doch das bei Trouville Gesagte wiederholen. Eine Abwechslung in dasselbe bringen blos die Ausflüge, welche man ab und zu macht. Nicht zu häufig, nicht zu weit, denn Schöneres als Etretat findet man nicht weit und breit. Will man gehen oder fahren, so bietet die Straße, welche das Thal von den abschießenden Höhen bis zum Meere mitten durch-schneidet, ein ausgiebiges Stück Weges, und will man steigen und klettern, das Meer weit hinaus sehen, so steigt man die steilen Pfade rechts und links an der See hinauf, welche aus der Mulde auf die Höhe der Strandfelsen führen, eigentlich auf die Höhe des Plateaus, denn das schmale Thal Etretats scheint vom Meere ausgewaschen zu sein, nachdem die Wellen kämpfend das Bollwerk der Felsmassen durchbrochen hatten. Da oben auf den Wiesen sind wunderbare Gehpfade, von dort oben aus sieht man das Meer im Sonnenschein

unendlich vor sich liegen in seiner ganzen Herrlichkeit. Man steht und schaut und forscht ferne, ferne, ob man nicht die Kreidefelsen Englands, irgend ein Pünktchen, das Land andeutet, entdecken könne. Jahrelang sehnt man sich, den Anblick des unbegrenzten Meeres zu genießen, und steht man am Meere, so forscht man in die Ferne nach Ufern, nach Begrenzung! Die Felsen, auf deren Höhe wir wandeln, weißgelb, weißgrau, schroff nach dem Meere abfallend, haben massenhaft Gerölle abgeschüttet, das bei der Ebbe chaotisch, kleine Wasserspiegel zurückhaltend und einschließend, umherliegt. Diese Felsen, die Schutzmauer und Wehr des Landes vor den anstürmenden Fluthen, bilden eine förmliche Bastei. Nur sind zahlreiche Breschen hinein gebrochen von den Fluthen, bald größer, bald kleiner, die zu kleinen grünen Thälern, zu gähnenden dunklen Pforten und Ritzen wurden. Da oben im warmen Sonnenschein, in der gleichzeitigen Frische der Seeluft ist es gut sein, herrlich zu schauen, wunderbar zu ruhen. Man vermißt dort nicht einmal die Gesellschaft Etretats, die wir da unten am Strande wie eine Krabbenfamilie umhergelagert sehen, an die der weiße Schaumkranz der Wellen heranspielt, während weiterhin die heimgekehrten Boote an das Land gezogen und die Beute der Fischer auf die Kiesel geworfen und öffentlich feilgeboten werden.

Nebst Etretat werden auch die Städte Fécamp und Dieppe noch als Seebadeplätze viel besucht. Fécamp ist uns freilich interessanter wegen des trefflichen Liqueurs, dessen Bereitung das Geheimniß der Mönche der dortigen Benediktinerabtei ist und der als „Bénédictine“ sich Weltruf erworben hat. Dieppe, eine ansehnliche Stadt von über 20,000 Einwohnern, aber ohne alle Sehenswürdigkeiten, besitzt vortrefflich mit allem Zubehör eingerichtete Bäder, welche von der Pariser eleganten Welt und auch von vielen Söhnen Albions aufgesucht werden. Indessen kommen die Gäste mehr des Vergnügens, als des Badens wegen her und finden dazu auch alle wünschenswerthe Gelegenheit.

Picardie, Artois und Französisch-Flandern.

Frankreich übt auf die Touristen nicht dieselbe Anziehungskraft aus wie Italien oder Deutschland. Vielleicht ist der Grund der Vernachlässigung eines Landes, das überreich an Schönheiten der Kunst und der Natur ist, zum Theil in dem Umstande zu suchen, daß die Franzosen selbst wenig reisen und daß deshalb wenig für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt ist. Natürlich giebt es in Paris und in den großen Städten treffliche Hôtels; aber in den eigentlichen Provinzialstädten sind die Gasthöfe meist unbequem und das Essen ist sogar schlecht. Wie der Mensch aber nicht vom Brote allein leben kann, so kann umgekehrt der Reisende nicht blos vom Anblicke schöner Gegenden oder merkwürdiger Dinge leben, und die Folge davon ist, daß ein guter Gasthof ihm wichtiger ist, als er geneigt sein möchte zuzugeben. Dieser Umstand erklärt es wohl auch, daß die Landschaften Picardie, Artois und Französisch-Flandern, welche gegenwärtig die drei Departements der Somme, des Pas-de-Calais und des Nord bilden, von Fremden nur selten besucht werden. Höchstens daß einzelne Strecken flüchtig durcheilt werden von jenen, welche von Brüssel nach Paris sich begeben oder von der Seinestadt nach London streben und dazu den Einschiffungshafen Calais erreichen müssen. Und doch wird, wer wirklich Werth auf das Schöne legt und seine Behaglichkeit für einige Zeit aufgeben kann, eine Reise durch diese nordwestlichen Theile Frankreichs sehr lohnend finden.

Wir begeben uns aus der angrenzenden Normandie zunächst in die Picardie, nämlich das Gebiet der oberen Oise und hauptsächlich der Somme, des Stromes, welcher dem Departement den Namen giebt und dasselbe in ziemlich ostwestlicher Richtung durchfließt. Mit einem weit ins Land greifenden Mündungstrichter, der Baie de Somme, ergießt er sich in den Aermelkanal, dessen Gewässer in der flachen Küstenausbuchtung zwischen Dieppe und Boulogne als Bassurelle de la Somme bezeichnet werden. Das Land ist im Allgemeinen flach, einförmig, prosaisch, ohne natürliche Reize, aber die Kreideebenen der Somme sind fruchtbarer, torfreicher Boden, auf dem die Aepfel gedeihen, unabsehbare Getreidefelder und endlose Wiesen sich hinziehen und wo man viel Lein und Hanf gewinnt, auch viel Vieh und besonders Schafe zieht. Zwischen dem Meere, der Somme und der Baie d'Authie liegt eine 20 km lange, am Meere fast 15 km breite fruchtbare Ebene, höchst angenehm und malerisch; im Osten ist dichter Wald. In der Picardie giebt es große Landgüter und zahlreiche Dörfer, dabei wenig Bauern, die nicht Eigenthümer wären. Namentlich die Santerre, ein Landstrich im Osten des Departements, ist eine der Kornkammern Frankreichs. Als Hauptort dieses Gebietes ist wohl Péronne zu betrachten, eine nie besiegte Festung, auf einem 53 m hohen Hügel, eine der stärksten, wenn sie nicht von Höhen beherrscht würde. Heute sind die Wälle in Promenaden verwandelt, aber noch im vorigen Jahrhundert, als Péronne das Grenzstädtchen vom eigentlichen Frankreich und mit einem Zollamte ausgerüstet war, passirte man wenigstens drei Gräben mit Mauern, Wall und Brücken, bis man zur Vorstadt kam. Der deutsche Professor Heinrich Sander, dessen Reisebeschreibung 1783 erschien, erzählt von Péronne: „Hier sind schon alle Häuser von rothen Backsteinen gebaut, aber in den Vorstädten waren noch viele Häuser mit Stroh gedeckt. Die Stadt selbst ist mittelmäßig, hat aber einen sehr schönen langen Platz. Wir fuhren ganz durch, weil der Gasthof, Hôtel de Flandre, vor der Stadt liegt. Da waren wiederum die Zimmer mit einem Bett so klein, so eng, daß man sich fast nicht umkehren konnte, und inwendig konnte man sie nicht einmal zuschließen."

Südlich von Péronne, an der Somme und im äußersten Südostwinkel des Departements, liegt das Städtchen Ham, mit einem alten festen Schlosse, das früher Staatsgefängniß war und durch den Aufenthalt

des Prinzen Louis Bonaparte, des späteren Kaisers Napoleon III, der dort nach seinem verunglückten Einfall in Boulogne sechs Jahre lang gefangen gehalten ward, in weiteren Kreisen berühmt. Diese Episode aus dem Leben des nachmaligen Beherrschers nicht blos Frankreichs, sondern eine lange Zeit hindurch auch in gewissem Sinne ganz Europas, ist interessant genug, um hier ausführlich erzählt zu werden. Die Festung Ham ist ein düsteres, einförmiges Steinviereck, von vier Thürmen flankirt, mit engen, stark vergitterten Fensteröffnungen. Wenn man ins Innere der Veste eingetreten, bemerkt man links eine alte Ulme, ihr gegenüber am fernsten Ende des Hofes ein düsteres Bauwerk, halb verdeckt im Schatten der Erdaufwürfe des begrasten Walles. Rechts in diesem Gebäude ist eine eiserne Thür, durch diese tritt man ein. Das Parterre enthält vier kleine Zimmer; zwei davon bewohnte General Montholon, welcher nebst dem Dr. Conneau Mitgefangener Louis Napoleons war. Im ersten Stock zwei kleine Zimmer, deren eines dem Prinzen zu Wohnung und Arbeits-



Die Festung Ham.

cabinet, das andere zum Schlafzimmer diente; zwei ähnliche Räume für Dr. Conneau, dazu eine Art gemeinschaftlichen Speisezimmers und ein kleines Cabinet, in welchem Louis Napoleon chemische Experimente machte. Zu gewissen Stunden durfte der Gefangene auf einer 13 m langen, 6 m breiten Plattform, auf der Brustwehr des Walles, mit der Aussicht über den Kanal spazieren gehen, doch nie, ohne daß ihm eine Wache auf dem Fuße folgte. Außerdem stand ihm ein kleiner Baumgarten zu Gebote, den er sorgsam pflegte.

Am Fuße des Constablerthurms pflanzte er eine Gaisblattranke, um die Eisenstäbe seines Gefängnisses zu verdecken. Unter dieser Ranke, die bald zu einem schattigen Laubendache gedieh, brachte er in einer Art Nische eine halbrunde Sitzbank an (die noch jetzt wohl erhalten ist) und hier saß der Prinz Stunden lang in Nachdenken versunken. Er erhielt jeden Tag die Zeitungen seines Vaterlandes, so daß er mit der Welt in einer gewissen Verbindung blieb. Auch empfing er oft Besuche, namentlich von Seiten der demokratischen Führer, welche sich gern seines Namens bedient hätten — Beweis genug, daß dieser Name populär war. Sich einer republikanischen Gliederung einzuordnen, war jedoch nie aufrichtig des Prinzen Verlangen, obschon er später es

zum Scheine that. Die Demokratie war ihm nur eine Staffel zum Throne. Das, was der Julikönig ängstlich vermieden hatte: durch Processirung des Prinzen Theilnahme für ihn zu wecken, geschah jetzt: er wurde beliebt, sogar bei den Soldaten der Festung, die oft, wenn sie an ihm vorbeimarschirten, mit halblautem Tone „Es lebe der Kaiser!" riefen, sogar ihm Beihilfe zur Flucht anboten. Diese Demonstrationen beunruhigten die Behörden nicht wenig. Die Garnison wurde mehrmals gewechselt, damit die Soldaten mit dem Gefangenen nicht allzubekannt würden, zuletzt geschah dieser Wechsel alle vierzehn Tage. Sechs Jahre vergingen so, ohne daß sich im Schicksale des Gefangenen etwas geändert hätte. Der Prinz erklärte bei jeder Gelegenheit, daß ihm die Gefangenschaft in Frankreich tausendmal lieber sei als die Freiheit auf fremdem Boden. Da aber trat eine schwere Prüfung an ihn heran: sein Vater, sehr in Jahren vorgerückt und lebensgefährlich erkrankt, wünschte ihn noch einmal zu sehen. Louis Napoleon schrieb an den Minister des Innern Duchâtel und versprach, sich mit seinem Ehrenwort zur Rückkehr in sein Gefängniß zu verpflichten, wenn man ihm gestatte nach Florenz zu eilen. Der Ministerrath erklärte sich nach längerer Sitzung für inkompetent und wies die Bitte des Prinzen an den König; demgemäß adressirte der Prinz am 14. Januar einen Brief an Louis Philippe, den Odilon Barrot warm befürwortete und der Sohn des Marschall Ney überreichte. Anfänglich schien es auch, als ob der König darauf eingehen werde, er erklärte die vom Prinzen angebotene Garantie (das Ehrenwort) für genügend, dann aber erhielt er von irgend einer Seite den Rath, er möge vom Gefangenen ein förmliches Begnadigungsgesuch und das eidliche Versprechen fordern, die Ruhe Frankreichs nie mehr stören zu wollen. Der Prinz jedoch, welcher fühlte, daß die Erfüllung dieser Forderung ihn in den Augen seiner Anhänger degradiren würde, lehnte eine so bedingte Freiheit ab. „Besser tausendmal im Kerker sterben, als meinen Charakter beflecken!" rief er heftig. „Mein Vater wird mir, im vollen Verständniß meines Motives, verzeihen, daß ich nicht komme, ihm die Augen zu schließen. Wenn ich je diesen Platz verlasse, so geschieht es, um ihn mit dem Friedhof oder mit den Tuilerien zu vertauschen."

Gleichzeitig aber mit dieser so bestimmten Erklärung wurde der Gedanke der Flucht erwogen und mit ebensoviel Sorgfalt als Hast der Verwirklichung entgegengeführt. Die Gelegenheit dazu kam durch verschiedene große Ausbesserarbeiten an der Veste, welche die Anwesenheit einer Anzahl Maurer erforderlich machten. Louis Napoleon machte sich mit ihren Verrichtungen, ihrem Kommen und Gehen genau bekannt und beschloß, in der Tracht eines Arbeiters durchzugehen. Er wurde bei diesem Beginnen durch seinen klugen und treuen Kammerdiener Charles Thélin trefflich unterstützt. Thélin hatte beobachtet, daß die Arbeiter, wenn sie kamen und gingen, sorgfältig überwacht wurden, es war ihm aber auch nicht entgangen, daß diese Ueberwachung sich weniger auf Diejenigen erstreckte, die hinausgingen, um Materialien zu den Reparaturen zu besorgen, und ferner, daß jeden Morgen einer der zwei Gefangenwärter eine Zeit lang abwesend war, um Briefe und Zeitungen zu holen.

Darauf hin wurden zwischen dem Prinzen, seinem Diener und dem Dr. Conneau der Fluchtplan entworfen. General Montholon, bereits in Jahren vorgerückt und damals gerade ernstlich unwohl, wurde nicht ins Geheimniß gezogen. Thélin besorgte zuvörderst einen vollständigen Arbeiteranzug: blaue Blouse und Hose, eine alte Mütze, rohe Holzschuhe und schmutziges Schurzfell. Um leichter Postpferde bestellen zu können, bedurfte es für den Kammerdiener einer Legitimation. Der Prinz erhielt gerade den Besuch einiger ihm von London her bekannter englischer Gentlemen, am 23. Mai; er bat diese, ihm ihre Pässe zu leihen, damit sein Diener, der eine kurze Reise machen wolle, sich Postpferde miethen könne. Allem Vermuthen nach erriethen die Herren seinen eigentlichen Zweck und gaben um so williger die Pässe, denn der Prinz besaß ihre Sympathien und an seiner Befreiung Theil zu haben mochte ihnen ein Genuß sein. Thélin bestellte am Abend des 25. Mai im Oertchen Ham für den folgenden Tag ein Cabriolet. Am 26. in aller Frühe bewirkte Louis Napoleon seine Maskirung; um diese zu vervollständigen, schor er sich den Bart ab, färbte sich die Augenbrauen, setzte eine Perrücke auf, deren Haar ihm unordentlich über die Ohren hing, und steckte eine kurze Thonpfeife in den Mund. Nur zwei Briefe, von denen er sich nicht trennen mochte und die, wenn sie entdeckt worden wären, allerdings sofort seine Identität festgestellt hätten, verbarg er in seinen Kleidern: der eine von seiner Mutter, der andere vom Kaiser, in welchem sich unter Andern die Aeußerung befand: „Ich hoffe, daß Louis Napoleon, wenn er heranwächst, sich der Bestimmung würdig zeigen wird, die seiner wartet."

Um sieben Uhr früh kamen die Maurer in die Festung, um ihre Arbeiten fortzusetzen. Thélin bot ihnen zu trinken an und als sie sich dabei im Vestibule versammelt hatten, eilte er zu seinem Gebieter und flüsterte: „Es ist Zeit!" Der Prinz nahm ein bereit gehaltenes Bret auf die Schulter und schritt auf den Hof hinaus; einige Schritte vor ihm Thélin, zur Reise gekleidet, seinen Hund an der Leine. Er hatte sich am Abend vorher von der Festungsbehörde die Erlaubniß zu einer Reise nach St. Quentin erbeten, das wußten die Aufseher, und um ihre Aufmerksamkeit von dem hinter ihm schreitenden Pseudo-Arbeiter ab und auf sich selbst zu lenken, begann er mit Denen, die ihm begegneten, zu plaudern, während Louis Napoleon mit seinem Brete, das er so hielt, daß sein Gesicht möglichst verdeckt ward, gravitätisch vorüber schritt. Weiterhin begegnete ihm ein wirklicher Arbeiter, der ihn anredete. Wieder war es Thélin, der aushalf, indem er die Aufmerksamkeit des Arbeiters ablenkte. Dann trafen sie auf einen Offizier, der glücklicher Weise gerade in die Lectüre eines Briefes vertieft war. Vor dem Wachthause war eine Gruppe von dreißig Soldaten, die passirt werden mußte. Der kleinste Umstand, die Wachsamkeit eines einzigen Menschen konnte Alles vereiteln, aber es geschah nichts Derartiges. Nun galt es noch den äußersten Eingang zu passiren; der Portier mußte seinen Kopf zur Seite biegen, um nicht einen Stoß von dem Brete zu erhalten, das Louis Napoleon sehr geschickt zu handhaben wußte. Die letzte Schildwache folgte den Passanten mit den Augen, der Prinz ließ, um in diesem kritischen Momente sein Gesicht besser zu verbergen, zum Schein seine Pfeife fallen und bückte sich danach. Man passirte die beiden Zugbrücken, es war gelungen, der Prinz war frei. Rasch eilte Thélin voraus, um den Wagen zu holen, indeß der Prinz weiter schritt. An der Straße von St. Quentin harrte er voll fieberhafter Ungeduld, der Wagen kam nicht. Er schritt weiter in seinen schweren, ungewohnten Holzschuhen bis zum Friedhofe von Saint-Sulpice, fast drei Viertelstunden von Ham entfernt. Hier warf er sich am Fuße eines hohen Crucifixes inmitten der Gräber nieder und dankte dem Himmel für das Gelingen seiner Flucht und flehte zu ihm um ferneren Schutz.

Da sah er den Wagen sich nähern — ein zweiter Wagen folgte diesem, glücklicher Weise stand er zu diesem und zu ihrer Flucht in keiner Beziehung. Der Prinz ließ ihn vorüber, dann warf er sich ins Cabriolet und ergriff die Zügel, indem er nun den Kutscher vorstellte, während sein Diener als Reisender fungirte. Einige Minuten später ritten zwei Gensdarmen aus Saint-Sulpice hervor, doch sie nahmen die Richtung gegen Péronne. Vor St. Quentin verließ Louis Napoleon den Wagen, ging zu Fuß durch die Straßen in der Richtung nach Cambrai, und Thélin besorgte einen andern Wagen. Lange mußte er am Wege harren: die Angst, entdeckt zu werden, folterte ihn; er stützte den Kopf in die Hand und ließ die Bilder seines Lebens in toller Hast an seinem geistigen Auge vorüberfliehen. Da tappte ihn etwas auf die Schulter — erschreckt fuhr er auf, es war aber nur der Hund, den Thélin frei gelassen hatte und der, dem Wagen voraus eilend, seine Anhänglichkeit bezeugte. Der Wagen kam und im Fluge ging's weiter nach Valenciennes, wo sie um vier Uhr Nachmittags den Eisenbahnzug benutzten. Louis Napoleon erreichte England und schrieb hier dem französischen Gesandten de Saint-Aulaire selbst über seine gelungene Befreiung. Zwar versuchte er zu seinem Vater zu gelangen, aber der Großherzog von Toskana versagte ihm die Erlaubniß, sein Gebiet zu betreten und der Exkönig von Holland starb, ohne seinen Sohn wiedergesehen zu haben.

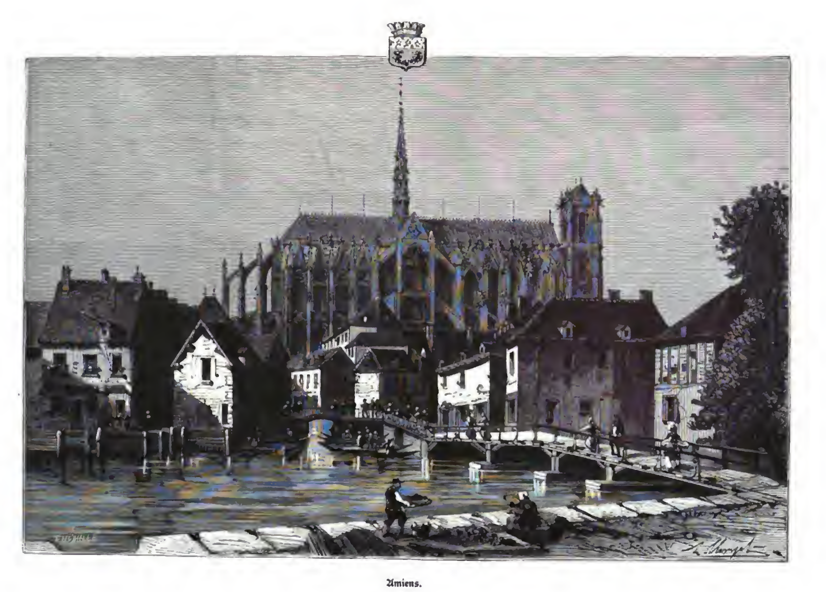
Von Ham wenden wir uns nach dem ziemlich in der Mitte des Departements gelegenen Chef-Lieu **Amiens**, früher, ehe die Revolution die alte Landeseintheilung vernichtete, auch die Hauptstadt der Picardie. Es verblieb ihr, aus dieser Zeit her, noch ganz der entsprechende Charakter: Befestigungen oder deren Ueberreste, Kirchenfülle, alte Häuser, krumme Straßen und Reichthum. Sie hat an 75,000 Einwohner, große Fabriken und leistet Vorzügliches in Wollgeweben, Teppichen, Halbsammet und Halbatlas, in Jute und — Entenpasteten.

> Die Madeleines von Commercy
> Und die Reimser Tafelbiskuite,
> Und die Entenpasteten von Amiens,
> Sie verlohnen schon eine Visite.

Amiens, das alte Somarobriva Ambianorum, ist unregelmäßig gebaut, schmutzig und bedeckt einen großen Flächenraum, der durch zwölf von der Somme gebildete Kanäle durchschnitten wird. Boulevards, mit Linden- und Kastanienbäumen bepflanzt, nehmen die Stelle der alten Wälle ein und geben der Stadt, namentlich

in der Blüthezeit, von außen ein freundliches Ansehen. Außer seinen Fabriken zieht Amiens seinen Reichthum aus dem Gemüsebau; es ist das Erfurt, der große Gemüsegarten Nordfrankreichs. Aber wenn es sich darum handelt, nicht blos auf das Produkt, sondern auch auf die Art der Gewinnung, auf das landwirthschaftliche Princip, ja selbst auf die landwirthschaftliche Erscheinung zu sehen, so ist die Hauptstadt der Picardie, inmitten ihrer sie umzirkelnden Gärten, den deutschen Spreewaldterritorien am meisten verwandt. Die Somme bildete hier in alter Zeit schon, genau wie die Spree, ein durch humusreiche Erde sich hinziehendes Wassernetz und innerhalb der Maschen dieses Netzes zahllose, für die feineren Kulturen, namentlich für den Gemüsebau geeignete Inseln. Wenn nun aber die Dinge im Spreewalde einen bäuerlichen Charakter bewahrten und kein Verlangen zeigten, über eine enorme Gurkenproduktion hinauszuwachsen, so bemächtigte sich in Amiens die geschickte Hand des Städters des hier natürlich Gegebenen, und den ohnehin fruchtbaren Boden durch ein sich von selbst darbietendes Bewässerungssystem, zugleich aber durch Anlage immer neue Kanäle, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fruchtbarer gestaltend, entstanden hier, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, viele Hunderte entzückender Inselgärten, die nun, mit chinesischer Sorgfältigkeit bestellt, mit Gartenhäusern und Strauchobstbüschen reich geschmückt, eine ebenso charakteristische Zierde der Umgebung der Stadt, wie eine Quelle ihres Reichthums geworden sind. Die Gärtner, die hier wohnen, bilden unter dem Namen der „Hortillons" eine hochangesehene Zunft und sind diejenigen, die das alte Leben der Stadt noch am meisten zur Schau tragen. Sie besitzen in der Kathedrale eine eigene Kapelle, (La chapelle de Saint Salve), die im Gegensatz zu so vielen anderen Betplätzen, die todt sind, beständig Licht und Leben zeigt; hier brennen immer geweihte Kerzen, hier knien Andächtige und zu Füßen eines großen byzantischen Crucifixes blühen unausgesetzt die schönsten Blumen. Dieses byzantinische Crucifix, das den Erlöser in einem Diadem und angethan mit einer langen Robe zeigt, ist der Gegenstand nicht blos besonderer Verehrung, sondern auch besonderer Festlichkeiten. Im Sommer, wenn Alles in Frucht und Fülle steht, dann soll der Heiland des Fleißes seiner Gärtner froh werden und ihre Arbeit aufs Neue segnen; dann stellen sie ihn aufrecht an den Mast eines kleinen Schiffes, tragen das Schiff in Procession bis zu dem Kanalnetz der Somme nieder und folgen dem vorauffahrenden Christusbilde in Hunderten von Booten unter ernstem und heiterem Gesang, an den Inselgärten und ihren Häusern vorüber. Des Abends steht das Bild an alter Stelle in der Gärtnerkapelle der Kathedrale.

Die Kathedrale, von außen und innen ein Meisterwerk gothischer Baukunst, liegt mitten in der Stadt, aber nicht erhöht und von Straßen dicht umgeben, so daß man von keinem Punkte einen guten Ueberblick gewinnen kann. Das ist um so mehr zu beklagen, als die Außenseite außerordentlich schön in ihren Verhältnissen und Verzierungen ist. Auch ist es unmöglich, den achteckigen Thurm zu sehen, den die feinste Ausführung auszeichnet, der aber im Vergleiche mit den großartigen Verhältnissen des Gebäudes, das er überragt, etwas kleinlich erscheint, obwohl er bei einer Höhe von 132,6 m zu den höchsten Thürmen zählt, die wir besitzen. Zu Beginn 1806, als der Napoleonenthusiasmus auf seiner Höhe stand, erkletterte Bruno Vasseur den Thurm bis zu seiner höchsten Stangenspitze und schrieb den Namen des Kaisers, unter unermeßlichen Volksjubel, auf die Brust des Wetterhahnes. Die Lorbern jener Stunde ließen einen andern Braven, einen Stadtmusikus von Amiens, nicht schlafen und er ruhte nicht eher, bis er, unter Anlehnung an eben diesem Wetterhahn, ein Violinsolo dort oben gespielt hatte. Die westliche Façade ist von zwei Thürmen eingefaßt, die von verschiedener Höhe sind, weil ihre Spitzen nie fertig gebaut wurden; so erscheinen sie zu klein gegen das ungeheure Gebäude, namentlich gegen das gigantische 67 m hohe Dach, welches die Kirche vielleicht zu mächtig überragt. Doch tritt dies nur hervor, wenn man es von der Seite betrachtet. Von dort gesehen, ist gerade die Westfront die Zierde der Kathedrale und der Ruhm der Stadt, und selbst die Ungleichheit der Thürme wirkt nicht störend. Während die Glasmalereien der innere Hauptschmuck der alten französischen Kathedralen ausmachten, sind letztere von außen durch reiche Skulpturen verziert. Die ganze Façade ist darauf berechnet, den Bildwerken den möglichst großen Raum zu gewähren. Dies ist auch in Amiens der Fall. Die Westseite des Domes zeigt eine Menge von Skulpturen. In das Innere der Kirche führen drei große und tiefe Portale, deren Bogen von einer langen Reihe von Statuen in Nischen gestützt sind, welche die Stelle von Säulen vertreten; die Bogen selbst sind mit Statuetten von Aposteln und Heiligen geschmückt; reiches Figurenwerk bedeckt die



Amiens.

unteren Theile der Portale. Diese Skulpturen zeigen wie die von Notre Dame in Paris eine Milderung des strengen archaistischen Stiles und erheben sich zu einer edlen Freiheit des Ausdrucks. Dies ist besonders bei einer Kolossalstatue des Heilands sichtbar, die an den Strebepfeiler des Hauptportals gelehnt ist, welcher davon den Namen „Porche du bon dieu d'Amiens" erhalten hat. Sowohl Viollet-le-Duc als Wilhelm Lübke sind einig darin, diese Statue als eines der schönsten Bildwerke des dreizehnten Jahrhunderts anzuerkennen. Auf dem Giebelfelde über dieser Statue ist das jüngste Gericht dargestellt. Ueber den Portalen ist eine Arkade angebracht, die dem Triforium im Innern entspricht; eine zweite Gallerie enthält die Bildsäulen von 23 Königen von Juda, welche Ahnherrn der heiligen Jungfrau gewesen sein sollen. Darüber, in der Mitte, erblickt man das herrliche Radfenster, welches eine so große Zierde des Innern ist, und die beiden unvollendeten Thürme, die ungleich in der Höhe und den Ornamenten sind, springen von beiden Seiten vor. Auch an der Nord- und Südseite führen Eingangsthüren ins Innere; das Portal der Südseite zeigt sehr reichen Skulpturenschmuck. Das Innere der Kirche ist weniger reich an Details, aber ungemein wirkungsvoll in seiner Einfachheit und Größe, beim ersten Anblick fast überwältigend durch seine Höhe und das Ebenmaß seiner Verhältnisse. Höhe war allerdings, was die französischen Baumeister vorzüglich erstrebten, und in dieser Beziehung wird die Kathedrale von Amiens von wenigen erreicht, von keiner übertroffen. Die Kirche ist in der Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, hat ein Mittelschiff, zwei Seitenschiffe mit einem Kapellenkranz. Der Chor endet mit einer runden Apsis mit sieben Kapellen. Die Wölbung des Chors ist von großer Kühnheit und vollendeter Schönheit und schließt den Blick in das Innere auf würdige Weise ab. Reihen auf Reihen von Pfeilern tragen das Gebäude, und die des Hauptschiffs, die von dem Boden bis zum Gewölbe reichen, sind fast erschreckend in ihrer Kühnheit. Die Bögen dieses Schiffes steigen bis zur Hälfte der inneren Höhe. Darüber geht ein aus Stein gemeißelter Kranz um das ganze Schiff; er bildet eine immerwährende Ausschmückung der Kirche. Darüber erhebt sich das Triforium und über diesem das Oberschiff, dessen Fenster von einander nur durch schmale Säulen getrennt sind, die von den Hauptpfeilern ausgehen. Die ganzen Mauern der Kirche, mit Ausnahme der Ummauerung der großen Pfeilerbögen, sind auf diese Weise fast in Glaswände verwandelt, welche, als sie von den Glasmalereien ausgefüllt waren, für die das Ganze entworfen war, einen feenhaften Anblick gewährt haben müssen. Unglücklicherweise sind die meisten dieser Glasmalereien verschwunden; die Kirche ist deshalb zu hell und ruft nicht das Gefühl düsterer religiöser Ehrfurcht hervor, das die meisten gothischen Gotteshäuser erwecken. Einige und zwar sehr schöne Glasmalereien sind jedoch geblieben, namentlich in den drei ungeheuren Rosenfenstern an den Enden des Querschiffs und in der Mitte der Westfront, deren jedes fast 32 m im Umkreis hat. Das letzte ist als rose de mer bekannt. Sie enthalten vielfarbige geometrische Figuren, die aber im Mittelalter eine bestimmte mystisch-symbolische Bedeutung hatten. Der Chor, nur wenig über das Hauptschiff erhöht, von dem er durch ein eisernes Gitter getrennt ist, enthält eine Reihe prächtiger in Eichenholz geschnitzter Stühle von vorzüglicher Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts, welche den Vergleich mit den besten italienischen Kunstschnitzereien dieser Art ertragen. Sie sind von inländischen Arbeitern angefertigt, und wir erfahren, daß der Werkmeister für sich und seinen Lehrling täglich sieben Sous erhielt — ein Factum, das helles Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft. Etwa 4000 Figuren hat man auf diesen Schnitzereien gezählt, welche Scenen aus dem Alten und Neuen Testament, sowie allegorische und humoristische Gegenstände darstellen. Vom Chor aus hat man einen sehr schönen Blick in die Kirche, und es zeigt sich, wie vortrefflich die Wirkung berechnet ist. Jeden Pfeiler sieht man einzeln, und dieser Anblick ist mit Recht der Ruhm von Amiens. Die Kapellen der Apsis enthalten nichts Hervorragendes. Hinter dem Hochaltare ist das Grabmal eines Canonicus der Kathedrale. Dieses ist sehr berühmt wegen eines weinenden Engels, unter dem Namen „L'Enfant pleureur" bekannt. Der Name des Bildhauers ist Blasset. Das Werk datirt vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und ist ein gutes, kräftiges Stück Arbeit. Der kleine Knabe sieht wirklich ganz verzweifelt aus. Doch ist die Manier der Zeit nicht zu verkennen. Von größerem Werthe, wenn auch minder gut ausgeführt, ist eine Reihe von Steinbildwerken, die in die Mauer eingelassen sind, welche den Chor von den Seitenschiffen trennt. Sie stammen aus dem fünfzehnten Jahrhundert und stellen die Legende des heil. Firmin, des Schutzpatrons von Amiens und der Picardie, dann die Thaten und den Tod Johannes des Täufers dar.

Sie sind naiv und alterthümlich in Erfindung und Ausführung, dabei aber voll Leben, Bewegung und Ausdruck. Die Mannigfaltigkeit der Typen, die sprechenden Stellungen und Gruppirung, Alles ist höchst merkwürdig. Sie sind gefärbt und gleichen dadurch den Terracotta-Gruppen, die man im Norden von Italien, namentlich in Modena, findet.

Trotz aller vorzüglichen Einzelheiten bleibt doch die Harmonie des Ganzen das Bewundernswürdigste an der Kirche, die sich vom Triforium aus sehr gut überblicken läßt. Von hier aus kann man auch den Thurm besteigen, der die Aussicht über das Thal der Somme beherrscht. Von einem dieser Thürme sah Heinrich IV. den Rückzug der Spanier im Jahre 1597 an. Das Dach selbst ist ein Meisterwerk der Zimmerarbeit und muß einen Wald von Eichen und Kastanien verschlungen haben. Es hat manchen historischen Act beschirmt. Denn in der Kathedrale von Amiens wurde Isabeau von Bayern im Jahre 1385 mit dem schwachsinnigen König Karl VI. vermählt; hier huldigte im Jahre 1329 der englische König Edward III. Philipp von Valois für Guienne, hier war 1263 Ludwig der Heilige Schiedsrichter zwischen dem englischen König Heinrich III. und seinen Baronen, und hier hat Peter der Einsiedler, der aus Amiens gebürtig war, den ersten Kreuzzug gepredigt. Seine in Erz gegossene Statue erhebt sich im Rücken der Kirche und zählt zu den besseren Arbeiten unter den vielen Hundert, denen man überall im Lande begegnet. Sie faßt den Eremiten auf, wie er predigend, anrufend, durch die Lande zieht. Die Linke liegt auf der Brust, in der Rechten hält er das Cruzifix. „Dieu le veut!“

Das Rathhaus der Stadt lohnt einen Besuch nicht, außer wenn man den Saal sehen will, in welchem im Jahre 1802 der Congreß gehalten und der berühmte Friede von Amiens unterzeichnet wurde. Noch eine kleine Kirche sollte man sehen, nur nicht unmittelbar nach der Kathedrale. Es ist die Kirche St. Germain, in einer kleinen Nebenstraße gelegen, ein Studium für einen Baumeister, ein wahres Muster von dem, was eine Stadtkirche sein sollte. Sie datirt vom fünfzehnten Jahrhundert und ist höchst anmuthig in ihren Verhältnissen, lieblich und harmonisch, wie ein kurzes, in sich vollendetes Gedicht.

Bemerkenswerth wegen ihrer schönen gothischen Kirche ist auch Abbeville, die zweitwichtigste Stadt der Picardie. Die St. Vulfram- (Wolfram-) Kirche, welche wir abbilden, ward im fünfzehnten Jahrhundert begonnen, aber niemals vollendet; sie hat ein prächtiges, mit Statuen geschmücktes Portal, eine durchbrochene Balustrade und Gallerie nebst zwei mit etwas über 50 m hohen Thürmen. Die Stadt Abbeville selbst mit 20,000 Einwohnern ist die Hauptstadt der alten Grafschaft Ponthieu; ehemals eine Festung, ist Abbeville heute noch ein ansehnlicher Waffenplatz und dank einem direct mit dem Meere in Verbindung stehenden Kanal zugleich Seehafen. Die Gezeiten machen sich im Hafen deutlich fühlbar, bei beträchtlicher Fluth steigt das Wasser um mehr denn 2 m. Die Somme, an welcher Abbeville liegt, theilt durch ihre Spaltung die Stadt in drei besondere Viertel; die Straßen sind aber auch hier enge und winklig, die Häuser indeß zum Theil interessant durch ihre aus Holz aufgeführten Façaden. Abbeville, das noch drei andere kleine Flüßchen bewässern, liegt in dem hier 4 km breiten, lachenden und fruchtbaren Thale der Somme, welches durch die auf der Strecke bis zu dem 44 km entfernten Amiens gemachten urgeschichtlichen Funde in aller Welt berühmt geworden ist. Es war ein zu Abbeville wohnhafter Alterthumsforscher, Jacques Boucher de Crèvecoeur de Perthes (geb. 10. September 1788 zu Rethel, gest. 5. August 1868), welcher Jahrzehnte lang in den Diluvialbildungen, den Sand- und Kiesgruben des unteren Sommethales wühlte, um die Beweise herbeizuschaffen für seinen Ausspruch, den er schon 1836 mit großer Bestimmtheit gethan, „daß man in Ermangelung fossiler Menschenreste früh oder spät im Diluvium Spuren von der Thätigkeit vorsintfluthlicher Menschen finden werde.“ Und schon im Jahre 1838 gelang es dem emsig suchenden Forscher, in den genannten Ablagerungen, mitten unter fossilen Elefanten- und Nashorngebeinen, zahlreiche aus Feuerstein verfertigte Werkzeuge — Aexte, Beile — aufzufinden, die er der Société d'émulation in Abbeville vorlegte. Sein Fund wurde jedoch mit Gleichgültigkeit und Unglauben aufgenommen und lange stand Boucher de Perthes einsam und verlassen. Man muß seine Klagelieder lesen, um den Schmerz dieses für die Aufklärung begeisterten Mannes über den Unglauben, dem er überall begegnete, begreifen zu können. Englischen Geologen gebührt die Ehre und das Verdienst, daß sie sich zuerst veranlaßt fanden, in dem Thale der Somme an Ort und Stelle selbst Untersuchungen anzustellen,

welche alsbald die Echtheit der Boucher'schen Funde aufs hellste erwiesen. Fast jedes Jahr brachte nun neue Funde und das Sommethal ward gradezu die classische Fundstelle der primitivsten Artefakte, gewissermaßen die Geburtsstätte der heute schon über ein reiches Material verfügenden Wissenschaft der Prähistorie. Im April 1863 ward endlich die gelehrte Welt durch die Kunde überrascht, daß man in dem Diluvium von Moulin-Quignon, in der Nähe von Abbeville, einen menschlichen Kinnbacken gefunden habe — und sofort begann wieder der hartnäckige Prozeß über die Echtheit oder Unechtheit dieses Fundes. Dem hochverdienten Boucher de Perthes ward glücklicherweise vor seinem Lebensende noch die Freude zu Theil, jeden Zweifel beseitigt zu sehen.

Wir wollen indeß uns in keine weiteren Untersuchungen über die vorgeschichtlichen Bewohner der



Abbeville.

Picardie verlieren, wohl aber müssen wir der heutigen Bevölkerung des Landes einige Worte widmen. Die Picarden sind von flämischer Abstammung; in diesem Lande, wo der Feudalismus und der Municipalgeist im Mittelalter zugleich so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, sind die verschiedenen Classen noch jetzt durch sehr merkliche Unterschiede getrennt und man findet hier den sogenannten Adel, die reiche Bürgerschaft (la bonne bourgeoisie), die Kleinbürger und die kleinen Leute (petites gens). Positiv, ohne innige Verbindungen, wie ohne Feindschaft unter einander lebend, den alten Gewohnheiten wie den alten Ansichten treu, ziemlich gleichgültig in der Religion, gute Soldaten, aber ohne Aufschwung, Freunde der Ordnung in der Politik wie im Privatleben, bilden die Picarden unter den sie umgebenden Provinzen eine Art Kolonie aus den. Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Wie ihre Nachbarn, die Flamänder und Artesier, zeichnen sie sich durch gesunden Hausverstand in der gemeinsten Bedeutung des Wortes aus, weit mehr als durch Geist und Einbildungskraft, und wie diese sind sie auch in ihrem Benehmen meist düster und stumm, verschlossen, trotzig, jähzornig und stolz. Es gehen bei ihnen bäuerliche Zweikämpfe im Schwange, bei welchen der Sitte gemäß um die Gegner vier Pflöcke eingeschlagen

werden, während die Bedingungen des Kampfes mit leiser Stimme besprochen werden. Dann giebt man den vier ungeduldigen Raufern das Zeichen zum Losgehen. Die rechte Hand nach vorwärts gestreckt, trachten sich die Kämpfer mit dem linken Arm zu umfassen. Sie zielen blos nach den Schläfen. Ein einziger, wohl treffender Schlag genügt oft, um augenblicklichen Tod herbeizuführen. Doch leben unter den Picarden noch mancherlei Sagen und Märchen, in welchen Verzauberungen, Feen und selbst der Teufel eine bedeutende Rolle spielen. Auch halten sie noch manch alterthümlichen Brauch fest, darunter einige, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Am Faschingdienstag wird wie in Rom der Carneval verbrannt. Die Burschen ziehen verkleidet im Dorfe umher, einen Fiedler an der Spitze, während ein gleichfalls maskirter Mann die in Lebensgröße hergestellte Puppenfigur des Carneval auf dem Rücken trägt. Abends bringt man sie auf den Platz, wo ein kleines Feuer angemacht ist. Nun bindet man die Puppe an einen Pfahl und zündet sie an. Die Anwesenden tanzen um das Feuer und singen:

Mardi-Gras est brûlé
Il va être enterré.
Demain il n'en sera plus parlé,
Mardi-Gras aura été.

Am Faschingdienstagvorabend ziehen die Masken von Haus zu Haus, indem sie folgendes sehr nichtssagende picardische Liedchen singen, welches zugleich als Dialectprobe dienen möge. Des besseren Verständnisses halber setzen wir die Uebersetzung ins Schriftfranzösische zur Seite:

Ou gui nel; mig et mig!
Donnez-mé d'ol flamigue;
Qu' all' fut bis, qu' all' fut blanc,
Ch'est por un' omme qu'est point freyant,
Ej' vous vois par un klon treu,
Qu' on mingéz du pâté keu;
Si on n' m' in donnez point un morcieu,
J'oll dirai à ch' conconnier
Qui vous mettro den sen peignier.

Au gui neuf! mig et mig!
Donnez-moi de la flamiqne (grober Kuchen)
Qu' elle soit bise ou blanche
C'est pour un homme peu friand.
Je vous vois par un petit trou
Manger du pâté chaud
Si vous ne m'en donnez pas un morceau
Je le dirai au marchand de lapins
Qui vous mettra dans son panier.

Die Sänger empfangen darauf Geschenke an Butter, Eiern, Brot und selbst mitunter an Geld.

Zu Allerheiligen wird an manchen Orten der Picardie zur Vornahme einer Ceremonie geschritten, welche sich — wie ihr Vorkommen bei vielen Naturvölkern beweist — offenbar aus tieferen Kulturstadien in die Gegenwart noch gerettet hat; es ist dies die sogenannte réception des fieux, welche der Wehrhaftmachung der Jünglinge entspricht. Als fieu aufgenommen zu werden, bedeutet den Eintritt in die Reihen der Männer, und ist zugleich ein Pubertätszeugniß. Der Aufgenommene erwirbt das Recht, die Blouse mit dem blauen, in rother Wolle gestickten Kragen zu tragen, das eigentliche Mannskleid jener Gegenden. Alljährlich in der Frühe des Allerheiligentages versammelt der Chef der Fieux seinen Beirath in einem besonderen Gemach; dort werden die Register durchgesehen, worin alle Geburten männlicher Kinder in der Gemeinde sehr sorgfältig eingetragen sind und danach ein Verzeichniß aller jener gemacht, welche am 1. November um Mitternacht das sechzehnte Jahr erreichen. Dieser Gebrauch ist so festgewurzelt, daß bei der Geburt eines Sohnes der Vater denselben zuerst beim Register der Fieux anmeldet, ehe er sich zum Bürgermeister oder zum Pfarrer begiebt. Ist die Liste der Sechzehnjährigen festgestellt, so wird sie dem Gemeindeaustrommler übergeben, welcher sie in allen Straßen verliest mit der Weisung, sich Nachts, um Mitternacht, in einem dazu bestimmten Wirthshause einzufinden. Um besagte Stunde treffen die Candidaten ein. Ein Tisch ist in der Mitte des großen Saales aufgestellt. Um denselben sitzen das Oberhaupt der Fieux und sein Rath, aus zwölf Köpfen bestehend. Nur die Männer des Dorfes dürfen der Ceremonie beiwohnen. Weiber und Kinder sind davon streng ausgeschlossen. Nun werden die Aufzunehmenden eingeführt und um Name, Alter, Stand u. s. w. befragt. Man legt ihnen ein Buch vor, woraus sie müssen fließend lesen können. In ein aufgeschlagenes Register muß jeder eine Zeile schreiben, und es ist rührend, diesen umfangreichen Band zu durchblättern, worin der Jüngling auf den ersten Seiten die Schrift seiner Väter und Großväter findet, welche die nämliche Ceremonie durchmachen mußten, als sie in seinem Alter standen. Der Sechzehnjährige, welcher noch nicht seine erste Communion erhalten haben sollte, wird auf das nächste Jahr zurückgeschickt. Eine Holzhaueraxt liegt auf dem Tische; der Candidat muß sie mit einer Hand aufheben und beweisen, daß er im Stande ist, sie zu handhaben, um sich ihrer ordentlich

bedienen zu lernen. Man läßt ihn dann eine Garbe binden, einen Ulmenstamm durchsägen, eine Sense schleifen, ein Holzbündel machen, einige Maschen eines Netzes knüpfen und die auseinander genommenen Theile eines im Saale aufgestellten Pfluges zusammensetzen. Hat er alle diese Proben siegreich bestanden, so führt man einen Esel herein, welchen jeder Candidat satteln, zäumen und schließlich besteigen muß. Dreimal macht er auf demselben die Runde um den Tisch, erhält dann ein Glas Branntwein, das er möglichst in einem Zuge leert, alle Anwesenden rufen: fieu! fieu! fieu! Er springt von seinem Esel und ist nun Mann geworden. In diesem Augenblicke öffnen sich die Thüren; alle Frauen und Mädchen des Dorfes, welche sich bis dahin an die Thüren und Fenster drängten, brechen in den Saal; sie bilden um die neu Aufgenommenen einen Kreis und jeder von diesen, nachdem er dreimal den Kreis umschritten, wählt sich eine Ehrenjungfrau, welche er in Aller Gegenwart umarmt. Nun kreischen die Saiten einer Violine die von Alters her im Lande gewohnte Melodie, die Quadrille stellt sich auf; man tanzt, trinkt, lacht, singt, namentlich singt man. Die Ehrenjungfrauen gehören die ganze Nacht jenen, die sie erwählt, tanzen nur mit ihnen, werden von ihnen nach ihrer Hütte zurückgeführt, und es ist selten, daß diese Wahl nicht ein Gefühl aufkeimen läßt, woraus fast immer einige Jahre später ein Ehebund entsteht, dessen reine und unschuldige Vorstadien durch ein fünf- bis sechsjähriges Verhältniß nicht nothwendig befleckt werden.

Nach seiner Aufnahme als Fieu ist es dem jungen Manne gestattet, nach den Mädchen zu blinzeln, auch auf die eine oder die andere ein Auge zu werfen. Das Ideal der Picarden sind stark geröthete, fleischige Backen, gutgewachsenes Haar, die Augen nicht zu groß und der Mund nicht zu klein, weil dies als Zeichen guten Gesichtes und gesunden Magens gilt, die Arme nicht weiß aber muskulös, die Beine nicht zart, aber auf breiten Sohlen ruhend, weil dies Kraft und Arbeitsfähigkeit andeutet. Die Mädchen ihrerseits sehen sich der Sitte gemäß nach ihrer ersten Communion um einen Zukünftigen, einen „promis“, um, wollen aber keinen Burschen ohne Pfeife; das Nichtrauchen halten sie für ein Zeichen schlechter Lunge. Das Freien ist ziemlich einfach. Sonntags nach beendigter Messe stellt sich der Jüngling in der Kirche beim Weihbrunnen auf und bietet der Auserwählten das Weihwasser mit den zwei ersten Fingern an. Streckt sie den Daumen aus, dann ist nichts zu machen, ihr Herz ist nicht mehr frei oder der Bewerber paßt ihr nicht; macht sie aber eine Reverenz und zeigt den Mittelfinger bis zu dem Gliede, wo man den Trauring trägt, dann bedeutet dies: die Sache kann sich machen. Die weiteren Verhandlungen übernehmen dann die Eltern des Freiers. In Carlepont existirt aber eine besondere Sitte, bekannt im ganzen Lande als die Fiançailles de Carlepont. Zu Mitfasten, nach der Vesper versammelt sich seit unvordenklichen Zeiten die Jugend des Dorfes und der umliegenden Ortschaften auf dem Platze vor der Kirche. Die Mädchen und Burschen kommen stets zu zweien angerückt, trennen sich, kreuzen die Gruppen der Eltern, umkreisen die Neugierigen und zerstreuen sich in fröhlicher Weise. Nun beginnen die sogenannten „Fiançailles“. Die Gevatterinnen werden lebendig. Da spricht die eine ganz leise mit einem Burschen, eine andere winkt einem Mädchen, eine dritte wispert einer Mutter ins Ohr; dann treten sie Alle wieder zusammen inmitten von der Versammlung und geben die Losung aus, um die Dinge nicht zu verwirren. Endlich streift jede Gevatterin hinter einem Burschen und raubt ihm den Hut, welchen sie einem jungen Mädchen bringt. Wenn der Eigenthümer des Hutes sich dann meldet, giebt die Schöne ihm den Hut zurück, nimmt seinen Arm und wendet sich mit ihm nach dem Tanzsaale. Weder Vater, Mutter, noch selbst der Feldhüter haben an jenem Tage genügende Autorität, um jene zu trennen, welche die Gevatterinnen verbunden haben. Abends führt der Verlobte sein Mädchen bis zu ihrer Thüre. Lassen ihn die Eltern, unter irgend welchen Vorwande, nach ihrer Tochter in das Haus treten, so nehmen sie ihn als Schwiegersohn an. Wehren ihm aber die Eltern den Eingang, so ist dies mit einer positiven Ablehnung gleichbedeutend. Eine seltsame Sitte herrscht noch in der Gemeinde Chauny. Hier setzt man nämlich für den ganzen Hochzeitstag bis zu dem Augenblick, wo der Bräutigam die Braut fordert, um sie in das Brautgemach zu führen, einen behenden, kräftigen, jungen Burschen als Wächter über die letztere. Alle möglichen Kniffe werden angewendet, um die Wachsamkeit desselben zu vereiteln, und manchmal sucht man ihm sogar mit Gewalt seinen Schützling zu entreißen. Wird er nur ein einziges Mal überlistet, so muß er am folgenden Tage, verkehrt auf einem Esel sitzend, dessen Schwanz er statt des Zügels in der Hand hält, und von den Spielleuten und Hochzeitsgästen gefolgt, das ganze Dorf durchreiten.

Die Picardie grenzt im Norden an die Grafschaft Artois oder das heutige Departement des Pas de Calais, das Quellgebiet der Scarpe, Lys und Aa. Artois ist ein an großen, gutangebauten und trotz zahlreicher Sümpfe fruchtbaren Flächen reiches, von zahlreichen kleinen Flüssen und Canälen durchströmtes und befruchtetes Land mit wenig Wald und wenigen flachen Kreidehügeln, deren Kette den südlichen, leicht welligen Theil, der sich gegen das Küstenflüßchen Authin senkt, von dem nördlichen, sanft gegen Norden gesenkten trennt. In diesen Hügeln gewinnt man Sandstein, Marmor und Steinkohlen. Nach dem Meere zu wird das Land



Das Rathhaus zu Arras.

sandig, obwohl der Anbau auch an den Dünen fortschreitet. Zahlreiche Anpflanzungen und Entwässerungen haben seit einem halben Jahrhundert Boden und Luft des feuchten, nebligen, kalten und in manchen Theilen ungesunden Landes wesentlich verbessert. Doch bleiben die Winter lang und regnerisch, und das Wetter ist wohl nirgends in Frankreich so veränderlich und unbeständig, wie hier, in Artois. Seiner Natur so wie den politischen Verhältnissen nach gehörte die Grafschaft, welche das Artois flammingant oder Téronnanais, das Artois wallon (Gohelle), dann die Landschaft Escrebieu, Ternois und einen Theil der Pevèle umfaßt, zu der großen Grafschaft Flandern, an die sie im Norden grenzt; aber schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ward das Artois den Verlockungen französischer Begehrlichkeit bloßgestellt und als Brautschatz abgezweigt, kam zwar gleichfalls durch Heirath wieder an das flandrische, dann an das burgundische Haus, ward jedoch

im siebzehnten Jahrhundert die erste Beute, als Ludwig VIII. die Zerreißung der spanischen Niederlande ins Werk zu setzen begann.

Dieser wechselvollen Vergangenheit gedenkt man vielleicht am meisten in der alten Bischofsstadt Arras am rechten Ufer der Scarpe, der einstigen Hauptstadt des Artois und jetzt Chef-lieu des Departements. Eine mit allen bürgerlichen Freiheiten und Exemtionen ausgestattete Stadt einer Provinz, die den flandrischen Grafen und burgundischen Herzogen unter französischer Suzeränität gehörte, mußte Arras vielfach in die schwierige



Der Wartthurm von Béthune.

Lage kommen, die von so unklaren Verhältnissen unzertrennlich ist und wovon wiederholte Belagerungen Zeugniß ablegen. Ihren Herzögen treu anhänglich, übertrug die Stadt diese Anhänglichkeit auf ihre Erben, die Habsburger. Von Frankreich wollten die Bewohner der Stadt nichts wissen:

Quand les souris prendront les chats
Le roi sera seigneur d'Arras,

sang man in jenen Tagen. Hier fand unter glänzenden Festen die Versöhnung zwischen Philipp dem Guten und Karl VII. statt, welche den Engländern, die in der Nähe von Arras im Jahre 1415 den entscheidenden Sieg von Azincourt errungen hatten, den Boden ihrer Herrschaft unter den Füßen hinwegzog. Hier bezeichnete Ludwig XI. sein Walten mit breiter Blutspur. Inmitten der religiösen Wirren that Arras, welches den Cardinal

von Granvelle unter seinen Bischöfen zählte, sich durch unerschütterliches Festhalten am katholischen Glauben hervor. Im Jahre 1640 eroberte der Marschall de la Meilleraye nach hartnäckiger Gegenwehr die Stadt, welche seitdem französisch blieb, manche ihrer Freiheiten bewahrte, aber ihre Blüthe und auch ihre Einwohnerzahl, welche jetzt nur mehr 26,000 beträgt, immer mehr schwinden sah und in der Revolutionszeit Schauplatz entsetzlicher Blutscenen wurde, wobei einige ihrer Mitbürger, die beiden Robespierre und Joseph Le Bon, ihr Bestes thaten. Auch in anderer Beziehung hat die Revolution hier gewüthet. Nebst zahlreichen Kirchen und Klöstern verschwand die großartige Kathedrale, aber noch manches merkwürdige Bauwerk ist gerettet worden, namentlich in der oberen Stadt. Die Grande Place mit ihren interessanten Häusern aus der Zeit der spanischen Herrschaft, das prächtige Rathhaus, eines der schönsten im nördlichen Frankreich, mit seinen Bogenhallen und 75 m hohem, reichgegliederten, viereckigen Wartthurme, der aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stammt, erinnern an die schönen Städte Flanderns und Brabants. Die neueren Befestigungen sind großentheils von Vauban. Einst zeichnete sich Arras durch einen auch in anderen Nachbarstädten blühenden Industriezweig aus, dem es den Namen gab, durch seine schon seit dem vierten Jahrhundert berühmte Teppichwirkerei, Oeuvre d'Arras, woraus das Arrazzo der Italiener. Rafaels berühmte Teppiche sind bekanntlich in den Niederlanden gewirkt. Heute fabricirt die sehr friedliche Stadt Arras vorzugsweise Spitzen, Töpferwaaren, Gußeisen, Oel Cichorien, Zucker und hat einen ausgedehnten Getreidehandel.

Verlassen wir Arras mit der Eisenbahn in der Richtung nach Calais, so stoßen wir bald auf das in einer sumpfigen Ebene gelegene und ehemals befestigte Städtchen Béthune, welches uns blos durch seine Kirche St. Vaast, ein Bauwerk des sechzehnten Jahrhunderts, so wie durch seinen aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Wartthurm auffällt. Seitdem Béthune zu Frankreich gehört, ist es nur einmal und zwar gegen Ende des vorigen Säkulums aus der Dunkelheit hervorgetreten. Um jene Zeit machte sie sich nämlich bemerklich durch einen gewissen Sieur de Huchin, Marquis de Longastre, welcher in dem ganz nahe von Béthune gelegenen Schlosse Annezin hauste und ein berüchtigter Raufbold, in Wahrheit ein Scheusal war, dessen Missethaten und Verbrechen, unter der Maske von Duellen begangen, ihn zum Schreck der ganzen Gegend gemacht hatten. Sehr fein sind die Leute auf dem flachen Lande in Artois auch heute noch nicht, wie die seltsamen Karnevalsvergnügungen zu St. Pol, einem Platze südwestlich von Béthune, beweisen. Dort ergötzt man sich nämlich nicht etwa an den Masken, sondern an einigen Zuschauern, welche systematisch auf dem öffentlichen Platze erscheinen und dort mit einem Muthe, der einer besseren Sache würdig wäre, Beleidigungen aller Art, selbst Hiebe und unbegreiflicherweise sogar die ekelhaftesten Schabernake erdulden, welche unter dem Maskenschutze die rohen Spaßmacher nicht weniger systematisch an sie verschwenden. Man sieht welche, die sich ins Gesicht schlagen, ihre Kleider in Fetzen zerreißen, sich im Koth wälzen und mit Flüssigkeiten aller Art und jeglichen Geruches begießen lassen, ohne eine Miene zu verziehen. Das ist ihr Triumph, ihr Stolz, ihr Ideal. Freilich, werden ihnen die „Späße" zu arg, so brauchen sie blos das leiseste Zeichen zu machen, um damit fortan verschont zu bleiben; der Sieg aber ist dann in diesem unfeinen Wettkampfe auf Seite der Bedränger. Allerdings ist die Musik die unerläßliche Begleiterin dieser Saturnalien, aber sie hat blos in allen möglichen Tonarten eine einzige, dort einheimische Melodie zu wiederholen. Sonst ist der Charakter im Artois offener als in Flandern, aber minder lebenskräftig, und die Einwohner, arbeitsam, eifrige Katholiken, eifersüchtig auf ihre politischen Rechte wie ehemals auf die Privilegien ihrer Stände, und fest wie die Flamänder, haben doch nicht mehr in gleichem Grade den Geist der Industrie und des Ackerbaues.

Von dem lieblichen St. Pol führt die Eisenbahn fast über das Schlachtfeld von Azincourt in das Thal der Canche und nach der Meeresküste, um dieser entlang nach Boulogne und Calais zu ziehen. Beide Küstenorte kann man von Béthune auch über St. Omer, einen wegen des dort befindlichen Lagers sehr bekannten Waffenplatz, erreichen. Boulogne-sur-mer, eine Stadt von mehr denn 40,000 Einwohnern, ist sehr arm an Sehenswürdigkeiten; das Anziehendste daran ist wohl seine Lage. Boulogne liegt in der That malerisch auf einem Hügel an der Liane, deren Mündung einen wichtigen Hafen bildet; kleine Schiffe können darin zu jeder Zeit verkehren, dagegen müssen die großen Dampfer beim Ein- und Auslaufen nach Ebbe und Fluth sich richten, weil der durch letztere bedingte Unterschied in der Tiefe des Fahrwassers ein sehr beträchtlicher ist.

Die Einfahrt schützen zwei mächtige Hafendämme, von denen der kleinere, 600 m lange, ein beliebter Spaziergang ist. Auf seiner äußersten Spitze erhebt sich ein Leuchtthurm. In der Nähe dieses Dammes befindet sich die sehr gut eingerichtete und während der Saison stark besuchte Badeanstalt, denn Boulogne ist ein elegantes, aber theures Seebad, das besonders gern von Engländern besucht wird. Letztere bilden auch fast ein Drittel der ständigen Bewohner, ist doch ihre heimathliche Insel von Boulogne aus mit einem Dampfschiffe in zwei Stunden zu erreichen. Nebst dem Handel ist der Fischfang die Hauptnahrungsquelle der Bewohner dieses wie der übrigen Küstenplätze. Boulogne treibt Kabliaufang bei Neufundland, Hering- und Makrelenfang im Canal.

Unfern der nach Calais führenden Straße, etwa 3 km von Boulogne, steht auf einer die Stadt beherrschenden Hochfläche die marmorne Colonne de la grande armée, zu Ehren Napoleons I. errichtet. Die dorische Säule ist 53,6 m hoch bei 4 m im Durchmesser und trägt ein 5 m hohes ehernes Standbild des großen Eroberers. Diese Hochfläche war auch theilweise der Schauplatz des von seinem Neffen unternommenen Einfalls in Boulogne, welche ihm die früher geschilderte Haft in Ham zuzog. Der Entschluß zu diesem Putsche ward vom Prinzen Louis Napoleon gefaßt und mit eben so viel Verschwiegenheit als Raschheit ausgeführt. Der englische Dampfer „Edinburgh Castle“ wurde auf einen Monat zu einer angeblichen Vergnügungstour gegen eine wöchentliche Entschädigung von hundert Pfund gemiethet und zwar mit der Bedingung, daß der Prinz und seine Freunde damit hinsteuern könnten, wohin ihnen beliebe. Die Theilnehmer an dieser Vergnügungspartie, Persigny, General Montholon, Dr. Conneau, de Mésonan und Andere, welche an verschiedenen Punkten aufgenommen wurden, erfuhren erst nach der Einschiffung, um was es sich handle. Mit äußerster Vorsicht hatte der Prinz Waffen, Uniformen, Munition, Wagen und Pferde und dazu den famosen zahmen Adler an Bord bringen lassen. Die Theilnehmer, auf Deck versammelt und unterrichtet, schwuren, ihm zu folgen, wohin er sie führe.

Am 6. August 1840 erreichte der Dampfer die kleine Bai von Wimereux, einige Stunden nördlich von Boulogne. Hier harrte Lieutenant Aladenice mit drei Mann, während der Prinz Dreihundert in Schlachtordnung erwartet hatte. Das war ein ominöser Anfang! Die gesammte Invasionsarmee bestand jetzt aus — 27 Mann; ein solcher Marschkörper konnte sich ohne alle Schwerfälligkeit und Verwickelung vorwärts bewegen, und so ging es denn auch im Tanzschritt, unter den Feldzeichen des Adlers mit tricolorer Flagge, en avant! Ob der lebendige Adler, der in Boulogne steigen und dann sich auf die Schulter des Prinzen herablassen mußte, mit beim Zuge war, oder von irgend einem Bedienten abgesondert bereit gehalten ward, ist nicht bekannt. So viel steht aber fest, der Adler war so zahm, daß er aus der Hand des Prinzen fraß; dieser soll sich sogar bemüht haben, ihm das vive l'Empereur beizubringen, freilich ohne Erfolg. Die menschlichen Gimpel lernten es später leichter rufen. Der Invasionsmarsch ging direct auf Boulogne. Einige Küstenwächter, welche neugierig herzuliefen, wurden gezwungen, mitzuziehen, ein kluger Streich, denn die Armee gewann dadurch gleich ein imposanteres Aussehen, aber doch noch nicht imposant genug, um einen militairischen Posten (von 42er Linieninfanterie), der ihnen unterwegs begegnete, zum Anschluß zu bewegen. Es war gegen fünf Uhr Morgens, als man die Kasernen der 42er erreichte, die Officiere noch abwesend. Der kühne Aladenice ließ die Trommel schlagen, die Soldaten sammelten sich, der Lieutenant ließ sie antreten und stellte ihnen den Neffen des Kaisers vor, der eine kurze Anrede hielt. Zwar riefen Mehrere: „Es lebe der Kaiser!“ aber gleichzeitig entstand am Thor der Kasernen Lärm; — es nahten drei Officiere, die sich beeilten, an die Spitze ihrer schwankenden Soldaten zu kommen. Kapitän Col-Puygelier, welcher die beiden anwesenden 42er Compagnien befehligte, wurde von Mésonan aufgefordert, sich ihnen anzuschließen, indem er ihm zugleich als Köder hinwarf: „Euer Glück ist dann gemacht!“ Col-Puygelier versuchte, im Gegentheil, seine Soldaten zur Zucht zurückzuführen, und als diese mit dem Rufe: „Es lebe Prinz Louis!“ antworteten, da fragte der pflichtgetreue Kapitän: „Aber wo ist er?“ „Hier“, sagte Louis Napoleon vortretend. „Ich bin Prinz Louis. Schließen Sie sich uns an und Sie sollen haben, was Sie wünschen.“

„Prinz Louis oder nicht!“ donnerte der Kapitän; „ich sehe in Ihnen nur einen Verschwörer. Entfernen Sie sich aus der Kaserne! — Mordet mich!“ setzte er hinzu, als Feuerwaffen sich auf ihn richteten. „Ich habe dann doch meine Pflicht gethan.“ Aladenice jedoch umfaßte den Kapitän mit seinen Armen und deckte

ihn mit seinem Körper. „Halt, schießt nicht auf ihn!“ rief er. „Ich bin für sein Leben verantwortlich.“ Statt aber durch diesen Schutz gerührt zu werden, schrie der Kapitän: „Man betrügt Euch, Soldaten! Es lebe der König! Es lebe Louis Philippe!“

Ein Theil der Soldaten zeigte sich königlich gesinnt, ein anderer meuterisch; Erstere entrissen den Kapitän den Armen Aladenices, um ihn zu befreien; es entstand ein wirres Handgemenge, in welchem dem Prinzen das Unglück widerfuhr, daß ein Pistol in seiner Hand sich entlud und einen Grenadier ins Gesicht traf. Dadurch wurden die Soldaten stutzig und Col. Puygelier benutzte dieses Schwanken, so daß der Prinz hier alle Anhänger verlor. Er mußte mit den Seinigen den Hof der Kaserne verlassen, man zog nach der oberen Stadt, um dort das Heil der Emeute zu versuchen. Hier aber fand man die Pforten geschlossen. Die Freunde des Prinzen



Der Marktplatz in Calais.

suchten ihn jetzt zu bereden, sich sofort wieder einzuschiffen und eine gelegenere Zeit abzuwarten, aber Louis Napoleon wehrte heftig diesen Vorschlag von sich ab. „Nein“, rief er, „ich verlasse Frankreich nicht wieder. Lebend oder todt werde ich auf französischer Erde bleiben!“ Die kleine Schaar begab sich an den Fuß der obenerwähnten Gedenksäule, welche zu Ehren der französischen Armee und zur Erinnerung an die zurückgewiesene englische Invasion errichtet worden war. Einer der Theilnehmer, Lombard, wollte die Spitze der Säule erklimmen und die Tricolore aufpflanzen, es erschienen aber bereits Gendarmen, Nationalgarden und Linientruppen. Louis Napoleon verlangte, daß ihr Feuer nicht erwidert werde, seine Genossen rissen ihn jetzt mit Gewalt auf die Flucht. Sie erreichten, immer auf dem Fuße verfolgt, die Bai, warfen sich in ein Boot und suchten die hohe See zu gewinnen. Das Boot schlug um und Alle stürzten ins Wasser. Während sie mit den Wogen kämpften, wurde von den Klippen nach ihnen gefeuert — 1500 bis 2000 Mann gegen kaum zwanzig vertheidigungslose, dem Ertrinken nahe Personen! Zwei von Louis Napoleons Freunden, der polnische Graf Dunin und Fauvre, wurden neben ihm tödtlich getroffen, Andere schwer verwundet. Er selbst empfing drei



Boulogne.

Kugeln, von denen zwei seine Kleider durchbohrten, die dritte ihn nur leicht am Arme verletzte. Inzwischen waren mehrere Boote ausgesetzt worden, die Schwimmenden aufzufangen. Als eins davon sich Mésonan näherte, den seine Kräfte zu verlassen begannen, rief er nichts destoweniger: „Rettet erst den Prinzen!" — Genug, in Zeit von wenigen Minuten waren alle noch lebenden Flüchtlinge aufgefischt und wurden gefangen nach dem alten Castell geführt, welches die Höhe von Boulogne beherrscht.

Viel weniger volkreich, aber eine Festung ersten Ranges ist Calais, welches seine Bedeutung fast ausschließlich seiner Lage an der schmalsten Stelle jener Meerenge zwischen Frankreich und England verdankt, welche nach Calais benannt ist — Pas de Calais. Die Entfernung von hier nach Dover beträgt blos 33,5 km. Aus diesem Grunde bildete Calais lange einen Gegenstand erbitterten Streites zwischen England und Frankreich, mit welch letzterem es erst 1598 durch den Frieden von Vervins für immer vereinigt wurde. Wir bieten eine Ansicht aus dem Innern dieser Stadt, welche blos in seinem Hôtel de Ville und dem hohen Thurme der Notre-Dame-Kirche einige interessante Bauwerke aufzuweisen hat. Im Uebrigen ist Calais eine hübsche Stadt. Die Wälle sind schöne Promenaden, die Straßen breit und elegant, die feineren Häuser aus Ziegeln. Doch besitzt die Stadt blos Cisternenwasser, und der bequeme Hafen, welchen jährlich über 100,000 Passagiere besuchen, versandet leider immer mehr.

Artois und das Departement du Nord, das Grenzland gegen Belgien, bilden blos einen kleinen Bruchtheil des alten Flandern, dessen Name, ursprünglich auf die Umgebung des einst seemächtigen Brügge beschränkt, nachmals den ganzen Strich von dem südlichen Theile der heutigen holländischen Provinz Seeland bis zur Grenze der Grafschaft Artois begriff. Das jetzige französische Flandern, welches nur einen Theil der aus zwei getrennten und bei Armentières an dem Lys zusammenstoßenden Stücken bildet, zerfällt in das vlämische oder Seeflandern (Flandre maritime oder flammingante mit den Terres-franches oder Plat-pays und den Moëres) und das wallonische mit dem Mélantois und der Pevèle; dazu kommt das französische Hennegau (Hainaut): Cambrésis, Ostresand, Fugne. Vlämisch-Flandern, die Bezirke Dünkirchen und Hazebrouk umfassend, ist ein Flachland, in welchem nur die niedrige Höhen- oder Dünenkette von Nienport bis Gravelingen und das gegen den Lijs, einen Nebenstrom der Schelde, sich erstreckende wellenförmige Terrain die Monotonie unterbrechen. Wallonisch-Flandern mit den Bezirken Lille, Douai, Orchies, St. Amand ist gleich dem Cambrésis theils fruchtbare Ebene, theils waldreiches Hügelland, von zahlreichen Strömen, Gewässern und Canälen durchschnitten. Noch weit mehr Terrainwechsel bildet Französisch-Hennegau mit dem ansehnlichen Bezirk von Valenciennes, von der Schelde und Sambre durchströmt, theils den vlämischen Landestheilen ähnelnd, theils den Charakter der Ardennen theilend in seinen waldigen, nicht selten öden und rauhen Hügelstrichen. Im Allgemeinen ist aber das Departement du Nord auf das Beste angebaut, reich an Wiesen, fast einem Garten gleich, wohl der gesegnetste und der bevölkertste Landstrich Frankreichs. Die Felder bringen im Verhältniß doppelt so viel hervor, als im ganzen übrigen Bereiche der Republik, und das Departement hat doppelt so viel Eisenbahnen und Wasser, viermal so viel Canäle als das übrige Frankreich. Festung an Festung schützen die in Kunst- und Gewerbefleiß blühenden, zahlreichen Städte, selbst das Haus des Bauern verräth überall Wohlstand und Reinlichkeit. Es ist zugleich eines der an mineralischen Schätzen reichsten Länder Frankreichs; für Steinkohlen und Eisengruben ist es die wichtigste Landschaft; doch gewinnt man auch Torf, Sandstein, Marmor und Schiefer. Kein anderer Theil hat so viele volkreiche Städte und feste Plätze, kein anderer liefert einen so bedeutenden Antheil zu den öffentlichen Einnahmen, denn mit Französisch-Flandern wetteifern nur wenige Provinzen in Handel und Industrie. Hinsichtlich der letzteren ist es zweifellos die wichtigste im ganzen Staate.

Wollen wir das Lob von Französisch-Flandern noch weiter verkünden, so müssen wir auch bemerken, daß in keinem anderen Lande Frankreichs die Bevölkerung so aufgeklärt, so bildungsfähig und so arbeitsam ist. Die früher aufgezählten Benennungen der einzelnen flandrischen Landstriche deuten auf eine Verschiedenheit der Nationalität und Sprache hin, — eine Verschiedenheit, die nach zwei Jahrhunderten französischer Herrschaft hier eben so besteht wie in dem benachbarten Belgien. In der That finden wir in Flandern zwei verschiedene

Rassen, eine germanische und die andere galloromischen Ursprungs, die zwei verschiedene Idiome reden, vlämisch und französisch, phlegmatische Rassen, beide gleich tauglich zum Handel, zu den Arbeiten des Ackerbaues und des Kriegs, hartnäckig und vorsichtig in allen Unternehmungen, mit tiefer Anhänglichkeit an den Boden, an die Stadt, an die Familie, aber positiv, ohne Ideale, ohne Poesie, starke Esser und ebenso starke Trinker. Der schon einmal citirte Professor Sander, allem französischen Wesen grundsätzlich abhold, empfindet eine große Freude, als er auf der Rückreise nach Flandern kam, welches er also beschreibt: „Flandern hat viele kleine Berge, sehr wenig und fast gar keine Waldungen, keinen Wein, aber brave, gute Leute, in deren ganzem Charakter und Wesen schon mehr deutsche, gesetzte, männliche, ehrliche Art ist. Man hört da nicht immer singen, leiern, tändeln, fluchen, schwören, lügen, zotteln wie in Frankreichs großen Städten. Die Leute sind dienstfertig, stille und doch weder mürrisch, noch grob." Und weiterhin bemerkt er: „Die Leute trinken viel Bier und rauchen Tabak aus langen, holländischen Pfeifen. Schon ein Vorschmack von Holland." Augenscheinlich hat unser Reisender dabei hauptsächlich den vlämischen Theil der Bevölkerung im Auge, und in der That scheint der Vläme ganz ein Deutscher oder Holländer, er ist groß, kalt, langsam, ohne Anmuth und Feinheit, von festem würdigen Charakter, von Scharfblick in den Geschäften, Liebe zur Ordnung und zur Arbeit sowie von großem Rechtlichkeitsgefühl.

Die Geschichte der Städte dieser Landstriche erinnert natürlich vielfach an jene der vlämischen und hennegauischen Schwesterstädte, mit welcher sie auch in Zusammenhang steht, obgleich die Orte von Südflandern weit davon entfernt sind, mit dem Glanz, dem Ruhm, der Größe von Brügge, Gent, Antwerpen in ihrer Blüthezeit wetteifern zu können. Auch Lille (Ryssel), der Chef-lieu des Departements, kann es nicht, heute die ansehnlichste und mit seinen 178,000 Einwohnern nächst Rouen die volkreichste Stadt des nordwestlichen Frankreich. Lille ist modernen Ursprungs, denn erst um die Mitte des elften Jahrhunderts erwuchs die Stadt aus einer inmitten der sumpfigen Niederung der Deule gelegenen Burg der Grafen von Flandern; aber sie nahm rasch zu und gehörte unter den burgundischen Herzogen zu einer der bedeutendsten des Landes, wie denn Philipp der Gute, der ihr besonders wohlwollte, hier das erste Kapitel des Ordens vom Goldenen Vließe hielt. Industrielle Thätigkeit und militärische Festigkeit haben Lille seit Jahrhunderten ausgezeichnet und so ist's bis auf diesen Tag geblieben. Lange Zeit hindurch war hier eine Art Stapelplatz für den Handelsverkehr einerseits mit Deutschland, andererseits mit Frankreich, besonders mit den großen Messen der Champagne. Industrie und Handel Lille's sind in der Gegenwart außer denen von Paris die bedeutendsten in Frankreich. Von den hier betriebenen zahlreichen Industriezweigen sind am wichtigsten: die Leinenspinnerei, die Fabrikation von Nähzwirn, Spitzenzwirn und Damast, die Baumwollspinnerei, die Schafwollweberei und die Fabrikation von Tüll und Spitzen, endlich in zweiter Linie die Oelfabrikation, die Brauerei, Destillation, Zuckerraffinerie, Seilerei und Papierfabrikation. Der Handel vertreibt Oelkuchen, Colonialwaaren, Wein, Branntwein, Liköre, Krapp u. s. w. Die Befestigungen von Lille hatten von jeher einen sehr guten Ruf; heute ist es eine Festung ersten Ranges. Anfangs in die religiösen und politischen Unruhen der spanischen Zeit hineingezogen, hatte Lille in Uebereinstimmung mit dem wallonischen Flandern sich wieder mit Spanien verständigt und hielt nun aus für seine Könige. Turenne und Condé konnten den Platz nicht nehmen; glücklicher als sie war Ludwig XIV. Lille, „cette cité qui vaut une province," wie Lafontaine sich ausdrückt, bewahrte viele municipale Vorrechte, wurde durch Vauban neu befestigt, widerstand im Jahre 1708 tapfer dem Prinz Eugen, der es nahm und 1792 dem Herzog Albert von Teschen, der es vergebens bombardirte. Die Stadt hat ein modernes Aussehen; die neuen Stadttheile mit ihren Boulevards, ihren breiten, regelmäßigen Straßen und ansehnlichen Häusern machen einen sehr stattlichen, wenngleich etwas einförmigen Eindruck. Auch besitzt Lille kaum irgend ein merkwürdiges Gebäude, wohl aber ein für eine Provinzialstadt reiches Kunstmuseum, welchem eine ungewöhnlich bedeutende Sammlung von Handzeichnungen einverleibt ist, das Vermächtniß des hier geborenen, 1832 in Rom verstorbenen Malers Jean Baptiste Wicar, eines Schülers Davids und bewährten Kenners, der die französische Revolutionszeit in Italien zum Zusammenbringen von Kunstwerken trefflich zu benutzen verstand, von dem Zusammengebrachten aber jedenfalls einen patriotischen Gebrauch gemacht hat. Den Geschichtskundigen zieht nach Lille das außerordentlich bedeutende und für die Geschichte von Flandern und Nordfrankreich wichtige



Lille.

Archiv. Die Umgebung ist an Schlachtfeldern reich. Bei dem Dorfe Bouvines errang am 27. Juli 1214 König Philipp von Anjou den Sieg über die Flamänder und ihre Verbündeten, der dem wankenden Ansehen Kaiser Otto's IV. den Rest gab. Auch das Schlachtfeld von Fontenoy ist in der Nähe, wo am 10. Mai 1745 Ludwig XV. und der Marschall von Sachsen über die Engländer siegten.

Nicht Lille allein vertheidigt die Grenze. Valenciennes (27,600 Einw.) an der Schelde, lange die Hauptstadt der Grafen von Hennegau, Geburtsort Kaiser Heinrichs VII. und Jean Froissarts, in den Zeiten der



Die Kirche von Saint-Amand.

Blüthe der südlichen Niederlande so gewerbreich wie unabhängigen Bürgersinnes voll, hat im Jahre 1793 erst nach 43 tägiger Beschießung dem Herzoge von York die Thore geöffnet. Es ist heute eine schlecht gebaute Stadt, besitzt aber einen sehr schönen Platz, den wir, umrahmt von Ansichten aus Dünkirchen, Cambrai, Roubaix und Douai, abgebildet haben. Valenciennes, auch heute noch befestigt, ist zugleich ein ansehnlicher Industrieplatz, wo Gießereien, Schmieden, Walzwerke, Drahtziehereien, Fabriken von Zucker und Raffinerien, Destillationen, sowie zahlreiche Battist- und Leinenfabriken in Betrieb stehen. Unweit davon im Norden liegt der kleine Ort Condé, ein Kriegsplatz ersten Ranges, und weiterhin St. Amand les Eaux, ein Städtchen an der Scarpe, welches von der alten Abtei den Namen hat. Das Städtchen hat einen schönen Platz und ein prächtiges Rathhaus. Die hohen alten Thurmspitzen der Abtei, in welchen, wie man sagt, der heilige Amandus den

französischen König Childerich taufte, sind schon von Weitem sichtbar. Auch bestehen bei St. Amand Thermal- und Schlammbäder, — les boues minérales — welche sehr wirksam sind und schon bei den Römern in Gebrauch standen. Südöstlich von Valenciennes liegt an der Sambre Maubeuge, ein Kriegsplatz dritten Ranges, gleichfalls durch seine Industrie bemerklich.

Welche Bedeutung andererseits das nicht weit von der Grenze zwischen Calais und Ostende am Strande gelegene Dünkirchen oder Dunkerque für Frankreich, so für die Kriegsmarine, wie für die Behauptung der vlämischen Küsten gehabt hat und noch besitzt, zeigt die an Ereignissen und Wechseln reiche Geschichte dieses Platzes, namentlich die des siebzehnten Jahrhunderts, als Frankreich, Spanien, England, Holland um den Besitz des Hafens kämpften, dessen Seeleute, Jean Bart an der Spitze, der Schrecken der Meere waren. Auch heute



Maubeuge.

noch sind die Bewohner Dünkirchens die furchtlosesten Seeleute. Der Hafen ist groß und bequem, aber vor demselben liegt eine gefährliche Barre. Dünkirchen ist regelmäßig gebaut und schon seit langen Zeiten ein wichtiger Handelshafen von jetzt 37,000 Einwohnern, vornehmlich reich durch seinen Kabliaufang. Die Umgebung der Stadt ist öde und sandig. Am Fuße der Dünen, die es vom Meere trennen, heißt das sandige Ufer „Estrange" und dieses bleibt bei der Ebbe in einer Breite von 156 m trocken. Im Süden aber breiten sich Canäle und Sümpfe aus, in deren Mitte Bergues, ein Waffenplatz dritten Ranges aber zugleich ein wichtiger Getreidemarkt, liegt. Bis vor wenigen Jahren war das Städtchen von Sumpffiebern heimgesucht, die jedoch seit den vorgenommenen Entwässerungsarbeiten verschwunden sind. Bergues besteht aus regelmäßigen Ziegelbauten und einer schönen, St. Martin geweihten Kirche, sowie einem Belfried, welcher als historisches Denkmal zu den schönsten im ganzen Departement gehört. Nach südlicher stoßen wir auf das einst befestigte Cassel (Castellum Morinorum) von dem wir gleichfalls eine Ansicht bieten. Es liegt auf einer Höhe, von der man 36 ansehnliche und fast hundert kleine Städte, deren Thürme sich über die Bäume erheben, und das

Dunkerke — Cambrai — Valenciennes — Roubaix — Douai.

Meer sieht: eine Aussicht, einzig in ihrer Art, über einen endlosen Garten, nach allen Richtungen von Alleen durchzogen, die über die fetten Weiden und die goldgelben Saaten hinlaufen. Die Kraft der Vegetation und die Mannigfaltigkeit der Bebauung ist beispiellos. Aber wohin man in diesem Lande blickt, wird man an Kämpfe älterer wie neuerer Zeit gemahnt. Gravelines im Westen von Dünkirchen, weist Egmonts Sieg über die Franzosen im Jahre 1559, Hondschoote dicht an der belgischen Grenze die Niederlage der Engländer im Jahre 1793, Cassel endlich den Sieg des Herzogs von Orléans über Wilhelm III. im Jahre 1677 auf.



St. Martinskirche in Bergues.

Wenn die Franzosen Herren dieser Provinz geblieben sind, so haben sie dieselbe jedenfalls mit vielem Blut erkauft.

Wenden wir uns von Lille sowohl nach Norden, als landeinwärts südlich, so gelangen wir nach Städten, deren Bedeutung, einst eine weit größere als heute, uns auf ein anderes Feld als das militärische ruft, obgleich auch bei ihnen Befestigungen nicht vergessen sind. Nördlich von Lille liegen die beiden wichtigen Industrieplätze Tourcoing und Roubaix, deren Einwohnerzahl auf 52,000, beziehungsweise 92,000 Köpfe angeschwollen ist. Im Allgemeinen ist von ihnen kaum etwas zu berichten; der Merkwürdigkeiten sind wenige, dafür aber das Getriebe der Industrie desto großartiger. Man hat hier recht günstige Erfolge erzielt mit der Anlage von Arbeiterquartieren, welche in Paris und Amiens nur ein Fiasko erlebt hatten. Man erbaute die anziehendsten, gesundesten, mit allem Comfort ausgestatteten Wohnungen; es meldeten sich aber keine Arbeiter.

Die Arbeiter will eben nicht casernirt sein, er liebt die Freiheit des Daseins und betrachtet diese prunkenden Arbeiterstädte als eine Art Hospital; er will nichts davon wissen und zieht es vor, im Schmutze ungebunden weiter zu leben. In Marcq-en-Broeul, 4 km von Lille entfernt, besteht aber eine Arbeiterstadt, die sich des besten Gedeihens erfreut. Die Häuschen sind mit Gärten umgeben und die Leute schwärmen für die Gärtnerei. Die Fabrik liegt mitten in dieser Anlage, so daß die Arbeiter fast wie zu Hause sind. Sie erhalten die nöthigen Lebensmittel zu billigen Preisen, haben ihre eigene Musikkapelle, ihren eigenen Gottesdienst, ihre eigenen Ver-



Der Belfried von Bergues.

gnügungen. Alles ist aufs Trefflichste, und doch hat Marcq einen Fehler. Es gehört einem Besitzer. Noch weit großartiger sind die Erfolge dort, wo die Fabrikherren, wie in Roubaix, sich herbeilassen, den Arbeitern Haus und Gärtchen gegen entsprechende Lohnabzüge ins Eigenthum zu überantworten. Der französische Arbeiter strebt, wie alle seine Landsleute, nach Grundbesitz und der Besitz bringt in ihm eine große Wandlung hervor. Die kleinen Häuschen und Gärtchen haben das Wirthshaus todtgeschlagen und in der Bevölkerung den Familiensinn geweckt und gepflegt, kurz sie haben mehr geleistet, als die eifrigsten Ermahnungen, um den Geist der Sparsamkeit zu nähren.

Einen etwas verschiedenen Charakter hat Douai (Duacum) mit etwa 27,000 Einwohnern. Im Mittelalter voll gewerblicher Thätigkeit, reich durch den englischen Handel, erlangte Douai im sechzehnten Jahr-

hunderte Wichtigkeit durch seine Hochschule, welche, mit jener von Löwen wetteifernd, den religiösen Neuerungen Widerstand zu leisten bestimmt war, und im achtzehnten Jahrhundert durch das Parlament von Flandern, das mit der alten Monarchie unterging. Douai an der Scarpe ist fest, mit alten bethürmten Mauern umgeben und nimmt großen Raum ein, da es fast eben so viel Gärten als Wohnungen hat. Die Straßen sind gerade, der Platz ist schön, das Arsenal eines der bedeutendsten in Frankreich. Die Stadt besitzt nebst Museum und Bibliothek eine Akademie, eine Gemäldegallerie und einen botanischen Garten. Eine breite, prächtige Straße führt von Douai nach Cambrai oder Camryk (Cammerich) an der Schelde, welche dort noch ein Bach ist. Auch Cambrai blickt auf eine wechselvolle Geschichte zurück. Eine der ältesten Bischofssitze Galliens, von allen Schicksalswechseln der Merowinger- und Karolingerzeit betroffen, zu Austrasien und als freie Commune



Cassel.

mit ihrer Grafschaft unter Bischöfen, nachmals Erzbischöfen, zum römisch-deutschen Reich gehörend, wiederholt in die Kriege der Grafen von Flandern und Hennegau und ihrer französischen Nachbarn, dann der Spanier und Franzosen hineingezogen, verblieb Cambrai den letzteren seit Ludwig XIV. und bewahrte auch dann und bis zur Revolution seine municipalen Freiheiten wie den fürstlichen Rang für seine Oberhirten. Zwei Verträge des sechzehnten Jahrhunderts haben der Stadt namentlich für die Geschichte Italiens eine verhängnißvolle Bedeutung gegeben, die Ligue von 1508, welche Venedig vernichten sollte und es jedenfalls auf immer schwächte, und der sogenannte Damenfriede von 1529, durch welchen Franz I. sich mit Karl V. vertrug, indem er ihm das durch Frankreich gegen das Reich aufgehetzte Italien preisgab. Der Bischofsstuhl von Cambrai bietet in seiner Geschichte starke Contraste dar: Pierre d'Ailly und Robert von Genf, als Gegenpapst Clemens VII., Fénélon und Dubois, der übrigens nie hier war. Unter allen diesen leuchtet als mildglänzendes Sternbild unvergänglicher Größe durch alle Jahrhunderte blos Einer hervor: François Salignac de la Motte Fénélon,

der im Schlosse Fénélon in Périgord am 6. August 1651 das Licht der Welt erblickte und am 7. Februar 1715 als Erzbischof von Cambrai starb. Der Mann verdient es, daß wir einen Blick auf seinen Lebensgang werfen.

Fénélon, vom Hause aus mit einem sanften, biegsamen Charakter beanlagt, wurde bis zum zwölften Jahre von seinem Vater sorgfältig erzogen, wonach er von einem Hauslehrer tiefer in das Studium der alten Sprachen eingeführt wurde, welche auf die Blüthe und Gediegenheit seines Styls und auf den großartigen Schwung seiner Phantasie, überall verbunden mit einem feinen, guten Geschmacke, einen nachhaltigen Einfluß übten. In Paris studirte er unter Aufsicht seines Oheims, des Marquis von Fénélon, Philosophie und Theologie, woselbst Fénélon, wie Bossuet, Erzbischof von Meaux erzählt, schon im fünfzehnten Jahre seine erste Predigt hielt. In der Priestercongregation von St. Sulpice erhielt er die Priesterweihe und das erste



Die Porte Notre-Dame in Cambrai.

kirchliche Amt: die Aufsicht über die neubekehrten Katholikinnen, denn es war in den damaligen Zeitläufen unter anderen Glaubenskämpfen auch der berühmte „Jansenistische Streit" in arger Gährung. Um diese Zeit schrieb Fénélon seine Schrift über die „Erziehung der Töchter" und eine „Anweisung zur Führung des geistlichen Amtes," beides ganz vorzügliche Schriften. Nach einer zehnjährigen Amtsführung übertrug ihm Ludwig XIV. das Amt der Bekehrung der Hugenotten. Fénélon nahm an. Aber dabei verbat er sich auf das Entschiedenste die Mithilfe der — Dragoner, denn er schrieb an Bischof Bossuet die denkwürdigen Worte: „Der König brauche den Leuten nur Dragoner zu schicken, und er könne sie eben so gut zum — Muhammedanismus als zum Christenthum nöthigen." Nach theilweiser Vollendung gedachter Mission wurde Fénélon 1689 Erzieher des Enkels Ludwig XIV., des Herzogs von Burgund, nachmals auch der Herzoge von Anjou und Berry, ein sehr mühevolles Amt gegenüber dem Erstgenannten, einer sehr bös gearteten Natur. Seinem Zöglinge zum Frommen schrieb Fénélon den in fast allen bedeutenderen Lehr- und Erziehungspensionaten der Gegenwart noch benützten „Telemach," der, o Ironie des Schicksals! später ob seiner „staatsgefährlichen Tendenzen" eine

Zeit lang verboten worden war; — dann seine Fabeln und andere Jugendschriften. Für seine dem Königshause geleisteten Dienste wurde Fénélon zum Erzbischofe von Cambrai erhoben.

Um diese Zeitwende war zwischen Bossuet, dem Erzbischofe von Meaux, und Fénélon wegen der — Frau von Guyon ein heftiger Streit entbrannt. Frau von Guyon war von einer schwärmerischen Gemüthsstimmung, die erst später so tief in die Katakomben des Mysticismus versank, daß ihre Art des religiösen Denkens einem geistigen Somnambulismus glich, welcher die natürlichen Anlagen des Verstandes verschließt, um durch die Herzgrube zu lesen. Madame Guyon erregte in Paris ungeheures Aufsehen, also daß sie verhaftet wurde. Wir heben nun den darüber entflammten Streit zwischen den vorgedachten zwei Kirchenfürsten aus dem Grunde hervor, weil Bossuet als der Repräsentant der sogenannten Verstandesrichtung, Fénélon als der der gefühlsmäßigen, gemüthlichen Auffassung der Religion auftritt; zwei Hauptrichtungen der Auffassung des religiösen Lebens, die auch in unserer realistischen Zeitströmung im Katholicismus wie im Protestantismus ihre zahlreichen Vertreter haben. Bossuet betrachtete die Religion mit dem Auge eines praktischen Staatsmannes, als von bestimmten Formen Begrenztes, positiv Gegebenes und durch äußere Mittel Haltbares. Auf Fénélon machte die Erscheinung einer weiblichen Natur, die bei allen Sonderbarkeiten dennoch sich für eine von keiner Berechnung geleitete Liebe zu Gott &c. entschied, einen gewaltigen Eindruck, und er glaubte sich zu versündigen, wenn er ein Heiligthum antastete, das für ihn selbst das „letzte Geheimniß aller Religion“ geworden war. Er sah eben durch die getrübte Oberfläche tiefer auf den Grund der Sache. Nach ihrer Befreiung aus der Bastille zu Paris 1705 lebte und starb Madame Guyon 1717 zu Blois.

Für Fénélon indeß erwuchsen bittere Früchte aus dem Prozesse. Die feine Maintenon, aufgestachelt durch den ehrgeizigen Bossuet, zeigte sich gegen Fénélon immer kühler, und der starke König verwies ihn endlich ungnädig in seine Diöcese. Fénélon verblieb sanft, bescheiden und immer bereit, bessere Belehrungen anzunehmen, sofern ihm diese wirklich geboten wurden. Die Sache kam endlich zur Austragung an den Papst Innocenz XII. Es handelte sich dabei um die Schrift Fénélons: „Die Grundsätze der Heiligen“, ein Buch, über welches ein Mitglied der Sorbonne also geurtheilt hat: „Es ist ein durch und durch goldenes Buch!“ Aber Innocenz erließ 1699 ein päpstliches Breve, worin 23 Sätze aus dem citirten Buche Fénélons herausgehoben und als irrige „anstößige“ Sätze bezeichnet wurden. Man möchte hellauf lachen, wenn man in diesem Breve die Verdammniß des ersten Satzes vom Buche Fénélons liest, der da lautet: „es giebt eine uneigennützige Liebe, die ohne Aussicht auf Lohn oder Furcht vor der Strafe, auch ohne Rücksicht auf die eigene Seligkeit, die es gewährt, Gott rein um seiner selbst willen liebt.“ Fénélon, der hochgestellte Prälat der Kirche, verkündigte selbst von der Kanzel: man müsse sich nach dem Breve richten. Der Bischof verdammte den Schriftsteller. Es war nicht Feigheit von Fénélon, er war eben befangen im Glauben an den höheren Willen der kirchlichen Autorität, und in dieser seiner Unschuld zeigte er sich groß. Diese vielleicht nicht erwartete Unterwürfigkeit eines so edlen Mannes, wie Fénélon war, bewegte den Papst, und derselbe gab jenem sein Wohlwollen in einem besonderen Hirtenbriefe zu erkennen. Die französischen Bischöfe aber behandelten Fénélon sehr übel, selbst als der Papst diesen den treffenden Vorwurf machte: „Fénélon hat aus Uebermaß der Liebe zu Gott geirrt, ihr Irrthum aber (der französischen Bischofcollegen) rühre aus Mangel an Liebe zum Nächsten her.“

In der Lehre und in der Seelsorge wie im stillen Herzensumgange mit Gott fand Fénélon seine Befriedigung. Er war ein Bischof, wie der Apostel Paulus sich ihn dachte, wenn er schreibt: „ein Bischof soll unsträflich sein, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig und gelinde.“ Einfachheit war die Grundeigenschaft seiner ganzen Predigt- und Lebensweise; streng und rein waren seine Sitten, überall elegant sein Stil. Fénélon sprach gerne mit den Landleuten, setzte sich wohl auch zu ihnen ins Gras, erkundigte sich über ihre häuslichen Angelegenheiten, nahm von ihnen Erfrischungen an und scheute nicht den Schmutz der Armuth, um sich näher mit ihnen zu befreunden. Fast alle seine Einkünfte ließ Fénélon in die Hospitäler und Armenhäuser fließen; ja in den Kriegsjahren öffnete er nicht blos seine Vorrathskammern, sondern er leistete auch allen Elenden persönliche Hilfe. Er war so ganz ähnlich einem mit besten Früchten reich belasteten Obstbaum der seine Zweige sämmtlich zur Erde gekrümmt und gleichsam mit vollen Händen den Menschen seine Gaben hinhält. Fénélons Theologie ist ein ausgeglätteter Alpenseespiegel; es stellt sich in ihm eine selige Ruhe dar;

die Nebel sind zerrissen, die Wolken zerstreut und die Sonne blickt freundlich und befruchtend hindurch. „Wenn", sagt Herder, „ein Sterblicher Gaben des Herzens und Verstandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu vereinigen und Alle unter das strengste Gesetz der neuen Hingabe seiner selbst zu bringen wußte, war es Fénélon. Nicht seine Kirche zwar, aber die Menschheit hat ihn — canonisirt."

In Cambrai erhebt sich ein Denkmal des großen Kirchenfürsten; sonst bietet die Stadt, welche von dem St. Quentin-Canale durchflossen wird, wenig Bemerkenswerthes; nur eine Kathedrale mit herrlichem Thurme ist vorhanden und auch die Porte Notre-Dame ist ein interessantes Bauwerk. Wenn eine so alte geistliche Stadt so wenig Alterthümliches in ihrer Erscheinung bewahrt hat — das heutige Cambrai hat gerade Straßen mit Giebelhäusern aus Backsteinen — so mag sie sich dafür an die Revolution halten, welche überall in Frankreich die „glorreichen Spuren" ihres haarsträubenden Vandalismus hinterlassen hat, der sich namentlich im Niederreißen von Kirchen und Schlössern hervorthat. Ueberall derselbe Mangel an Ehrfurcht vor dem Alten, der die französische Nation kennzeichnet, welche ausgezeichnete Historiker, aber keinen historischen Sinn besitzt. Die modernen Befestigungen wurden unter Karl V. begonnen, doch liegt Cambrais Bedeutung nicht in seiner Stellung als Festung, sondern in jener als Fabrikstadt. Die fleißige Bevölkerung (24,000 Einwohner) erzeugt Linon, Batist, Tüll und Spitzen, Baumwoll- und Merinostoffe, aber auch Seife, Oel, Pottasche, Zucker und dgl. So haben denn die Städte, die einst in der Industrie die erste Rolle spielten, auch heute noch einen guten Namen in manchen Gattungen, wie eben Cambrai und Valenciennes, aber sie sind doch nur Schattenbilder im Vergleich mit der Vergangenheit. Mit Ausnahme von Lille fehlt es allen diesen Städten an Leben und Bewegung.

Dies macht sich am meisten in den flandrischen Städten am Sonntage bemerklich. „Nehmen wir an", sagt A. Cotuey, dessen meisterhafte Schilderung wir hier wiederzugeben versuchen, „daß ein Reisender an einem Sonntagsmorgen in Lille, Douai oder Cambrai ankomme: was ihn zuerst überraschen wird, das ist das reinliche, sonntägliche Aussehen dieser schweigsamen und etwas mehr als nöthig breiten Straßen. Seit Samstag Abend hat die Stadt Toilette gemacht; unzählige Wasserkübel haben sich über das Pflaster und zum Ueberflusse auch über die Beine der Vorbeigehenden ergossen, welche sich aus ihren Häusern wagten. Dafür glänzen aber auch, falls es in der Nacht nicht zu viel geregnet hat, Bürgersteig und Fahrstraße in einer Reinlichkeit, welche das Auge erfreut; das Wasser ist überall gewesen, die Luft ist damit gesättigt: desto schlimmer für Euch, wenn Ihr den Schnupfen habt, aber besser noch ein Schnupfen, als jene ekelhaften Gerüche, welche Morgens wie Abends den Pariser Straßen entsteigen. Denn trotz der durch die Municipalität der Großstadt eingeführten Verbesserungen könnte Erasmus heute wie vor drei Jahrhunderten wiederholen, daß Paris nach Koth und Mist rieche. Es ist nicht zu wundern, daß es eben ein Mann aus dem Norden gewesen, welcher diese Sprache führte. Schon frühzeitig beleben sich am Sonntage die Straßen. In der Provinz geht jedermann zur Messe, selbst jene, welche kaum etwas glauben und fast gar nicht ausüben. Wer nicht aus Ueberzeugung geht, thut es aus Mode des Beispiels halber. Jede Klasse der Gesellschaft hat ihre eigene Messe; die Messe der ersten Stunde, wie man sagt, d. i. die Messe um sechs Uhr Morgens ist jene der Armen und der Dienstboten, denn wohl nur diese sind schon wach um jene Zeit. Um acht Uhr kommt die zweite Kategorie der Gläubigen an die Reihe: jene, welche nicht Toilette machen können oder wollen und doch ihre religiösen Pflichten nicht verabsäumen möchten; die Zehnuhrmesse ist jene der wahren Gläubigen; sie ist ein Hochamt und dauert am längsten; sie ist namentlich für die jungen Leute und jene, welche sich einer vollständigen und regelrechten Orthodoxie berühmen. Wohl giebt es ab und zu bei dieser Messe einige Gläubige, welche man für bloße Neugierige halten könnte, denn sie erscheinen um den Heirathsaufgeboten beizuwohnen, welche stets bei dieser Messe stattfinden. Aber Gott allein hat das Recht, Herz und Nieren zu prüfen. Beschuldigen wir also Niemanden und belauschen wir lieber die Zwölfuhrmesse.

„Für diese sparen sich die Weltmenschen und besonders die Weltdamen auf. Dort probirt man den Hut oder den gestern aus Paris eingetroffenen Paletot, welcher die Verzweiflung aller Rivalinnen und Freundinnen machen und ihren Dolchesblicken trotzen wird. Bei der Zwölfuhrmesse macht in der Provinz der Teufel weit bessere Geschäfte als der liebe Herrgott. Gewiß, und man muß es aufrichtig bekennen, die Vläminnen

sind ehrbar und keusch unter allen Weibern Frankreichs und der Welt. Niemals keimt ein schlimmer Gedanke in ihren Herzen. Wenn aber jemals der dreifache Unschuldsmantel dieser liebenswürdigen Damen einen, kaum unter der Loupe bemerklichen Riß bekommt, so seid versichert, daß das Unglück bei der Zwölfuhrmesse geschieht. Es ist dies in ihrem friedlichen Dasein der einzige Augenblick, wo ihre Phantasie sich entzündet, und man weiß, daß Ueberspannung stets die Schwester leichtfertiger, ausschweifender Gedanken ist. Die ‚goldene Jugend‘ des Ortes weiß das! Auch verfehlt sie nicht, um halb ein Uhr sich beim Kirchenausgang aufzupflanzen und Spalier zu bilden, wie die ‚Elegants‘ zu Paris unter der Vorhalle der Großen Oper oder der Italiens. Die unverheiratheten Officiere versäumen natürlich nicht, sich zu solchem Feste einzufinden. Sie haben ihre Musik zur Messe beigestellt; es ist also doch das Mindeste, daß sie ein Lächeln einheimsen von den Lippen der schönen Christinnen, welche noch unter dem Zauber jener halb heiligen, halb weltlichen Melodien stehen.

„Aber alles nimmt ein Ende, selbst die Zwölfuhrmesse. Nachdem man mehr oder weniger an Gott gedacht, muß man wohl auch ein Bischen an die Welt denken, man ist einmal in Toilette; man geht also Besuche machen. In der Provinz öffnet sich, wenn überhaupt, der Salon blos einmal in der Woche und zwar gewöhnlich am Sonntag. An diesem Tage wird er fast gar nicht leer. Man macht außerordentlich gern Besuche im Norden: zuerst, weil man wohlerzogen., denn weil Besuche machen ein Mittel ist, sich jenen zu entziehen, die man empfangen könnte. Die Leute versichern, daß in einzelnen nordischen Städten verhältnißmäßig mehr Visitenkarten verbraucht würden als in Paris. Es wäre dies nicht unmöglich; jeder Körper von Beamten besucht und empfängt die Besuche der anderen; das Leben geht darüber hin kleine Papierblättchen, der eine bei dem andern, abzugeben; es giebt Leute, die das artig und angenehm finden; nun, Jeder nach seinem Geschmack. Glücklicherweise bleiben einige hochgestellte Würdenträger zu Hause: es sind dies in der Regel ausgezeichnete Persönlichkeiten, bei denen man noch zu plaudern versteht, dort erholt sich ein wenig der Geist von den Alltäglichkeiten, aus welchen gemeiniglich das Gespräch in der Provinz sich zusammensetzt.

„Während die offizielle Welt auf solche Weise ihre Zeit hinbringt, zerstreuen sich die Handwerker, die kleinen Krämer, wenn sie nicht in die Schenke pilgern, theils auf die Wälle, theils auf die Glacis oder Festungswerke. Gewiß ist der Norden kein Land der romantischen Erinnerungen, aber an lieblichen Stellen ist kein Mangel, die Promenade also eben so angenehm als irgendwo. Viele gehen auf den Friedhof, welchen sie das Paradies nennen und der häufig der hübscheste Spaziergang im Bezirke ist.

„Es giebt keine eigentlichen Kaffeehäuser; da Frauen sie niemals betreten, sind sie nicht viel anders als Tabakstuben. Man kann nicht in Douai, noch selbst in Lille in ein Kaffeehaus gehen, um dort ein Eis oder Sorbet zu nehmen, wie in Paris oder Lyon. Es giebt blos Männer in allen diesen „Sausanstalten“, wie Rabelais sich ausdrückte. In jeder Schenke trifft man aber Gruppen, eines Rembrandt würdig. Es ist ein Vergnügen, diese guten, friedlichen Köpfe schweigsamer Raucher zu betrachten; es ruht eine gewisse Seligkeit in der Art, wie sie auf ihr Bierglas oder ihren Kaffee blicken. Vergleicht man die Schenken des Nordens mit jenen des Südens, so möchte man sich bei den Türken glauben. Aber, ach! der Himmel ist grau und die Trachten sind grundhäßlich; die Mütze des Bauers ähnelt nur wenig dem Turban, und seine Blouse mahnt in gar nichts an die weiten und prunkenden Kaftane des Orients!

„Während man in der Kirche, auf Besuch oder bei der Platzmusik gewesen, brodelt zu Hause eine jener Brühen, deren Duft den gelehrten Brillat-Savarin ergötzt hätte. In Flandern ist Heinrichs IV. Wunsch Wahrheit geworden. Sonntag setzt jeder Bürger sein Huhn in den Topf, ohne damit den übrigen fünf oder sechs Gängen Eintrag zu thun, welche ihm als Gefolge dienen sollen. Um den Mittagstisch versammelt sich die Familie, vom Hausvater bis zum Säugling, welchen die Amme noch auf den Armen trägt. Nur langsam wird das Schweigen des ersten Hungers gebrochen; das Behagen tritt erst in bescheidenem Gemurmel auf, bald aber wird es vernehmlicher, denn nun erscheinen die Weine, die ihr Gewicht in Gold werth sind und den Stolz der flamändischen Bürgerschaft bilden. Der Keller ist für diese Leute des Nordens, was eine Bibliothek für den Bücherliebhaber. In Lille und Douai giebt es keinen Sohn guter Eltern, der nicht heute noch einige Flaschen Kometenwein besäße und damit seinen Freunden aufwarten würde. Aber dies geschieht nicht alle Sonntage; diese edlen Sorten bewahrt man für besondere Gelegenheiten. Wein und Bier thun ihre Wirkung. Allerseits

beginnen jene guten und nichtssagenden Plaudereien, welche der Pariser, gewöhnt, sich für das Publikum und für sich selbst zu zieren und stets von dem Wunsch getragen, daß das Gespräch den Bewegungen eines Seiltänzers auf dem Trapeze gleiche, gar nicht zu würdigen weiß. Der Provinziale dagegen versteht nichts von den hübschen Schelmereien der Pariser Tischgespräche.

„Sind diese sechs oder sieben Gänge des Sonntagstisches verschwunden, hat man die vierte Sorte Wein angebrochen, ist das den Flamändern liebwerthe pain crotais aufgetragen und in Begleitung von Obst und Backwerk verzehrt, so ist eine recht anständige Stundenzahl verstrichen, seitdem man sich zu Tische gesetzt. Die älteste Dame erhebt sich nun und man tritt in den Salon, um den Kaffee einzunehmen, worauf die jungen Männer sich verflüchtigen, um im „Cercle“ noch zu rauchen, oder einige Glas Bier zu trinken. Die ernsteren Leute spielen Whist zu einem Sou die Marke. Die Frauen, welche nicht spielen, bleiben allein. Nur dieses muß man den Flamändern zum Vorwurfe machen; sie überlassen zu oft sich selbst die liebenswürdigen Damen, bei welchen sie so viel zu gewinnen hätten. Was können die armen Verlassenen thun? Sie nehmen die Unterhaltung vom Diner wieder auf, sprechen über Putz und Tand oder zerpflücken ihren Nächsten. Stockt das Gespräch, so setzt sich die beste Spielerin der Familie an das Klavier; sie spielt ganz trefflich ein langes Stück, aber ihr Spiel ist kalt und läßt kalt; sie getrauen sich nicht, sich gehen zu lassen; man applaudirt, aber man hat ein wenig Lust zu schlafen. Das Uebel ist nicht groß. Der Zapfenstreich ist längst vorüber, ein Zapfenstreich so unmusikalisch wie möglich, so daß er die Hunde nervös macht, welche ihr verzweifeltstes Geheul ertönen lassen. Der Belfried mit seinem Glockenspiel hat verkündet, daß die Thore der Stadt geschlossen sind. So ist es wohl an der Zeit, durch einen friedlichen Schlummer diesen anständigen Sonntag zu beschließen, der wohl Erinnerungen, aber kein Bedauern zurücklassen wird.

„Der Sonntag ist also in Flandern ein guter Tag und nicht, wie in Paris, ein Tag, den man allen seinen kleinen Sünden, und insbesondre der Faulheit widmet. Nein, es giebt kleine Pflichten, welche den Sonntag ausfüllen, welche ihn verhindern zu leer zu sein, kleine Pflichten, welche die Gesellschaft, die Sitte, die Beziehungen, die Familie auferlegen, aber immerhin Pflichten, und das ist schon etwas. Eine thätige Geschäftslosigkeit oder eine geschäftslose Thätigkeit haben die zwölf oder fünfzehn Stunden seiner Dauer ausgefüllt; das genügt. Auf solche Art gemildert, werden Ruhe und Arbeit weniger drückend und angenehmer: die Wochen, Monate und Jahre verstreichen, die vom Menschen gezogene Furche erweitert, die Ernte vermehrt sich, und die Industrie, diese Königin der nordischen Städte, beglückwünscht sich, ihren Sitz in diesen gesegneten Himmelsstrichen aufgeschlagen zu haben, wo der Mann thätig und verständig, das Weib sittsam, sanft und schön ist. Die Familie gedeiht dort zahlreich und in Ehren; die Menschen sind dort fast so glücklich, als man hienieden sein kann; die Arbeit ist überall, aber auch die Ruhe hat ihre Stunden. Darf man da nicht Alfred de Vignys bekannten Vers abändern: Que le dimanche est doux dans nos villes de Flandre!“



Givet.

Die Champagne.

Das östliche Nachbargebiet der Ile de France ist die ehemalige Grafschaft Champagne, deren Geschicke begreiflicherweise vielfach mit jenen der Ile de France aufs Engste verflochten gewesen sind. Heute zerfällt dieses Land, dem Flächenraume nach etwa der preußischen Provinz Sachsen entsprechend, in die vier Departements der Ardennen, der Marne, der Aube und der Haute-Marne, deren weiße, weite, steinige Ebenen, von Maas und Seine durchflossen, einen Hauptheil des Pariser Miocänbeckens ausmachen. Doch sind Natur und Bodenbeschaffenheit in den vier Departements von einander wesentlich verschieden, namentlich ist der Abstand zwischen jenen der Ardennen, welches an das belgische Luxemburg grenzt, und den Landschaften an der oberen Seine und Aube ein sehr beträchtlicher. Seinen Namen entlehnt das Departement dem Waldgebirge der Ardennen im südlichen Belgien, welchen im Alterthume die keltischen Bewohner jener Gegenden Ard nannten, d. h. einen scheinbar hohen Gebirgszug mit kahlem Kamme und steilen Abhängen. Vielleicht rührt der Name auch von Ardeiana, der Diana der Belger, her. Dieses Gebirge, von dem nur ein kleiner, etwa 1570 qkm umfassender Bruchtheil auf Frankreich entfällt, bildet den nordwestlichen Flügel der niederrheinisch-westfälischen Schieferplateaux und erhebt sich, mit dichten Wäldern bestanden, in welchen das Wildschwein haust und der Krammetsvogel nistet, plötzlich aus den fruchtbaren Ebenen des Rethelois. Seine mittlere Erhebung beträgt 550 m, in höchster etwa 650 m, aber auf französischem Boden ist der höchste Gipfel blos 504 m hoch. Charakterisiert werden die Ardennen einerseits durch zahlreiche Plateaux, in welche das Thal der Maas, dann aber auch jene ihrer Nebenflüsse Chiers, Semoy, Bar, Sormonne tief eingeschnitten sind, andererseits durch

Haiden oder sumpfige und öde Strecken, die sich großentheils auf den Hochflächen ausbreiten. Doch kommen dort auch Waldungen vor, die letzten Ueberreste der großen Ardennenforste des Alterthums, dem geheiligten Aufenthalte der Druiden, einem Waldkomplexe, welcher, dereinst der größte Galliens, sich zu Cäsars Zeiten bis an den Rhein erstreckte und dessen Schrecknisse noch im vierzehnten Jahrhunderte die Phantasie Petrarcas beschäftigten. Jetzt nehmen die Waldbestände den fünften Theil des Ardennendepartements ein, welches immer noch eines der holzreichsten Frankreichs ist, ja sein Holz ausführt gegen Hafer und gegen Wein, welcher in diesem nördlichsten Abschnitte der Champagne fast gänzlich fehlt. In den Thälern breitete sich im Uebrigen fruchtbares Land und auch Weiden aus; besonders gesegnet ist das Thal der Maas, die zu beiden Seiten durch einen stachelförmig tief in das belgische Gebiet eindringenden Vorsprung französischen Landes begleitet



Schloß Bellevue bei Sédan.

wird, in dessen äußerstem Endwinkel die wichtige Grenzfestung Givet liegt, mit dem benachbarten Fort von Charlemont ein Waffenplatz ersten Ranges. Die kleine hübsche und regelmäßig gebaute Stadt mit ihren netten Plätzen zählt zwar nur 5600 Einwohner, ist aber der Sitz einer sehr werkthätigen Industrie und die Geburtsstätte des berühmten Tondichters Méhul (geb. 1763, gest. 1817.). Am angenehmsten werden wohl die Besucher Givets durch die auffallende Schönheit seiner Bewohnerinnen überrascht.

Der Südabhang der Ardennen ist am deutlichsten zwischen Mezières und Sédan zu erkennen, so daß diese Gegend vollkommen gegen die Wirkungen des Nord- und Nordwestwindes geschützt sind. Mezières, obwohl der Chefslieu des Departements, ist dennoch blos ein unansehnliches, schlecht gebautes, wenn auch sehr stark befestigtes Städtchen von 5300 Einwohnern an der Maas, dessen Gründung in das Jahr 899 verlegt wird, das aber von seinem Alterthumsmuseum abgesehen gar keine Merkwürdigkeiten bietet, den Mangel an Schönheit indeß durch große Gewerbthätigkeit ersetzt. Im Gegensatze zu Mezières, welches stets treu der katholischen Sache anhing, ist das nur 22 km östlich davon auf beiden Ufern der Maas gelegene, weit



Mezières.

volkreichere Sedan (16,600 Einwohner) der Mittelpunkt der Reformation im Lande geworden. Auch diese Stadt blickt auf eine wechselvolle Vergangenheit zurück, von welcher in den engen aber sauberen Straßen sich keine Zeugen erhalten haben. Nur auf einem ihrer Plätze erhebt sich das Erzbild des ruhmreichsten ihrer Söhne, des großen Marschall von Turenne, der am 11. September 1611 zu Sedan das Licht der Welt erblickte. In der Geschichte der Gegenwart ist Sedan, welches bis dahin blos durch den Weltruf seiner Tuchmanufaktur glänzte, berühmt geworden durch die dort erfolgte totale Niederlage des französischen Heeres und die Gefangennahme Kaisers Napoleon III. am 2. September 1870. In dem schönen Schlosse Bellevue, dicht vor den Thoren Sedans, ward durch den General von Wimpffen jene denkwürdige Kapitulation unterzeichnet, womit die ganze Armee sich als kriegsgefangen den siegreichen Deutschen ergab. Die Bewohner der französischen



Eine Straße in Rethel.

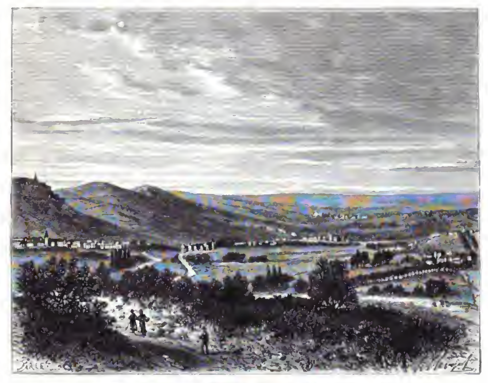
Ardennen sind ein naives aber boshaftes Volk, das für Geschichte und Satire Beruf hat. Die tüchtigen, starken und kriegerischen Leute sind zwar kühn, haben aber eine gewisse Schwerfälligkeit und ein rauhes Wesen, das an die germanische Abstammung erinnert und nur schlecht zu ihrem französischen Dünkel paßt. Sie widmen sich vielfach der Ausbeutung der reichen Mineralschätze ihres Landes, welches eben im Gebiete der Ardennen unerschöpfliche Lager von Eisen und Schiefer, auch etwas Blei besitzt, während Zink und Steinkohle auf den belgischen Gebietsantheil beschränkt sind.

Die Ardennen nehmen blos den nördlichen und nordöstlichen Theil des Departements ein, welches vielmehr durch das Plateau des Argonnen-Waldes in zwei Hälften geschieden wird. Die eine, östliche, deren Neigung von Süd nach Norden geht, gehört dem Stromgebiete der Maas an; es ist die eben geschilderte Länderstrecke. Die andere, die Westhälfte, senkt sich von Ost nach West und liegt im Becken der Seine; sie wird bewässert durch die Aisne mit ihren Zuflüssen: Aire mit dem Agron, Migny, Vaux mit dem Plumion, Retourne, endlich durch den Ton, welcher der Oise zufließt. Der Ardennenkanal verbindet mit einander die

beiden Stromgebiete der Maas und Seine. Zwischen beiden streicht die waldige Berglandschaft der Argonnen, 300—400 m hoch mit tiefen Längenthälern, ein Theil des lothringischen Plateaulandes, welcher sich zu beiden Seiten des Flusses Aire, namentlich an der Westseite hinzieht und westlich in die Tiefebene der Champagne, nördlich in die Ardennen übergeht. Der Argonnenwald selbst besteht aus bewaldeten Tafelflächen, die bis 100 m über die benachbarten Thäler aufsteigen und 3—15 km Breite bei 40—45 km Länge haben. Er ist nur schwer zugänglich, ja nach mehrtägigem Regen geradezu unzugänglich. Die Wege in den engen Schluchten nennt man dort „échavées". Der Boden ist fast überall mager, für keine Art von Vegetation günstig, neuerlich aber vielfach verbessert. Die Einwohner treiben Holzhandel und Viehzucht; ganz besonders gedeihen die Schafe, welche den Hauptreichthum der Gegend bilden. Der Ortschaften sind hier nur wenige, wie deren auch der übrige Theil des Departements bedeutendere Plätze kaum aufzuweisen hat. Am nennenswerthesten ist noch die kleine Fabrikstadt Rethel an der Aisne oder vielmehr unweit derselben am Abhange eines Hügels gelegen. Sie besitzt eine Kirche, die aus zwei ursprünglich selbständigen Gotteshäusern, das eine aus dem XIII., das andere aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, zusammengefügt ist. Rethel zählt etwa 6000 Einwohner und ist mit Mezières und Reims durch die Eisenbahn verbunden. Es war dereinst die Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogthums und die Umgegend heißt heute noch das Rethelois. Der Ursprung der Stadt wird auf ein altes Römercastell zurückgeführt, doch sind alle darüber vorhandenen Traditionen durchaus unsicher.

Erst mit dem Departement der Marne betreten wir die eigentliche Champagne und zwar jenen Theil, welchen man als Ober-Champagne zu bezeichnen pflegt. Die Marne, dieser liebliche Zufluß der Seine, durchschneidet das Departement in der Richtung von Südost nach Nordwest und trennt die Ober-Champagne von der Champagne Pouilleuse, welche sich südwärts bis in das Nachbardepartement der Aube erstreckt und östlich an die Perthois genannte Landschaft grenzt. Die Ober-Champagne wird auf einer kleinen Strecke im Osten durch die Aisne, hauptsächlich aber durch deren Zuflüsse, die Suippe und Vesle bewässert. Die Marne selbst wird von Vitry-le-François bis Epernay durch den Canal latéral begleitet, von welchem sich der die Marne und Aisne verbindende Canal abzweigt. Die Beschaffenheit des Bodens, ähnlich jener der Ardennen, zeichnet sich vor diesen durch größeren Reichthum aus; zwei Drittel der Oberfläche sind Kreideplateaux, mit einer Erd- und Sandschicht bedeckt, welche ansehnliche Getreideernten liefern. Der beste Boden zeigt aber eine glückliche Mischung von Kalk, Thon und Sand, und dieser ist die Geburtsstätte des so berühmten „Champagners", eines reinen Kunstweines, der einen Handelsartikel nach allen Häfen des Erdballs bildet und unter allen Nationen, unter allen Ständen und Geschlechtern seine Verehrer findet. Der Champagner ist, wie der Franzose sagt, „der Wein der Könige, daher auch der König der Weine". Sein Erzeugungsbezirk ist ein ziemlich großer, denn er umfaßt nahezu 20 000 ha Weinberge, doch ist es von den vier Departements der Champagne blos jenes der Marne, welches in seinen Bezirken Châlons-sur-Marne, Epernay, Reims, Saint-Ménéhould und Vitry-le-François den beliebten Wein producirt, dessen Gesammtertrag sich auf jährlich ungefähr 700 000 hl beläuft, wovon ein Viertel im Bezirke selbst getrunken wird. Von den genannten fünf Distrikten, sagt Wilhelm von Hamm in seinem „Weinbuch", welches wir hier zum Führer annehmen, erzeugen nur zwei den guten, zur Champagnerfabrikation geeigneten Wein, Reims und Epernay; erstere Stadt auf den sie umgebenden Hügeln des Bois et Montagne de Reims — wir theilen eine Ansicht derselben mit — und in den berühmten Lagen von Bouzy, Verzy und Verzenay sowie auf den Höhen der Marneufer bei Ay, Mareuil, Dizy, Haut-Villers, letztere südlich von der Marne in dem wundervollen Weingefilde, das die Wälder von Anguien, Brugny und Vertus umgrenzen, auf den Hügeln von Cramant, Avize, Oger und Lemesnil. Der Werth der guten Lagen ist ein ungemein hoher, um so mehr da der Besitz parcellirt und außerordentlich vertheilt ist. Der Preis von 80 000 Franken für den Hektar ist kein seltener; in Verzy werden im Durchschnitt 10—30 000 Franken, in Epernay, Pierry und Haut-Villers 32—42 000 Franken bezahlt. Die Traubenarten, aus welchen der Champagner vorzugsweise gekeltert wird, heißen Plante dorée, einerlei mit dem schwarzen Burgunder, Pineau, Meunier (Müllertraube), Gros blanc und Petit blanc (weiße Champagnertraube); man zieht auch noch einige andere.

Der Hauptweinbau der Champagne ist der Erzeugung von nichtmoussirenden Roth- und Weißweinen gewidmet, auf deren Produktion 520 000 hl entfallen, während auf diejenige der Schaumweine blos 180 000 hl kommen, also wenig mehr als der vierte Theil. Die Erziehung der Reben ist eine sorgfältige, merkwürdig deshalb, weil aller drei Jahre die Traghölzer in den Boden gesenkt werden, so daß die Weinberge stets ein jugendliches Aeußere haben. Die Stöcke erhalten Pfähle, alle Schößlinge ohne Blüthen werden ausgegeizt, die stehenbleibenden nicht bis zur ganzen Höhe des Pfahles wachsen gelassen, sondern unterhalb gekürzt. Ein Lesezwang herrscht in der Champagne nicht; jedermann kann ernten, wann und wie er will. Gewöhnlich kaufen die Champagnerfabrikanten die Trauben am Stock und lesen sie dann selbst äußerst sorgfältig mit ihren eigenen Leuten. Jede Traube wird untersucht, unreife, welke, beschädigte oder kranke Beeren werden ausgeschieden und



Ay und die Hügelkette von Reims.

nur ganz gesunde Exemplare unter die Kelter gebracht. In dieser Auslese so wie in der Wahl der Trauben zur richtigen Reifezeit und Zusammenstellung beruht eines der Geheimnisse des unerreichten Erfolges der französischen Champagnerdarstellung. Es werden nur eiserne Spindel- oder Kniehebelpressen zum Keltern verwendet. Der erste Kelterdruck liefert das feinste Produkt: selten wird aber dieses isolirt verwendet, sondern es werden gewöhnlich drei Abläufe vereinigt, die folgenden aber abgesondert behandelt. Früher setzte man von dem letzten Druck, bei welchem schon die Hülsen und Stengel stark mit ausgequetscht wurden, denjenigen Weinen zu, welchen man eine leicht bräunliche Färbung verleihen wollte, um die ehemals beliebte Marke „Oeil de Perdrix" darauf anbringen zu können; heutzutage weiß man, daß diese Nuance ein Fehler ist. Je lichter gegenwärtig ein Champagner, um so beliebter ist er bei Allen, die da wissen, was ein guter, unverfälschter Wein ist. Doch muß bemerkt werden, daß in recht heißen Jahren die Schale und das Häutchen der Trauben öfters so überreif werden, daß sie dem Saft ihren Farbestoff mittheilen, besonders wenn es vor der Lese geregnet hat, wodurch diese Schalen weich werden.

Noch müssen wir des gewöhnlichen Weines der Champagne gedenken, des Champagners non mousseux. Er ist ein völlig ausgegorener, geschönter und auf Flaschen abgezogener Wein, welche gerade so verpfropft und verschnürt werden, wie diejenigen des moussirenden Champagners. Diese im Lande seit Alters her übliche Methode hat auch jedenfalls zur Entdeckung des Letzteren Anlaß gegeben. Auf den Flaschen erreicht der Wein seine vollkommene Ausbildung erst nach sehr langer Zeit; für vollendet hält man ihn nach acht bis zehn Jahren. Alsdann ist aber der Sillery sec non mousseux ein sehr feiner, trockener Wein von eigenthümlichen Arom und Wohlgeschmack. Er wird sowohl roth als weiß dargestellt. In den Handel kommt er wenig, namentlich gelangt er selten in das Ausland, wo er auch fast gar nicht gekannt ist. Daß er im Ganzen nicht genug Würdigung findet, daran ist nur die lange Zeit schuld, die er zu seiner völligen Reife braucht, eine Zeit, welche aber gewöhnlich nicht eingehalten wird. Französische Kritiker sagen von ihm: „Die Rothweine der Champagne stehen im zweiten Range der Qualität, sie haben viel Delicatesse, Feinheit, Esprit und sind seidenartig (soyeux); sie gehen rasch in den Kopf, aber ihre Wirkung zerstreut sich auch wieder schnell; im allgemeinen sind sie sehr gesund.“ Es ist eigentlich wunderbar, daß ein an und für sich keineswegs fruchtbares Land so ganz vorzügliche Rebenprodukte hervorbringt. Allein gerade in dem Umstande der geringen Bodenbedeckung und der ungehinderten Reflexion der Wärme ist der Grund zu suchen, weshalb dort die Sonne den wundervollen Saft kocht, der das Epitheton ornans „Weltwein“ mit mehr Berechtigung trägt als jeder andere Sorgenbrecher. Und dies ist durchaus kein Vorurtheil, wie man uns manchmal einzureden sucht. Mögen auch, hauptsächlich des billigeren Preises willen, manche andere Weine, wie z. B. die Saumurweine von der Loire, unter der Marke echter Champagners, in England eingeführt werden und dort Anklang finden, so lassen sie sich doch mit diesem nicht vergleichen und noch weniger vermögen dies die in ihrer Art sonst ganz trinkbaren Schaumweine, welche Deutschland erzeugt. Die wohl hauptsächlich in nationalem Interesse vorgebrachte Phrase, daß ein guter deutscher Schaumwein einem französischen Champagner geringerer Sorte vorzuziehen sei, bleibt eben eine Phrase.

Die beiden Hauptcentren des Weinbaues sind, wie schon angedeutet, die Städte Epernay und Reims. Erstere, mit 16,400 Einwohnern, liegt am linken Ufer der Marne in der fruchtbarsten Gegend des Departements; sie besitzt einen Hafen und Schiffsahrt und ist reinlich, aber unregelmäßig gebaut. In den Kreidehügeln der Umgegend sind ungeheure Keller ausgehöhlt, eine Art von Labyrinth, worin jährlich etwa fünf Millionen Flaschen gelagert werden. Eine gleiche Anzahl wird in Reims bereitet, was über 2000 Arbeiter beschäftigt; doch ist die Weinindustrie durchaus nicht der alleinige Erwerbszweig der Reimser. Vielmehr sind hier noch eine ganze Reihe anderer Manufakturen in Betrieb. Nebst dem bedeutenden Weinhandel sind die Wollfabriken, von den herrlichsten Shawls bis zum Flanell und Camelot ansehnlich; außerdem ist Reims bekannt durch die Fabrikation von Maschinen, Werkzeugen, Chemikalien, Seifen, Lichtern, Glas, Papier, Rübenzucker, Bier, Mehl, Conditorwaaren, namentlich Pfefferkuchen und jener Biscuits de Reims, welche häufig von den Champagnerfabrikanten ihren Kunden als don gratuit angeboten werden und in der That würdig sind, neben dem flüssigen Hauptartikel der Krönungsstadt zu paradiren; ferner giebt es in Reims Lederfabriken, Kalk- und Ziegelbrennereien und einen ausgedehnten Handel mit Wolle, den sogenannten Reimser Artikeln. Diese reiche Gewerbthätigkeit hat wesentlich zum raschen Wachsthum der Bevölkerung beigetragen, welche dermalen auf 94 000 Köpfe angeschwollen ist.

Reims, früher Rheims geschrieben, die volkreichste Stadt, aber nicht das Chefslieu des Marnedepartements, liegt in 86 m Seehöhe am rechten Ufer der Vesle und nahe dem Verbindungskanal der Aisne und Marne, ein Knotenpunkt von vier Linien der französischen Ostbahn und ist zugleich eine der ältesten wie auch durch seine geschichtlichen Erinnerungen, seine Bau- und Kunstwerke eine der bedeutendsten Städte Frankreichs. Es hat meist schöne, gerade Straßen, vierzehn Plätze, einen prächtigen Platz mit der Reiterstatue Ludwig XIV., und im ältesten Theile noch Häuser aus dem Mittelalter. Das hervorragendste Bauwerk in Reims ist aber die Kathedrale von Nôtre-Dame, eines der edelsten und reichsten Werke gothischen Stiles, 1212 nach den Plänen Roberts von Coucy begonnen, aber erst im vierzehnten Jahrhundert vollendet. Prachtvoll ist die westliche Façade mit ihren drei tiefen Portalen, einer großen Rosette und ihrem reichem Skulpturenschmuck,

wovon unsere Abbildung einen Begriff giebt. Von den ursprünglich vorhandenen sieben Thürmen sind 1481 fünf abgebrannt; damals verloren auch die beiden andern, noch 80 m hohen und mit reichen Bildnereien versehenen Thürme, von denen der südliche eine im Jahr 1570 gegossene und 11,500 kg schwere Glocke enthält, ihre Spitzen. Das Innere hat drei Schiffe, einen weit vorspringenden, dreischiffigen Querbau und einen fünfschiffig ansetzenden Chor, der aber bereits nach zwei Bogen in das Halbrund mit Umgang und einen Kranz von fünf Kapellen übergeht. Es ist zwar einfacher als das Aeußere, immerhin aber noch reich an bildnerischem



Die Kathedrale von Reims.

Schmuck, hat meist gemalte Fenster, eine Holzuhr mit beweglichen Figuren, wohl das älteste der noch vorhandenen Werke der Uhrmacherkunst, zahlreiche Statuen, Gemälde von Tizian, Tintoretto, Mutiano, Poussin u. A., prächtige Gobelins und Tapisserien zum Theil von hohem Alter, einen sehr werthvollen Schatz mit kostbaren Werken der Goldschmiedekunst aus dem zwölften bis sechzehnten Jahrhundert, endlich verschiedene Grabmäler. Seit dem Jahre 1179 sind in der Kathedrale von Reims außer Heinrich II. und Ludwig XVIII. sämmtliche französische Könige gekrönt worden. Vor der französischen Revolution besaß die Kathedrale ein mit Goldblech überzogenes, mit Edelstein verziertes und in slavischer Sprache geschriebenes Evangelienbuch, auf welches die Könige den Eid ablegten, und die „Sainte Ampoule," mit deren Inhalt sie gesalbt wurden. Dieses Gefäß, welches schon bei der Salbung Chlodovechs I. zum König der Franken, 496 zu Reims benutzt wurde,

soll eine Taube vom Himmel herabgebracht haben und das angeblich unversiegbare Oel darin wurde bei der Salbung aller Könige von Frankreich gebraucht. In der Revolution ward das Gefäß zertrümmert, aber etwas Oel in einem Bruchstücke gerettet und damit Karl X. im Jahre 1825 gesalbt.

Andere bemerkenswerthe Gebäude von Reims sind die ehemalige Abteikirche St. Remy, theils in romanischem, theils in gothischem Stile, ein sehr altes, schon 1041 rekonstruirtes Bauwerk mit schönen Glasgemälden und dem Grabmale des heiligen Remigius, geschmückt mit zwölf lebensgroßen Statuen aus weißem Marmor. St. Remigius Remensis, geboren im Jahre 419 oder 437 als Sohn vornehmer Eltern, ward Apostel der Franken und 459 Bischof von Reims. Er war es, welcher König Chlodovech in der christlichen Lehre unterrichtete und ihn nebst vielen fränkischen Großen taufte. Der heilige Mann starb am 13. Januar 533. Sehenswerth ist ferner die 1183 erbaute Kirche St. Jacques mit interessanten Gemälden; das Rathhaus, 1627 begonnen aber erst 1825 vollendet, mit einem eleganten Glockenthurm und einer Reliefdarstellung Ludwig XIII. zu Pferde; der erzbischöfliche Palast, 1498—1509 erbaut, mit einem großen Festsaale im gothischen Stile und einer zierlichen Kapelle; der Justizpalast, 1845 vollendet; das Theater; das Hôtel-Dieu oder Krankenhaus und die Maison des musiciens, aus dem vierzehnten Jahrhundert, angeblich Residenz der Grafen von Champagne, mit fünf Statuen von Musikern. Auf der Place Godinot befindet sich eine hübsche Fontäne, auf einem andern Platze das Standbild des hier geborenen Marschalls Drouet d'Erlon und dem Bahnhofe gegenüber, inmitten hübscher Anlagen, hat man endlich dem berühmtesten Sohne von Reims ein Denkmal errichtet: Jean Baptiste Colbert, Marquis de Seignelay, dem Manne, der, wie einer seiner Biographen, Pierre Clément bemerkt, durch seine Sorge um das öffentliche Wohl das Meiste zu dem Ruhme Ludwigs XIV. beigetragen. Wenn man bedenkt, was Colbert sowohl für die staatliche Organisation als für die Künste geleistet, erscheint diese Bezeichnung nichts weniger als übertrieben, und es verlohnt wohl, bei dem Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes etwas zu verweilen, zumal sich dabei Ausblicke auf ganz allgemeine, das gesammte Frankreich und selbst dessen Nebenländer betreffende Verhältnisse eröffnen.

Colbert war am 29. August 1619 zu Reims geboren. Sein Vater scheint ein Tuchhändler gewesen zu sein und Colberts Prätension, von einer vornehmen schottischen Familie abzustammen, ist niemals erhärtet worden. Er dürfte sie mehr, um der Zeitströmung zu entsprechen als zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit erhoben haben. Ueber seinen Bildungsgang ist nicht viel bekannt geworden, nur einem Briefe seines Bruders Nicolaus, des nachmaligen Bischofs von Luçon, ist zu entnehmen, daß er in einer Jesuiten-Anstalt erzogen worden. Einer seiner Oheime vermählte sich mit einer Schwester Le Telliers, des Secretärs im Kriegsministerium, und durch diesen ward Colbert zuerst in das öffentliche Leben eingeführt. Er trat als Commissär im Kriegsministerium in den Dienst des Vaterlandes, erregte jedoch bald durch seine hohe Befähigung Aufmerksamkeit und wurde Le Tellier persönlich zugetheilt. 1649 nahm er schon den Rang eines Staatsrathes ein. Bald darauf verließ Colbert Le Tellier, um in den Dienst Mazarins zu treten, dessen volles Vertrauen er sich in seiner unerschöpflichen Ausdauer zu erringen wußte, und zwar in einem solchen Maße, daß er alle seine Angelegenheiten führte. Durch ihn auch besetzte Colbert eine Unzahl Posten mit seinen Anverwandten, doch muß zugleich bemerkt werden, daß jeder derselben seinen Platz auszufüllen verstand. In einem Briefe Colberts aus so ziemlich derselben Periode an seinen Vetter Colbert de Terron zeigt sich der seinem Charakter eigenthümliche Zug von Gewaltthätigkeit. Es handelte sich um eine Bauernrevolte bei dem Sammeln der „Tailles", bei der einige Soldaten getödtet worden. Colbert schrieb diesbezüglich: „Il me semble que vous pourriez facilement et dans l'ordre et justice, faire faire le procès aux paysans qui sont vos prisonniers, puisqu'ils ont été pris les armes à la main; et si vous pouviez en faire pendre quelqu'un, assurément cela ferait beaucoup plus d'effet que toute votre guerre." Im Jahre 1559 fand eine weit bedeutsamere Revolte statt, die sogenannte révolte des gentilhommes, welche durch das königliche Verbot einer Versammlung der Generalstaaten hervorgerufen war. Die Führer der Bewegung wurden gefangen genommen, in effigie hingerichtet und ihre Wälder und Schlösser dem Boden gleichgemacht. Nach dem

Gesetze hätte dies erst nach fünf Jahren stattfinden sollen, allein Colbert wußte diese Verzögerung durch eine ordre du roi zu beseitigen. Bonnesson, der Haupturheber der Revolte, wurde hingerichtet.

Wenig später kam die Vermählung des Königs zur Sprache. Nach Mde. de Motteville beabsichtigte der Cardinal eine Zeitlang ernstlich, ihn mit seiner Nichte Maria Mancini zu vermählen. Wie dem auch immer sei, so viel steht fest, daß er später dieser Heirath jedes nur mögliche Hinderniß bereitete. Als der König nach seiner Vermählung nach Paris zurückkehrte, fiel die Anordnung der Empfangsfestlichkeiten Colbert zu, der das seltene Talent besaß, kleine Dinge ebenso gut zu versehen, wie große. Der Tod Mazarins, 1661, ließ im Staatsleben eine gewaltige Lücke leer, die Colbert, wenn auch nicht nominell, von diesem Augenblicke an voll ausfüllte. Im Testamente Mazarins findet sich der Satz: „.... je prie le roi de se servir de lui (Colbert), étant fort fidèle".

Bald darauf erfolgte die Gefangennahme und Untersuchung Fouquets, dessen Verschwendung und Mißwirthschaft, trotz aller Bemühungen, sie zu verbergen, eine Weile schon Mazarin und Colbert bekannt gewesen. Die Einrichtung des Surintendants übertraf an Glanz, an Kunstwerken und Silberzeug weitaus jene des königlichen Palastes und das Fest, das er im August 1661 auf seinem Gute zu Vaux-le-Vicomte veranstaltete und zu dem sechstausend Einladungen ausgegeben worden, überbot alles bisher Dagewesene an märchenhafter Pracht. Einen Monat später befand sich Fouquet im Gefängnisse zu Nantes und Colberts langgehegter Plan einer Chambre de Justice war endlich verwirklicht. Der energischen Durchführung des Processes stellten sich jedoch so viele Hindernisse entgegen, daß er sich zwei Jahre hinzog, bis er mit dem Ausspruche lebenslänglicher Gefangenschaft für den Angeklagten endete. Das Urtheil war ein durchaus nicht zu hartes, denn nicht allein hatte sich eine wahrhaft horrende Mißwirthschaft von Seiten Fouquets herausgestellt, sondern zugleich, daß er den Plan eines Bürgerkrieges gehegt und gefördert habe.

Das nächste Jahr rief durch Steuererhöhungen Revolten in verschiedenen Provinzen hervor. Die bedeutendste derselben erhielt sich durch die Energie und Klugheit ihres Führers Audijos, eines Edelmannes, der früher Officier in dem Regimente Créquis gewesen, trotz dem energischen Einschreiten der Truppen, lange und ward nur dadurch beendet, daß ihr Führer, durch das Commando eines Dragonerregiments bestochen, die Leute, die er aufgehetzt und so lange befehligt hatte, im Stiche ließ.

Von diesem Zeitpunkte ab datiren beiläufig Colberts großartige Finanzoperationen; doch erschöpfte sich in dieser durchaus nicht seine gewaltige Energie; er verbesserte in sehr wesentlicher Weise sowohl die Flotte als die Festungen Frankreichs, wie er auch seine fördernde Aufmerksamkeit den Straßen, den Flußbauten und Bergwerken zuwandte. Ganz besonders ist aber Colbert der Vater der französischen Herrschaft auf kunstindustriellem Gebiete, und es scheint, daß jener klarblickende Mann seine ungeheuren Erfolge eben durch dasjenige erreichte, an dessen Gegentheil neuere Versuche verwandter Art aller Orten kranken, durch sein ernstes Bestreben, von der Pflege der Kunst und Kunstindustrie Alles fernzuhalten, was dem Mehlthau Bureaukratismus nur von Weitem ähnlich sieht. Richelieu's Anschauungen über die Bedeutung der Kunst im öffentlichen Leben hatte deren Beschäftigung bereits über die mehr naive Sphäre emporgehoben, welche sie noch unter den Valois zu einem großen königlichen Vergnügen gestempelt hatte; sie galt nunmehr als unerläßlicher Factor des die Majestät umstrahlenden Glanzes und dadurch aber auch als großer volkswirthschaftlicher Factor, indem es nur einen Blick mehr kostete, um zu erkennen, daß kein Nachbarland ähnliche Begünstigungen des Faches besitze und somit Frankreich berufen sei, sie alle durch seine Kunstmacht zu beherrschen. So wurde die Kunst gleichzeitig Symbol der höchsten Würde und — Staatsangelegenheit, Eines wegen des Anderen in jener oben erwähnten Auffassung, welche wir die glücklichste Mischung idealen und praktischen Strebens im französischen Charakter nennen. Die Schule Richelieu's, Mazarin und Colbert an der Spitze, als Vertreter des bekannten und vielventilirten sogenannten Mercantilsystems, mußte die Kunstindustrie Frankreichs vor Allem zu fördern suchen, denn deren Erfolge allein konnten die Herbeilockung fremden Geldes bewerkstelligen und zugleich den Franzosen vor Abgabe des eigenen Geldes an die Fremde zur Befriedigung der Luxusbedürfnisse behüten. Besser als durch Aufstellung negativer Maßregeln in einem geregelten System von Prohibitivvorschriften, erreichte man positiv dieses Ziel durch die sorgsamste Pflege des industriellen und künstlerischen

Unterrichtes, für welchen nun Großartiges ins Werk gesetzt wurde. Ausfuhrverbote für Victualien erzielten niedere Lebensmittelpreise, diese machten niedere Arbeitslöhne möglich und letztere vereitelten jede ausländische Concurrenz.

Das System des Mercantilismus, welches Colbert auf den Culminationspunkt förderte, wenn er es auch nicht geschaffen, hat unleugbar Frankreich zum ersten Industriestaate gemacht, obwohl es, an manchem Mangel krankend, später anderen Maximen weichen mußte. Dennoch ist es für Frankreich das Beste gewesen, indem seine Früchte es überlebt haben, welche köstliche Früchte sind. Es konnte zu solchem Triumph aber dadurch allein gelangen, daß es die Kunstindustrie, sein Werkzeug, wodurch es Alles erreichte, wohl in seinen großen Plan verwebte, ihre Entstehung in den eigenen Grenzen aber nicht durch die geringste bureaukratische Zwangsmaßregel fesselte, sondern richtig erkannte, daß diesen freien und leichten Dingen auch eine freie und frische Atmosphäre geboten sein müsse, auf daß die Schwingen sich ausbreiten und heben möchten. In anderen Ländern trug dasselbe System nur schlimme oder keine Früchte, es strebte blos nach der Vergrößerung des Metallschatzes und ertödtete den besten Helfer zu solchem Zwecke durch Pedanterie und Paragraphe. Vor Allem war Colbert kein Doctrinär, und sein gewaltiger Erfolg scheint einzig und allein in der erfahrungsgemäßen, klugen, an alle zufälligen Vortheile rasch anknüpfenden Benützung der Umstände begründet zu sein, welche ihm die Begabung sowie die Tradition im Kunstleben seines Volkes und die gleichzeitigen Mängel bei den Uebrigen boten. Theorie hatte er keine und sein Amtsgang war der Cultus der Opportunität. Freilich verstößt eine derartige Maxime gar nicht selten gegen dasjenige, was unser Säculum unter der Etiquette freiheitlichen Fortschrittes für unentbehrlich erachtet. Der große Vater der französischen Kunstindustrie war, wenn's nöthig, wie schon oben angedeutet, auch ein gewaltiger Tyrann, — nach modernen Begriffen. Er ließ liederliche Fabrikanten gelegentlich am Pranger brandmarken, ihre Schunderzeugnisse ausstellen und hielt strenge auf die Gesetze der alten Meisterschaftserlangung. Die alten Fortschrittsmänner waren eben fortschrittlich auch durch richtige Handhabung von Radschuh und Bremse. Arbeitern, welche zu lange Zeit im Wirthshause zubrachten, wurden auf Befehl des Ministers künftig blos zu bestimmter Stunde im Tage Speisen verabreicht, Auswanderer per Wache arretirt 2c. Zur Hintanhaltung der Schäden, zur Verhütung des Uebles entwickelte Colbert allerdings eine Paragraphenthätigkeit, die ins Kolossale geht; aber dieser Bureaukratismus war wohlthätig, er schützte, er säuberte. Sein Amt bestand mit bescheidener Selbsterkenntniß im Abraupen der Fruchtbäume, nicht im Aufstellen von Regeln, wie die Blüthen duften und die Aepfel süßen Saft gewinnen sollen.

Die Geschäftszweige, welche Colbert zur Höhe hob, sind unzählige. Von der Seifensiederei bis zur Spitzenfabrikation, vom Thrangewinn bis zur Seidenweberei, Schiffbau, Montanwesen, Glas und Fayence, — tausendfache Unternehmungen und Neuschöpfungen tauchten rasch empor und gewannen Leben bis auf unsere Zeiten. Bald zählte das Land mehr als 44,000 Webstühle, für jeden neu aufzustellenden schoß die Regierung 2000 Livres vor; Englands Strümpfen ward schnell mit 6000 Stühlen Concurrenz gemacht, in Crêpe, Leinenzeug und Sammt behauptete Frankreich rasch die erste Stelle. Seine herrliche Seide, deren Kultur schon im fünfzehnten Jahrhundert geblüht hatte, brachte alsbald einen Absatz von achzig Millionen ins Land. Für das Spitzenfach wurden Florentinerinnen, Venezianerinnen und Flamänderinnen berufen, neue Fabrikationsstätten in Sedan, Argentan, Chantilly 2c. geschaffen und die Hauptunternehmerei, allein mit 150,000 Livres unterstützt. Dem Besitzer der Teppichfabrik zu Beauvais gewährte Colbert 60,000 Livres, hob in der altberühmten Savonnerie in Paris jene der orientalischen Teppiche und schuf, von den bedeutendsten Heroen der Malerkunst unterstützt, die Gobelinsfabrikation, welche die niederländische besiegte und sich selber den Weltmarkt eroberte.

In den Mitteln, durch welche Colbert zu seinen Zielen gelangte, erblicken wir bereits fast alle modernen Wege der Kunstbildung und des Kunstunterrichtes vorgebahnt. Er erreichte es, daß die durch seine Fürsorge gewaltig vermehrten Sammlungen des Königs den wissensdurstigen Künstlern und Gelehrten offen standen und vor den Kunstwerken belehrende Besprechungen gehalten wurden; er eröffnete 1673 im Palais Royal die erste Exposition moderner Gemälde, wie sie sich bis heute unter Staatsautorität erhalten haben; derselbe unermüdliche Geist schuf die Akademie der Maler und Bildhauer und die École des beaux arts, ferner die Académie de France in Rom (1666) als Heimath der jungen Künstler, welche nach dem Born der ewigen Schönheit in der heiligen Stadt die Schritte gelenkt hatten; fünf Jahre später folgte die Gründung der Architektur-

Akademie. In diesem riesigen Organismus griff jedes Rad wundersam in das andere, ging kein fallender Span verloren und half auch das Kleinste zum Ganzen: denn der Geist und die Begeisterung der Nation war zum Werke erweckt, die Reform keine bloße Passion oder Schöngeisterei oder Pachtung Privilegirter. Auch die poesieloseste Seele interessirte sie schließlich, denn sie betraf auch die Geldtasche, die sie allein zu füllen vermochte, während wir noch nicht viel weiter gekommen sind, als daß der industrielle Bannerträger des ästhetischen Aufschwunges in der Regel sich auf die finanzielle Buße für seinen Idealismus gefaßt machen darf. Vom Könige angefangen, der dieses Ameisengetriebe seinen Thron vergolden und zugleich sich selber dadurch eine Goldgrube eröffnen sah, beugte sich Jeder gern dem großen Gedanken des allgemeinen Interesses, den die vaterländische Industriereform bedeutete, — bis zur armen pointeuse, welcher sie Brod ins Haus brachte. Es war ein gewaltiges allgemeines Interesse: ein patriotisches, ein künstlerisches und ästhetisches, ein geschäftliches und vom Standpunkte des gesellschaftlichen Lebens selbst ein Interesse der Behaglichkeit und Lebensfreude. Sollen wir die traurige Substraction anstellen, wie viel von jedem dieser Posten uns noch fehlt? Wir wollen's erwarten, denn es kann besser werden; hätten wir nur den einen ungermanischen Dämon los, der uns auch hiebei leider von Anfang an nicht von der Seite wich, die unvermeidliche Theorie des Katheders, dessen Colbert und seine Zeit nicht bedurften, um Frankreich zur Siegerin im olympischen Kampf des Kunstgewerbewesens zu machen.

Eine der wichtigsten Schöpfungen war die Manufacture royale des meubles de la couronne in Paris. In diesem großartigen Institute vereinigte der kluge Organisator den größten Theil der zahllosen Kunsthandwerker, welche für die Bedürfnisse des Hofes in dessen Palästen bisher gearbeitet hatten, zu einem wohlgegliederten Ganzen. Lebrun stand als Director an der Spitze der Anstalt und hatte darin ein ganzes Heer von Arbeitern zur Verfügung, welche sich in entwerfende Meister, Specialisten, ausführende Techniker und Lehrlinge schieden. Kein Zweig des Gewerbes fehlte in dieser Riesenschule, der Urmutter aller Kunstgewerbeschulen, zweihundert Jahre vor dem Entstehen der übrigen! Nach manchem Wechselfall blüht die Anstalt noch heute, seit 1759 aber mit der Savonnerie vereinigt. Außerhalb dieser Anstalt wimmelte es aber auch im Louvre nach wie vordem von einer großen Menge einheimischer und fremder Künstler, welche für die Krone als Decorateure, Teppichweber, Tischler, Bildhauer &c. beschäftigt waren.

Frankreich war von jeher auch in der Beziehung glücklicher als seine Nachbarländer, daß große Reformen daselbst in der Regel mit dem Abtreten ihrer Veranlasser nicht abzusterben pflegten, sondern der Volksgeist meist in dem Sinne der Reformatoren weiterzuschaffen verstand. So setzte das ganze achtzehnte Säculum bis zur Revolution eifrig fort, was Colbert begonnen, namentlich sind es die rührigen Encyklopädisten, deren Streben auf die schulmäßige Obsorge für das Kunstgewerbe gerichtet blieb. Im selben Geiste gründete Blondel in Paris die erste Baugewerkschule der Welt und das schon unter Colbert entstandene Projekt der Gewerbeschulen der Provinzen erhielt seit 1726 seine Realisirung, so daß bis 1790 kaum eine bedeutendere Stadt im Reiche ihre eigene Schule entbehrte. Auf Blondel folgte alsbald wieder eine bedeutende organisatorische Kraft, der Blumenmaler J. J. Bachelier, welcher, getragen von dem ungeheuren geistigen Bedürfnisse der Nation der königlichen Manufaktur eine zweite an die Seite setzen konnte, ohne diese und das eigene Werk zu schädigen. Im Gegentheil erfreute sich die Vorläuferin der heutigen École nationale des arts décoratifs, damals École royale gratuite de dessin genannt, schon 1767 eines Besuchs von 1500 Zöglingen, für die es Preise und Stipendien gab. Die Schule hatte die Aufgabe, der großen Anzahl von Meistern, die nicht im Hofdienste beschäftigt waren, gleiche Ausbildung zu gewähren, wie die Anderen durch die Manufacture royale des meubles de la couronne erhielten.

Neben der Kunstindustrie fehlte es der Pflege der hohen Kunst zur gleichen Zeit ebenfalls nicht an Hilfsmitteln und an Förderung der wesentlichsten Art. Das aus dem Mittelalter stammende zünftige Wesen trat auch hier zu den Neuerungen nicht in schroffen Gegensatz wie anderwärts, sondern vermählte seine Vorzüge mit denjenigen der modernen Richtung zu neuen, glücklichen Errungenschaften. Die uralte St. Lucas-Akademie und die unter dem jungen, vierzehnten Ludwig gegründete königliche Akademie vereinigten sich bald zur Académie royale de peinture et de sculpture (1652) und Colbert führte an dem neuen Institute seinen

Lieblingsgrundsatz der Verbindung von Kunst und Kunstindustrie durch, indem er den Akademiker Lebrun hier sowie an den gewerblichen Anstalten als Director bestellte. Die großen Künstler entzogen sich in Frankreich bis zur Revolution nicht der Einflußnahme auf das Gedeihen des Kunsthandwerks. Nachdem die Revolution diese Einrichtungen vorübergehend alterirt hatte, folgte unter dem Kaiserreiche durch Gründung von zweiundzwanzig Provinzmuseen und die Zufuhr der italienischen Kunstbeute ein neuer Aufschwung, der bis heute andauerte.

Schon allein, was Colbert für Kunst und Wissenschaft geleistet, genügt, ihm das Lob der Nachwelt zu sichern. Außer den oben angeführten Instituten gründete er das Journal des Savants, die orientalische Akademie und die Sammlung des Louvre. Einige der großartigen Bauten zu Paris danken ihm ihren Ursprung, so das neue Louvre, das Observatorium und das Hotel der Invaliden. Er vereinigte mit geradezu unerschöpflicher Energie den unermüdlichsten Fleiß, kluge Geduld, und eine Ausdauer, die ihn alle Schwierigkeiten besiegen, wie einen unbeugsamen Willen, der ihn nicht abweichen ließ, bis er nicht das vorgesteckte Ziel erreicht hatte, die ihn aber auch nicht allzu bedenklich werden ließ über die Mittel, durch die es zu erreichen sei. Seine Geringschätzung der Dienste Riquets, der den großartigen Canalbau in der Languedoc beinahe gänzlich ausgeführt, zeigt den Minister in recht ungünstigem Lichte und bildete ein Gegenstück zu dem Undank, den er selbst später vom Könige erfahren. Ein anderes Anrecht auf den traurigen Titel Vir marmoreus finden wir in der grausamen Gewaltsamkeit, mit der er für die Bemannung der Galeeren sorgte. Sein Biograph Clément bemerkte in diesen Beziehungen zu seiner Entschuldigung: „Si grand qu'on soit, on est toujours de son temps". Colberts Lebensschluß war so trübe, als sein Erfolg glänzend gewesen war. Daß seine letzte Krankheit durch den Kampf gegen den anwachsenden Einfluß Louvois' und den Schmerz über die Vernachlässigung Seitens des Königs vermehrt worden, ist mit Bestimmtheit anzunehmen. Daß sein Tod hierdurch herbeigeführt worden, ist jedoch eine effektvolle Hyperbel; er litt an einer Krankheit, welche zu jener Zeit für unheilbar galt und es war. Nach Montyon äußerte er kurz vor seinem 1683 erfolgten Tode in Bezug auf den König: „Si j'avais fait pour Dieu, ce que j'ai fait pour cet homme-la, je serais sauvé deux fois, et je ne sais ce que je vais devenir." Die „Gazette de Leyde" meldete zwar: „il est mort fort regretté de toutes les honnêtes gens", allein in Wahrheit war der Mann, der so Vieles für sein Volk gethan, nur sehr wenig populär und erst später fand sein Wirken die verdiente Werthschätzung.

Außer Reims, dem alten Durocortorum, der einstigen Hauptstadt der Remi und des belgischen Galliens, verdient der Chesflieu des Departements Châlons-sur-Marne einige Worte der Erwähnung. Die Stadt ist mit Mauern und Gräben umgeben, hat meist Holzhäuser, aber gerade und reinliche, wenn auch enge Straßen nebst einer großen Kathedrale, die wegen ihrer zwei durchbrochenen Thürme und ihrer Glasmalereien bemerkenswerth ist. Auch Chalons, das jetzt über 23,000 Einwohner zählt, ist der Sitz einer blühenden Industrie, in den Tagen des zweiten Kaiserreiches hauptsächlich jedoch durch das befestigte Lager bekannt geworden, welches 1857 unweit davon, auf einem von dem Bache Chenau durchflossenen Plateau, am linken Ufer der Vesle, in der Nähe eines alten römischen Lagers, wovon noch Ueberreste vorhanden, angelegt wurde. In den drei Sommermonaten fand hier alljährlich eine Truppenzusammenziehung von 60—70,000 Mann zu Mannövern statt. Daneben entstanden in Folge dessen die Dörfer Groß- und Klein-Mourmelon. Hier reorganisirte im August 1870 Marschall Mac Mahon die geschlagene französische Armee, ehe er zum Entsatze von Metz nach Norden zog. Das Lager ward im Februar 1871 aufgehoben. Aber wie der Boden der Champagne überhaupt, welcher von Schlachtfeldern aus alter und neuerer Zeit wimmelt, so hat auch Chalons schon in den Tagen des sinkenden römischen Weltreiches eine wichtige, ja für die Geschichte des Abendlandes entscheidende strategische Rolle gespielt, denn Chalons ist das Catalaunum oder Durocatalauni der belgischen Gallier und vor ihren Thoren — auf den catalaunischen Gefilden — ward 451 die berühmte Völkerschlacht zwischen dem römischen Feldherrn Aëtius und den Hunnen unter dem gewaltigen Attila geschlagen.

In der Erinnerung, in den Heldensagen, in den Legenden späterer Zeiten concentrirten sich in diesem Attila die ganzen Schrecknisse der Völkerwanderung: Alles was die Hunnen in ihrer wildesten Zeit gefrevelt oder was ihnen auch nur die Uebertreibung angedichtet hat. In der historischen Erinnerung lebt er noch heute



Châlons-sur-Marne.

fort als „die Geißel Gottes"; in Wahrheit doch blos, weil dieser Mann, die kolossalste Gestalt der Völkerwanderung, nur wie ein feuriges Meteor über die alte Welt hingegangen ist; weil das Bleibendste, was er hinterließ, nur Zerstörung gewesen ist. Die furchtbaren Mongolen des Mittelalters, Dschingiskhan und Timur, haben ihn unendlich an erbarmungsloser Wildheit und schauerlicher Blutgier überboten, aber zuletzt doch mehr positive Schöpfungen hinterlassen. In Wahrheit überragte Attila sein Volk geistig wirklich riesengroß. Nur den Typus der Rasse, kurze Gestalt, breite Brust, dunkle Farbe, den großen Kopf und die kleinen Augen, die aufgestülpte Nase und den kleinen Bart verleugnete er nicht, hielt auch inmitten des fürstlichen Glanzes, der auf der Höhe seiner Macht seinen Hof umgab, für seine Person die alte Einfachheit des Steppenlebens fest. Aber den Schmutz und die Gemeinheit des alten Hunnenthums hatte er abgestreift. Seine Persönlichkeit muß



Vitry-le-François.

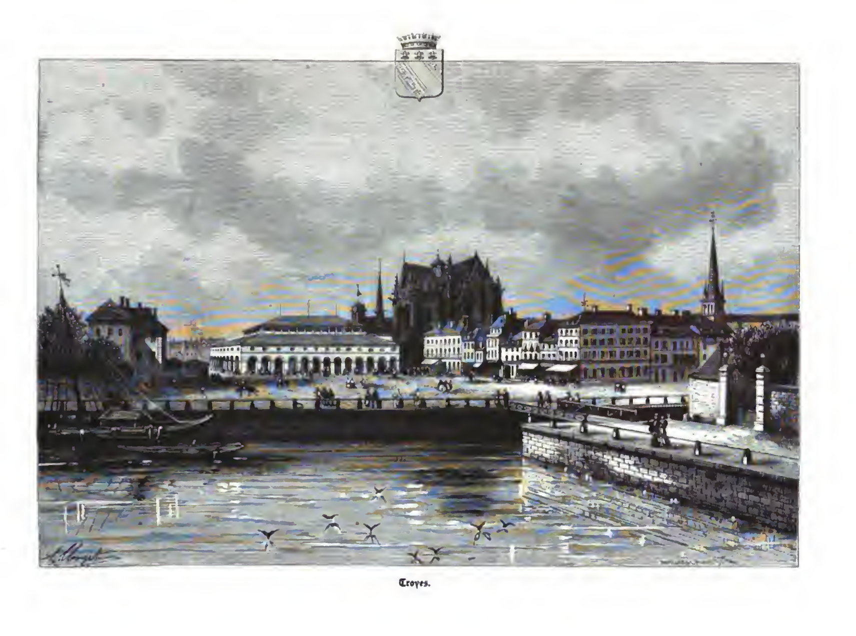
etwas ungemein Imponirendes gehabt haben. Die Hunnen verehrten in ihm eine großartige Herrscherkraft; aber auch Deutsche, Römer und Griechen, deren viele, jene als Krieger, diese als höhere Beamte, in seinem Diensten standen, hingen mit voller Treue an ihm. Und wie in Gallien zu den Westgothen, so zogen zu ihm nicht wenige Römer und Griechen, um unter seinem sicheren und bequemen patriarchalischen Regiment sich der zermalmenden Last der römischen Civilisation zu entziehen. Dieser gewaltige Fürst und Krieger war es, dessen Heer, 500,000 oder gar 700,000 Mann stark, in zwei mächtigen Heeressäulen 451 den Oberrhein überschritt. Die eine wurde mehr nördlich, über Trier durch Belgien geführt; die südliche leitete Attila selbst von Straßburg her gegen Metz. Als diese Stadt in der Osternacht (8. April) mit Sturm genommen und zerstört war, zog Attila, der sein Gesammtheer in der Champagne vereinigte, über Chalons, Troyes und Sens nach Orléans, vor dessen Mauern der Großkhan im Mai 451 anlangte. Hier endlich staute sich die furchtbare Fluth. Während Volk und Besatzung den Angriffen Attilas mit zäher Tapferkeit widerstanden, führte Aëtius das im innern Gallien gesammelte Heer, zu dem nach langen Zaudern endlich auch die Westgothen gestoßen

waren, tief im Juni mit raschen Märschen nach der Loire. Er kam noch zur letzten Stunde, um Orléans zu retten. Schon waren die Hunnen in diese Stadt eingedrungen; schon tobte in ihren Gassen der Kampf, als endlich Aëtius und der westgothische Prinz Thorismund zu später Stunde erschienen und nun die Hunnen wieder aus der Stadt drängen konnten. Sofort trat Attila, der sich offenbar hatte überraschen lassen, den Rückzug an. Es wurde für ihn nöthig, sein zerstreutes, plünderndes Heer rasch zu sammeln und sich nach den für den Reiterkampf mehr geeigneten Ebenen der Champagne zu ziehen. Aëtius drängte ihm mit Macht nach und holte ihn in der Gegend von Troyes, südlich von Châlons-sur-Marne, ein. Auf der Ebene von Mauriacum, jetzt Méry-sur-Seine, einem Theile der sogenannten catalaunischen Gefilde, sollte der Kampf ausgefochten werden, der über die Zukunft von Europa entscheiden mußte. Bei dem erwähnten Mauriacum, nur zwei Stunden



Langres.

von den Mauern von Troyes, faßten am Abend vor dem entscheidenden Tage die Franken des Aëtius den feindlichen Nachtrab, die Gepiden, und erzwangen in heißem Kampfe — 15,000 Leichen bedeckten das Blachfeld — den Uebergang über die Seine, auf Attilas äußerstem rechten Flügel. Am folgenden Tage entbrannte dann, nicht lange nach Mittag, die gewaltige Hauptschlacht. Die Fronte des unermeßlichen Heeres der Hunnen, in welchem neben diesen, Bastarnern und Sciren, die germanischen Schaaren derselben oder verwandter Stämme, die Ostgothen nebst den Gepiden, Herulern, Rugiern, die Alemannen, ein Theil der Franken und Burgunder, Thüringer u. A. aufgestellt waren, war gegen Nordwesten gerichtet. Attila mit seinen Hunnen hielt das Centrum; den Kern des linken Flügels bildeten die Ostgothen unter den Amelungen-Brüdern Walamir, Theodemir und Widemir, den des rechten Ardarichs Gepiden. Auf römischer Seite standen im Centrum die Alanen unter Sangiban, einem Fürsten von zweifelhafter Treue, der schon vor Orléans mit Attila verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte, daher ihm Aëtius diesen Posten anwies, um seine Bewegungen genau beobachten zu können; auf dem rechten Flügel stand König Theodorich mit seinen Westgothen, den linken



Troyes.

befehligte Aëtius selbst mit seinen Römern. Als Schlüssel des Schlachtfeldes galt eine bis zur Höhe von 50 m sanft aufsteigende Erdanschwellung bei Premier-Fait und Les Grandes Chapelles, zwischen beiden Heeren. Nachdem die Führer durch kräftige Anreden die Kampflust der Streiter angefeuert, gab Attila das Zeichen zur Schlacht. Aëtius und Prinz Thorismund vermochten indeß die Anhöhe zuerst zu nehmen, und nun kam Attila in die unbequeme Lage, den Hügelrücken erstürmen zu sollen. Die Genialität des Aëtius, der die Hunnen so genau kannte, hatte die richtige Art gefunden, um dem Großkhan den gewöhnlichen hunnischen furchtbaren Reiterstoß mit Pfeilregen unmöglich zu machen. Zwar durchbrachen die Hunnen schnell das feindliche Mitteltreffen der zweideutigen Alanen, richteten aber dann ihre ganze Macht auf die Westgothen. König Theodorich ritt längs der Reihen dahin, den Muth seiner Streiter anfeuernd; da empfing er von der Lanze



Nogent-sur-Seine.

eines edlen Ostgothen, Namens Andax, die Todeswunde; er stürzte vom Pferde und wurde unter den Hufen seiner eigenen Reiterei zertreten. Aber sein tapferer Sohn Thorismund stürzte herbei und stellte rasch die Ordnung wieder her; seine Westgothen faßte aber solche Berserkerwuth, daß sie von Thorismund gegen das vorausgeschrittene und entblößte Mitteltreffen der Hunnen geführt, in furchtbaren Stößen den feindlichen Widerstand über den Haufen warfen und den Tod ihres Königs durch den Sieg über die Feinde rächten. Attila, der mit Heldenmuth in der Mitte seiner Streiter kämpfte, zog sich bei heranbrechender Nacht zurück, das Schlachtfeld den Gegnern überlassend. Aber hinter seiner festen Wagenburg trotzte er „wie ein von Jägern bedrängter Löwe“ den vereinten Angriffen des Aëtius und Thorismund, die sich in der Dunkelheit zusammengefunden und einen Sturm auf sein Lager versuchten. Er hatte die Sättel gefallener Pferde zu einem Hügel aufschichten lassen, in der Absicht denselben anzuzünden und in den Flammen seinen Tod zu suchen, wenn seine Verschanzungen erstürmt würden. Der Sturz des kühnen Thorismund vom Pferde rettete die Hunnen vor einer gänzlichen Niederlage. Aber erst am folgenden Morgen erkannte Aëtius, daß er gesiegt hatte. Noch

aber zeigte Attila eine so entschlossene Haltung, daß Aëtius es nicht wagen mochte, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Er vermied eine neue Schlacht und ließ die Hunnen, soweit nicht massenhafte Verwundete und Marodeurs ihnen jetzt zu Grunde gingen, ostwärts abziehen. So endigte die große Völkerschlacht auf der catalaunischen Ebene; 165,000 Leichen, weitaus die Mehrzahl aus dem Heere der Hunnen, deckten das Blutfeld, und der lang erhaltene Volksglaube, daß die Geister der Erschlagenen, unversöhnt durch den Tod, noch drei Tage lang in den Lüften fortgekämpft, zeugt von der Erbitterung und Kampfwuth der rauhen Kriegsschaaren und von dem mächtigen Eindruck, den die gewaltige Völkerschlacht in der Phantasie der Menschen hinterließ.

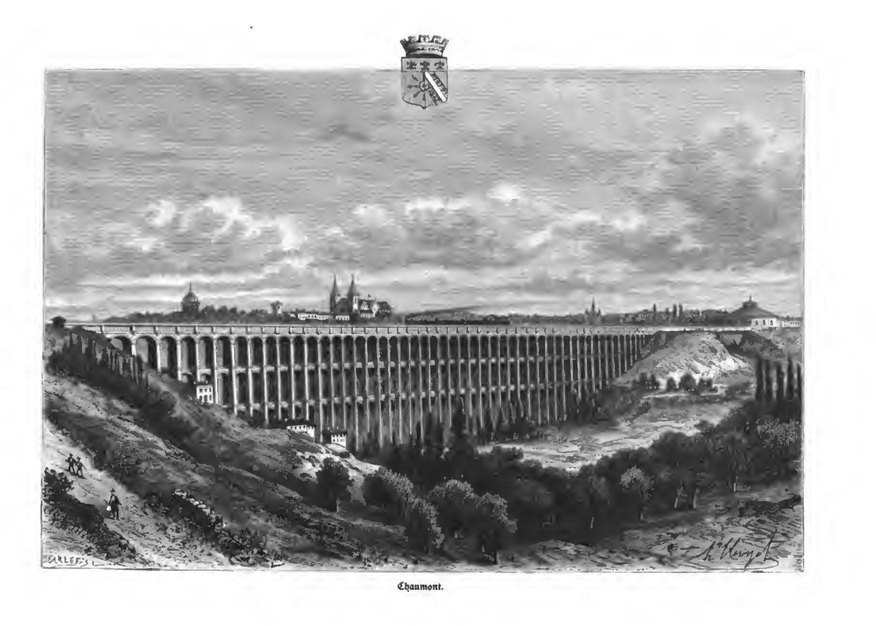
Von den übrigen Städten des Marnedepartements ist blos noch Vitry-le-François das alte Victoriacum, eine kleine gewerbreiche und hübsche Stadt in der Landschaft Perthois zu nennen. Sie liegt an



Bar-sur-Aube.

der Marne und ward nach der Einäscherung von Vitry-en-Perthois, durch Karl V. im Jahre 1544 von König Franz I. gegründet, auch ihm zu Ehren benannt. Die in deutschen Schriften mitunter vorkommende Vitry-le-Français ist daher durchaus irrig.

Den südlichen Theil der Champagne bilden die beiden Departements der Aube und der Haute Marne, welche sich in ihrer Bodenbeschaffenheit nicht wesentlich von jenem der Marne unterscheiden. Doch hat das von der Seine und ihrem Nebenflusse Aube bewässerte Aubedepartement von allen den schlechtesten Boden. Es weist leicht wellige, große Kreideplateaux, im Nordosten aber Hügel und Ebenen mit Alluvium auf, diese Gegend erzeugt wohl Hafer, Gerste und Buchweizen, ist aber ärmlich und baumlos. Man nennt sie die Champagne pouilleuse. Im Südosten ist die Kreidegrundlage mit dicker, fruchtbarer Erde bedeckt, durch die ein Wagen hie und da von zwölf Pferden gezogen werden muß. Hier steht namentlich die Zucht von Rindern,



Chaumont.

Pferden, Geflügel und Bienen in Blüthe. Auch gedeihen hier Getreide, Kartoffeln und trefflicher Wein, von welch letzterem zwei Drittel der Gesammtproduktion zur Ausfuhr gelangen. Das Departement der Obermarne ist bedeutend bergiger, aber ebenso reich an Getreide und Hafer, so wie an Pferden und Rindern. Zugleich ist sein Boden einer der eisenreichsten in Frankreich, daher sich auch hier eine ausgedehnte Eisenindustrie entwickelt hat. Den Süden dieses Departements nimmt die Landschaft Bassigny mit dem Plateau von Langres ein, das sich im Norden und Nordosten von Dijon in der Richtung des östlicher gelegenen Schweizer Jura erstreckt und aus demselben Jurakalk aufgebaut ist. Hier entspringen die nach Westen gehenden Zuflüsse der oberen Somme, so wie die nach Norden und Nordwesten fast gleichlaufenden rechten Nebenflüsse der Seine: die Ource, die Aube mit dem Anjon, die Marne mit dem Rognon. Diese Reihe von Höhen und Hügel,



Arcis-sur-Aube.

deren beträchtlichster, die Cime de Montaign, blos 497 m Seehöhe erreicht, hat keine hervorragenden Kämme und Gipfel, bildet aber ein verbindendes Mittelglied zwischen den französischen und deutschen Mittelgebirgen. Es ist 15—20 km breit, 70 km lang und 325—500 m hoch. Thäler, die wenig tief sind, zerschneiden es von der Quelle der Manche bis zu dem höchsten Gipfel der südlich davon in Burgund sich erhebenden Côte d'or. Da es die Thäler der Saône, Marne, Maas, Aube und Seine beherrscht, ist dieses Plateau von Langres für die Vertheidigung der östlichen Grenze von großer Wichtigkeit. Auf demselben und nicht weit von den Quellen der Marne liegt auf dem dort von engen Thälern durchschnittenen Plateau das befestigte Städtchen Langres, das alte Andemantunum oder Lingones; es ist von alten bethurmten Mauern umgeben und hat eine schöne Kathedrale, ist aber öde und schlecht gebaut.

Von den übrigen Städten der südlichen Champagne, deren bedeutendste wir im Bilde vorführen, ist nicht viel zu berichten. Die wichtigste darunter ist zweifellos Troyes, der jetzige Chefilieu des Aubedepartements und die ehemalige Hauptstadt der Champagne überhaupt. Sie liegt an der Seine, in einer weiten Ebene, in

110 m Meereshöhe und ist sehr alt. Sie kommt schon zur Römerzeit als Trecae, Augustobona vor und kann in ihrer schlechten Bauart ihr Alter auch nicht verleugnen. Schon seit dem zwölften Jahrhundert sind ihre langen Vorstädte von Canälen durchzogen und um die Stadt, welche dermalen 46,000 sehr gewerbthätige Einwohner zählt, läuft eine schöne Promenade, le Mail. Den Glanzpunkt von Troyes bildet indeß die schöne, gothische Kathedrale mit ihrem reichen Portale und ihren kühnen Gewölben; doch hat sie blos einen Thurm. Von der Seine gesehen präsentirt sich, wie unsere Abbildung zeigt, Troyes ganz stattlich. Weiter stromabwärts liegt an der Seine, ganz im Westen des Departements, das hübsche Städtchen Nogent-sur-Seine, dessen zahlreiche Gärten vielfach Paris versorgen, das aber hauptsächlich wegen der nahen Reste des von Pierre Abälard gegründeten Klosters le Paraclet bemerkenswerth ist. Die von dem großen Scholastiker und Theologen

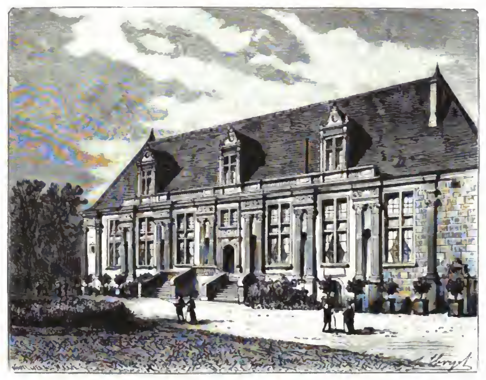


Die Kirche Notre-Dame in Wassy.

des zwölften Jahrhunderts ursprünglich erbaute Kapelle und Klause wurde von seinen Schülern zu einer großen Stiftung erweitert, die er nach seiner Ernennung zum Abt von St. Gildes-de-Ruys in der Bretagne an seine durch das bekannte traurige Liebesschicksal mit ihm verbundene Geliebte Heloïse übergab, welche ihn nach seinem am 21. April 1142 erfolgten Ableben im Paraclet begraben ließ, wo sie ihm selbst erst 1163 im Tode folgte. Beider Asche wurde aber 1808 in das Museum der französischen Denkmäler zu Paris gebracht und 1818 in einem eigens dazu erbauten Denkmal auf dem Kirchhofe Père Lachaise beigesetzt.

Im Osten des nämlichen Departements liegt ein anderer berühmter Platz des Mittelalters: die jetzt in ein Centralgefängniß für die dreizehn östlichen Departements umgewandelte prachtvolle Cistercienserabtei Clairvaux, eine der schönsten und reichsten in Frankreich, die seinerzeit das Haupt von 3,252 Klöstern war. Abälards kirchlicher Gegner, der heilige Bernhard, gründete sie im Jahre 1115 und ward zugleich ihr erster Abt, nachdem ihm der Herzog Hugo von Troyes das dortige Waldthal, Clairval (Clara Vallis) geschenkt hatte. Dieser einem edlen burgundischen Geschlechte entsproßte Reformator der Klosterzucht, dieser Rathgeber der

Fürsten und Hauptsprecher in den Kirchenversammlungen, dessen hinreißende Predigten 1146 den zweiten, übrigens unglücklichen Kreuzzug zu Stande brachten, liegt in der Kirche zu Clairvaux begraben. Die alte Abtei gehört zum Arrondissement von Bar-sur-Aube, einem alten Städtchen mit Baumwollenfabriken und Weinbau, das in die Hunnenzeit hinaufreicht und aus jenen wilden Tagen noch Ruinen von dicken Mauern und sonstigen Bauten besitzt. Außer der hübschen Lage am rechten Ufer der Aube und am Fuße eines ziemlich hohen Berges, in einem lachenden Thale, dessen Gehänge Weingärten und Waldungen verkleiden, hat Bar-sur-Aube nichts Bemerkenswerthes. Mit Joinville im benachbarten Departement der Obermarne stritt es um den Rang der Hauptstadt in der Landschaft Vallage (Thalland). Hier war es auch, daß am 24. Januar 1814 Marschall Mortier die vordringenden Oesterreicher in erbittertem Kampfe zurückwarf, welcher dem Feinde



Schloß Joinville.

1500 Mann kostete. Und eine gleich blutige Schlacht aber mit unglücklichen Ausgang für Napoleon fand nur wenige Monate später, am 20. März 1814, bei Arcis-sur-Aube statt, wo der Franzosenkaiser der freilich numerisch gewaltig überlegenen Heeresmacht der Verbündeten unter Fürst Schwarzenberg weichen mußte. Der bescheidene Ort, von dem wir eine Ansicht bieten, hat Baumwollenspinnereien und Webereien, Strumpffabriken und treibt einen ansehnlichen Kornhandel. Ein drittes Schlachtfeld, allerdings aus früherer Zeit, ist jenes von Wassy, wo am letzten Februar 1562 der Herzog von Guise die dort versammelten Kalvinisten überfiel und damit das erste Signal zu jenen beklagenswerthen Glaubenskriegen gab, welche Frankreich während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts verheerten. Wassy, eine uralte Stadt der Vadicasses, ward schon im Jahre 211 durch Kaiser Caracalla niedergebrannt, erstand dann wieder aus den Ruinen, hatte aber noch schwere Schicksale durchzumachen. Sie liegt im Departement der Haute Marne am rechten Ufer der in die Marne mündenden Blaise, rings von ausgedehnten Wäldern umgeben. In ihren engen Straßen bemerkt man zahlreiche alte Häuser und darunter eine ziemlich merkwürdige Kirche: Notre Dame de Wassy. Nur 17 km süd-

östlich davon liegt das oben erwähnte Städtchen Joinville am linken Marneufer in freundlichem Thalbecken, ursprünglich der Sitz eigener Herren von Joinville, später Besitzthum der Herzoge von Guise, deren Mehrzahl auch hier das Licht der Welt erblickte; von diesen ging Joinville auf die Familie Orléans über, wovon ein Mitglied bekanntlich den Titel eines Prinzen von Joinville führt. Das dort befindliche Schloß ist ein hübscher, aber keineswegs imposanter Bau. Der Chefslieu der Obermarne ist das 12,000 Einwohner zählende Städtchen Chaumont, die ehemalige Hauptstadt der Landschaft Bassigny. Sie hat breite und reinliche, mitunter aber sehr steile Straßen, denn Chaumont liegt 312 m hoch auf einem Hügel zwischen der Marne und ihrem Nebenflüßchen Suize. An öffentlichen Bauten hat es wenig Bemerkenswerthes aufzuweisen; wahrhaft großartig ist dagegen der dreistöckige Eisenbahnviadukt, welcher 600 m lang und 50 m hoch das Thal der Suize überbrückt und in den Bahnhof von Chaumont einmündet.

Lothringen.

Die Geschichte Lothringens reicht in die ersten Anfänge deutscher Geschichte zurück. Was jenseit derselben liegt, kommt aber für uns um so mehr in Betracht, als von einer Kenntniß dieser allerältesten Verhältnisse wesentlich die Beurtheilung der späteren und sogar der modernen Zustände abhängt. Wir müssen deshalb einen flüchtigen Blick auf das Gallien der Urzeit werfen. Dieses war nun in ethnographischer Beziehung kein einheitliches Land, da sowohl die Iberer, die vor der Einwanderung der Kelten in Südfrankreich (Ende des fünften Jahrh. v. Chr.) alles Land nördlich von den Pyrenäen bis zur Garonne und der Rhone inne hatten, als die Ligurer, ein Volk unbekannter Stellung, das ursprünglich östlich von dem letztgenannten Flusse wohnte, auch nach Verlust des Rhonethales an die Eindringlinge, in der Gascogne und den Bergen von Langedoc, oder in den Alpen in großen Massen zurückblieben, und nur langsam ihre Nationalität verloren. Das ganze Land nördlich von diesen Völkern aber bis zum Ocean und der Seine im Norden und Nordosten war seit den ältesten Zeiten von eigentlichen Kelten bewohnt. Nordöstlich von ihnen traf Cäsar die jenen nahe verwandten *Belgen*, welche von der Seine bis zum Rheine reichten, also auch das heutige Lothringen inne hatten. Daß die Sprache der Belgen die nämliche wie jene der Kelten war, erweisen die aufbewahrten Eigennamen hinlänglich; nicht nur zeigen sich bei Kelten und Belgen dieselben Stammwörter, sondern, wie schon der große Sprachforscher Zeuß dargethan, ganz dieselben Namen. Doch war die Sprache der Belgen von jenen der Kelten dialektisch verschieden, wofür wir direkte Zeugnisse besitzen. Indeß berechtigt diese dialektische Verschiedenheit keineswegs, die Belgen aus der großen Gruppe der Keltenvölker auszuscheiden; ja nicht einmal die in Frankreich beliebte Sonderung in eigentliche Kelten, worunter man ausschließlich die Celtae Cäsars gelten lassen wollte, nämlich schwarzhaarige, brünette und kleine Leute, die man *Gaelen* nennt, und in *Kymry*, Menschen größeren Schlages, blond und blauäugig, erfreut sich des allgemeinen Beifalles der Gelehrten. Eine bedeutende Stütze fand sie allerdings in den Untersuchungen des verstorbenen Paul Broca — eines der hervorragendsten Anthropologen der Neuzeit — welcher in der That und in streng wissenschaftlicher Weise nachwies, daß allerdings in Frankreich sich zwei Rassen gegenüberstehen, eine, welche sich nördlich von der Seine ausbreitet, und eine andere südlich von der Loire wohnende, während die zwischenliegenden Landschaften von einer gemischten Bevölkerung bewohnt werden. Die kleine, dunkelhaarige und brachykephale Bevölkerung des Südens hat heute drei Fünftel des französischen Bodens inne und beziffert sich auf etwa 19 Millionen Köpfe. Die hochgewachsene blonde und dolichokephale Rasse des Nordens, zu welcher auch die Belgen, Wallonen, Walliser u. s. w. gehören, zählt nur etwa neun Millionen und bewohnt beiläufig ein Viertteil des Landes. Gegen die von William Edwards aufgestellte und hauptsächlich von Amédée Thierry und Henri Martin entwickelte, so wie von Paul Broca unterstützte Theorie von der Existenz zweier keltischen oder gallischen Familien erhoben sich indes Omalius d' Halloy, Gobineau und Roget de Belloguet, in neuerer Zeit Alfred Maury und der geistvolle Gaidoz. Sie zeigten, daß die alten Schriftsteller, wenn sie uns von dem Vorhandensein blonder Gallier in den Südprovinzen erzählen, eben nur die *Krieger*, d. h. die erobernde Rasse, vor Augen hatten; die dunkelfarbige Hauptmasse war bereits vorhanden, lange vor der Ankunft der ersten Kelten, welche schließlich in deren gewaltigem Strome untergegangen sind. Belloguet glaubt diese ältere, *vor* den Kelten auf dem Boden Frankreichs angesiedelte Bevölkerung Ligurer (deren Name früher fälschlich vom Flusse Ligeris [jetzt Loire] abgeleitet wurde) nennen zu dürfen. Doch liegt wenig an dem Namen. Durchschlagend und entscheidend ist die Thatsache der Existenz einer *nichtarischen* Rasse, welche heutzutage die große Mehrheit der französischen Bevölkerung — jene südlich von der Loire — ausmacht.

Ebenso siegreich und überzeugend hat aber Roget de Belloguet nachgewiesen, daß die eigentlichen sogenannten Gallier sämmtlich echte Kelten waren, welche die hohen Fähigkeiten der hochgewachsenen blonden Rasse der Arier besaßen und in Frankreich nur eine einzige, gemeinsame Sprache redeten, wie sie sich auch zu einer und derselben Religion bekannten und ein und dasselbe politische und religiöse Ideal mit sich brachten. Die Kelten waren nun der älteste Zweig der arischen Völkerfamilie und saßen im Westen Europas, soweit derselbe nicht von Autochthonen besetzt war, lange, ehe die Germanen nach Deutschland einzogen, die Germanen, mit welchen sie die anthropologischen Merkmale aller Arier gemein hatten. Kelten und Germanen zu identificiren, wie Adolf Holtzmann gethan, ist heutzutage wissenschaftlich wohl durchaus unzulässig; es waren zwei völlig verschiedene Völker, wenn auch, wie Italiker, Hellenen und Slaven, Glieder des nämlichen arischen Urstammes. Die keltische Sprache stand unter allen indogermanischen dem Lateinischen am nächsten, weit näher als dem Germanischen und kann im besten Falle als ein Bindeglied zwischen letzterem und dem Idiom der weltbeherrschenden Roma angesehen werden. Wohl erhielt das keltische Land durch die römische Eroberung (58 bis 50 v. Chr.) allmählich auch romanische Sprache, was eben durch die erwähnte Affinität erleichtert ward; das nationale keltische Idiom wich verhältnißmäßig rasch dem Romanischen, doch war das Keltische nach Irenäus noch gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in Lugdunum (Lyon) und nach Hieronymus noch im vierten in Trier lebendig; am längsten gewiß im französischen Westen, wo es in der Bretagne sich bis heute erhielt. Alle übrigen Beimischungen — und sie sind sehr zahlreich —, welche die keltisch-römische Bevölkerung des heutigen Frankreich empfing — sind untergeordneter Natur und vermochten nicht den allgemeinen ethnischen Charakter oder die neu geschaffene romanische Sprache zu verändern. Dies gilt unter Anderen auch von den germanischen Banden, welche im frühen Mittelalter vom Sturme der Völkerwanderung nach Gallien geweht wurden. Die germanischen Burgunder geben einem großen Theile desselben ihren Namen; die Westgothen herrschen in demselben, endlich dauernder die Franken, nach denen noch heute das Land benannt wird. Aber alle diese Stämme waren numerisch wenig zahlreich, den Eingebornen nur kriegerisch überlegen, so daß die Franken schon zu Ende des achten Jahrhunderts in der gallorömischen Masse völlig aufgegangen, von ihr so aufgeschlürft waren, daß man sie von dem keltischen Grundstock der Bevölkerung gar nicht mehr unterscheiden konnte. Sie wurden also binnen Kurzem total romanisirt und haben fast keine ethnischen Spuren ihres Daseins hinterlassen. Nur an der Nordküste, wo schon früher Sachsen und Friesen über Meer erschienen waren — hat sich das skandinavische Blut der Normannen, wie wir wissen, noch heute in der Bevölkerung der Normandie erhalten. Auch in Flandern konnten wir in den Grenzstrichen einen Streifen germanischen Volksthums erkennen.

Was nun das heutige Lothringen, eigentlich Lotharingen oder Lotharingien, anbetrifft, so erscheint es in den ältesten Zeiten, auf die ein historisches Streiflicht fällt, von zwei rein keltischen Völkerschaften bewohnt, den Mediomatrikern mit ihrem Hauptsitze in Divodurum, dem späteren Mettis und heutigen Metz und den Leukern mit ihrem Hauptsitze in Tullum, dem heutigen Toul. Ihre Grenznachbarn waren im Osten die Trevirer, im Westen die Remer. Cäsar zählt sie beide zu den belgischen Galliern. Nach der fränkischen Invasion gehörte das Land unter den Merovingern zu dem Königreich Austrasien, als dessen Hauptstadt Metz zuerst Bedeutung erlangte. Die selbständige Landesgeschichte beginnt erst unter den Karolingern mit Karl des Großen Enkel Lothar I., dem in dem denkwürdigen Theilungsacte von Verdun im Jahre 843 außer Italien die ausgedehnten Landschaften zwischen dem Rhein und den Alpen, zwischen der Schelde, Maas, Saône und Rhone bis an das Mittelmeer zugesprochen wurden. Dieser umfangreiche, aber durch seine heterogene Zusammensetzung von Anbeginn an problematische Staat, für den sich weder eine völkerschaftliche noch eine landschaftliche Bezeichnung hatte finden können, umfaßte unter dem Namen „Lotharii regnum" nach heutiger Bezeichnung die Provence, fast ganz Burgund, die Schweiz, Elsaß, Lothringen, den größten Theil der preußischen Rheinlande, Belgien und Holland.

Der von keinem einheitlichen Bande zusammengehaltene Staatskörper begann noch vor dem Absterben seiner ersten Beherrscher zu zerbröckeln. Um den Kern seines Besitzstandes stritten, nachdem sich erst Elsaß und dann die südlichen Gebirgsländer von ihm abgelöst hatten, Ost- und Westfranken hin und her, bis er endlich

nach etwa hundertjährigem Bestande im Jahre 900 dauernd der Oberlehnsherrlichkeit des römischen Kaisers verfiel. Um jede sich allzuweit ausdehnende Vasallenmacht zu brechen, theilte man das Land fortan nach Ausscheidung der umfangreichen Territorien von Trier, Metz, Toul und Verdun, die (von jetzt an) unmittelbar vom römisch-deutschen Reiche zu Lehen gehen sollten, in zwei Herzogthümer, über die ein Erzherzog eine ziemlich beschränkte Oberaufsicht führte. Es geschah dies im Jahre 954 durch Bruno, Erzbischof von Köln, welchem sein Bruder, Kaiser Otto der Große, das Land ein Jahr vorher zu Lehen gegeben hatte.

Niederlothringen (Lotharinga Mosana oder Ripuaria) oder die westlich vom Rheine gelegenen holländisch-flämischen Niederlande begegnen später in der Geschichte unter dem Namen eines Herzogthums „Brabant"; zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts fielen sie nach dem Aussterben der einheimischen Dynasten an Burgund. Oberlothringen (Lotharinga Mosellana) und das 1419 mit ihm durch Heirath verbundene Duché de Bar erstreckte sich auf die heutigen drei Departements der Vogesen, der Meurthe und Maas, die nochmals durch Einverleibung des bischöflichen Gebietes von Metz zu dem französischen Provinziallande Lothringen erwuchsen. Das alte Herrschergeschlecht von Oberlothringen, das mit dem französischen Grafen Friedrich von Bar begann, erlosch gegen die Mitte des elften Jahrhunderts. Das Land wurde jetzt (1046) dem Grafen Albrecht von Elsaß zu Lehen übertragen, dessen jüngerer Bruder Gerhard als Stammvater der sogenannten alten lothrinischen Dynastie betrachtet wird. Durch weibliche Nachfolge gelangte zweihundert Jahre später Lothringen an das Haus Anjou, kam jedoch nach dessen Erlöschen wieder an die alte Dynastie zurück. Die lothringischen Regenten verwickelten frühe schon das Land in die Interessen und das Parteigetriebe Frankreichs, und bereiteten so, obgleich ihnen und ihren Großen bis auf den Frieden von Lüneville herab Sitz und Stimme auf den kaiserlichen Reichs- und Kreistagen reservirt blieb, dessen endlichen Uebergang an die französische Krone vor. Der letzte Sprößling der alten Gerhard'schen Linie, Karl II., starb 1431 als Connetable von Frankreich und seine Tochter Isabella war es, welche sich mit René von Anjou, Titularkönig von Neapel, vermählte, wodurch eben das Haus Anjou auf den lothringischen Thron kam und eine neue Reihe lothringischer Herzoge begründete, welche die Stadt Nancy zu ihrer Residenz erhoben. Auch die mächtigen französischen Herzogsgeschlechter der Guise, Aumale, Elboeuf und Harcourt sind directen lothringischen Ursprungs. Der erste Schritt zur Einverleibung in den französischen Staatskörper begann 1552 während der Minderjährigkeit Herzogs Karl II. mit Besetzung der Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Die Veranlassung hierzu ging von den Bürgern der letztgenannten Stadt aus, welche in der Vertheidigung ihrer Selbständigkeit und deutschen Reichsstandschaft gegen ihre Bischöfe, die Herren der von den lothringischen Herzögen käuflich erworbenen Landschaft Verdunois, die Hilfe Frankreichs in Anspruch nahmen. Frankreich handelte übrigens bei Besitzergreifung der drei lothringischen Bisthümer im Einverständnisse mit dem deutschen Reichsfürsten Moritz von Sachsen und den protestantischen Reichsständen. Metz, Toul und Verdun waren der Kaufpreis oder vielmehr das Pfandobject für die von Frankreich geleistete thatkräftige Hilfe, womit es den Protestanten gelang, Karl V. den Vertrag von Passau abzuringen. Für weitere auf Anrufung deutscher Stände geleistete Dienste und „baare Auslagen" in Sachen deutscher Uneinigkeit wurde Frankreich im Instrumentum Pacis Monasteriense (außer Abtretung des Elsasses) vom Reiche dieser unausgelöste Pfandbesitz für dauernde Zeiten bestätigt. Die erste Gesammtbesetzung Lothringens erfolgte während des dreißigjährigen Krieges. Cardinal Richelieu eroberte 1634 das Land wegen der Unterstützung, die Herzog Karl IV. dem Herzog Gaston von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIII., angedeihen ließ. Erst der Friede von Ryswick setzte 1697 die lothringischen Erben definitiv im Herzogthume ein; in den Wirren des im folgenden Jahrhunderte beginnenden polnischen Erbschaftsstreites gelangte es jedoch 1733 wieder in die Hand Frankreichs zurück, das es in Folge des Wiener Friedens von 1735 für den vertriebenen Polenkönig Stanislaus Leszczinski, den Schwiegervater Ludwig XV., restaurirte. Der Minister Fleury unterhandelte nämlich mit dem letzten Herzoge von Lothringen aus dem Hause Anjou, mit Franz Stephan, dem Gemahl der späteren Kaiserin Maria Theresia, um ihn zu bewegen, sein Stammherzogthum mit Toscana zu vertauschen. Nach dreijährigen Verhandlungen, nach langem Sträuben des Herzogs Franz Stephan, nach energischen Protesten der Landstände und des Prinzen Karl Alexanders, Franzen's Bruder, wurde endlich der Vertrag unterzeichnet. Franz Stephan gab sein schönes Besitzthum an der Mosel für das noch schönere Toscana

hin; Stanislaus Leszczinsky aber zog als König in Nancy ein und lebte dreißig Jahre lang in Herrlichkeit und Freude. Er baute stattliche Paläste, er legte schöne Plätze und Straßen an und erweiterte Nancy nach allen Richtungen. Als er am 22. Februar 1766 starb, hatten die Lothringer sich völlig mit ihm ausgesöhnt und priesen ihn als einen Wohlthäter des Landes. Dann aber ging Lothringen für immer als Provinz an Frankreich über, obwohl 1736 dem Herzogthume sein Sitz und Stimmrecht bei deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten ward, daher die Fürsten, welche lothringische Besitzungen hatten, bis zum Lüneviller Frieden 1801 wegen derselben im deutschen Reichsverband blieben. Lothringens Geschichte fällt nach des Polenkönigs Tode mit der Frankreichs zusammen bis zum Jahre 1871, wo der nördliche Theil mit Elsaß zum deutschen Reichslande Elsaß-Lothringen vereinigt wurde.

Das ist in kürzesten Zügen die Geschichte Lothringens, die im Wesentlichen nichts Anderes darstellt, als einen langsamen, aber stetigen Klärungsprozeß, welcher die Zwitterstellung des Landes zwischen französischer Nationalität und deutscher Reichsstandschaft im Laufe der Jahrhunderte zu Gunsten ersterer entschied. Und dies ist natürlich, denn Lothringen ist und war von jeher in seiner ganzen Ausdehnung ein national französisches Land. Der Lothringer hat weder in Sitten noch in der Sprache irgend etwas gemein mit seinen deutschen und deutsch-französischen Nachbarn; kein Lied, kein Fest, kein Brauch, ja nicht einmal ein Kinderspiel erinnert an eine etwaige deutsche Stammesgemeinsamkeit! Schon sein Aeußeres, seine kurze gedrungene Natur, sein dunkles krauses Haar und seine blitzenden Augen verkünden in scharfen und festen Zügen den Abkömmling der Galloromer. Charakteristisch ist das Schnurrbärtchen der lothringischen Damen, welches, sobald sie eine gewisse Altersgrenze überschritten haben, nicht selten nebst einer etwas zu stark ausgesprochenen Formenfülle ihre durchgängige Schönheit beeinträchtigt. Die mitunter vorkommenden blauen Augen, die blonden Haare in Lothringen darf man aber wohl als Erbstücke jener keltischen Mediomatriker und Leuker in Anspruch nehmen, welche im Alterthume das Keltenthum in diesen Gegenden vertraten. Daß es französisch-sprechende Germanen seien, welche da an der Mosel hinunter wohnen, ist eine Vorstellung, welche in den ethnologischen Untersuchungen keine Stütze findet. Selbst in den heute deutschen Strichen des Landes lehrt der erste Blick auf das Land und die Dörfer, auf die Bebauung und Bepflanzung der Felder, auf die niederen zusammengedrückten Häuser, die sich mehr in die Breite als in die Höhe dehnen, deren flache Dächer und fensterlosen Wände den Eindruck des Massigen hervorrufen, daß dieses Gebiet kein urgermanisches Element beherberge. Und in beinahe dem ganzen Lande ist das Französische den Leuten Muttersprache nicht erst geworden, sondern es ist, so lange es eine französische Sprache giebt, in Lothringen nie eine andere gesprochen worden. Den besten Beweis hierfür liefern die Landesarchive in Metz und Nancy. Die Urkunden in der einheimischen d. h. französischen Sprache beginnen neben den lateinisch abgefaßten Documenten genau da, wo bei uns die deutschen, auf der Grenzscheide zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert. Das älteste Denkmal in französischer Sprache hat sogar einen Lothringer zum Verfasser; es ist die Weltchronik „le Mappemonde“ des „maître Gauthier de Més en Lorraine“ vom Jahre 1160. In Metz, der in den französischen Moselbergen gelegenen Stadt, war der nationale Charakter bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts so scharf ausgeprägt, daß aus ihr der erste national-französische Dichter hervorgehen konnte. Auch ist der Name der Stadt, in welchem sich die Spur der Mediomatriker erhalten hat, in Schreibart und Aussprache nicht etwa eher deutsch als französisch. Im französischen Munde lautet der Schluß stets spirantisch, wie das einfache oder doppelte scharfe S. Dem entspricht auch die altfranzösische Schreibweise Més und das organisch davon gebildete Adjektiv messin, welchem im Deutschen kein ähnliches zur Seite zu stellen ist. Heutzutage wird allerdings in dem an Deutschland abgetretenen Theile, auf einem schmalen Landstriche, der sich der alten Ostgrenze entlang von Thionville nach Bitsch zieht und vielleicht ein Fünftel bis ein Sechstel des ganzen Landes betragen mag, deutsch gesprochen. Die Umgegend von Bitsch und Pfalzburg enthält in der That rein deutsches Element und ihre Bewohner sind unzweifelhaft Alemannen des Elsasses. Bis zur Auflösung der Provinzialeintheilung Frankreichs ward jene Gegend auch Lorraine allemande oder kurzweg Allemagne bezeichnet und zerfiel in „Baillages“. Das übrige Grenzgebiet wird jedoch von einer höchst traurigen Mischbevölkerung bewohnt, die weder in ihrem Aeußern noch in ihren Sitten und Gebräuchen an die Rheinfranken des Saar- und mittleren Moselthales erinnert; höchst traurig

deshalb, weil das untrügliche Kennzeichen, welches den Ausschlag für die eine oder andere Nationalität geben könnte, die Sprache, sich in einem derart verrotteten und zerrütteten Zustande befindet, daß sie einer organischen Bildung für den umfassendsten und allgemeinsten der Begriffe ermangelt. Auch hat das Lothringer Deutsch gar keine Blüthe getrieben, ja ist nicht einmal bis zu einem schlichten Volksliedchen, dieser in allen übrigen deutschen Dialekten so herrlich entfalteten Knospe, gediehen. Dagegen fehlt es in den französischen „Patois" Lothringens nicht an zahlreichen Volksmärchen, Erzählungen, Liedern und Rundgesängen, zu welchen eben das Metzer Land einen namhaften Beitrag liefert. Aus letzterer Gegend, aus Jouy-aux-Arches, stammt nachstehender Bittgesang, welcher am Charfreitagmorgen von den von Haus zu Haus wandernden, um Gaben bittenden Kindern vorgetragen wird und mehrere nicht recht erklärbare Worte enthält:

Entendez-tous, pécheurs et pécheresses,
L'on m'a menée joyeuse sur la liesse,
Car pour nous tous souffrir pour Jesus-Christ
Et à la croix pendu en escupi.
Entendez-moi, Seigneur, je me marrie,
Lorsque je suis dans le baïbaïe,
De mon cher fils, qui veut perdre la vie
Il veut mourir, la mort l'a desservi.

Die lothringischen Volksmundarten hat Herr Lucien Adam, einer der gewiegtesten Linguisten, einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und die darin, besonders in dem Idiom der Gegend von Gérardmer und St. Dié vorkommenden deutschen Wörter als spätere Eindringlinge aufgezeigt. Das Nämliche ergiebt sich aus dem Studium der Ortsnamen, deren weitaus größere Mehrzahl, selbst in dem jetzigen deutschen Reichslande Lothringen, keltisch-romanischen Ursprungs ist und zwar theils aus römischen, vor der fränkischen Einwanderung im fünften Jahrhundert entstandenen, theils aus später gebildeten mittellateinischen Namen besteht. Nur ein Bruchtheil der Ortsnamen in Wälsch-Lothringen sind altdeutsche, d. h. solche, welche trotz ihrer romanischen Gewandung unzweifelhaft der fränkischen Einwanderung seit dem fünften Jahrhundert nach Christo ihre Entstehung verdanken.

Die Lothringer sind im Allgemeinen von mittlerem, nicht gerade sehr kräftigen Körperbau, nur im Osten findet sich ein starker Menschenschlag. Als ihre Charaktereigenthümlichkeiten werden Gutmüthigkeit, Offenheit und Gastfreiheit gerühmt; in Niederlothringen gesellt sich dazu Fleiß aber Schwerfälligkeit, während der Oberlothringer durch lebendigen Geist sich auszeichnet. Gewohnt von Alters her unaufhörlich gegen mächtige Nachbarn zu kämpfen, hat er mit dem Blute seiner Vorfahren auch die Gewohnheiten der Vorsicht und der Zurückhaltung bewahrt. Als Tracht der männlichen Bevölkerung auf dem Lande erscheint meistens die blaue oder grüne Blouse und die Zipfelmütze, die in ganz Frankreich für den Bauer charakteristisch sind. Das weibliche Geschlecht auf dem Lande trägt eine helmartig geformte Mütze, die aber schon im Verschwinden begriffen ist. Malerische Trachten besitzt die Bevölkerung Lothringens überhaupt nicht. Die Häuser in den Dörfern sind meistens aus Bruchsteinen aufgeführt, ziemlich schmal, aber tief, mit wenig Fenstern an der Außenseite. Tritt man in das Haus, so gelangt man in die Küche mit einem französischen Kamine, auf dem Herde hängt an einer Kette der Suppentopf; auch in den Wohnzimmern findet sich kein Ofen. Selbst Keller sind auf dem Lande selten. Von dem alemannischen Bau der Häuser, wie er noch im benachbarten Elsaß herrscht, ist in Lothringen keine Spur zu finden.

Sitten, Gebräuche und Feste erinnern vielfach an das Heidenthum, nicht aber an das germanische. Wohl werden auch in Lothringen am Johannistage Höhenfeuer entzündet, ein Gebrauch, der auch in vielen Theilen Deutschlands herrscht, doch ist derselbe durchaus kein specifisch germanischer, sondern wir begegnen demselben auch in den Pyrenäen und in den südlichen Departements Frankreichs, in den baskischen Landstrichen wie auch im Limousin, Poitou und in der stockkeltischen Bretagne. Ein anderer, ebenfalls nicht germanischer Brauch, welcher in einzelnen Dörfern herrscht, ist dieser: am ersten Sonntag im Mai erscheinen die jungen

Mädchen vor der Kirche und fordern Geld von den jungen Männern. Haben sie dieses erhalten, so befestigen sie einen Lorbeer- oder Rosmarinzweig an ihren Hüten. Hierauf singen sie ein Lied, von dem jede Strophe mit dem Refrain schließt:

Ogez le mai!
Le joli mai!

Das empfangene Geld wird dazu benutzt, um das Bild der Maria in der Kirche festlich herauszuputzen. Auch der Tag der Vielliebchen oder der Valentinstag wird von den jungen Männern in Lothringen festlich begangen. Sie bilden einen Ausschuß, welcher die Pärchen des Dorfes zusammenstellt. Am Tage des Vielliebchens werden letztere dann feierlich ausgerufen, wobei die Musik einfällt. Am zweiten Sonntag ist dann jeder Valentin verpflichtet, die Brezel mit dem ihm zugefallenen Mädchen zu brechen. Dieses muß dann ihrem Valentin ein Paar Handschuhe schenken. Am dritten Sonntage versammeln sich die jungen Männer dann wieder vor der Kirche, wobei jedes Mädchen einzeln aufgerufen wird. Dasselbe erhält, wenn mit ihm die Brezel gebrochen wurde, ein Hoch. Die Namen derjenigen, die der alten Sitte nicht nachgekommen sind, werden auf ein Papier geschrieben, das man verbrennt. Maibäume werden nicht aufgepflanzt, aber um die Hexen abzuhalten, werden am 1. Mai geweihte Palmen in Weihwasser getaucht und damit Wohnungen, Scheunen und Ställe besprengt, damit kein Unglück über sie komme. Eine uralte Sitte ist jene der „Day'mans" oder „Daillements." Gegen acht Uhr Abends gehen die jungen Leute beiderlei Geschlechtes, sei es mitsammen, sei es getrennt, an die Fenster oder Thüren und, ohne sie öffnen, sprechen sie halblaut die Worte: „Voleus me daillé?" Die im Hause Befindlichen antworten durch mehr oder minder triviale Späße, auf welche die „Dailleurs" erwidern müssen. Gewöhnlich lassen sie sich also vernehmen: „Bonjour M. le bieboeteur tietoeteur, je vous apporte mes souliers a bieboeter tietoeter, si vous ne les bieboetez tietoetez pas bien, je les porterai à un autre bieboeteur tietoeteur, qui les bieboetera tietoetera mieux que vous." Dies ist beiläufig die Formel, mit der man beginnt und worauf die älteste der Gesellschaft antwortet: „Dailleus, dailleus, jones gens, quand v'ereus des ofants é recouché et des poussotes è lou beillé, vé n'éreus pu le temps d'ollé daillé." Dann folgen improvisirte Gespräche, deren Dauer von dem Talente und Witze der Sprechenden abhängt. Häufig bedient man sich des Vorwandes dieser Day'mans, um lächerliche Zusammenstellungen zu machen. Haben die Dailleurs ihr Programm erschöpft, so treten sie in die Stube und setzen sich neben die Auserkorenen ihres Herzens. Man kennt solche Day'mans aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ein Vergleich ergiebt, daß die heutigen unmittelbar aus jenen hervorgegangen sind. Lothringen und ganz besonders die Gegend um Metz ist unter den französischen Provinzen eines der reichsten an dieser Gattung ländlicher Dichtungen, welche bekanntlich auch in Italien unter dem Namen Fiori d'amore oder einfach Fiori, Ciuri, einer der blühendsten Zweige der Volkspoesie bildet.

Der lothringische Bauer wählt seine künftige Gattin gewöhnlich am Abend des St. Valentintages oder des ersten Fastensonntags. Wenn aus der Heirath nichts wird, so verlangt die Sitte, daß die Verlobte ihren Exbräutigam in effigie, und zwar in der Gestalt eines Strohbündels, verbrenne. Die Neuvermählten müssen aber mitunter am Hochzeitstage beim Ton der Instrumente aus kleinem Gesträuch und Buschwerk ein Reisbündel machen, welches mit nach Hause genommen und angezündet wird; um dies Freudenfeuer pflegen die Burschen und Mädchen dann herumzutanzen. Die Braut muß in der linken Tasche ihrer Schürze eine Handvoll Salz tragen, welches sie auf die Thürschwelle des Hauses streut, um den Nachstellungen der Zauberer zu entgehen.

Eine Hochzeit ist in den Vogesen, deren Zug Lothringen von dem alemannischen Elsaß scheidet, eine wichtige Sache. Die langen Winterabende, wo die beiden Geschlechter sich gesellschaftlich zusammenfinden, sind meistentheils die Veranlassung zu Liebschaften, aber es vergeht häufig noch eine lange Zeit, ehe sich die beiden betreffenden Familien über die Heirath verständigen. Wenn ein junger Mann sein Auge auf ein Mädchen (bacelle) geworfen hat, und wenn er entschlossen ist, um diese zu werben, so sendet er an die Eltern derselben einen seiner Vettern oder irgend einen gewandten, hübschen Burschen seines Dorfes ab, welcher den seltsamen Beinamen „Trouito bondon" führt. Gegen Abend erscheint dieser im Hause der Auserwählten in Gestalt eines Wanderers und bittet um gastfreundschaftliche Aufnahme für die Nacht. Nach den herkömmlichen Begrüßungen:

Guten Abend! (boun vêpoun) und: Seid willkommen! (bénian sia vot), setzt er sich und trägt sein Anliegen vor. Willigen die Eltern ein, so kommt er am zweiten Tage wieder und bringt dem jungen Mädchen Krapfen und andere kleine Kuchen, was „donner les fiançailles“ genannt wird. Geben die Eltern ihre Zustimmung nicht, so ist es Sitte, dem abgewiesenen Liebhaber eine kleine Katze zu schicken. In jenem Falle erhält der Letztere die Erlaubniß, seine „Blonde“ in der Nachmittagsgesellschaft der Frauen (Conairaige) aufsuchen zu dürfen, und diese kann ihrerseits mit gutem Gewissen die kleinen Geschenke ihres „Blondin“ annehmen.

Ist der Hochzeitstag herangekommen, so versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft früh am Morgen im Hause des Bräutigams. In Begleitung seines Gefolges und geführt von einem Ehrenburschen (garçon franc), begiebt er sich dann zur Wohnung seiner Braut. Sein Vater überschreitet die Schwelle der Hausthür zuerst, und den Herrn des Hauses grüßend, fragt er diesen, ob er gestattet, daß seine Tochter am Feste Theil nehme und in der Gesellschaft guter Leute die Messe höre. Während dieses Gespräches sitzt die Braut in ihren gewöhnlichen Arbeitskleidern in einem Winkel des Kamins, spinnt an ihrem Rocken und stellt sich, als ob sie nichts von dem bemerke, was um sie her vorgeht. Auf die bejahende Antwort ihres Vaters heben sie die danebenstehenden Ehrenmädchen empor und tragen sie in ihr Zimmer, indem sie rufen, daß sie die Schuhe der Braut suchen würden. Die Männer schließen darauf einen Kreis um den Herd und ergehen sich um die Wette in Lobeserhebungen des jungen Paares. Während dieser Unterhaltung befestigt eines der Ehrenmädchen einen mit Bändern geschmückten Lorberstrauß am Knopfloch eines jeden Gastes. Ist diese Ceremonie beendet, so nähert sich der Vater des Bräutigams abermals dem der Braut und sagt ihm, daß er zu Folge des zwischen beiden Familien geschlossenen Vertrages komme, um das junge Mädchen für seinen Sohn als Gattin zu begehren. Hierauf richtet der Vater der Braut eine kleine Danksagungsrede an jenen, welche stets mit einem stereotypen Dialoge und der Erklärung schließt: „daß diejenige, die Ihr begehrt, in diesem Augenblick sich im Garten befindet; sie zeigt ihren Freundinnen, wie die Rosen gezogen und gepflegt werden müssen. Wenn sie nicht zu sehr beschäftigt ist, will ich sie Euch herführen“. Mit diesen Worten geht er hinaus und kehrt bald darauf mit einem der Ehrenmädchen zurück, welche er als die Begehrte dem künftigen Schwiegervater vorstellt, der sie jedoch mit höflichen Worten ablehnt und nach zweimaliger Wiederholung dieser Scene selbst die Braut im Garten aufsucht. Er kehrt in der That mit der Braut zurück, welche in Schwarz, — die bei Festlichkeiten übliche Farbe — gekleidet ist und ein Silberband als Gürtel trägt. Er ergreift das Taschentuch, das sie in der Hand hält, und spricht: „Hier ist Eine, welche wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit mir diejenige zu sein scheint, welche ich suche; ich habe nichts weiter zu wünschen“. Darauf überreicht der Vater der Braut dem Bräutigam eine weiße Henne, das Symbol der Jungfräulichkeit, und empfiehlt ihm, gut für dieselbe zu sorgen. Alle knieen nieder, um seinen Segen zu empfangen, und die jungen Mädchen schluchzen um die Wette, während er noch einige moralische Regeln zu Nutz und Frommen des jungen Paares hinzufügt.

Nun beginnt die Hochzeitsfestlichkeit. Der Zug begiebt sich nach der Kirche. Voran schreiten Spielleute und ein Ehrenbursche, welcher eine an das Ende einer Stange angebundene weiße Henne und zwei Spinnrocken voll Flachs trägt, die mit Bändern geschmückt sind. Unterwegs feuern Andere dicht neben den Ohren des jungen Paares Pistolenschüsse ab, welche als Zeichen der Freude gelten und in dem dortigen Patois „Hiober“ heißen. Sobald der Priester den Ring gesegnet hat, schlingt die Schwester oder die Base des Bräutigams ein schwarzes Band herum und befestigt denselben am Finger der Braut mit den Worten: „Ich gebe Dir ihn im Namen meines Bruders (Vetters); erinnere Dich, daß Du ihm Liebe und Treue schuldig bist“. Dieser Ring ist gewöhnlich von Silber und hat einen Stein, welcher zwei von einem Kranz umschlungene Herzen vorstellt. Nach der Trauung muß die Neuvermählte beim Herausgehen aus der Kirche sich stellen, als ob sie zum Hause ihres Vaters zurückkehren wolle. Sie entwindet sich sogar einige Male den Händen, welche sie zurückhalten. Endlich führen die Ehrenburschen die halb Nachgebende und halb Widerstrebende in das Haus ihres Gatten. Vor dem Festmahle reicht man ihr eine Milchsuppe, von der sie einen oder zwei Löffel voll essen muß, und einen Besen, mit welchem sie zum Scheine die Vorderseite des Herdes abkehrt. Den übrigen Theil des Abends nehmen Gesang und die Ausführung der dort üblichen Tänze ein. Gegen Mitternacht schleichen sich die jungen Ehegatten davon; aber kaum haben sie sich zu Bette begeben, als die

Ehrenburschen auch schon die Thüre des Brautgemaches mit gewaltigem Lärm erbrechen und jenen eine mit heißem Wein zubereitete und mit Zimmt, Pfeffer und Muskatnuß gewürzte, geröstete Brotschnitte präsentiren, in welche die Neuvermählte trotz ihrem Widerstreben hineinbeißen muß.

Die Sitte, auf der Grenze jedes Dorfes ein Lösegeld für die junge Ehegattin zu bezahlen, darf nicht außer Acht gelassen werden.

Das Fleckchen Erde, an dem heutigen Tages noch der Name des unglückseligen Sprossen Karl des Großen haftet, zerfiel seiner natürlichen Eintheilung gemäß in drei Theile: das eigentliche Lothringen, die Vogesen und das schon oben erwähnte Deutsch-Lothringen. Die Vogesen, mit dem Schwarzwald parallel gegen den Jura vorgeschoben, bildeten die östlichen und südlichen Gebietstheile. Das eigentliche Lothringen erstreckte sich von den Vogesen im Süden westwärts bis zur Maas und dem Gebiete von Toul, nordwärts bis zum Metzer Land (Pays Messin). Deutsch-Lothringen lag zwischen Elsaß und dem Herzogthum Zweibrücken nach Osten, Pfalz und Kurtrier nach Norden, Metzer Land nach Westen und Süden. Ganz Lothringen vertheilte sich bis 1871 auf vier französische Bezirke, die den Departements der Vogesen, der Meurthe, der Mosel und der Maas entsprachen. Das Departement der Mosel mit der alten austrasischen Hauptstadt Metz wurde im Frankfurter Frieden zum größten Theile an Deutschland abgetreten, so daß das jetzige, bei Frankreich verbliebene Lothringen (Lorraine) nur mehr drei Departements, jene der Maas (Meuse), der Meurthe-et-Moselle und der Vogesen (Vosges) umfaßt. Dieses Gebiet ist ein Berggelände, das bei einer stetigen Steigung von 160—320 m zu den bedeutenderen Hochplateaus Mitteleuropas zählt. In klimatischer Hinsicht kann jedoch ein Hochland nicht leicht begünstigter erscheinen als Lothringen, welchem die tief einschneidenden Flußthäler der Mosel, Meurthe und Maas und ihrer Wassergebiete durchgehends den Charakter eines milden, rebenbepflanzten und waldgekrönten anmuthigen Berglandes verleihen. Das Areal dieses orographisch sichtlich abgerundeten und von den Nachbarlandschaften in ziemlich ausgesprochener Weise abgegrenzten Ländchens ist bei einer Bevölkerung von 1 100 000 Einwohnern etwas größer als Schleswig-Holstein. In geologischer Beziehung fügt sich Lothringen fest und sicher als wesentlicher und integrirender Bestandtheil in die den Franzosen zugefallene Scholle unseres Erdtheiles ein. Hiervon überzeugt uns ein Blick auf die physikalische Karte von Frankreich.

Ganz Frankreich theilt sich seiner Bodengestaltung nach durch eine ideale Scheidelinie, die man etwa im Osten von Dijon aus bis westlich nach Poitiers ziehen könnte, in zwei sich ergänzende Landschaften verschiedenen Charakters: in ein südöstliches Gebirgsland und eine nordwestliche Tiefebene. Die südfranzösischen Hochgebirge lagern sich um das Centralplateau der Auvergne, das sich elleptisch um eine von Südosten nach Nordosten gerichtete Achse in hochgewölbten Felsenbildungen aufbaut. Seinen krystallinischen Kern umgeben mantelartig jüngere Formationen, die sich gleichmäßig nach allen Seiten hin absenken. Die secundären und tertiären Erdschichten, welche den von festem Gestein unterbauten Bodenkörper Nordfrankreichs bedecken, fallen in entsprechender Weise, wie das südliche Hochland in dem Felsendome der Auvergne gipfelt, gleichmäßig und stetig nach einer gemeinsamen Tiefmulde, dem Pariser Becken, hin ab. Diese Absenkung nach dem Pariser Tiefcentrum darf man sich jedoch nicht als eine ununterbrochene denken. Die schalenartig über einander lagernden Schichten brechen oft steilrandig ab und bilden so concentrische Ringwälle. Fortifikatorische Geologen oder geologische Fortifikatoren unterscheiden von Paris aus nach der Ostgrenze hin sechs solcher natürlichen Vertheidigungsmauern, die von dem Centrum aufsteigend ihre Steilseiten dem Auslande zudehnen, und als deren äußerste Glieder die reich entwickelten jurassischen Hoch- und Plateaulandschaften des durch die Senke des Moselthales geschiedenen westlichen und östlichen Lothringens erscheinen. Wo die jurassische Unterlage der lothringischen Bodenbildung zu freier Entfaltung gelangt, treten überall die originellen Profile dieser Formation zu Tage, so daß man sich oft, wie bei dem Anblicke der zwischen Frouard und Metz auf dem rechten Moselufer aufragenden Bergkegel und der muldenförmigen Maasberge bei Toul mit ihrer coulissenartigen Verschiebung, unwillkürlich in eine Gebirgslandschaft des schweizer Jura oder der schwäbischen Alp versetzt glaubt.

Die Bodenentfaltung Lothringens, welches die Natur als ein reich entwickeltes Mittelglied zwischen die einförmigeren Felsenwände der Argonnen und Vogesen eingefügt hat, bestimmt von selbst Charakter und Beruf seiner Bewohner, die, wie die Einwohner anderer Jura-Landschaften, Ackerbau und Viehzucht, daneben aber eine ausgedehnte Industrie betreiben. Das Ackerland Lothringens ist meist ergiebiger Weizenboden, der nicht selten dies- wie jenseits der Mosel zu weiten Hopfen- und Tabakpflanzungen benutzt wird. Seine Bearbeitung ist nicht schwierig. Das ziemlich tief in den Humusgrund einschneidende Pflugeisen fördert hinlängliche Massen der kalkartigen Unterlage zu Tage, die, sowie sie unter dem Einflusse der atmosphärischen Luft in Verwitterung übergeht, den vortrefflichsten Dünger ersetzt. Hieraus erklärt sich dasjenige, was norddeutsche Landwirthe ihren lothringischen Collegen gegenüber als „Dungverschwendung" bezeichnen. Die lothringische Landwirthschaft scheint sich auf den ersten Augenschein in einem „niederträchtigen" Zustande zu befinden. Je weiter wir aber von Farme zu Farme, von Ort zu Ort ziehen, in desto anderem Lichte erscheint uns der französische Landwirth, der, durchaus intelligenter Natur, sich aller Vortheile und des ganzen neueren Maschinenapparates bedient, den ihm die heutige „Wissenschaft" der Haus- und Landwirthschaftslehre an die Hand gibt. Charakteristisch ist unter Anderem sein Pflug, der, eine Abart des sogenannten rheinischen Pfluges, in bei weitem größeren Verhältnissen aber auch viel leichter als dieser aus Eisen gebaut, jene auf den ersten Blick etwas unregelmäßig erscheinenden Furchen aufwirft, welche der Benutzung des natürlichen Kalkdüngers so förderlich sind. Wie in ganz Frankreich, kennt man in Lothringen kaum eine andere als die Farmewirthschaft. Bodenkomplexe wie unsere nordischen Domänen- und Gutsbezirke sind ebenso unbekannt, wie jenes ländliche Proletariat, das bei uns unter dem Namen von „Tagelöhnern" ein Dasein fristet, das materiell kaum verschieden von dem der einstigen Leibeigenen ist. Es sind dies Zustände, die wie in den deutschen Rheinlanden, theils aus den Stürmen der französischen Revolution hervorgegangen sind, theils in alten fränkischen Agrarverhältnissen wurzeln. Der Bauernstand Lothringens erscheint so durchgehends in dem Lichte behäbigen Wohlstandes. Auffallend sind die vielen Steinbauten, die mit ihren massiven Gehöftsmauern jedes Dorf zu einer „formidablen Position" machen. Von Dörfern kann man eigentlich nicht sprechen, die lothringischen Ortschaften haben viele Aehnlichkeit mit den nassauischen Gemeinden, führen meist auch deren Namen: Communautés.

Der Weinbau hat im Moselthale fast eine zu große Ausdehnung gewonnen; selbst bessere Lagen, wie Pagny und Thiaucourt, erinnern stark an den weißen Säuerling der unteren Mosel; es ist eben dasselbe in „Roth". Um so erfreulicher ist dagegen der Stand der Obstkultur, die besonders dem nunmehr deutschen Pays Messin von Alters her und mit Recht den Namen des „Jardin de la France" verschafft hat. Die Waldungen Lothringens zählen zu den bedeutendsten, sind fast die einzigen großartigeren Holzkulturen Frankreichs. Was die Viehzucht anbelangt, so sind das Departement der Maas und jenes der Meurthe und Mosel reich an Pferden, letzteres auch an Schafen. Rindvieh, welches in beiden nicht ausreichend vertreten ist, weidet in zahlreichen Heerden auf den Grasebenen oberhalb der Waldregion im Vogesendepartement, wo in Folge dessen auch die Käsefabrikation eine sehr entwickelte ist.

Das Industrieleben ist in Lothringen ein zweifaches, doch tritt die Gewerbsarbeit vor der mächtig entfalteten Bodenindustrie bedeutend in den Hintergrund. Erstere leistet in Glas- und Fayencewaaren schätzbare Artikel, die sich besonders durch kunstmäßige Behandlung auszeichnen. Die Erzeugnisse von Baccarat, der größten Glashütte Frankreichs, an einem großen Walde im südöstlichen Theile des Meurthe- und Moseldepartements gelegen, haben Weltruf erlangt. Nicht minder die Stickereien von Nancy. In der Umgebung Epinals, des Chefslieu des Vogesendepartements, sind schwungvolle Papierfabriken in Betrieb. Die Bodenindustrie ist zunächst durch Steinbrüche und Salzwerke vertreten. Die Salinen decken mehr als den provinziellen Bedarf. Die Bruchsteine sind ein sehr gesuchtes Material für Luxusbauten, für die der einheimische Arbeiter sie auf eine äußerst geschickte Weise zu behandeln weiß, indem er, auf eine kombinirte Größe, in sich die Fertigkeiten und den Apparat verschiedener Gewerke, als des eigentlichen Bauhandwerkers, des Steinmetzen, des Bildhauers und Tischlers, vereinigt. Den Gipfelpunkt industrieller Produktion erreicht Lothringen in seinen weltbekannten Eisenwerken, die nächst den luxemburgischen die billigste Waare auf den europäischen Markt liefern. Sie erstrecken sich von Metz bis Frouard bei Nancy das ganze Moselthal hinauf; glühende Schmelz-

öfen und funkensprühende Essen drängen sich hier ohne Unterlaß, wie in den rheinisch-westphälischen Bergrevieren. Die Hauptwerke befinden sich Ars-sur-Moselle (jetzt deutsch) bei Metz und in Pont-à-Mousson.

Am Saume der traurig einförmigen Ebene der Champagne erblickt der ostwärts ziehende Wanderer eine grünende Hügelkette, die er von ferne schon freudig begrüßt. Diese Höhen sind die Argonnen und an ihrem Fuße fließt von Süd nach Nord die an den südlichen flachen Argonnenausläufern entspringende Maas (la Meuse), ein gut französischer Strom, der erst in seinem Unterlaufe germanischen, nicht deutschen Boden bewässert. Weiterhin erhebt sich ein anderer Höhenzug mit leichten Uebergängen, der das Waldgebirge der



Montmédy.

Ardennen mit den Vogesen oder dem Wasgenwalde verbindet. Darüber hinaus erstreckt sich das köstliche Thal der am westlichen Abhang der Vogesen in mehr denn 720 m Seehöhe entspringenden Mosel, reich an allen Schätzen, welche die Erde dem Menschen zu bieten vermag, mit zahlreichen Zuflüssen, die aus den zur Oolithkalk-Formation gehörenden Bergen kommen. Von den lothringischen Nebenflüssen der Mosel bleibt heute bloß noch die Meurthe auf französischem Gebiete; Seille und Orne erreichen sie auf nunmehr deutschem Boden. An Maas, Meurthe und Mosel liegen die bedeutendsten Städte des Landes, an der Maas Verdun, das alte Virodunum, an der Meurthe Lunéville und Nancy, an der Mosel Toul und die nunmehr deutsch gewordenen Städte Metz und Thionville. Ganz im Norden des Maasdepartements liegt an einem Nebenflusse der Maas, am Chiers, die von Natur starke, aber als Stadt schlecht gebaute Veste Montmédy (Mons maledictus); ihre modernen Werke verdankt sie dem großen Vauban, dessen Namen wir hier wie in Flandern überall begegnen. Montmédy reiht sich an die Kette der Maasfestungen, deren nördlichste Glieder wir in Sedan, Mézières, Rocroy und Givet schon kennen gelernt haben. Montmédy sowie das östlich davon, im Departement



Bar-le-Duc.

der Meurthe et Moselle gelegene, gleichfalls von Vauban unter Ludwig XIV. befestigte Longwy, einst Hauptort einer Grafschaft, später einer besonderen Prévôté, liegt im sogenannten Französisch-Luxemburg, d. h. im südlichen, während des siebzehnten Jahrhunderts dem Herzogthume Luxemburg politisch entfremdeten Theile eines Staates, der gleich den meisten Grenzlanden eine stürmische Existenz gehabt hat. Das ganze Luxemburger Land — seinerzeit zum römisch-deutschen Reiche gehörig — hat gleich dem anstoßenden Lothringen zwischen deutscher und französischer Nationalität ebenso geschwankt wie sein Fürstenhaus, welches das Franzosenthum auch dann nicht recht verläugnen konnte, als es schon seit längerer Zeit an die Spitze des deutschen Reiches getreten war. Denn Kaiser Heinrich VII., von einer dem Hause von Avesnes entstammten Mutter in Valenciennes geboren, sprach französisch, und wenn sein Bruder, Kurfürst Baldina von Trier, das deutsche Element



Verdun.

mehr vorwalten ließ, so steckte doch sein Sohn, der Böhmenkönig Johann, tief im Franzosenthum, wovon seine Allianceen, sein Tod auf dem Schlachtfelde von Crécy, die Heirathen seiner beiden Schwestern Zeugniß ablegen — ein Franzosenthum, das auch bei Kaiser Karl IV. stärker war, als einem deutschen Herrscher frommte. Dies kommt daher, daß eben nicht alles deutsche Reichsgebiet auch von deutscher Nationalität war. Das römisch-deutsche Reich hatte überall an seinen Grenzen sich Länderstrecken eingefügt, deren Bewohner niemals deutsch gewesen waren; so auch hier. Die alte Grafschaft Lucelinburg oder Lützelburg, woraus das spätere Luxemburg entstanden, ist allerdings, wie das heutige Großherzogthum dieses Namens, zum großen Theile ein nationaldeutsches Gebiet, umfaßte aber doch auch im Süden und Westen Landschaften, in welcher wie in Lothringen ursprünglich nie deutsch gesprochen worden war. Die hier sitzenden Wallonen sind die Nachkommen der keltischen Belgen, in welchen belgisch-gallische mit römischen Elementen nicht auch ohne Einfluß germanischer, wahrscheinlich fränkischer, versetzt sind. Ihre Sprache ist ein sehr verdorbener, durch viele ganz romanischen Endungen fremd klingender französischer Dialekt, entstanden aus Altfranzösischem und Keltischem. Man findet

im Wallonischen mehr keltische Elemente als in jeder anderen französischen Mundart, daneben auch einige wenige deutsche und noch weniger holländische und spanische. So der Sprache wie seinem Charakter nach ist dieser Volksstamm, der auch in die nordwestlichen französischen Departements weit hineinreicht, von seinen germanischen Nachbarn sehr verschieden, und der lange Aufenthalt spanischer Heere hat ihm nicht zum Vortheile gereicht. Die Grundverschiedenheit des bei ihm stark vertretenen keltischen Elements vom germanischen springt deutlich hervor. Mit den deutschen Nachbarn harmoniren die Wallonen, von denen mehrere Gemeinden heute preußisch sind, im Grunde sehr wenig. Der Deutsche erkennt ihre Thätigkeit, Tüchtigkeit und Energie an, aber er hat Scheu vor dem Jähzorn und der Rohheit der niederen Klassen.

Das alterthümliche Verdun, an beiden Ufern der Maas gelegen, gut gebaut, aber mit steilen



Commercy.

Straßen, ist bei Weitem weniger stark als Metz, nimmt aber an der Maas ungefähr dieselbe Stellung ein, wie letzteres an der Mosel, und deckt die gerade Straße, die vom Mittelrhein nach den catalaunischen Feldern, nach Chalons und Paris führt. Karl der Große ließ die Mauern des ihm widerstrebenden, schon damals nicht germanischen Virdunum schleifen und die mächtigen Quadern schwammen die Maas hinab, um zum Bau des Marienmünsters der Aachener Pfalz zu dienen; die hadernden Enkel des großen Kaisers aber schlossen hier im Jahre 843 den berühmten Vertrag, der das Frankenreich theilte. Mit Metz und Toul bildete Verdun später les trois Evêchés, die drei Bisthümer, wie man die aus den Territorien von Metz, Toul und Verdun zusammengesetzte, durch lothringische Gebietstheile mehrfach auseinander gerissene Provinz des königlichen Frankreich nannte, welche zwei Militärgouvernements bildete und im Metzer Parlament ihren obersten Gerichtshof hatte. Während der großen Revolution wurden die drei Bisthümer in drei Präfekturen getheilt, von denen die der Mosel, im Lande selbst ihren Mittelpunkt in Metz hatte. Denn Verdun ward eine Unterpräfektur des Maasdepartements, zu dessen Hauptort sich das lothringische Bar-le-Duc erhoben sah. Der an beiden Seiten



Nancy.

des Ornain sich ausbreitende Gau von Bar, die Landschaft Barrois, reich an Getreide, Waldung, Wein und Eisen, gehörte in der fränkischen Zeit zu Austrasien, später zu Oberlothringen und hatte eigene Grafen, welche im fünfzehnten Jahrhunderte mit den bedeutenden, großentheils durch Heirath an das Haus Bar gekommenen Besitzungen in Flandern und Perche abgefunden wurden, während Bar selbst mit Lothringen vereinigt ward. Das am Ornain gelegene Städtchen Bar-le-Duc, mit 17,500 Einwohnern, der Geburtsort des Marschalls Oudinot, zeichnet sich durch Zierlichkeit und Eleganz aus, weshalb es im Volksmunde „la coquette“ heißt. Nur schade, daß Mademoiselle, reinlich und zweifelsohne wie sie ist, dem flüchtigen Eisenbahnreisenden dasjenige zukehrt, was der höfliche Franzose als profil grec zu bezeichnen pflegt.

An der Eisenbahn, der großen Linie der Ostbahn, welche Paris mit Straßburg verbindet, stoßen wir gegen Osten fortschreitend, auf das alte, von schönen Wäldern umgebene Städtchen Commercy an der Maas,



Toul.

bemerkenswerth durch das schöne Schloß des Kardinals de Retz und schon frühzeitig als Commerciacus vorkommend, dann auf das befestigte Toul, den alten Bischofssitz Tullum, der jetzt zu einer starken Festung ausgebaut ist. Toul mit 10,000 Einwohnern liegt an der Mosel, wo diese, nachdem sie bis dahin in der Richtung von Süd nach Nord geströmt, plötzlich eine Kurve nach Westen gegen die Maas hin beschreibt, um dann gewissermaßen auf ihre Schritte zurückzukommen und sich wieder nördlich gegen Metz zu wenden. Die alte Stadt der Leuci, in deren Nähe Schloß Champagne, die Geburtsstätte des berühmten Landschaftsmalers Claude Gelée, genannt Lorrain, liegt, ward später — eine der vielen Anomalien, welche die Geschichte jener Grenzländer bietet — eine freie deutsche Reichsstadt, von welcher das deutsche Reich noch längere Zeit fortfuhr, Leistungen zu verlangen, nachdem sie längst durch freien Entschluß ihres bischöflichen Kapitels, 1552, definitiv sich Frankreich angeschlossen hatte. Der große Sprengel von Toul wurde unter Pius VI. getheilt und durch das Konkordat von 1801 verlor Toul seinen uralten Bischofssitz, der heute mit dem von Nancy vereinigt ist.

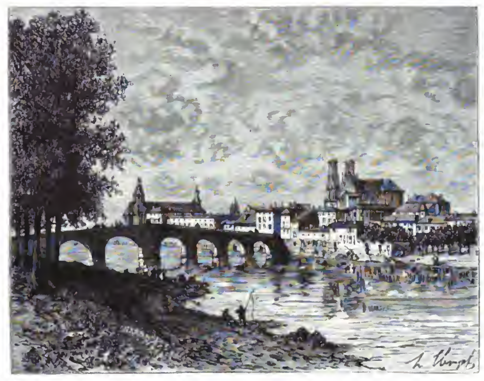
Unter den lothringischen Städten nimmt **Nancy** als ehemalige Landeshauptstadt die erste Stelle ein. Nancy, ganz grundlos mitunter Nanzig genannt, erscheint erst im zwölften Jahrhundert, also zu einer Zeit, wo die eingedrungenen fremden, d. h. deutschen Elemente in Lothringen schon völlig überwunden waren, als ein einfaches Schloß unter dem Namen Nancy oder Nancey, dessen Etymologie eine dunkle ist. Seit 1153 scheint Nancy die gewöhnliche Residenz der lothringischen Herrscher geworden zu sein. Wer in den letzten Jahren französische Provinzen bereist und gesehen hat, was deren Städte auf Kosten der Pariser Schablone von ihrem alterthümlichen, originellen Charakter eingebüßt hat, wird Nancy zu schätzen wissen, das sich mit



Thor des Palais Ducal in Nancy.

seinen sieben triumphbogenartigen Thoren, seinem eleganten, breiten Straßennetze, seinen gefälligen Rokokopalästen und seinen ausgedehnten Spaziergängen unberührt den Charakter einer Hof- und Residenzstadt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bewahrt hat. Eine schöne, schnurgerade, nur leider etwas geneigte Straße, die Rue Stanislas, führt auf die herrliche Place Stanislas, ein Platz, der an architektonischer Schönheit und an Ebenmaß seinesgleichen sucht. Vier prachtvolle gußeiserne und schwer vergoldete Gitterthore schließen die vier Ecken des Platzes und die Mündungen der Straßen ab, während fünf stattlich und symmetrisch aufgeführte Gebäude, darunter das Hotel de Ville, das Theater und der bischöfliche Palast die Umrahmung des Platzes bilden. In der Mitte des Platzes erhebt sich das eherne Standbild des Polenkönigs Stanislaus Leszczynski,

welchen die Inschrift als den Wohlthäter Lothringens preist. Sein Blick ist auf einen in edlem Stil gehaltenen Triumphbogen gerichtet, den er zu Ehren Ludwigs XV., dem heutigen Hotel de Ville gegenüber, errichten ließ. Schreitet man durch die kurze Rue Héré unter diesem Triumphbogen hinweg, so gelangt man auf einen zweiten, größeren mit schattigen Baumalleen bepflanzten Platz, der die Form eines regelmäßigen länglichen Viereckes besitzt. Es ist die Place Carrière, in deren Hintergrunde dem Triumphbogen gegenüber, sich das ehemalige Residenzschloß des Königs Stanislaus, ein schöner stattlicher Bau, erhebt, dermalen dem Militärkommandanten als Wohnung zugewiesen. Etwas hinter diesem Schlosse, in dessen Nähe sich zur Linken ein prächtiger Park, die Pépinière, hinzieht, steht der alte aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Palast der lothringischen Herzoge, das Palais ducal, den leider ein gewaltiger Brand im Jahre 1871 gründlich zerstörte;



Pont-à-Mousson.

doch ist derselbe großentheils wieder hergestellt, nicht zum wenigsten Dank den reichen Mitteln, welche der regierende Kaiser von Oesterreich in freigebigster Weise zur Verfügung stellte. In der nahen Chapelle Ronde ruhen die meisten seiner Ahnen, die lothringischen Fürsten. Er war es auch, welcher hauptsächlich den Prachtbau der in reinster Gothik umgebauten Kirche von St. Epvre ermöglichte. Man hat Nancy, der Vaterstadt des Jacques Callot und des Malers Isabey, oft seine Regelmäßigkeit zum Vorwurfe gemacht: es ist wahr, man wird zuweilen an das Richtscheit und das Winkelmaß der Architekten erinnert, fühlt sich jedoch dadurch um so weniger verletzt, je ungezwungener die Stadt, die in der That etwas von dem Geiste regelmäßiger Klassizität des französischen Dramas athmet, in ihren alten eingefügten Rahmen die ganze Eleganz unserer Tage aufgenommen hat.

Neben Nancy verschwindet Lunéville, denkwürdig durch jenen bekannten Friedensschluß, welcher die französischen Eroberungen in Deutschland bestätigte, mit seinen aus der nämlichen Epoche stammenden Bauten fast ganz. Es liegt in schöner, fruchtbarer Ebene. Von dem nördlich von Nancy an der Mosel

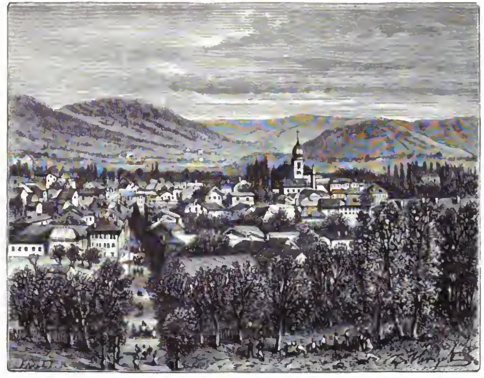
gelegenen Städtchen Pont-à-Mousson (Mussipons), aus dem die Deutschen „Muselbrück" machten, ist bloß zu sagen: in höchst anmuthigem Landschaftsbilde am Fuße eines hoch emporragenden Bergkegels gelegen, zeichnet sich das Städtchen eigentlich durch nichts aus, als den harmlos-gemüthlichen Charakter seiner Einwohner. Merkwürdig ist, daß sich bis heutigen Tages sein Name aus der französischen Zeit her im Volksmunde des Niederrheins erhalten hat als der des Landes „wo die Gänse Knotenperrücken tragen und die Enten Haarbeutel". Pont-à-Mousson ist nämlich dem Franzosen dasselbe, was uns unser Lalenburg. Wo diese Bezeichnung sich herschreibt, ist nicht recht klar; Thatsache aber ist, daß in Frankreich „mûr pour Pont-à-Mousson" für eine Schmeichelei etwas zweifelhaften Werthes gilt.

Den südlichen Theil von Lothringen nimmt das Departement der Vogesen ein, welches westlich an jenes der Obermarne grenzt und nebst den Vogesen von den Monts Faucilles, dem Sichelgebirge erfüllt wird, das sich zwischen die Vogesen und das Plateau von Langres lagert. In ihrem Zusammenhange bilden die Vogesen oder das Wasgengebirge (les Vosges) eine Kette, die sich zwischen Lothringen und Elsaß von Südwest nach Nordost, von Belfort aus bis zum Zusammenfluß der Nahe mit dem Rhein bei Bingen auf eine Länge von 280 km erstreckt. Die obenerwähnten Sichelgebirge bei Langres, sowie die Gruppe des Donnersberges in der Pfalz werden in diese Masse mit inbegriffen. Das Ganze zeichnet sich scharf von der umliegenden Gegend ab, wenn auch Höhe und geognostische Beschaffenheit wechseln. Die Masse der oberen oder Hoch-Vogesen, mit der wir es hier allein zu thun haben, ist von vorwiegend krystallinischer Beschaffenheit und hat abgerundete Kuppen von bedeutender Höhe, während die Kette der Niedervogesen weiter im Norden ausschließlich aus länglichen Sandsteinplateaus besteht. Mit den zwei Belchen von Elsaß (Ballon d'Alsace), 1250 m hoch, und von Servance (Ballon de Servance) beginnend, erstrecken sich die oberen Vogesen bis zur Breite von Straßburg eingeschnitten durch tiefe, gegen den Ausgang verengte, und sich in einer Reihe stufenweise erhebende, elliptische Thäler. Die Niedervogesen, welche ihren Ursprung am 1010 m hohen Donon, zwischen Saales und Breusch haben, stumpfen sie fortwährend in ihrem Gange gegen Norden ab; sie stellen im Ganzen eine Art von Plateau vor, auf dessen einförmiger Oberfläche die Wasser wie auf einer Tafel nach allen Richtungen, ohne regelmäßigen Gang, ohne Geräusch, ohne Fall über stille Sandbeete hinlaufen. Nur über diese Niedervogesen führt der einzige Schienenweg, welcher bis jetzt von dieser Seite Frankreich und Deutschland verbindet, die Eisenbahn von Straßburg über Avricourt nach Nancy und Paris. Nach den Obervogesen führen französischerseits vier verschiedene Bahnlinien; sie sind aber alle Sackbahnen, welche den Kamm des Gebirges nicht überschreiten.

Die Montagne des Bois bei Remiremont bildet den hervorragendsten Vorsprung der hohen Vogesen gegen Südwesten; der Grismonton und der Ban du Bois in der Nähe von Eloyes setzen sich auf dem rechten Ufer der Mosel fort und beherrschen die Tafelländer von Xertigny und Bains. Von der Anhöhe von Essey aus gesehen, eine Art natürliches Belvedere in der Ebene von Lunéville, zeigen sich die Vogesen besser als von irgend einem Punkte ihrer westlichen Seite. Das Gebirge nimmt gegen Sonnenaufgang den ganzen Horizont ein; man erblickt es vom Ende der Montagne des Bois bis an den Punkt, wo die Sandsteine des Donon am Rande und fast bei der Oberfläche der Ebene in nordöstlicher Richtung endigen. Dies macht einen Bogen von 105° aus, in welchem die große isolirte Masse der Sapins bei St. Dié am besten in die Augen springt. Man erblickt diese Masse durch die Einsenkung des Côte-du-Bois. Die Sandsteinlager im Süden von Raon-l'Etape scheinen mit jenen des Nordens nur Eins auszumachen. Kaum merkt man, daß die Meurthe zwischen den einen und den andern hinläuft, eben so wie des Südens, über welche man den Climont sieht, mit jenen des Nordens zusammenhängen, welche sich nach und nach mit den Hautes-Chaumes bei Framont verbinden. Man sieht auch in diesem weiten, den ganzen westlichen Theil der Vogesen umfassenden Raum die Sandsteinpyramiden des Donon und Climont, die Linie der abgeflachten Sandsteinmassen, die sich vom Donon bis Raon-l'Etape hinzieht, endlich die sanft gewellte Linie die den Centralkamm bildet. Letztere beginnt mit den Bergen von Markirch (im Elsaß) — ein wenig auf rechter Seite der Sapins von St. Dié, und man folgt ihr nach

Süden bis zum großen Belchen. Von dort bis zur Montagne des Bois sinkt das Profil sanft mit sehr wenig Wellenlinien. Die Masse der Montagne des Bois selbst endet gegen Westen mit einem sehr raschen Fall, der den Abschluß der rechten Vogesen bildet.

Die Hochgipfel der Vogesen führen den eigenthümlichen Namen „Belchen" oder „Ballon", welches Wort im Keltischen soviel als „Ort des Belen" bedeutet und wohl davon herrührt, daß diesem altgallischen Gotte auf den Höhen geopfert wurde. Der Name erhielt sich namentlich auf der im Alterthume weit früher und dichter besiedelten elsässischen Seite des Gebirges und erhielt sich dort auch bei den späteren germanischen Einwanderern. Diese waren es, welche auch frühzeitig den Kamm der Vogesen überstiegen und sich zum Theile in den verödeten Westthälern niederließen, hauptsächlich aber die lothringischen Triften abweideten. Noch im



Remiremont.

zehnten Jahrhundert bestand der heutige Cheflieu des Vogesendepartements, die Stadt Epinal, bloß aus fünf ländlichen Bauwerken; Rambervilliers, Bruyères waren nur elende Weiler und erst gegen Ende des XIII. Jahrhunderts taucht der Name Gérardmer auf. Von diesen Elsässern ging der Name Belchen in der französischen Form „Ballon" auf die Lothringer über.

Unter diesen Vogesengipfeln interessirt uns hier der südlichste, der Große oder Wälsche Belchen, der Ballon d'Alsace am meisten. Ein Gefühl freudigen Stolzes bemächtigt sich des Touristen, welcher von dieser imponirenden Höhe süd- und westwärts auf französisches, ostwärts auf nunmehr deutsches Gebiet schaut, tief unter sich die Fenster der mächtigen Bergveste Belfort erglänzen und gerade gegenüber das große auf dem Ballon de Servance errichtete Sperrfort aufragen sieht, welches, mit weittragenden, angeblich 10 km tragenden Geschützen bewehrt, alle über und am Fuße des Wälschen Belchen führenden Wege, sowie jene nach Giromagny beherrscht. Die Fernsicht auf die Alpen ist großartig und manchmal sollen die Berge des Berner Oberlandes und selbst der Montblanc sehr deutlich zu erblicken sein. Geradezu reizend ist die Thalansicht in das Thal

der Savoureuse, nach Belfort und in die Franche-Comté, sowie in das Moselthal weit hinein bis gegen Remiremont. Oestlich imponiren vor allem der Gebweiler Belchen und alle höheren Vogesenberge, und ebenso auch nach Norden. Auf dem höchsten Punkte steht eine Muttergottesstatue mit der Inschrift: Sainte Marie garde la France, daneben eine Tafel des Club alpin français mit Höhenangaben. Nebenbei bemerkt sind die Leistungen des Club alpin français in den französischen und sogar auch noch in den deutschen Vogesen in Errichtung von Tafeln und Wegweisern geradezu ausgezeichnet zu nennen. Zwanzig Minuten unterhalb des Gipfels liegt die große Sennerei Jumenterie (Roßboden), und von da führt, die große Fahrstraße von Belfort nach St. Maurice durchquerend, ein Fußpfad nach jener kleinen Endstation der französischen Vogesenbahn. Derselbe zieht dreiviertelstundenlang durch herrlichen Wald; St. Maurice selbst liegt reizend in dem Thale der



Plombières.

noch ganz jungen Mosel, welches von Industrie ungemein belebt ist. In zwei und einer halben Stunde bringt uns der Zug nach dem freundlichen, mit prächtigen Villen an den Abhängen besäeten Städtchen Remiremont, dessen Gründung auf ein hier im siebenten Jahrhundert errichtetes Kloster zurückzuführen ist.

Wer Lust hat, kann von hier einen Abstecher nach Plombières machen, wo Kaiser Napoleon III. sich öfters aufhielt und wo zuletzt die Abtretungsurkunde von Nizza und Savoyen unterschrieben wurde. Plombières besitzt berühmte, schon den Römern bekannte Heilquellen, indifferente Thermen von 18,75° bis 67,5° C., 27 an der Zahl, außerdem eine kalte Eisen- und eine sogenannte Seifenquelle. Die Bäder von Plombières werden namentlich bei Lähmungen und allen ursprünglich vom Rückenmarke ausgehenden Krankheiten, aber auch bei anderen Nerven- und Hautleiden mit Erfolg angewendet. Kaiser Napoleon that sehr viel zur Verschönerung Plombières; seither hört man aber den Namen dieser Quellen nur mehr selten nennen. In gewissem Sinne durfte man sagen: Plombières, das ist der Kaiser; um ihn, um seine Person drehte sich der ganze Gesprächsstoff. Daneben gab es bloß noch die Heilquellen und das Badereglement. Eine Haupt-



Epinal.

sache, damit die Kur von guter Wirkung sei, ist, daß man einundzwanzig oder siebenundzwanzig Bäder nehme. Ein Bad mehr oder weniger, und der Erfolg ist lange nicht mehr derselbe. Auch das Menu und die Badediät werden viel und ernstlich besprochen. Gourmands ergehen sich in Wehklagen und sittlicher Entrüstung über die Gewissenhaftigkeit des Koches, der jede verbotene Würze auf Kosten des Wohlgeschmacks unterdrückt. Man frühstückt bei offenem Fenster. In Plombières geschieht Alles bei offenem Fenster; man lebt eigentlich auf der Straße; sobald die Mahlzeit vorüber, nimmt man einen Stuhl und setzt sich vor's Haus. Da wird dann ganz ungenirt große Conversation gehalten. Was sollte man auch thun in einer Stadt, die aus nur Einer Straße besteht? Sie enthält nur drei oder vier Galanteriewaarenladen, und eine schöne schattige Allee, an den Berg gelehnt, dient als Promenade. Im Westen der Stadt liegt ein wirklich reizender Park. In den Wald, welcher die Hügel bedeckt, sind eine Menge hübscher Pfade gehauen; die hellen kleinen Bäche sind in ihrem Laufe geregelt, ohne daß man ihnen deßhalb den Reiz des Urwüchsig-Natürlichen genommen; das Unkraut ist ausgerodet und an seiner Stelle hie und da, gerade wo es nöthig ist und ohne aufdringlich mit Absicht zu erscheinen, eine Steinplatte gelegt, um über eine schlechte Passage hinwegzuhelfen. Auf dem Gipfel bietet ein hübsches Häuschen einen guten Punkt zur Fernsicht.

Doch kehren wir zurück nach Remiremont. Die Eisenbahn von hier bis Epinal bietet wenig Bemerkenswerthes, außer den langweiligen gelbblühenden Ginster, der jede Landschaft verdirbt. Doch auf der letzten Station vor Epinal entdeckt man auf einer Anhöhe das ziemlich starke Fort Dinozé, eines von jenen, welche die Hauptstadt des Vogesendepartements, sämmtlich neu gebaut, in einem Kranze umziehen. Das in einem engen Thale an der Mosel malerisch gelegene Epinal, ein Städtchen von 16,500 Einwohnern, macht mit seiner Hängebrücke, der sich die alte und die elegante neue Steinbrücke zur Seite stellen, mit seinen schönen Quais und Promenaden, seinen Gärten und zahlreichen Springbrunnen für die eben nicht bedeutende Einwohnerzahl einen fast imposanten Eindruck, der freilich durch die halbverfallenen Häuser an der Mosel selbst theilweise wieder aufgehoben wird. Es ist im Ganzen ein recht freundliches, von regem Verkehr belebtes Handels- und Fabrikstädtchen. Von Epinal pflegt man mit der Eisenbahn über Bruyères den Ausflug nach Gérardmer und seinen See zu machen. Ehe man nach Gérardmer kommt, passirt man die Vallée de Granges durch einen prächtigen Tannenwald von düsterer Schönheit. Ganz besonders schön liegt Vichompré, letzte Station vor Gérardmer, am Zusammenflusse der Jamagne und Vologne. Gérardmer wird als eine Perle Lothringens gepriesen und im Liede heißt es:

Sans Gérardmer et un peu de
Nancy, que serait la Lorraine?

In den oberen Vogesen zeigen sich eine Anzahl von Wassermassen in Einsenkungen des Gebirges auf verschiedener Höhe von den unteren Thalsohlen aus bis zu den obersten Stufen von mehr als 1000 m über der Meeresfläche angesammelt. So ergießen sich — um auf dem westlichen Abhange gegen Lothringen zu bleiben — die Gewässer der Vologne auf einander folgend in die Seen von Retournemer und Longemer, um tiefer unten einem dem See von Gérardmer entsprungenen Zufluß zu erhalten; ferner erscheinen im Thale der Moselotte, bei La Bresse, die Seen von Lispach, von Marchet und Blanchemer, auf Seite des Lac du Corbeau; im Becken der Mosel der See von Fondromaix; endlich die kleine Wasserfläche von Maix, auf den Sandsteinbergen nahe bei Framont. Der größte von allen ist aber der von Gérardmer und er zeichnet sich aus durch seine elliptische Gestalt, deren Längenachse 2 km beträgt bei einer Breite von höchstens 800 m. Und entzückend einfach breitet sich das weit ausgedehnte Dorf Gérardmer aus an diesem herrlichen See, so ganz sich selbstgenügend, so wenig vergiftet von der Uebercivilisation, daß man wohl hier einige Tage verträumen mag, herumrudernd auf dem flinken Nachen. Ueber die Wasserfälle der Jamagne und auf der großen Landstraße erreicht man von hier den Schatten der Tannen am Lac de Longemer. Ein schönes Bild, dieser weltvergessene See, am meisten noch den Seen des Nordens, Norwegens oder Schottlands vergleichbar! Zehn Kilometer von Gérardmer erreichen wir den kleinen, äußerst lieblich gelegenen, im Norden von Buchen begrenzten Lac de Retournemer und das gastliche Forsthaus, das so einladend zuwinkt über den See, der in kleinen Kaskaden abfällt. Eine prächtige Idylle, ein Ort wie geschaffen zum Ausruhen unter üppigen Tannen und Buchen. Die Fahrstraße

von Gérardmer nach der „Schlucht“, dem von den Franzosen bevorzugtesten Punkte des Gebirges, berührt aber Retournemer nicht, sondern sie geht durch einen Tunnel, der durch die Roche du diable (Teufelsfels) gebrochen ist, von wo man eine prächtige Thalansicht der Seen bis Gérardmer genießt; 2 km vor der „Schlucht“ harrt unserer ein schöner Ausblick ins Valtin mit seinen vielen zerstreuten Häusern im Thal und Sennhütten auf den Bergen, deren Sennen oder Melker, „marcaires“ genannt, häufig Elsässer sind. Die „Schlucht“ wird als der „Rigi der Vogesen“ bezeichnet, sehr unpassend, denn sie bietet keinen Berggipfel mit freier Gebirgsschau, sondern von Berghöhen umschlossen eine Thal- und Schluchtlandschaft von allerdings außerordentlicher Schönheit.

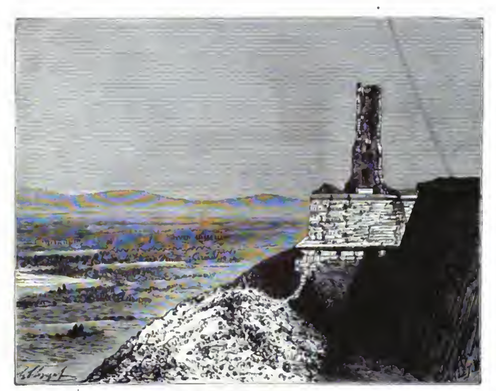
Von den Vogesen, deren wichtigste Partien auf lothringischem Boden wir im Vorstehenden nur flüchtig



Der See von Gérardmer.

andeuten konnten, zweigen sich gegen Westen und nach dem Tafellande von Langres zu die schon früher erwähnten Monts Faucilles oder Sichelgebirge ab. Eine von Belfort nach Langres gezogene Linie bildet etwa die Sehne des nach Norden ausgebuchteten Bogens, welchen dieses Gebirgssystem beschreibt. Es hebt im Osten mit Bergen an, um im Westen mit Hügeln zu enden und stellt einen mächtigen Fächer dar, aus welchem die oberen Zuflüsse der Saône nach Süden hervorbrechen. Dieses Gebirge ist zu großem Theile aus dem sonst in Frankreich ziemlich seltenen Buntsandsteine zusammengesetzt. Dem nördlichen Abhange der Sichelberge entquillt das Flüßchen Vaire, welches in die Maas sich ergießt etwas unterhalb des unansehnlichen Dörfchens Domremy, das sonst nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, als die Geburtsstätte der Jeanne d'Arc, des gottbegeisterten Mädchens von Orleans, welches Voltaire in dem Andenken seiner Landsleute zur Metze herabgewürdigt hat, während sie durch Friedrich Schiller verherrlicht in der Phantasie der Deutschen als eine Heilige lebt. Die von der französischen Regierung käuflich erworbene und als historisches Nationaldenkmal erhaltene Geburtsstätte der Heldenjungfrau steht als ein alterthümliches Häuschen da, von außen

klein und unansehnlich, im Innern in neuerer Zeit auffallend restaurirt. Ueber der Hauptthüre ist eine Art Wappen aus Stein ausgehauen; es sind zwei mit gothischem Bildwerke verzierte Steine. Man sieht eine Garbe, unter welcher die Worte stehen: „vive labeur", und unterhalb sind zwei Pflugschaaren ausgemeißelt. In der Mitte sind die königlichen Lilien mit der Aufschrift: „vive le roi Louis" angebracht, eine fast unkenntlich gewordene Jahreszahl läßt sich auf 1481 deuten. Zur Rechten steht das Wappen der Familie du Lys — im azurnen Felde zwischen zwei königlichen Lilien steht ein silberner Degen, auf dessen Spitze eine Krone ruht. In diesem Hause erblickte Johanna im Jahre 1412 das Licht der Welt. König Karl VII. hatte bekanntlich den Namen du Lys und dieses Wappen der Jungfrau verliehen, und ob sie gleich sich standhaft weigerte, sich dieser Gnade zu bedienen und dieses Wappen zu führen, so wurde es doch später von ihrer Familie angenommen, welche im Jahre 1760 mit Henry François de Colombe du Lys, Kanonikus von Champeaux und Prior von Coutras, erlosch. Es leben aber noch einige Familien in Lothringen, die von den Brüdern Johanna's abzustammen behaupten. In dem Hause befindet sich eine alterthümliche Statue, die Jungfrau knieend mit dem Schilde in der Hand und in voller Rüstung darstellend. Sie ist im Ganzen ziemlich gut gearbeitet, aber leider an vielen Stellen verstümmelt. Im Jahre 1820 ward übrigens dem Heldenmädchen von Orléans ein Denkmal auf dem Hauptplatze von Domremy errichtet.



Das Fort de la Miotte in Belfort.

Ost-Frankreich.

Die Freigrafschaft Burgund.

Wie das nördlich angrenzende Lothringen sieht auch die Freigrafschaft Burgund oder Oberburgund, von den Franzosen kurzweg die Franche-Comté genannt, auf eine wechselvolle Geschichte zurück. Schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kamen als römische Bundesgenossen die germanischen Burgunder oder Burgundionen ins Land, welche alsbald auf dem Boden der keltischen Sequaner zwischen Alpen und Rhone ein nach ihnen benanntes, mächtiges Reich aufrichteten, welches auch das heutige Oberburgund umfaßte, aber schon 534 den Frankenkönigen erlag. Die Sieger theilten nun das gesammte Burgund unter sich; es wurde fränkische Provinz, doch mit Beibehaltung seines Namens und seiner Rechte. Im Jahre 561 fand eine weitere Theilung statt, derart, daß die eine Hälfte als Herzogthum bestand, die andere an Austrasien kam; der Frankenkönig Chlotar II. bemächtigte sich jedoch beider Länder, welche er mit seinem Reiche vereinigte, worauf sowohl die Merowinger als auch die Karolinger als Herzöge von Burgund Herren des Landes blieben. Zu Ende der letzteren Dynastie machte sich indeß der Statthalter der Provence, Graf Boso von Autun, unabhängig und stiftete das Königreich Arelat oder Burgundia cisjurana, zu welchem auch die Franche-Comté gehörte. Im Jahre 915 fiel sie aber an selbständige Herren und 995 ward Otto I. Wilhelm, Sohn des Königs der Lombardei, der Begründer eines Dynastengeschlechtes, welches vielfache Beziehungen mit dem deutschen Reiche anknüpfte, auch mannigfach mit deutschen Fürsten sich verschwägerte. Die

Freigrafschaft, welche diesen Namen unter Graf Reinald III. wegen der großen ihr gewährten Freiheiten erhielt, wodurch sie der Schweiz ähnlich wurde, gerieth wie Burgund überhaupt unter die Oberhoheit des deutschen Reiches. Durch Heirath kamen die Grafen von Meran aus dem Hause Andechs 1208 zur Herrschaft in Oberburgund, dessen Fürsten sich nun Pfalzgrafen nannten; später kam das Land für kurze Zeit an Frankreich, darauf an das Herzogthum Burgund. Mit Philipp I. erlosch der Mannesstamm der altburgundischen Dynastie 1361, und die Freigrafschaft ging an Margarethe über, deren Tochter 1369 den Herzog Philipp den Kühnen, den Begründer des neuburgundischen Herzogthumes, heirathete, wodurch die Grafschaft Burgund mit dem Herzogthume für immer vereinigt wurde. Nach dem Erlöschen des burgundischen Hauses fiel die Franche-Comté an das Haus Habsburg. Bei der Theilung zwischen Kaiser Karl V. und Ferdinand, 1521, kam sie an Spanien, wurde aber von König Ludwig XIV. erobert und endlich von Spanien 1678 im Frieden zu Nymwegen an Frankreich abgetreten, dessen Schicksale sie seither theilte. Doch wurden ihre außerordentlichen Freiheiten (franchises) bestätigt und erweitert; diese Freiheit erstreckte sich auf alle Gemeinden der Franche-Comté, wo der letzte Bauer Mitglied des Parlaments werden konnte. Die Einwohner der Freigrafschaft besitzen aber wie die Liebe zur Freiheit, so auch die zur Arbeit. Kräftig, schweigsam und besonnen, sind sie im Uebrigen bekannt durch ihren schönen Wuchs, der freilich in den Niederungen entartet. Gegenwärtig zerfällt dieses französische Juraland in die drei Departements der Haute-Saône, des Doubs und des Jura. Angliedern kann man denselben den kleinen Distrikt von Belfort, den Rest des 1871 an Deutschland abgetretenen elsässischen Departements des Oberrheins.

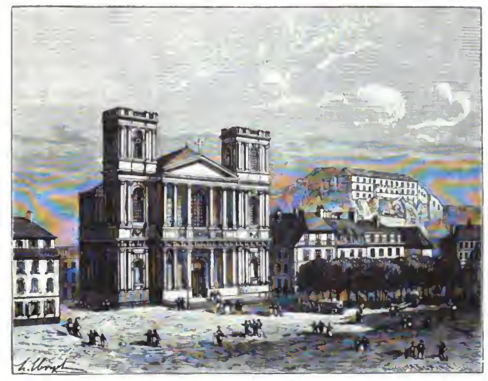
Das Territorium von Belfort, welches keinem Departement zugetheilt ist, grenzt an Oberelsaß, die Schweiz, so wie an die obengenannten Departements des Doubs und der Haute-Saône, ferner an jenes der Vogesen und umfaßt blos 607 qkm mit etwa 69,000 Einwohnern, von welchen 20,000 auf die an der Savoureuse, dem wichtigsten Zuflusse der Allaine, gelegene Hauptstadt entfallen. Belfort oder Béfort liegt im sogenannten Sundgau, wie man im engeren Sinne den südlich von der Thur gelegenen Theil des Elsasses bezeichnet, gehört aber geographisch nicht dem germanischen Rheingebiete, sondern den gallischen Strombecken der Rhône an. Auch die Sprache, welcher die Umwohner sich bedienen, ist nicht deutsch, sondern ein seltsames Gemisch keltischer, lateinischer, germanischer und französischer Bestandtheile. Die Lage von Belfort ist, wie seine Geschichte seit seiner Gründung im dreizehnten Jahrhundert beweist, in strategischer Hinsicht von ungeheurer Wichtigkeit, denn die Stadt liegt gerade inmitten des großen Völkerthores, welches zwischen Vogesen und Jura klafft. Es ist dies die sogenannte Bodensenkung von Altkirch, welche alle zwischen Vogesen und Jura nach Deutschland führenden Verbindungswege aufnimmt, und diese werden von Belfort und dem festen Schlosse von Montbéliard im Doubser Departement beherrscht. Belfort ist deswegen von jeher ein befestigter Platz gewesen, der zahlreiche Belagerungen und Blockirungen auszuhalten hatte, und beständig ward an der Verstärkung seiner Werke gearbeitet. Der berühmte Vauban baute Belfort als Festung nach seiner dritten Manier ganz neu auf, 1825—1838 wurden die Vorwerke La Miotte und La Justice auf dem gleichnamigen Bergrücken östlich von der Festung und an der Straße nach Kolmar, welche das befestigte Lager dabei schützen sollten, erbaut und sowohl unter einander, als mit der Stadtbefestigung und dem 50 m über der Stadt liegenden Schlosse, der Citadelle, durch Befestigungslinien verbunden, welche das Camp retranché einschließen. So war denn Belfort schon vor dem Kriege von 1870, in welchem es durch den Genieobersten Denfert-Rocherau gegen den belagernden preußischen General von Treslow auf das Heldenmüthigste vertheidigt wurde, eine Festung von Achtung gebietender Stärke, ein Waffenplatz ersten Ranges. Zwar mußte sich auch Belfort am 18. Februar 1871 der feindlichen Uebermacht ergeben, allein die abgeschlossene Konvention sicherte dem Häuflein 6000 tapferer Streiter den freien Abzug mit allen Kriegsehren. Der Platz blieb bis Juni 1873 in deutschen Händen und wurde dann gemäß dem Frankfurter Friedensschlusse an Frankreich zurückgegeben, worauf die Stadt Paris am Fuße der Citadelle einen vom Bildhauer Bartholdi gearbeiteten prachtvollen Löwen zur Erinnerung an die denkwürdige Vertheidigung der Stadt aufstellen ließ.

Unmittelbar vor 1870 standen die Festungen überhaupt nicht in besonderem Ansehen; erst der Feldzug selbst brachte mit einem Schlage ihre oft bezweifelte Bedeutung wieder in das rechte Licht. Die Belagerung



Belfort.

von Straßburg, Metz, Belfort und Paris hat die Wichtigkeit großer Centralplätze ein- für allemal bewiesen; zudem ward alsbald nach dem Friedensschlusse das Bedürfniß erkannt, die durch Abtretung der Vogesen erlittene Schwächung der Grenze gegen Deutschland in anderer Weise wett zu machen und hierzu ward die Anlage eines starken und ausgedehnten Festungssystems längs der deutschen Grenze, beziehungsweise der Maas und der Mosel, beschlossen, wofür die Nationalversammlung vorläufig die Summe von 88½ Millionen Franken bewilligte, nachdem sie vorher schon zur Neubefestigung von Paris 60 Millionen Franken genehmigt hatte. Da sich die nach dem jetzt veralteten Systeme Vaubans erbauten Festungen fast ausnahmslos den Wirkungen der gezogenen Geschütze gegenüber ebenso unhaltbar erwiesen, als ihre vorgeschobenen Werke nicht vermocht hatten, die großen Bevölkerungscentren, zu deren Schutz sie erbaut waren, den Leiden einer Beschießung zu entrücken, so galt es nicht blos neue Festungen anzulegen, sondern auch die schon bestehenden den modernen Anforderungen



Der Marktplatz in Belfort.

der Kriegskunst entsprechend umzubauen, zu verstärken und zu erweitern. Unmittelbar nach dem Friedensschlusse begannen daher die Franzosen mit umfassenden Neuanlagen, die heute nahezu vollendet, mit einem fast beispiellosen Aufwand von Geschick, Arbeit und Geld durchgeführt wurden. Es sind mindestens 500 Millionen Franken innerhalb der letzten 8—9 Jahre in Frankreich auf Festungsbauten verwendet worden. Auf einzelne derselben war in den vorhergehenden Abschnitten Gelegenheit einige Streiflichter fallen zu lassen; hier dürfte es sich verlohnen, auf die neue, wahrhaft großartige Landesbefestigung Frankreichs einen zusammenfassenden Blick zu werfen.

Von der Ansicht ausgehend, daß Frankreich in einem neuen Kriege mit Deutschland anfänglich möglicherweise auf die Defensive angewiesen sein könnte, hat das französische Kriegsministerium eine 300 km lange, theils über große befestigte Lager, theils über Sperr- und andere Forts führende Linie, die von der belgischen Grenze bis Belfort reicht, als erste Schutzwehr gegen einen einbrechenden Feind gezogen, welche, da sie sich

mit ihren beiden Enden an neutrale Staaten lehnt, nicht wohl umgangen werden kann. Für den möglichen Fall, daß diese Front durchbrochen würde, ist hinter derselben eine zweite, gleichfalls sehr stark befestigte Linie errichtet, die von Reims über Langres nach Besançon geht, bestimmt die Depots aufzunehmen und den etwa zurückweichenden Heeren zur Aufnahme zu dienen. Unabhängig von diesen Werken wurde die Enceinte der Festung Dünkirchen hinausgeschoben, bei Calais der Bau neuer Forts in Angriff genommen, endlich Le Quesnoy nächst der belgischen Grenze wieder in die Reihe der festen Plätze eingetheilt.

Es sind also deutlich zwei größere Gruppen, zwei Hauptvertheidigungsfronten zu unterscheiden, welche längs der ganzen Ostgrenze von Belgien bis zur Schweiz sich ausdehnen und fast schachbrettartig hinter einander liegen. Die erste, nördliche Vertheidigungslinie beginnt mit Verdun, das durch Verstärkung seiner Citadelle und Anlage detachirter Forts auf den benachbarten Höhen zu einem gewaltigen Waffenplatze umgestaltet ist.



Die Citadelle von Belfort.

Zum Schutze der Maaslinie wurden bei Etain Eisenbahn-Sperrforts und bis nach Toul auf den das rechte Maasufer begleitenden Höhen die Forts Génicourt und Troyon, St. Mihiel, Lionville, Gironville und Boucq angelegt. Toul, in dem 1200 m. breiten Moselthale, ward durch neue auf den beherrschenden Höhen angelegte Werke geschützt, welche die Stadt zu einem sehr festen Platz machen. Bei Frouard, wo die Meurthe mit der Mosel sich vereinigt, etwas nördlich von Nancy, steht ein ansehnliches Sperrfort und östlich von Lunéville jenes von Marainviller an der Vezouse nebst dem befestigten Grenzbahnhof Avricourt der Straßburg-Nancyer Eisenbahn. Das obere Moselthal, die aus diesem führenden Straßen, so wie die Wege und Pässe über die Vogesen werden durch die um Epinal sich gruppirenden Werke und eine befestigte Linie vertheidigt, die sich südöstlich bis zum Elsässer Belchen hinzieht. Epinal, früher nicht befestigt, hat durch seine Lage im oberen Moselthal und als Knotenpunkt der von Paris nach Belfort führenden Straße eine besondere Wichtigkeit erlangt und wurde deshalb zu einer sehr starken Position gemacht; es wurden fünf Forts um dasselbe errichtet und

von da gegen Belfort hin weitere fünf, durch eine Militärstraße unter einander verbundene Forts angelegt. Eine ganz besondere Sorgfalt aber hat die französische Militärverwaltung dem hochwichtigen Belfort selbst zugewendet. Da dessen ältere Werke, die Forts La Justice, La Miotte, Les Barres, Denfert-Rochereau, Hautes-Perches und Basses-Perches für den heutigen Stand der Belagerungskunst der Citadelle zu nahe liegen, so wurden in weiterer Entfernung noch zehn andere Forts angelegt und Belfort zu einem Waffenplatze allerersten Ranges erhoben. Als Ergänzung zu dem Befestigungssystem von Belfort wurden auch um das befestigte Montbéliard vier Forts errichtet und ein fünftes ist bei Beaucourt an der Eisenbahn von Montbéliard nach Basel geplant. Schließlich hat man sich entschlossen, weiter südlich zwei neue Forts bei Pontarlier an der Schweizergrenze aufzuführen, das eine östlich, das andere südlich von der Stadt, und zwar bei Morteau und Saint-Antoine. Jedes dieser Sperrforts stellt eine hohe, nicht zu unterschätzende Widerstandskraft dar. Nach deutschem Vorbilde in einfachen, geraden, dem Terrain sich anschmiegenden Grundrißlinien gebaut, sind sie mit allen technischen Errungenschaften der modernen Befestigungskunst in fast überreichem Maße ausgerüstet: gedeckte Unterkunftsräume für die Mannschaft während der Dauer der Beschießung, tiefe und breite Gräben, welche durch Infanteriefeuer und Mitrailleusen flankirt werden, Panzerbatterien und, bei den wichtigsten dieser Forts, schmiedeeiserne Thürme, ähnlich den Drehthürmen der Schiffe und mit je zwei 15,5 Cm-Geschützen von 10 km Tragweite armirt, fehlen ebenso wenig, wie eine sonstige kraftvolle artilleristische Ausrüstung von 30—40 schweren Geschützen und eine ausgiebige Vorbereitung für Minenanlagen. Die Besatzung eines jeden Forts wird zwischen 700—1000 Mann schwanken. Dies ist die erste Schutzmauer, die sich Frankreich von Verdun bis an die Ufer des Doubs gegen Deutschland gebaut hat.

Mit dieser Vertheidigungslinie parallel und etwa 80 km von ihr entfernt liegt eine zweite theilweise aus älteren Festungen bestehende Linie, die von La Fère über Soissons, Reims, Vitry-le-François, Langres, Besançon, Dijon nach Chagny führt. Reims, ein Knotenpunkt von vielen Straßen und fünf Eisenbahnen, ist nunmehr ein durch zwei Forts sichergestellter großer Waffenplatz geworden. Die Festungen Vitry-le-François und Chaumont bilden die Verbindungsglieder zwischen Reims und der überaus starken Position von Langres. Diese Festung an der oberen Marne, im Mittelpunkte eines reichen Communikationsnetzes und als Stützpunkt des rechten Flügels der ersten Vertheidigungslinie gegen Deutschland, ist von hoher strategischer Bedeutung. Er war zwar früher schon durch seine Citadelle und acht um dasselbe her liegende Forts und Batterien ein bedeutender Waffenplatz, entsprach aber nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit. Deshalb wurden einige dieser Werke wesentlich ausgebessert und die Festungswerke durch vier neue Forts und einige Batterien verstärkt. Das zweite starke Reduit des rechten Flügels der Vertheidigungsfront ist Besançon, das gleichfalls zu einem starken, befestigten Lager umgestaltet und von siebzehn Forts umgeben ist. Zur Erhöhung der Wirksamkeit der starken Positionen von Langres und Besançon dienen die gleichfalls in letzterer Zeit stark befestigten Städte Dijon und Chagny, und als Verbindungsglied zwischen Dijon und Besançon die an der Saône und im Knotenpunkte wichtiger Verbindungen gelegene Festung Auxonne. An dieses gegen die deutsche Grenze gerichtete Befestigungssystem schließen sich im Süden noch die Sperren der Jurapässe bei Pontarlier an, wo die Festungen Les Rousses und Salins nebst drei weiteren Forts liegen. Auch gegen die belgische Grenze hin liegen, wie wir schon sahen, Festungen, dreiundzwanzig an der Zahl, darunter das starke Festungsviereck Cambrai-Valenciennes-Arras-Douai und nördlich von diesem Lille, eine der stärksten französischen Festungen. In zweiter Linie liegen sodann von Boulogne bis Soissons sieben befestigte Plätze. Für den Fall nun, daß bei einem etwaigen Kriege mit Deutschland die deutschen Heere früher operationsfähig wären, als die französischen, würde sich wohl die eigentliche französische Haupt- und Operationsarmee unter dem sicheren Schutz der Vogesen und der starken Position von Belfort concentriren und deshalb der für einen Einmarsch feindlicher Heere günstigste Abschnitt zwischen der Luxemburger Grenze und den Vogesen durch eine starke Stellung in den verschanzten Lagern von Verdun und Toul zu decken sein. Im Fall einer Durchbrechung jener Linie würde sich die Hauptarmee nicht auf Paris, sondern auf das Gebirgsland von Langres, Côte d'or und Morvan, und erst nach ihrer Überwältigung auf das Pariser Vertheidigungssystem als letztes Reduit zurückziehen. Hier aber dürfte nach Ansicht des französischen Generalstabes dem weiteren Vorrücken des Feindes ein unbesiegbares Ziel

gesteckt sein. Wir haben schon an passender Stelle der Neubefestigung von Paris gedacht und beschränken uns demnach hier, zu erinnern, daß zu den 17 Forts und 2 Redouten des älteren Festungsgürtels von Paris nunmehr 20 neue Forts gekommen sind, darunter sieben ersten Ranges, jedes der letzteren mit 60 schweren Geschützen armirt, und 28 Redouten oder Batterien. Die ganze Befestigungsanlage nimmt einen Raum von 1600 qkm ein, der von Ost nach West 50, von Nord nach Süd 40 km mißt. Der Festungsgürtel, der 1870 etwa 80 km im Umkreis betrug, ist jetzt auf das Doppelte erweitert. Die sämmtlichen Höhen und Plateaus, von welchen 1870/71 die deutschen Belagerer ihr Feuer auf die Forts und die Stadt selbst zu richten vermochten, sind nun mit Festungswerken gekrönt. Die Lage, welche 1870 zu Gunsten der Deutschen sich gestaltete, indem die einen Ausfall machenden Franzosen erst die Höhen ersteigen mußten, erscheint heute umgekehrt: die Franzosen nehmen die Uferränder, die Höhen und Plateaus ein und sind in der Lage, einen Ausfall von oben herab unter den günstigsten Bedingungen zu unternehmen. Der größte Vortheil der neuen Pariser Befestigungen besteht indeß nicht sowohl hinsichtlich der Defensive, obwohl auch in dieser Beziehung Paris heute schier uneinnehmbar ist, sondern darin, daß es einem Heere einen Stützpunkt und ein vielseitiges Ausfallsthor für gewaltige Offensivstöße bietet. Doch kann nicht verschwiegen werden, daß sich einige der Pariser Forts in keineswegs glänzenden Stellungen befinden. Die Forts von Marly im Westen und Vaujours nördlich von Chelles im Osten sind durch Wald und Gehölz, das sich neben oder vor ihnen ausbreitet, sehr beengt; ähnliches dürfte zum Theil bei den Forts von Villiers und Champigny der Fall sein, wozu noch der Übelstand tritt, daß die letztgenannten, auf flacher Ebene liegenden Forts den feindlichen Pionieren ohne große Schwierigkeiten gestatten, die Approchen unbemerkt bis in die nächste Nähe zu treiben. Immerhin daß es jetzt noch möglich werden könnte, das so befestigte Paris ganz einzuschließen, ist nach dem jetzigen Stande der Kriegstechnik kaum anzunehmen, wenngleich auch bei dem fabelhaft schnellen Fluge des Erfindungsgeistes die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß neue Hülfs- und Zerstörungsmittel ersonnen werden, welche alle menschliche Berechnung zu Schanden machen.

Das Hauptinteresse beansprucht natürlich das skizzirte Befestigungssystem, welches Frankreich gegenüber einer etwaigen deutschen Invasion angewendet hat; doch bleibt noch zu erwähnen, daß man französischerseits auch die Südfront, die schweizer und die italienische Grenze, keineswegs unberücksichtigt gelassen hat. Auch hier, wo der mächtige Gebirgsstock der Alpen eine an sich starke Schranke bildet, ist die Eisenbahn über den Mont Cenis durch zwei starke Forts gesperrt worden. Grenoble wurde neu befestigt, und wie Paris bei einem deutsch-französischen Kriege die Rolle einer gewaltigen Hauptstellung übernehmen soll, so ist hier der zweiten Stadt des Reiches, dem im größten Maßstabe befestigten Lyon, die gleiche Bedeutung zugedacht. Alles in Allem sind seit 1874 in Frankreich fast 350 selbstständige größere Befestigungen neu erbaut, fast jede aus Belgien, Deutschland und der Schweiz in das Land führende Eisenbahn und Straße durch Sperrforts oder befestigte Lager belegt und somit die strategische Mauer vollendet worden, welche der Landesvertheidigungsplan von 1872 entworfen hatte. Dennoch regt es sich sehr lebhaft in der französischen Militärliteratur, um eine weitere Durchführung dieses Systems der strategischen Verbarrikadirung durchzusetzen und wird vor Allem noch auf Verwandlung von Nancy in eine große Lagerfestung gedrungen.

Mit diesen großartigen Anstrengungen, in deren opferwilliger Verwirklichung die Parteien der verschiedensten Färbung sich stets und einmüthig vereinigten, ging Hand in Hand die Ausdehnung der Eisenbahnen, welchen bekanntlich in der jetzigen Kriegsführung eine wesentliche Rolle zufällt, sowohl für den Beginn der Operationen als auch während des Verlaufes derselben als Mittel rascher Verlegung größerer Truppenmassen von einem Theile des Kriegsschauplatzes nach einem andern. Freilich sind für viele Strecken auch berechtigte national-ökonomische Interessen entscheidend gewesen. Es sind Gebiete erschlossen worden, die dem größeren Verkehr verhältnißmäßig fern lagen, namentlich in dem früher ziemlich vernachlässigten westlichen Theile des Landes. Aber neben diesem Interesse lassen sich auch politisch-strategische Motive erkennen, welche durch die Umstände immer mehr Geltung fordernd, bei den neuen Strecken deutlich hervortreten. Hier ist in erster Linie das Bestreben zu erwähnen, die übermäßige Centralisation abzuleiten, welche in der ganzen nördlichen Hälfte des französischen Eisenbahnnetzes alle Verbindungsadern der Metropole concentrisch zuführen

ließ. Die wichtigen Linien Orléans-Rouen, Rouen-Amiens und Orléans-Chalons sind im national-ökonomischen, wie strategischen Interesse von gleich großer Bedeutung, indem dieselben mit dem bereits länger bestehenden Schienensysteme Amiens-Laon, Reims-Chalons vereinigt, einen ziemlich regelmäßigen Kreis um den gemeinsamen Mittelpunkt Paris bilden. Die Linie Amiens-Dijon gestaltet dieses Verhältniß noch günstiger, da parallel dem Halbkreise Laon-Chalons-Troyes-Orléans ein zweiter ziemlich regelmäßiger und unterbrochener Eisenkranz von Sédan bis Nuits-sous-Navières, d. h. von den Ardennen bis über die obere Seine hinaus, die Hauptstadt umschließt. Von strategischer Bedeutung neben dem hervorragenden national-ökonomischen Interesse ist auch die größere Entwicklung der Bahnlinien im Küstengebiete. Durch den Ausbau der verschiedenen kleinen Stränge der Vendeé und Saintonge ist eine ununterbrochene Küstenbahn von Nantes nach Bordeaux hergestellt. Unter den sonstigen Bahnen ist in dieser Beziehung als wichtigste die Verbindungslinie zwischen Cherbourg und Brest zu bezeichnen. Die Tendenz, neue Verkehrswege gegen das Meer hin zu eröffnen, ist besonders in dem Gebiete zwischen dem Becken der mittleren und unteren Loire und der normännischen Küste wahrnehmbar. In den Bahnbauten nach Osten hin tritt natürlich das strategische Interesse am meisten hervor. Es verdienen hervorgehoben zu werden die Maasbahn, von der Ostbahn über Verdun nach Sédan führend, welche die drei von der Ostgrenze kommenden Stränge in Verbindung bringt. Ferner der Ausbau einer kürzesten Linie von Paris nach Epinal, d. h. den Vogesen, über Neufchateau; weiter noch die Linie Dijon-Langres, die bereits erwähnte Bahn zwischen den Ardennen und dem Moselthal, so wie das ganze Bahnnetz zwischen Marseille und dem Genfersee mit seinen Zweigbahnen in die Alpen und zum Rhônethal. Schließlich darf die große Gürtelbahn um Paris nicht unberücksichtigt bleiben. Von 280 Garnisons- und Kriegsplätzen waren 1876 bereits 249 in das Eisenbahnnetz gezogen und 64 Häfen hatten Eisenbahnverbindung. Im Jahre 1879 wurde ein Gesetz angenommen, welches den Bau von 17,000 km weiterer Bahnlinien mit einer Bauzeit von etwa 10—12 Jahren und einer jährlichen Anlage von 350 Millionen Franken verordnete. Die für die Berathung niedergesetzte Commission hatte als wesentliche Bedingung der einzelnen Linien einstimmig erkannt, daß sie der Landesvertheidigung dienlich sein sollten, d'être utile à la défense du pays.

Nicht uninteressant ist es, die Entwicklung, die Kosten und den Ertrag des französischen Eisenbahnnetzes zu verfolgen, wie dies an der Hand eines von Staatsrath A. Picard, ehemaligem Eisenbahndirektor im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, verfaßten Werkes möglich ist. Zu Ende des Jahres 1882 betrug die wirkliche Länge der Eisenbahnen Frankreichs 26,330 km, zu Ende des Jahres 1840 genau 435 km. Die Zunahme betrug im Decennium 1840—1850 genau 2575 km, im nächsten Decennium (bis 1860) 6431 km, im folgenden 8004 km, endlich in der Zeit von 1870 bis 1882 9623 km. Die Zahl der eröffneten concessionirten und classificirten Linien betrug Ende 1882 genau 40,782 km. Die große Differenz rührt daher, daß ein großer Theil der zum Programme Freycinets gehörigen Eisenbahnen noch nicht hergestellt ist. Das verwendete Anlagecapital betrug Ende 1882 rund 11,588.5 Millionen Francs. Das Wachsthum desselben zeigt die folgende Tabelle:

	Anlagecapital in Francs
Ende 1840	145,978,000
Zunahme bis 1850	1,215,071,000
„ „ 1860	3,362 470,000
„ „ 1870	3,442,765,000
„ „ 1881	3,392,289,000

Bezeichnet man das Anlagecapital, wie es zu Ende 1882 stand, mit 100, so betrugen die Ausgaben für Eisenbahnanlagen zu Ende 1840 1.3 Procent, die Ausgaben des Decenniums 1840—1850 10.5 Procent, die des folgenden Decenniums 29 Procent, die des nächsten 29.7 Procent, endlich die der Zeit von 1870 bei 1881 29.5 Procent. Von den gesammten ausgewiesenen Kosten hat der Staat ein Viertel übernommen, der Rest wurde von den Gesellschaften geleistet. Was die Betriebsergebnisse betrifft, so haben nur die Einheitsziffern Interesse. Es betragen:

	Einnahme	Ausgabe per km in Francs.	Reinertrag	Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen in %
1845	36,485	17,664	18,821	48.42
1850	32,905	15,357	17,445	46.82
1855	53,087	22,226	30,861	41.87
1860	45,630	20,495	25,135	44.92
1865	43,738	20,276	23,462	46.36
1870	40,788	20,124	20,664	49.34
1871	45,664	21,188	24,476	46.40
1875	44,575	22,746	21,829	51.03
1880	45,936	23,320	22,616	50.77
1881	45,770	23,108	22,662	50.49

Die Brutto-Betriebseinnahme belief sich im Jahre 1881 auf 1100 Millionen Francs, im Jahre 1855 auf mehr als 267 Millionen Francs. Zur Verdoppelung dieser Summe genügten 9 Jahre; ehe sich die Summe neuerdings verdoppelte, vergingen 17 Jahre. Bemerkenswerth ist das Steigen der Verhältnißziffer zwischen Einnahmen und Ausgaben, welches beweist, daß sich die Einnahmen nicht so rasch vermehren wie die Ausgaben. Indessen muß auch hervorgehoben werden, daß die durchschnittliche Einnahme sowohl für den einzelnen Reisenden, als für die Tonne sinkt, und zwar vorwiegend in Folge einer stetigen Herabminderung der eingehobenen Sätze. So ist die Einnahme für den Reisenden von 3.27 Francs im Jahre 1855 auf 2.34 Francs im Jahre 1871 und auf 1.76 Francs im Jahre 1881 gesunken; die Einnahme per Tonne stellte sich in den nämlichen Jahren auf 10.90 Francs, beziehungsweise 9.11 und 7.47 Francs. Die Zahl der auf den französischen Eisenbahnen beförderten Personen stieg von 1855 bis 1881 von 32.9 Millionen auf 179.7 Millionen, die der beförderten Tonnen von 10.6 auf 84.6 Millionen. Die vertheilten Zinsen und Dividenden betrugen 165,797,000 Francs im Jahre 1882 gegen 173,322,000 Francs im Jahre 1863. In diesem Posten zeigt sich also eine Verminderung. Reducirt man die Zinsen- und Dividendenbeträge auf den Kilometer, so ergeben sich für das Jahr 1863 16,075 Francs, für 1882 7984 Francs.

Belfort und seine Umgebung ist interessant nicht blos für den Strategen, sondern auch für den Archäologen, welcher den ersten Spuren menschlichen Daseins in unserem Erdtheil nachgeht. Durch Steinbrucharbeiten in dem Berge Cravanches, 3 km von Belfort, sind Höhlen entdeckt worden. Eine Gebirgsspalte von 400 m Mächtigkeit auf der Grenze zwischen dem Jurakalk und dem Uebergangsgebirge bietet hier eine Menge von ausgedehnten Höhlen dar. Einige darunter enthielten eine große Anzahl menschlicher Skelette, zum Theil von Stalaktiten und Stalagmiten inkrustirt; dabei fanden sich grob gearbeitete Töpferwaaren mit Geräthen von Stein und Knochen. Die Höhlen, welche diese Gegenstände enthalten, bilden eine Reihe von durch enge Gänge verbundener größerer saalartiger Weitungen. Diese sind wenig übersichtlich durch die umgestürzten Steinblöcke, Stalaktiten und Stalagmiten, welche zum Teil zu pittoresken Säulen ineinander verfließen. An anderen Stellen bildete der Kalksinter Draperien, welche noch fortwährend durch die herabtröpfelnden kalkhaltigen Massen sich vergrößern. Sprengarbeiten behufs Bausteingewinnung für die Fortifikation von Salbert führten zur Entdeckung dieser Höhlen. Die erste saalartige Weitung ist 30 m lang, 10—12 m breit und 8—10 m hoch. Die anderen Ruinen haben ähnliche Dimensionen, alle aber sind sehr unregelmäßig. Einige der Gänge, welche tiefe Säulen untereinander verbinden, sind so enge, daß ein Mensch nur kriechend sie befahren kann, andere setzen vertikal bis zu unbekannten Tiefen nieder.

In der letzten Zeit des Aufenthalts des vorgeschichtlichen Menschen in den Höhlen von Cravanches haben diese als Begräbnißplatz gedient. Neben einander lagen darin mehrere menschliche Skelette, zum Theil



Vesoul.

in den neugebildeten Kalksinter eingehüllt. Sie gehören einem masokephalen Typus an, von schöner Rasse und mit hoher Stirne, von sehr entwickeltem Gesichtswinkel und bedeutendem Gehirngehalt. Die Kiefer sind fast sämmtlich orthoponal, die Augenwinkel wenig zurückliegend. Andere Schädel, die in einer fetten plastischen Erde lagerten, waren weniger gut erhalten. Außer den Menschenskeletten ergaben die Ausgrabungen weiter: eine Kinnlade vom Reh, den Kopf eines großen Hirsches, ein ganzes Wolfsskelett, welches jedoch nicht so alt zu sein scheint, wie die menschlichen Gebeine. Unter den aufgefundenen Artefakten sind vorzüglich zu erwähnen: drei Gefäße aus gebrannter Erde mit knotigen Henkeln, zum Theil gut geschlagene Feuersteinmesser, zwei flache Ringe von Serpentin, Lanzenspitzen aus Feuerstein, Pfriemen und Dolchklingen aus Knochen, falzbeinartige Instrumente von Hirschhorn, wie man ähnliche auch in den Pfahlbauten der Schweiz findet, endlich ein halsbandartiges Geräthe, bestehend aus Körnern, theilweise von weißen sehr harten Knochen, theilweise aus Serpuln und fossilen Apiokriniten, theilweise endlich aus Schiefer, welcher von den Schichten zwischen Giromagny und Plancher-les-mines am Abhange der Vogesen herrührt. Dieses Geräth ist zu eng, um als Armband gedient zu haben; es gleicht mehr den Schabern der Lohgerber. Die Gefäße fassen 8—10 l und sind von verschiedener Form. Eines derselben ist cylindrisch mit fast flachem, das andere mehr bauchig, mit rundem Boden. Beide sind aus freier Hand geformt und nicht gedreht, haben drei Henkel und drei Löcher zum Aufhängen an Schnüren. In den beiden ersten Kammern finden sich auch Spuren von Feuerheerden.

Wenden wir uns nun von Belfort, welches uns so lange aufgehalten, nach den übrigen drei Departements der Franche-Comté, so zeigt sich uns jenes der Oberen Saône sofort als das begünstigste von allen. Es ist ein ziemlich hohes Land, das im Nordosten durch die Verzweigungen der Vogesen gebirgig ist und sich im Nordwesten an die Vorstufen des Plateau von Langres anlehnt, auf welchem die Saône, der bedeutendste Nebenfluß der Rhône, ihren Ursprung nimmt. Es hat schöne Wälder, welche ein Drittel der Bodenfläche einnehmen, und in den Thälern fruchtbaren Boden, welcher bei fortschreitendem Ackerbau und Erweiterung der Communicationen zweifellos noch mehr leisten wird. Schon jetzt vermag das Departement viel Getreide nach Süden auszuführen, auch der Kartoffelbau ist wichtig; dagegen bringen die längs der Saône hinziehenden Weinberge blos mittelmäßige Sorten hervor. Das Klima, milder zwar als in den Nachbarlandschaften, ist auf den Plateaus und in den Gebirgen immerhin kalt und rauh; im Winter sind die Berge mit Schnee bedeckt; in den Thälern dagegen sind Sommer und Winter gemäßigt, Frühjahr und Herbst besonders schön, wenn auch oft sehr veränderlich. In der Obersaône ist viel Hornvieh, aber nur selten das Schaf vorhanden. Der Boden liefert Steinkohlen und Eisen, welch letzteres namentlich in dem Städtchen Gray an der hier schiffbar werdenden Saône verhüttet wird, und die Industrie hat sich auf die Fabrikation von Quincaillerien, Destillationen und Spinnereien als Hauptbetriebsquellen verlegt. In diesem Lande sind nur wenige Plätze vorhanden, welche den Reisenden zu fesseln vermöchten. Der Cheflieu des Departements ist Vesoul, ein Städtchen von kaum 10,000 Einwohnern, in einem hübschen Thale, am Fuße des 452 m. hohen Bergkegels La Motte und am Zusammenflusse des Durgeon und der Colombine gelegen, die sich in die Saône ergießen. Von der Höhe der Motte genießt man einen prächtigen Rundblick über das von Weinbergen umgebene Becken voll Ackerland und lachender Wiesen so wie über die zu Füßen ausgebreitete Stadt, deren sechs- bis siebenhundert Häuser gerade und breite Straßen bilden, auch mehrere ansehnliche öffentliche, aber keine alten Gebäude besitzen. Unweit von Vesoul sind sehenswerth die sehr ausgedehnten Grotten von Echenoz-la-Meline, welche wie jene bei Belfort zahlreiche Knochen vorweltlicher Thiere enthalten. An der Eisenbahn zwischen Vesoul und Belfort liegt in einer weiten, morastigen Ebene das Städtchen Lure, welches blos wegen seiner Abtei erwähnenswerth ist, deren Aebte seiner Zeit von den deutschen Kaisern hohe Privilegien und den Rang von Reichsfürsten erhielten. Ebenso geschichtlich interessant ist das südöstlich von Lure gelegene Héricourt, welches bereinst eine ansehnliche politische Rolle spielte und einem noch heute blühenden Grafengeschlechte den Namen gegeben hat. Im Jahre 1561 erwarben die Herzoge von Württemberg als Herren der benachbarten Grafschaft Montbéliard oder Mümpelgard auch Héricourt und nahmen dort zahlreiche Familien flüchtiger Hugenotten auf. Noch gegenwärtig ist die hauptsächlich mit Spinnereien beschäftigte Stadt, deren Einführung sie ebenfalls den Protestanten verdankt, zu ziemlich gleichen Theilen zwischen diesen und Katholiken getheilt,

wobei jedoch zwischen beiden Confessionen eine rührende Eintracht herrscht. Während des deutsch-französischen Krieges sind die Umgebungen von Héricourt der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen den Deutschen und der von General Bourbaki befehligten Ostarmee gewesen. Dieser Feldherr operirte seit 3. Januar 1871 auf Belfort, um den damals von den preußischen Truppen belagerten Platz zu entsetzen. Vesoul, Gray, Villersexel, Héricourt waren in den Händen des Feindes. Am 4. Januar soll der französische General Cremer nach Vesoul marschiren, die Deutschen aber schneiden den elend ausgerüsteten und sehr schlecht genährten Franzosen den Weg ab. Am 8. befanden diese sich zu Montbozon und die beiden Heere standen auf zwei convergierenden Straßen etwa 20 km. von Villersexel, wo jene sich kreuzten. Am 9. kam es zur Schlacht. Die Deutschen unter General von Schmeling nahmen Villersexel, aber am Ende des Tages bleibt nach zwölf-



Lure.

stündigem Kampfe Villersexel, der Schlüssel der Position, welcher auch der Schlacht den Namen gegeben, in den Händen Bourbakis. Die Deutschen zogen sich auf Lure zurück, aber die Franzosen, vollkommen erschöpft durch die Anstrengungen des Tages und eine hereinbrechende Kälte von 18° unter Null, vermögen ihren Sieg nicht auszunützen. Erst am 13. griffen sie die feindlichen Vortruppen bei Arcey und Soulnot an und nöthigten sie zum Rückzuge in die Hauptstellung; gegen diese begann der Angriff am 15. Januar früh fast gleichzeitig auf der ganzen sehr ausgedehnten Front. Vergeblich aber suchten die Franzosen die feindliche Stellung zu durchbrechen; nach dreitägigen Kämpfen waren ihre Kräfte erschöpft und General Bourbaki mußte den Rückzug auf Besançon antreten, welcher bekanntlich mit dem Uebertritt der entwaffneten französischen Armee auf Schweizer Gebiet seinen tragischen Abschluß fand.

Unwillkürlich drängt sich wohl dem geneigten Leser bei der Erinnerung an jene denkwürdigen Tage die Frage auf, welche Umstände die so überraschende Ueberlegenheit des deutschen Heeres über die bis dahin das höchste Ansehen genießende französische Armee herbeigeführt haben mochten und ob die Gegenwart keine

Veränderung in dieser Sachlage bewirkt habe. Wir gerathen dabei freilich ganz unversehens wieder auf das kaum verlassene militärische Gebiet, aber gerade hier ist es mehr als irgendwo am Platze, wie von der Landesbefestigung, so von dem Zustande des heutigen französischen Heeres und seiner Verfassung ein möglichst erschöpfendes, abgerundetes Bild zu geben.

Nach der großen Niederlage von 1870—71 stürzte sich Frankreich mit aller Energie und Leidenschaft auf die Ausbildung seiner militärischen Kraft. Nicht nur nachahmen wollte man die Sieger, sondern sie sollten durch die Weiterführung ihres eigenen Systems überflügelt werden. Bald nach dem Friedensschlusse ward eine Commission pour la réorganisation de l'armée zur Wiederaufrichtung des erschütterten Heeresorganismus einberufen, deren Arbeiten die gesammten Gebiete des Militärwesens umfassen und um so folgenschwerer waren,



Héricourt.

als ihre Vorzüge der Nachahmung vieler militärischen Institutionen Deutschlands zu verdanken sind, die Ueberlegenheit derselben mithin paralysiren, während ihre augenscheinlichen Schwächen wunderbarer Weise vielfach derartig sind, daß sie die Franzosen gelegentlich sogar von Irrwegen und Schäden behüten können. Diese Arbeiten erhielten in sechs die Armee betreffenden Gesetzen Ausdruck, welche die Grundlage der jetzigen Einrichtungen bilden. Die drei wichtigsten dieser Gesetze sind das Gesetz über die Rekrutirung vom 27. Juli 1872, das Gesetz über die Organisation des Heeres im engeren Sinne vom Juli 1873 und das Gesetz über die Cadres vom 13. März 1875. Mit diesen drei organischen Gesetzen ward der Armee ein ganz anderes Gefüge gegeben, und sie aus dem Chaos der vorhergehenden Zeit heraus auf einen neuen Boden gestellt. Das erste dieser Gesetze führte die allgemeine Wehrpflicht ein mit einer freilich übermäßig langen und daher, wie sich jetzt zeigt, nicht recht durchführbaren Gesammtdienstpflicht von zwanzig Jahren, worin fünf Jahre im activen Heere, vier in der Reserve, fünf Jahre in der, der deutschen Landwehr entsprechenden Territorialarmee und sechs Jahre in der Reserve der Territorialarmee, dem deutschen Landsturm entsprechend. Der

allgemeinen Wehrpflicht wurde auch, die deutsche Einrichtung nicht allzuglücklich nachahmend, die freiwillige einjährige Dienstleistung eingefügt. Die Anlage der französischen Armee auf dieser Basis ist überaus großartig und schon 1874 mußte man erkennen, daß die Anstrengungen der Franzosen behufs Wiederherstellung ihres Heeres zu den größten Leistungen gehören, die jemals von einem Volke erbracht worden sind. Durch die acht Decrete vom 28. December 1873 wurde nach dem Gesetze vom 24. Juli 1873 die Errichtung von 18 Armeecorps zur Besetzung der 18 militärischen Regionen oder Bezirke Frankreichs mit der den deutschen Landwehrbezirken entsprechenden Untereintheilung in Subdivisionen beschlossen. Jede Region und jede Subdivision besitzt ihre eigenen Zeughäuser und Magazine, welche im Mobilmachungsfalle Bewaffnung und Ausrüstung der die Truppentheile des Armeecorps ergänzenden Mannschaften der Reserve liefern. Man darf auch annehmen, daß



Villersexel.

Kriegsministerium und Generalstab Alles aufgeboten haben, um bei ausbrechendem Krieg einen Mobilmachungskalender in Funktion setzen zu können, mit dem sie durch Schnelligkeit und Präcision des Verfahrens den Feind zu schlagen im Stande sind, noch bevor er selber kriegsbereit ist. Aus den Vorgängen bei Gelegenheit der Mobilisirung verschiedener Truppentheile für die Expedition nach Tunis 1881 vermag man natürlich keine Rückschlüsse auf das Verfahren zu machen, wenn es sich einmal darum handelt, die ganze französische Armee gegen einen europäischen Nachbar schnell auf den Kriegsfuß zu setzen. Ein neunzehntes Armeecorps steht in Algerien, außerdem ward zur Beschaffung der Territorialarmee in der Stärke von 1,800,000 Mann geschritten. Das Cadregesetz vom 13. März 1875 endlich bildete den Abschluß der Neugestaltung des französischen Heeres. Es bestimmt die Zahl der einzelnen Regimenter, die Zusammensetzung der Verbände und die Stärke der Cadres an Officieren und Unterofficieren. Nach diesem Gesetze beträgt die Friedensstärke des französischen Heeres 641 Bataillone Infanterie, 392 Escadronen Kavallerie, 437 bespannte Batterien mit zusammen 498,213 Mann, d. h. gegenüber der deutschen Friedensstärke ein Mehr von 138 Bataillonen und 98 bespannten Batterien mit

zusammen 70,939 Mann, während die deutsche Kavallerie um 73 Escadronen mehr aufweist. Für die Erhaltung dieser Streitkräfte sind entsprechend auch die finanziellen Leistungen Frankreichs wesentlich höhere als in Deutschland. Das französische Budjet für Heer und Marine beträgt 588,000,000 Mk., das deutsche 369,000,000, also das erstere ein Mehr von 219,000,000 Mk. Was nun die Dislocation der Truppen in Friedenszeiten anbelangt, so ist dieselbe eine ungleich gruppirte, da allein im nördlichen Drittel von Frankreich 10 Armeecorps und 4 Cavalleriedivisionen stehen. Die große Garnison von Paris mit 63 Bataillonen, 6 Kavallerieregimentern, 4 Artillerieregimentern, 1 Genieregiment und anderen Heereszweigen bildet gewissermaßen eine Hauptreserve für 3 größere Dislocationsgruppen an der belgischen Grenze, an der deutschen Grenze (Chalons s./M. als Mittelpunkt) und bei Lyon. Entlang der deutschen Grenze und in einer Entfernung von ca. 100 km. liegen 73 Bataillone, 65 Escadronen, 28 Batterien. In Tunis stehen 58 Bataillone, 9 Escadronen, $20^1/_2$ Batterien, 8 Kompagnien Genie und die zugehörigen Verwaltungsbehörden und Trains, wobei die Bemerkung nicht ohne Interesse ist, daß die Verstärkungen, welche dem algerischen (19.) Armeecorps aus Frankreich allmälig zugeschickt wurden, der Mehrzahl nach Armeecorps entnommen wurden, welche der deutschen Grenze am entferntesten liegen. Hinter der activen Armee steht als eine in den Cadres vollständig organisirte Reserve und zum Schutze des Landes die oben erwähnte Territorialarmee, eingetheilt in 145 Regimenter Infanterie, 9 Zuavenbataillone, 18 Kavallerieregimenter, 4 Eskadronen Chasseurs d'Afrique, 18 Artillerieregimenter, 18 Geniebataillone und 18 Traineskadronen. Die Kriegsformation der französischen Armee weist nach französischen Angaben etwa 23 Armeecorps mit 620,000 Mann Infanterie, 42,500 Reiter (einschließlich der 19 Eskadronen Eclaireurs volontaires), 79,600 Mann Artillerie mit 2022 Geschützen, 6700 Mann Genie und 5800 Mann Pontonniere, insgesammt 754,000 Mann auf, gegenüber etwa 675,000 Mann, welche Deutschland ins Feld stellt.

Die Thatsache, daß Frankreich der bloßen Zahl nach Deutschland voraus ist, bedarf einer Erläuterung. Man darf nämlich die waffenfähige Mannschaft, welche Frankreich und Deutschland ins Feld zu stellen im Stande wären, nicht einzig nach der Bevölkerungszahl taxiren. Deutschland zählt rund $7^1/_2$ Millionen mehr als Frankreich, aber dabei sind für letzteres Algerien und die Colonien nicht gerechnet, und es ist, was mehr ins Gewicht fällt, bei einer solchen Vergleichung auch die Vertheilung der Einwohner nach Geschlecht und Altersclassen nicht berücksichtigt. Nun kommen aber auf 1000 weibliche Personen in Deutschland 965 männliche, in Frankreich dagegen, wo nur eine geringe Kindersterblichkeit herrscht, die ja hauptsächlich die Knaben trifft, 991. An männlicher Bevölkerung zählt demgemäß Deutschland nur etwa $3^1/_2$ Millionen mehr als Frankreich. Dazu kommt, daß in Frankreich, wegen der geringen Geburtsfrequenz so wie in Anbetracht der Geringfügigkeit der Auswanderung, von 1000 Einwohnern 610 im Alter von 15 bis 60 Jahren stehen, in Deutschland nur 576: diese, die „produktiven" Altersclassen sind es aber zugleich, aus welchen die Streitmacht eines Landes sich rekrutirt, so daß, was das personelle Material für die Armee anbetrifft, Frankreich nur wenig hinter Deutschland zurücksteht, ja vielleicht, wenn man alle maßgebenden Factoren, Gesundheitszustand u. s. w. statistisch genau feststellen könnte, sich als überlegen zeigen würde.

Wie in den vorstehend im Wesentlichen angedeuteten Richtungen nach außen an dem Ausbau des nationalen Werkes der Wehr- und Vertheidigungsfähigkeit von allen Seiten mitgearbeitet, so ist auch im Innern an dem Ausbau dieses Werkes mit Eifer und Fleiß gefördert und gewirkt worden, so daß die französische Armee heute dasteht in nie erreichter Stärke, und eine sehr beachtungswerthe sachmännische Stimme berechnete, wie Frankreich im Jahre 1885 nahezu zwei und eine halbe Million Krieger würde aufstellen können, deren Ausrüstung vorzüglich ist, deren Bewaffnung sich derjenigen der vorgeschrittensten Armeen würdig zur Seite stellt. Die Infanterie ist mit dem ganz trefflichen Gras-Gewehre versehen, die Artillerie mit dem Canon Lahitolle (Stahlgeschütz); durch Einführung der deutschen Perkussionsgranate wurde ein wesentlicher Nachtheil ausgeglichen. Die französischen Granaten des letzten Krieges, die bekanntlich nicht beim Aufschlagen crepirten, sondern sich durch sogenannte Zeitzünder entladen sollten, unterließen das sehr häufig ganz oder vollbrachten es auf sehr unschädliche Weise und erfreuten sich mithin im Allgemeinen keiner besonderen Achtung. Das wird künftig freilich anders sein. Sodann haben die Franzosen bei manchen ihrer Geschosse, durch ihre Studien

auf dem Gebiete der inneren Ballistik, eine Anfangsgeschwindigkeit erzielt, die sonst nicht erreicht ist. Ferner haben sie bei ihren canons tubés und frettés die Widerstandskraft des Rohres durch Umlegung von Mänteln auf das 6- bis 8fache gesteigert. Wichtig und neu ist auch die Bestimmung über die Verwendung der wegen leichter körperlichen Gebrechen nicht zum Dienste mit der Waffe herangezogenen Leute (ungefähr der deutschen Ersatzreserve zweiter Classe entsprechend) zu militärischen Hilfsdiensten. Diese Heranziehung, die sich nach der bürgerlichen Berufsstellung richten soll, würde auf die letzten 7 Altersclassen ausgedehnt, die Disposition über einen Vorrath von 220—230,000 Mann ergeben, von denen 12 Proc. zur Herstellung und Ausbesserung von Kriegsmaterial, 16 Proc. zur Verwendung bei Fortificationsbauten, 13 Proc. zur Hilfsleistung in den Hospitälern und Ambulanzen, 21 Proc. zu Arbeiten für die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen, 16 Proc. zu Arbeiten im Verpflegungswesen, 5 Proc. im Feldtransport und 5 Proc. im Bureaudienste verwendet werden sollen. Eine Maßnahme aus neuester Zeit, zur Erleichterung und Beschleunigung des Mobilmachungswerkes dienend, ist ferner die militärische Organisation des französischen Eisenbahnpersonals, das in acht von den großen französischen Eisenbahnlinien fortgesetzt in voller Bereitschaft zu haltenden Eisenbahn-Abtheilungen formirt und für einen etwa eintretenden Kriegsfall in einer Gesammtstärke von ungefähr 10,000 Mann dem Militär-Eisenbahn-Departement zur unmittelbaren Verfügung gestellt worden ist. Dieser neuen Organisation des Militär-Eisenbahnwesens schloß sich dann, an dasselbe anlehnend, eine neue Einrichtung des Feldpostwesens bei der mobilen Armee und des Kriegszahlwesens an.

In die Ausbildung des französischen Heeres ist seit der Umformung desselben größere Planmäßigkeit und rationelleres Wesen, auch ein regerer Eifer gekommen. Dem Aufschwung, der sich in dem französischen Officierscorps sowohl in wissenschaftlicher wie auch in dienstlicher Beziehung zu erkennen giebt, ist unbedingtes Lob zu spenden. Was aber noch immer hemmend wirkt, ist das Unvermögen vieler Befehlshaber der oberen wie der unteren Grade, sich von dem geistlosen, schablonenhaften Wesen der früheren Zeit zu trennen, und an die Stelle des alten bequemen Schematismus eine freiere geistige Auffassung und eine mehr auf die Verwerthung der intellectuellen Kräfte des Individuums hinzielende Thätigkeit zu setzen.

Einen ungefähren Maßstab zur Beurtheilung der jetzigen Ausbildung geben die großen Manöver. Nach dem Kriege führte Frankreich das preußische Manöversystem ein. Bis dahin kannte man nur die Truppenzusammenziehungen im Lager von Chalons und anderen stehenden Lagern. Die Truppen übten daher stets in bekanntem Terrain, auch niemals gegen einander, sondern nur gegen einen markirten Feind. Auch kannte man das System der Kantonnements nicht. Seit 1873 hat man mit diesem Verfahren gebrochen. Die Truppen üben — ganz wie in Deutschland — in wechselnden Gegenden, mit wechselnden Kantonnements und stets mit Gegnern. Deshalb haben die Franzosen sofort ihre Zelte zu Säcken und sonstigen nützlichen Dingen umgearbeitet, worin sie wieder zu weit gegangen sind. Denn wenn es einerseits wahr ist, daß das schlechteste Kantonnement noch immer dem besten Bivouak vorzuziehen sei und ein Bivouak im mitteleuropäischen Klima niemals angenehm ist, so bleibt es doch immer zutreffend, daß die Unannehmlichkeiten des doch nicht immer zu vermeidenden Bivouaks durch Zelte ganz erheblich abgeschwächt werden. Gegenwärtig haben ein Dritttheil sämmtlicher Armeekorps, also sechs, sogenannte Korpsmanöver (Division gegen Division), ein Dritttheil der Armeekorps Divisionsmanöver und ein Dritttheil der Armeekorps Manöver in gemischten Truppen-Brigaden. Bei denjenigen Korps, bei welchen Korpsmanöver stattfinden, können die Truppen bis zu 20 Tagen, bei den anderen bis zu 15 Tagen aus ihren Garnisonen ausrücken, die Zeit der Regimentsexercitien mit eingeschlossen. In der Regel sollen 2 Armeekorps zuletzt gegen einander manövriren. Die Kavalleriedivisionen, von denen 4 aufgestellt sind, haben fortan jährlich Uebungen im Divisionsverbande. Damit jedoch auch den nicht im Divisionsverband eingetheilten Kavallerieregimentern Gelegenheit gegeben werde, sich im Exercieren mit größeren Massen zu betheiligen, werden dieselben nunmehr abwechselnd zu den Divisionen commandirt, Theile der letzteren aber den Armeecorps zugewiesen, um sich im Dienste der Divisionscavallerie zu üben.

Hervorzuheben ist ferner zum Unterschied gegen deutsche Einrichtungen, daß für die Herbstübungen sämmtliche Truppentheile der Infanterie auf annähernde Kriegsstärke gebracht werden (190 Mann die Compagnie), daß ferner ein Theil der Truppenfahrzeuge aller Waffen, so auch die Park- und Munitionswagen,

durch den Artillerietrain bespannt, mit auszurücken haben, und schließlich, daß bei den Corpsmanövern auch Theile des Munitionstrains wie der Feld-Telegraphenabtheilungen aufgestellt werden. Diese Einrichtungen, wodurch die Truppen auch unabhängiger von den im Lande requirirten Fuhren werden, im Verein mit gesetzlichen und administrativen Anordnungen, auf Grund welcher die Unterbringung der Truppen in Kantonnements, so wie die Verpflegung, weniger gebunden und geringeren Schranken ausgesetzt sind als in Deutschland, dürften dazu beitragen, die französischen Manöver kriegsgemäßer anlegen zu können als sich dies bisher auf deutschem Boden thun ließ.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet man den Uebungen der Kavallerie. Die Mißerfolge dieser Waffe im Krieg 1870/71 hatten im Publikum wie im Heere die Regeneration der Kavallerie als eine der dringendsten Aufgaben erkennen lassen. Seitdem hat die Reiterei auch äußerst fleißig an sich gearbeitet, um die discreditirte alte Routine der Schule von Saumur zu beseitigen und die Routiniers aus der Armee zu verdrängen. Die Franzosen haben gleich von vornherein ihre Kriegsformation bezüglich der Kavallerie nach der preußischen Kriegsweise eingerichtet. Einen zweiten Vorzug haben sie sich auf diesem Gebiete dadurch zu sichern gewußt, daß sie ihre sämmtlichen Kavalleriedivisionen, welche nach preußischer Methode die Bewegungen der eigenen Armee gleich einer Wolke zu verdecken und die der feindlichen blitzähnlich aufzuklären bestimmt sind, hart an die Ostgrenze gelegt haben, d. h. sie haben in dieser Beziehung den Vorsprung von acht Tagen, den der deutsche Mobilmachungsplan sicherte, abgewonnen. An die Spitze der ganzen Bewegung war General Marquis de Galliffet, der commandirende General des 9. Armeekorps (Tours), getreten. Die bessere Remontirung, die erhöhten Rationen, die bessere Pferdepflege, die vervollkommneten Instructionen für die taktischen und strategischen Uebungen der Kavallerie sind vornehmlich sein Werk. Er hat die Einrichtung eines berathenden Comité's für die Angelegenheiten der Kavallerie durchgesetzt und nimmt als Präses desselben die Stellung eines quasi Generalinspecteurs der Kavallerie ein.

Die französische Reiterei ist in den Ausbildungszielen der deutschen in mancher Beziehung voraus. Man hat in Frankreich sich nicht darauf beschränkt, nach Muster der seit 1872 in Deutschland eingeführten taktischen Divisionsexercitien (wozu hier jährlich nur 1 bis 2 Divisionen zusammengezogen werden) alljährlich große Divisionsübungen abzuhalten, sondern man hat seit 1878 auch in jedem Herbst 2 der bestehenden 4 Kavalleriedivisionen gegen einander mehrtägige strategische Aufklärungsmanöver ausführen lassen, an welche sich dann taktische Uebungen beider Kavalleriemassen anschlossen. Galliffet wußte es durchzusetzen, daß diese strategisch-taktischen Manöver jetzt jährlich bei allen Kavalleriedivisionen stattfinden. Erwähnen wir schließlich noch, daß bei der Cavallerie noch andere bedeutsame Einrichtungen getroffen sind, welche man bisher bei der deutschen einzuführen noch nicht für erforderlich gehalten hat, und welche doch schließlich dazu beitragen, diese Waffe für ihre strategische Verwendung zu vervollkommnen. Dahin gehört die Maßregel, daß dauernd eine größere Zahl von Mannschaften sämmtlicher Regimenter auf ein halbes Jahr in eine Telegraphenschule commandirt wird, um im Telegraphiren ausgebildet zu werden, und daß ebenso alljährlich Commandirungen zur Erlernung des Feld-Pionierdienstes, insbesondere der bei der Zerstörung von Eisenbahnen und Brücken erforderlichen Manipulationen, stattfinden. Neben dieser unablässigen Sorge für die Ausbildung der Reiterei in allen ihr zufallenden so vielseitigen Aufgaben geht diejenige für eine zweckmäßigere kriegsgemäßere Bekleidung und Ausrüstung. Dahin gehört vornehmlich die Umwandlung der sechs letzten Kürassier-Regimenter in Carabiniers (ohne Kürasse), die Einführung des deutschen hochschäftigen Reiterstiefels mit einer in dieselben zu steckenden unten engen, oben weiten Reithose u. s. w.

An der Artillerie, welche 38 Regimenter zählt, wird die Manövrirfähigkeit gerühmt, in Bezug auf die taktische Verwendung derselben aber der Vorwurf erhoben, daß sie noch nicht genug im Einverständnisse mit den andern Waffen zu handeln wisse, daß sie das Feuer auf zu große Entfernungen eröffne und die Thätigkeit der Infanterie zuweilen lahm lege. Daß hinsichtlich der Ausbildung der letzteren ein wesentlicher Fortschritt unverkennbar sei, darin stimmen alle Urtheile überein. Einige Stimmen tadeln die durch die neuen Feuerwaffen herbeigeführte zu große Ausdehnung des zerstreuten Gefechtes und den dadurch namentlich in wechselvollem Terrain zu sehr gelockerten Zusammenhang der taktischen Einheit. Ganz besonders beachtenswerth

ist bei den Manövern, zu welchen mit erfolgreicher Wirksamkeit auch Feldtelegraph und Brieftaube herangezogen werden, der trotz der körperlichen Untüchtigkeit hohe Grad von Leistungsfähigkeit des stark belasteten französischen Infanteristen hervorzuheben. Die eigenthümliche Neigung der französischen Generale, ihre Truppen in hochtrabenden Redensarten zu begrüßen und den Werth ihrer Leistungen zu übertreiben, hat übrigens nicht verfehlt, stets dieser Leistungen in vorstehend erwähntem Sinne zu gedenken.

Läßt man nun der Marschdisziplin der französischen, so wie der reglementmäßigen Durchbildung der Offiziere alle Gerechtigkeit widerfahren, so scheint sich die Sache etwas anders zu stellen, wenn man zu den höheren Befehlshabern übergeht und ihre strategischen Anordnungen kritisiren will. Es ist kein großes Geheimniß, daß die Manövererfahrungen der letzten Jahre in dieser Beziehung nicht sehr glänzend gewesen sind. Die Anlage derselben erscheint zum Theil noch etwas schwerfällig, die Generalideen und Spezialaufträge etwas schwülstig und verwickelt. Es wird namentlich noch immer mehr Werth auf die Herbeiführung von Gefechtsbildern, als auf eine der Wirklichkeit entsprechende Entwickelung einer gegebenen Kriegslage gelegt, und dieses Streben führt oft dahin, die Operationen an bestimmte, im Terrain ausgeprägte Positionen zu ketten, ohne einer natürlichen Entwickelung des Kampfes Rechnung zu tragen. Desgleichen fehlt es bei den gestellten Aufgaben an Kürze, Präcision und Klarheit, die bei solchen Aufträgen nicht vermißt werden dürfen. Selbst Gallifet hat als Korpscommandant arge Verwirrungen und Unordnungen nicht vermeiden können, und wenn man lobend und rückhaltlos anerkennend über seine cavalleristischen Fähigkeiten und Verdienste spricht, zeigt man sich von seinen Leistungen als Infanteriegeneral und Stratege an kompetenten Stellen nur wenig erbaut. Mit den andern Korpsgeneralen steht es nicht viel anders, und es ist die Ansicht vorherrschend, daß sich unter ihnen kein einziges wahres Feldherrngenie befindet. Wenn bei den hochgestellten Generalen nicht immer Alles so stimmt, wie es stimmen sollte, so ist es eigentlich schwer, einen durchweg triftigen Grund dafür zu finden; fast alle sind sehr unterrichtete und tüchtige Officiere, auch von dem besten Willen beseelt; aber es ist unbestreitbar, daß der französische Durchschnitts-Korpscommandeur in Klarheit und Bestimmtheit der Anordnungen und kraftvoller, zielbewußter Beeinflussung der Durchführung den deutschen Durchschnitts-Korpscommandeur nicht erreicht. Vielleicht ist es eine Sache der Ueberlieferung, die nirgends von selbst hergestellt werden, sondern nur auf einem alten vorhandenen Boden erwachsen kann. Wenn es auf dem strategischen Gebiete noch nicht ganz gelungen ist, so scheinen dagegen die französischen Generale im Begriff zu stehen, auf dem früher so vernachlässigten administrativen Gebiete eine ganz vortreffliche Ueberlieferung anzubahnen. Alles, was während der Manöver von Etappen- und Verpflegungsdienst zu sehen war, ferner die gesundheitlichen Anordnungen waren vortrefflich und theilweise vorsorglicher als in Deutschland, was allerdings mit den den Franzosen in reichlicherer Weise zur Verfügung stehenden Geldmitteln zusammenhängen mag. Das neue Verwaltungsgesetz hat übrigens eine der veraltetsten und überlebtesten Institutionen des französischen Heeres beseitigt, die Verwaltung decentralisirt, das Kriegsministerium entlastet und die bedingungslose Unterordnung der Verwaltung unter das Commando ausgesprochen. Dabei tritt auch die Trennung der Leitung und Ausführung der Verwaltung von dem Kontrolwesen hervor. Endlich ward die Stellung der Intendanz zu einer weniger mächtigen herabgedrückt und die namentlich in deutschen Heeren mit so viel Nutzen betriebene Selbstverwaltung der Truppentheile eingeführt. Eine erstaunliche Besserung ist auch in der Berittenmachung der Offiziere eingetreten, und wenn die französischen Kavallerieoffiziere im Allgemeinen ebenso gute Pferde haben, wie die deutschen so sind die französischen Artillerieoffiziere entschieden sehr viel besser, die französischen Infanteristen aber mindestens ebenso gut beritten, als die deutschen, was freilich jenen durch verschiedenartige staatliche Unterstützungen leichter gemacht wird.

Die hier skizzirte Reorganisation des französischen Heerwesens nach zeitgemäßen, dem Geiste der heutigen Kriegsführung entsprechenden Principien bietet nun seit den letzten Jahren ein Bild widerstrebender Gegensätze dar. Es liegt hier abermals ein Beweis vor für die Erfahrung, daß selbstbewußte Völker von alter Civilisation nur schwer in fremde Bahnen einlenken, auch wenn es zu Tage liegt, daß diese zum Ziele führen. Gerade gegen das am meisten grundlegende Gesetz, das Rekrutirungsgesetz von 1872, erhob sich schon nach mehreren Jahren eine mit jedem Tage wachsende Agitation, um die fünfjährige active Dienstzeit auf

drei Jahre zu reduciren. Wie lange 1872 die Führer der französischen Nation noch Zeit vor sich zu haben glaubten, bis der Krieg wieder aufgenommen werden könnte, darüber haben sich dieselben wahrscheinlich keine ganz genaue Rechenschaft gegeben. Niemand unter ihnen würde es aber für möglich gehalten haben, daß auf den Frankfurter Vertrag, den man besten Falls als einen Waffenstillstand betrachtete, eine Friedenszeit folgen würde, die heute bereits das vierzehnte Jahr hinter sich hat. Für eine übersehbare Zeit eine gewaltige Kriegsbereitschaft zu improvisiren mit der Hoffnung, nach genommener Revanche die Last wieder zu erleichtern, das war sicher der geheime Gedanke, der der französischen Organisation von 1872 unterlag. Als aber das französische Offizierkorps sich darauf angewiesen fand, statt des in Aussicht genommenen raschen Losschlagens ein Friedensheer methodisch zu organisiren, da zeigte es sich, daß die Vorschriften des Gesetzes in keiner Richtung sich durchführen ließen.

Die fünfjährige Dienstzeit des Hauptcontingents war zu lang, hatte Summen verschlungen, die selbst der patriotisch erhitzten Opferbereitheit zu weit gegangen. Die Zahl des französischen Heeres schwoll auf eine Höhe, welche zur finanziellen Unmöglichkeit wurde. Man theilte deshalb das jährliche Ersatzcontingent in zwei Hälften, von denen die eine fünf Jahre, die andere nur ein halbes Jahr bei der Fahne bleibt, also kürzere Zeit, als für eine gründliche militärische Ausbildung unerläßlich ist. So hat man zwei verschiedene Elemente in der Armee, die sich nicht zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen wollen und die sich in der Ueberzahl von Cadres dazu noch systemlos verzetteln. So erhob sich aus der Armee selbst lauter und lauter der Ruf nach Unifikation der Dienstzeit, welcher auf die Dauer sich wohl nicht ignoriren lassen wird. Ebenso nimmt sowohl aus den Reihen der Nation als aus jenen des Heeres der Widerstand gegen das der Demokratie von vornherein verdächtige Institut der Einjährigfreiwilligen immer größere Dimensionen an. In bürgerlichen Kreisen wird dasselbe für eine Ungerechtigkeit gehalten, nachdem einmal das Princip des persönlichen Dienstes acceptirt ist. In der Armee wird dasselbe als eine der Truppe aufgebürdete Last betrachtet. Die Einjährigfreiwilligen erwiesen sich als eine Plage und ein Verderbniß für die Regimenter; statt auf den Geist derselben vortheilhaft einzuwirken, brachen Uebermuth und Unsitten in die Kasernen und erregten durch die Beispiele von Leichtfertigkeit und Verschwendung, die sie gaben, Mißgunst und Verstimmung. Die Stellung der Einjährigfreiwilligen in der französischen Armee ist eine von jener in der deutschen ganz verschiedene, weil die Truppenbefehlshaber sehr von einander abweichende Auffassungen von derselben haben und das Kriegsministerium aus dem Institute ein Mittel zur Füllung der fiskalischen Kasse gemacht hat. Thatsache ist, daß die Einjährigfreiwilligen unverhältnißmäßig wenig Offizierskandidaten für die Reserve und die Territorialarmee liefern, dagegen das Material des Unteroffiziersersatzes in beträchtlicher Weise vermindern. Auf diese Weise gestaltet sich das Institut wirklich mehr zu einem Nachtheil und Schaden als zu einem Nutzen für den Dienst, dessen Betrieb es in mehrfacher Hinsicht erschwert und beeinträchtigt. Seine große Ausdehnung verbunden mit der einem Theile der Bevölkerung durch die nur sechsmonatliche Dienstzeit eingeräumten Bevorzugung, vermöge welcher viele geistig geweckte Elemente der Armee entzogen werden, während nur das schlechtere Material zu fünfjähriger Dienstzeit bei der Fahne bleibt, hat die Möglichkeit benommen, dem Heere ein tüchtiges Unteroffizierspersonal zu schaffen. Daher ist die Zahl der zum Weiterdienen sich Verpflichtenden (Capitulanten) eine sehr geringe und sich immer vermindernde. Zur Zeit werden 15,000 Unteroffiziere aus der vierten oder fünften Jahresclasse der Mannschaft genommen; bei einer Herabsetzung der Dienstzeit auf drei Jahre bliebe nur die Auswahl unter der dritten Jahresclasse übrig, was den Werth des Unteroffizierskorps bedeutend verringern würde. Das mag in der deutschen Armee angehen mit ihrem unübertrefflichen Offizierskorps: in Frankreich, wo das geringere Offizierskorps keinen Ersatz bieten würde für ein geringeres Unteroffizierkorps, geht das nicht an. Dennoch sind so ziemlich alle Parteien einig, daß das bestehende Rekrutirungsgesetz beseitigt werden müsse, da die volle Durchführung der zwanzigjährigen Dienstzeit sich als unmöglich herausgestellt hat. Obendrein zeigten die Erfahrungen des tunesischen und tonkinesischen Krieges, daß das den Deutschen nachgebildete System nur für einen Krieg paßt, wo die ganze Volkskraft für die Existenz eingesetzt wird, wo jeder an seiner Stelle thätig ist und die kleinlichen Berechnungen verschwinden in dem allgemeinen Aufschwung. Seitdem plant man in Frankreich neben dem Volksheer die Errichtung einer Kolonialarmee von Berufssoldaten.

Die große Frage bei Beurtheilung der französischen Armee wird immer darauf hinauslaufen, auf welchem Standpunkt sie im Verhältniß zur deutschen steht, und da wird man letzterer immer den Vorzug geben müssen, weniger vielleicht weil sie in einzelnen Punkten eine große Ueberlegenheit zeigt, sondern wegen des unübertrefflichen und unnachahmlichen Ineinandergreifens der ganzen Maschine. Diese Eigenschaft, die nur durch jahrelange, gleichmäßige Arbeit errungen werden kann, geht der französischen Armee noch ab. Ihr fehlt die vollkommene gleichmäßige Ausbildung, der schnelle und sichere Aufmarsch und auch die Festigkeit im Heeresmechanismus. So viel Kriegsminister, so viel Systemwechsel, so viel verschiedene Auffassungen der oft unklaren Gesetze; das Endergebniß ist dann Mangel an Stabilität und an einheitlicher Anwendung der bestehenden Vorschriften. Gegen 1870/71 scheint der heutige Sachverhalt hauptsächlich dahin geändert, daß ein Angriffskrieg Deutschlands gegen Frankreich jetzt einem im Vergleiche zu der Zeit des Kaiserreiches um mehr als das Doppelte erhöhten Widerstande zu begegnen gewiß sein dürfte.

Einer kurzen Beleuchtung bedürfen am Schlusse dieser Betrachtungen noch einige Momente aus dem innern Leben der reorganisirten Armee, wie sie eine objective Beobachtung an die Hand giebt. Zunächst die immer einen wichtigen Punkt im französischen Heere bildende Disziplin. Wer die Mannszucht der französischen Truppen nicht ungerecht beurtheilen will, der darf an sie nicht unmittelbar den deutschen Maßstab legen. Die erdbebenartige Wirkung der großen Revolution, der Zusammenbruch einer ganzen Reihe von Regierungen, das bis vor kurzem herrschende und in seinen Nachwirkungen noch keineswegs überwundene Freikaufssystem, die Grenzverwischung zwischen dem Stande der Offiziere und dem der Unteroffiziere, das Buhlen der Parteien um die Armee und das hieraus folgende Parteigetriebe in derselben — alles das hat seit fast hundert Jahren die Disziplin des französischen Heeres erschüttert, und wenn man nun auch noch jenen Grundzug der Auflehnung im gallischen Charakter, der doch ziemlich zwei Dritteln der Bevölkerung eigen ist, in Anschlag bringt, so wird man sich nicht wundern, wenn auch jetzt noch immer die Tageserscheinungen des inneren Dienstes in Frankreich von denen in Deutschland gründlich verschieden sind. Unverkennbar herrscht bei den Truppenbefehlshabern aller Grade jetzt das Streben, die Disziplin durch peinliches Formenwesen zu heben und zu kräftigen, und es zeigt sich darin wieder die bekannte Erscheinung, daß besiegte Armeen fast immer die Aeußerlichkeiten des siegreichen Heeres nachzuahmen beflissen sind. Jetzt streben die Franzosen nach etwas, was sie auf diesem Wege schwer erreichen werden. Niemand wird verkennen wollen, ein wie mächtiges Erziehungsmittel die strenge Beobachtung aller Regeln der Pünktlichkeit, Sauberkeit, Ordnung und der äußeren Haltung ist; aber es scheint, als ob diese Dinge anfingen in Frankreich übermäßige Geltung zu erlangen, nachdem sie früher zu wenig beachtet worden sind. Der Zustand der Disziplin ist da am besten und ihre Aufrechthaltung am leichtesten, wo die größte allgemeine Bildung unter den Ersatzpflichtigen herrscht, und in der zunehmenden Verbreitung jener Bildung findet die Mannszucht den besten Boden weiteren Gedeihens. Von Interesse ist in dieser Beziehung ein vergleichender Blick auf die Bildungsstufen des deutschen und des französischen Heeresersatzes. In Frankreich giebt es sechs Departements, welche bis zu nur 10 Procent des Lesens und Schreibens Unkundige (Analphabeten) enthalten, und diese sechs Bezirke liegen im Osten des Staatsgebietes, der deutschen Grenze zunächst. Ihre Bevölkerung umfaßt etwa 5,3 Procent aller Franzosen. In Preußen dagegen zählen zu derselben günstigen Kategorie 26 Regierungsbezirke mit 70,4 Procent der Gesammtbevölkerung. In 65 französischen Departements wechselt die Zahl der Analphabeten von 11 bis 45 Procent, während sich analoge Verhältnisse nur in 10 preußischen Bezirken finden. Sie betreffen dort 79,1, hier 29,5 Procent der Bevölkerung. Alsdann sind in Frankreich noch 16 Departements vorhanden, welche von 46 bis 65 Procent Analphabeten enthalten, und diese 16 Departements stellen 15,8 Procent der Gesammtbevölkerung dar. Solche und ähnliche Verhältnisse bestehen in keinem preußischen Bezirke mehr. Die größte Zahl der deutschen Analphabeten männlichen Geschlechts steigt nicht über 35 Procent. Die Gründe der Niedrigkeit der allgemeinen Volksbildung liegen wohl in dem Mangel des Schulzwangs und in der Geringfügigkeit der Mittel, welche der Staat für die Volksschule aufwendet. Die Unterhaltung und Leitung der letzteren fällt größtentheils in Frankreich kirchlichen Genossenschaften, Mönchen und Nonnen, zu. Der Einfluß einer solchen Gestaltung der Erziehung oder Nichterziehung der französischen Jugend auf die Disziplin ist offenbar. Von den Ersatzmannschaften des deutschen Heeres sind

zur Zeit nur 4,6, von denen in Frankreich dagegen noch immer 23 Procent Analphabeten. — Eine ganz eigenthümliche Schwierigkeit für die Consolidirung der französischen Armee bieten ferner die politischen Verhältnisse. Das französische Heer hat nur ein Staatsoberhaupt, aber keinen Kriegsherrn an seiner Spitze. Diese Lage der Dinge kann nicht dazu beitragen, die Stellung des Präsidenten besonders zu kräftigen und der Armee gegenüber zu heben, das Auge des Soldaten muß sich aber auf die eine stolze Gestalt seines Kriegsherrn richten können, in derselben verkörpert sich das nationale Bewußtsein und der Drang nach kriegerischem Ruhm. Um die Wette arbeiten auch alle Parteien an der Verführung der Armee, und damit ihrer Consolidirung entgegen; den Unteroffizier suchen die radikalen Agenten zu gewinnen, indem man ihm die Epauletten des Kapitäns verspricht, den Kapitän, indem man ihm den Oberstenrang in Aussicht stellt. Ununterbrochen geht



Das Fort Joux bei Pontarlier.

die unterirdische Arbeit des Bonapartismus ihren Weg, während Legitimismus und Orleanismus von der Regierung selbst in gewisser Weise anerkannt und berücksichtigt werden, und welchen Einfluß der Klerikalismus übt und wie er die Hand bei wichtigen Entscheidungen im Spiele hat, daran hat es bis in die neueste Zeit hinein nicht an unzweideutigen Belegen gefehlt. Es liegt auf der Hand, daß die Aufgabe der Heeresleitung gegenüber diesen Strömungen und Einflüssen, welche theils mehr, theils weniger planmäßig in Thätigkeit erhalten werden, eine riesengroße ist, und daß durch sie die Einigkeit und die Hingebung des Offizierkorps, als des wirksamsten Trägers echt loyalen Geistes, an die heiligsten Interessen des Landes fortwährend neuen Wandlungen und Erschütterungen ausgesetzt bleibt.

Im Hinblick auf die geschilderten Schwierigkeiten darf man immerhin das Resultat der Gesammtanstrengungen auf dem Gebiete der Heeresorganisation in Frankreich während so kurzer Frist eine der großartigsten militärisch-politischen Leistungen aller Zeiten nennen, auf die das Land mit Stolz zurückblicken darf. Und doch ist man berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht für die einer rauhen Kriegsschule entwöhnte

französische Nation am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu spät war, sich das Joch der allgemeinen Wehrpflicht aufzuerlegen. Renan, der seine Nation kennt, scheint das auch im Sinne gehabt zu haben, als er von der zunehmenden Amerikanisirung der Franzosen, mit anderen Worten: von der zunehmenden Macht des Nützlichkeitsprincips und der Verweichlichung der Sitten sprach. Eine starke Hoffnungslosigkeit hinsichtlich der Fähigkeit der Franzosen, eine dauernde Armeeorganisation zu schaffen, ging auch durch das 1879 geschriebene Werk des Generals Trochu über die französische Armee, dessen Inhalt sich in den Satz zusammenfassen läßt: „Wir haben keine militärischen Institutionen! Unsere neuen Militärgesetze haben keine Wurzeln in der militärischen Ueberlieferung des Landes; und es fragt sich, ob wir je vermögen werden, die nöthigen Institutionen zu schaffen."

In der That kommt es ja nicht auf die Zahl der verfügbaren Streiter, sondern auf den kriegerischen Geist einer Nation an. Schon seit 1876 scheint für das mit Anspannung aller Kräfte betriebene Rüstungswerk eine gewisse Erschlaffung eingetreten zu sein und es läßt sich unschwer voraussehen, daß die etwaige Verhängung der dreijährigen Dienstzeit über die Söhne des wohlhabenden und wohllebenden Bürgerthums nur dazu beitragen kann, die allgemeine Wehrpflicht in diesen Classen noch unbeliebter zu machen, als sie schon ist, und die sich täglich mehrende Friedensliebe der Nation noch mehr zu befestigen. Die Begeisterung für die dem republikanischen Principe der Gleichheit schmeichelnde allgemeine Wehrpflicht ist in Frankreich doch nur eine sehr relative. Man nahm dieselbe anfangs zwar mit Begeisterung auf sich und unterwarf sich freudig ihren harten Anforderungen, da Jedermann im Stillen dachte: es werde nur für ein paar Jahre sein, nämlich bis zu der geträumten siegreichen Revanche! Aber die schwere Last fortdauernder Arbeit im Frieden, das ununterbrochene Tragen einer gewaltigen Kriegsrüstung und der Zwang, in steter Thätigkeit dieselbe blank und schneidig zu erhalten, behagt der großen Mehrzahl der Franzosen immerhin nur wenig. Unleugbar herrscht ein militärischer Sinn in Frankreich; doch ein bekanntes Sprüchwort sagt auch: la France est assez riche pour payer sa gloire! Der größere Reichthum, der Hang zu Genuß und comfortablem Leben, die Leichtigkeit reichen Erwerbs in hochentwickeltem Handel und Industrie und manche andere nationale Eigenschaften und Neigungen, alles das macht die Franzosen nicht gerade besonders geeignet für die allgemeine Wehrpflicht; und ohne allzu viel Mühe kann man sich davon überzeugen, daß die letztere den Franzosen noch lange nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie vielmehr dieselbe nur mit einiger Unlust ertragen. Die heutigen Franzosen sind nicht mehr die „große Nation" der napoleonischen Zeiten; ein Volk, das den ruhigen Lebensgenuß und die Sicherung desselben höher schätzt, als den Kinderreichthum, verliert den kriegerischen Sinn und die Lust am Waffenhandwerk. So ist es dermal in Frankreich: die militärische Laufbahn hat ihre frühere Anziehungskraft verloren. Ob diese zunehmende Abneigung gegen den Waffendienst einen Fortschritt in der Civilisation bedeute, wird davon abhängen, ob ein ideales, den Menschen veredelndes Streben an die Stelle des Trachtens nach kriegerischer „gloire" tritt, oder ob die Sorge um Erhaltung und Vermehrung des zinstragenden Besitzthums so sehr die Gemüther erfüllt, daß die geistigen und sittlichen Güter in Mißachtung gerathen. Als große Kriegsmacht ist Frankreich im Niedergang begriffen, wenn es dagegen auf friedlicheren Gebieten des Wirkens eine Großmacht bleibt, ein immer frisch sprudelnder Quell von geistiger Regsamkeit und Produktivität, so wird weder Frankreich selbst, noch die Menschheit den Wechsel zu beklagen haben.

Das Departement des **Doubs** führt nicht umsonst seinen Namen nach diesem Nebenflusse der Saône, der alle seine wichtigsten Städte bewässert und jedenfalls einer der merkwürdigsten Flüsse Frankreichs ist. Könnte sich die Saône nur entfernt mit der Rhône an Wassermasse vergleichen, so hätte sie zweifellos dem ganzen Stromgebiete den Namen gegeben, denn nach Richtung, geologischer Zusammensetzung der umgebenden Felsarten und Geschichte ihrer Anwohner ist sie die Hauptader des Rhônegebietes. Seinerseits verdiente der **Doubs** (spr. Du), daß man seinen Namen der Saône gäbe, wenn es nach der Länge des Flußlaufes ginge, denn der 430 km lange Fluß übertrifft um 165 km die Entwicklung dieses centralen Stromes des ganzen Beckens. Der Doubs entspringt unweit des Oertchens La Chaux Neuve in der Südostecke des Departements,

auf einem Plateau in 937 m. Seehöhe bei Mouthe in einer Höhle des zu 1299 m ansteigenden Noirmont, dessen Kammlinie Frankreich von der Schweiz scheidet, welches Land überhaupt das Doubs-Departement seiner ganzen Länge nach im Osten begrenzt. Zuerst fließt er parallel dem Orbe und der Reuse, klaren Bächen des Rheingebietes, welche beide in den Neuenburger See münden, und einer Falte des Jura folgend. Noch als einfacher Bach vereinigt er sich mit dem Ausflusse des kleinen Sees von Remoray (853 m hoch), und durchfließt dann den See von Saint Point (851 m hoch), dessen blauer Spiegel sich weithin zwischen zwei hie und da mit Wald bedeckten Hügelreihen ausstreckt. Hübsche Dörfer beleben die Ufer des Sees und die umliegenden Höhen. Unweit vom See, nur wenige Schritte vom Dorfe Montperreux entfernt, findet sich die „Blaue Quelle," sehenswerth wegen der tiefblauen Farbe ihres Wassers. Dann bespült der Doubs das Städtchen Pontarlier, welches in 838 m Meereshöhe sich rühmen darf, die höchstgelegene Stadt Frankreichs zu sein. Sicherlich sehr alten, auf die Römerzeiten zurückgehenden Ursprungs, weist sie doch keine antiken Ueberreste mehr auf; zahlreiche Feuersbrünste haben Pontarlier ganz regelmäßig gestaltet und aus ihm eine der hübschesten Städte der Republik gemacht. Es ist auch das erste Handels-Entrepot zwischen Frankreich und der nahen Schweiz, außerdem blühend durch seine Industrie; die etwa 6000 Einwohner fabriziren hauptsächlich berühmten Absynth und Kirschwasser; aber auch Käse, Leder und Uhren, und besitzen schöne Eisen- und Stahlschmieden, Kupferhütten und Gerbereien. Ganz nahe bei Pontarlier öffnet sich die Gorge de la Cluse, der natürliche und wohl auch der begangenste Paß durch den Jura zum Orbethale in der Schweiz, welcher durch das blos 3 km von Pontarlier entfernte, auf einem steilen Berge nahe am rechten Doubsufer gelegene, aus der Römerzeit stammende Fort de Joux vertheidigt wird. Es ist das wichtigste Grenzfort auf der Schweizer Seite, im Nothfall ein uneinnehmbar fester Platz und berühmt durch die Gefangenschaft, welche Mirabeau in seiner Jugend dort erlitt, so wie durch den hier erfolgten Tod des berühmten und unglücklichen Negers Toussaint-Louverture's. Das Fort von Larmont, ein wahres Adlernest, überragt die Festung von Joux noch um 30 m. Das kleine Dorf und die Kirche von St. Pierre de la Cluse am Fuße der Festungen und am Ausgange der Schlucht gewähren einen malerischen Anblick.

Jenseits Pontarlier tritt der Doubs in eine Reihe von Engschluchten, wo jedes freie Plätzchen für die Arbeiten der Industrie ausgenützt wird. Sein wunderbar blaues Wasser drängt sich bald in schnellerer Strömung durch ein enges Thälchen, dessen Flanken von herrlich grünen, mit Sennhütten und einigen Weilern übersäeten Weiden bedeckt sind. Das ist das Thal von Saugeois, das einst eine eigene Gesetzgebung und eine eigene Sprache hatte. Die Mönche der Abtei von Montbenoît waren die Herren desselben. Das Kloster von Montbenoît ist heute noch das schönste der ganzen Franche-Comté nach demjenigen von Luxeuil. Dann fließt der Doubs vorbei an der als Kapelle und Wallfahrtsort benutzten Grotte von Remonot und an dem Dorfe Grande Combe, das am Fuße eines kolossalen Felsens liegt. In ein Thal von ganz besonderer Schönheit gebettet erscheint der Ort Morteau, seit Langem der Mittelpunkt einer lebhaften Gewerbthätigkeit; in allen umliegenden Dörfern trifft man Hüttenwerke und allerlei Handwerksstätten, hauptsächlich der Uhrenfabrikation, mit welcher sich die Bewohner dieser Gegend vornehmlich beschäftigen. Weiterhin wird das Thal breiter; man kommt durch einen großen Tannenwald, dann bei einer Schlucht vorbei, jenseits deren Bauernhäuser am Abhange zerstreut liegen, und erreicht den Col de Roches, gleichsam eine einzige Felsmasse, aus der von der Basis bis zum Gipfel ein Stück von der Gestalt eines umgekehrten Dreiecks herausgeschlagen ist, einer Kirche mit zwei spitzen Thürmen aus der Ferne gleichend. In den Höhlungen und auf den Vorsprüngen des Gesteins, wo nur eine Hand voll Humus Platz hat, haben sich Fichten mit ihren Wurzeln festgeklammert und strecken ihre Zweige über den Abgrund aus. Weiterhin folgt ein Tunnel, durch welchen die Straße auf Schweizergebiet nach dem nahen Locle, einem reinlichen, regelmäßigen Städtchen der Eidgenossenschaft, führt. Im Doubsthale abwärts erreicht man das Dorf les Brenets, unweit des darnach benannten schönen Clusensees von Chaillexon in nur mehr 400 m Meereshöhe, und von hier an dient der Doubs als politische Grenzscheide zwischen Frankreich und der Schweiz. Der See von les Brenets hat 3 km Länge bei 400 m Breite und nunmehr windet sich der Fluß durch fünf Becken, welche durch engere Pässe mit einander in Verbindung stehen. Gelangt man in das erste Becken, so sieht man den Gesichtskreis rings begrenzt von Bergen,

die mit dunklen Fichten und hellerem Gesträuch bewachsen sind und deren Fuß aus nackten Felsen besteht. Rechts das Kreuz der Eidgenossenschaft, links die drei französischen Farben am Felsen. Unter dem ersteren öffnet sich die Grotte de Toffière; gegenüber findet sich ein Winkel, wo das Wasser fast stillsteht: mit merkwürdiger Klarheit schallt aus demselben zurück, was an dem gegenüberliegenden Ufer gesprochen wird. Die Modulationen von Aelplerweisen kehren sogar mehrfach in unendlicher Weichheit zurück. Durch einen engen, kurzen Kanal erreicht man das zweite Becken, einen regelmäßigen Cirkus senkrechter Felsen, welche ein schier unbewegliches Becken grünen spiegelglatten Wassers umschließen. Wie überall in der Freigrafschaft sind die Felsen und Steine hier sonderbar gestaltet und gleichen bald menschlichen Figuren, bald phantastischen Dingen, die ihr Aussehen je nach dem Standpunkte des Beschauers oder schon je nach dem Spiele von Licht und Schatten wechseln. Ein etwas breiterer Eingang führt in das dritte Becken, einen länglichen elliptischen Kessel von Felsen, deren Gipfel bewaldet sind; zur Linken liegt ein riesiger Felsblock, der „Todtenkopf.“ Es folgt als viertes Becken ein Cirkus, von senkrechten Felsen eingefaßt, welche auf Schweizerseite durch eine große wellige Wiese, den Pré Philibert, unterbrochen werden. Nun führt das Boot in einen weiten viereckigen See mit gerundeten Ecken, das fünfte und letzte Bassin. Fichten bedecken die regelmäßig gestalteten Felsen, die in horizontalen Schichten über einander liegen. Die Schiffahrt nimmt hier ein Ende wegen der nahen natürlichen Felsbarre, von deren Rande der Doubs sich in einem prächtigen Falle von 27 m Höhe hinabstürzt: das ist der berühmte Saut-du-Doubs. Um ihn zu besichtigen, steigt man einen mit Kies bestreuten Pfad zur Linken aufwärts und schreitet über eine Wiese bis zu einer schmalen, moosbewachsenen Klippe, von welcher man den schäumenden Fall völlig überschaut. Wendet man sich stromaufwärts, so vermag man das enge Bett des tief in den Berg eingeschnittenen Doubs zu verfolgen: 200 m hoch steigen die Felsen empor, an deren Basis entlang der Fluß, stark fallend und die in seinem Bette lagernden mächtigen schwarzen Felsblöcke umtosend, dem Punkte zujagt, wo er sich in die Tiefe stürzt. Der Schlund am Fuße des Falles soll unergründlich sein, und das hineinstürzende Wasser sich in den Schooß der Erde verlieren; nichts von allem, was es mit sich reißt, kommt wieder zum Vorscheine. Bei Hochwasser verschwindet alles von der glasfarbenen, glatten Wassermasse; bei Niedrigwasser bleibt nur ein dünner Wasserfaden übrig; bei mittlerem Stande wird der Fall oben von schwarzen Felsinselchen zertheilt. Links fließt nur ein starker Bach, rechts aber ein breiter Fall, der sich mit dem ersteren unterhalb des beide trennenden Felsens wieder vereint. An den Fuß des Falles führt kein Weg, nur ein Ziegenpfad windet sich durch Steine und Gebüsche hinab, wo der eiskalte Wasserstaub herumfliegt und der Boden von der Wucht des Sturzes erdröhnt.

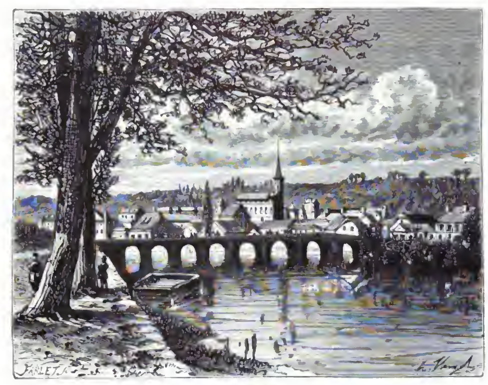
Weiter abwärts tritt der Doubs ganz auf Schweizergebiet, macht dann eine jener plötzlichen Biegungen, die ihm, wollte man einer offenbar falschen Etymologie glauben, seinen Namen Dubis (dubius = zweifelhaft, irrig, irrend) eingetragen haben, fließt westwärts, also seinem Oberlaufe gerade entgegengesetzt und tritt wieder auf französisches Gebiet, indem er eine der Ketten des Jura, den Clos du Doubs, quer durchbricht. Von dem ersten französischen Dorfe Bremoncourt an, welches mit La Motte, dem letzten schweizerischen, durch eine Brücke verbunden ist, führt das Thal des Doubs den Namen Vallée d'or, weil der Fluß Goldkörnchen mit sich führen soll. Man kann von dem Oertchen Vaufrey aus auf Bergpfaden den Roche d'Or, den höchsten Gipfel in jenem Theile der französischen Grenze, einen Ausläufer des Mont Terrible, ersteigen, von dem aus den Sonnenuntergang zu betrachten seine ganz besonderen Reize haben soll. Die den Doubs begleitende Straße führt dann über Montjoye und Soulce nach dem Chateau de la Roche, einer tiefen Höhle in einer hohen, senkrechten Felswand, welche einst das wahre Schloß La Roche getragen hat, und nach Saint Hippolyte, einst einer festen Stadt und Hauptort der Grafschaft de la Roche, jetzt nach Bedeutung und Bevölkerung kaum einem großen Dorfe vergleichbar. Hier nimmt der Doubs den aus Südwesten kommenden Dessoubre auf, dessen Thal von großer Schönheit ist. Der Theil bis zu dem Weiler Consolation, etwa fünf Wegstunden lang, bildet eines der malerischsten und wechselvollsten Schaustücke in jenem Theile der Franche-Comté, welche der nahen Schweiz sich an die Seite stellen kann, allein ungleich weniger bekannt ist.

Der Dessoubre ist ein klares, rasches Gewässer, ringsum von Bergen eingefaßt, von deren Halden der erquickende Duft der Tannen und Eichen, der wilden Münze und anderer Pflanzen herabweht. Zu beiden



Besançon.

Seiten der Straße sind Haufen von Brettern in langer Reihe aufgeschichtet. Bei Vieux-Moulin unterbricht das schnelle Tiktak der Siebe, das Knirschen der Säge, das Rauschen in der Schleuse die Stille des Thales. Dann macht die Straße einen Bogen und tritt in eine ernste, traurige Landschaft: graue, nackte Felsen bilden die Bergeshänge; riesige Gesteinsblöcke liegen zwischen spärlichen Sträuchern, und lautlos wälzt der tief eingeschnittene Fluß seine Wasser zu Thale. Wenn man Lavoyèze, die Brücke von Fleurey und St. Maurice hinter sich hat, wird der Weg schwieriger und geht im Zickzack aufwärts nach der Mühle von Gaudion. Nähert man sich dem Weiler Consolation, so nimmt die Landschaft einen so schwermüthigen Charakter an, daß selbst das festeste Herz von einer unüberwindlichen Stimmung der Trauer und Hoffnungslosigkeit übermannt wird. Es giebt auf Erden kaum einen stilleren, ernsteren Winkel, eine wildere, imposantere Einöde, als diesen



Montbéliard.

von hohen Steinwänden eingeschlossenen Cirkus, der wie geschaffen ist, um über menschliches Elend zu brüten. Dort liegt das Seminar von Consolation, ein großes, einzeln stehendes Gebäude mit weißen Mauern, kalt und schweigsam. Der Fuß des Gebirges dahinter bildet eine Reihe von riesigen Gesimsen, auf welchen Wassermühlen angebracht sind; aber diese Werke von Menschenhand bringen kein Leben in die Landschaft, sie verschwinden gegenüber der erdrückenden Größe der aufsteigenden Bergesgipfel. Oberhalb dieser Gesimse, am Fuße eines kreisrunden Felsens, entspringt der Dessoubre. Die krystallklare Quelle kommt aus einer grabesartigen Krypta, die sich nach hinten zu verengert und niedriger wird; anfangs läuft sie in einem schmalen, gemauerten Kanal, theilt sich aber dann in verschiedene Bächlein, welche über eine senkrechte Felswand herabstürzen und die Räder jener Mühlen treiben. Das Gebiet zwischen dem im Ganzen mit dem Doubs parallel laufenden Dessoubre und jenem durchzieht die Straße von Saint Hippolyte nach Morteau. Steil in den Felsabhang eingeschnitten, tritt sie nach einigen Windungen in die Passage Fondereau, wo rechts senkrechte Felsenklippen aufragen und zur Linken ein Abgrund gähnt, in dessen Grund der Dessoubre schäumt. Kaum

mußte hier der Natur zu Hilfe kommen, um die Straße zu sichern und auf die Hochebene hinaufzuführen. In weiten Wellen dehnt sich dieselbe aus bis zur Schweizergrenze, jenseits deren in weiter Ferne die Schneespitzen der Alpen sich von dem blauen Himmel abheben. Trévilliers ist das erste Dorf, welches man berührt. Seine meist mit Brettern verschalten Häuser ragen mit ihren Dächern, die mit großen Steinen beschwert sind, kaum über den Erdboden hervor; sie scheinen sich vor dem Nordwinde wie eine Herde Schafe zusammenzudrängen und diesem ihrem Feinde den Rücken zu kehren. Die Vegetation ist hier oben ohne Saft und Kraft. Dafür entfaltet sie auf den tieferen Plateaus ihren ganzen Reichthum: da wachsen Tanne, Fichte, Eiche, Nußbaum, Buche, Espe, Esche, Linde, Eberesche, Birke, Haselstrauch, Mehlbeerbaum, Hollunder, Ahorn, Apfel-, Birn- und Kirschbaum, Akazie, Pappel, Weide u. s. w.; da finden sich die verschiedensten Sträucher, wilde Stachelbeeren, Alpenrosen, Maulbeerbäume, Himbeersträucher, Schwarzdorn, Geisblatt, Schlinggewächse und eine Legion von anderen Pflanzen, deren Aufzählung ein Buch füllen würde. Die Freigrafschaft bringt alles hervor, was man zum Leben braucht: Wein, Getreide, Gemüse, Früchte, Vieh, Wild und Fische. Umgäbe man sie mit einer undurchdringlichen Mauer, sie könnte ihre Kinder allein ernähren, ohne die übrige Welt um irgend etwas bitten zu müssen.

Bei Saint Hippolyte, wo er den Dessoubre aufnimmt, verändert der Doubs abermals seine Richtung. Er fließt nun nach Norden durch eine finstere Kluse, in welcher er einen zweiten Gebirgswall, die Kette des Lomont, durchbricht und bis nahe an die Pforte, welche zwischen dem System des Jura und der Vogesen bei Belfort sich öffnet, herantritt, wo der natürliche Wasserweg durch einen künstlichen Fluß, den Rhein-Rhônecanal, der einst, als Elsaß noch zu Frankreich gehörte, von hoher Wichtigkeit war, verlängert worden ist. Nahe demselben, am Zusammenflusse der Alle und Luzine, liegt zwischen Wiesen und Hügeln in 322 m Meereshöhe die alte Stadt **Montbéliard** oder Mömpelgard, welche, jetzt befestigt, ein Vorwerk von Belfort bildet. Sie war im zehnten Jahrhundert der Hauptort der Grafschaften Elsgau und Sundgau, später der burgundischen Grafschaft Mömpelgard, die schon seit dem elften Jahrhundert bestand, aber seit 1397 dem Hause Württemberg, an das sie durch Heirath gefallen, unter französischer Oberhoheit gehörte. Im Jahre 1535 wurde durch Herzog Georg von Württemberg die Reformation in Montbéliard eingeführt, dessen eine alemannische Mundart redenden Einwohner auch heute zur Hälfte der lutherischen Confession anhängen. Die Stadt ist gut gebaut, hat aber keine über das sechzehnte Jahrhundert hinaufreichenden Alterthümer; sie treibt viel Handel mit der Schweiz, fabrizirt feine Uhren und besitzt Baumwollspinnereien und zahlreiche Gerbereien. Montbéliard ist der Geburtsort des großen Naturforschers Cuvier (geboren 1769), dem hier auf der Place St. Martin eine Bronzestatue, ein Werk von David d'Angers, errichtet worden ist.

Südlich von Montbéliard biegt der Doubs nochmals um und fließt nach Südwesten, weite Bogen beschreibend, zuerst zwischen Felsen und hohen Hügeln, dann inmitten einer weiten, schwach gewellten Ebene. In dem engeren Abschnitte des Doubsthales noch liegt der Cheflieu des Departements, die starke Festung **Besançon** mit etwa 58,000 Einwohnern. Von Südosten kommend, umfaßt man mit einem einzigen Blick den gewaltigen Fels, der von den mit Zinnen und Schießscharten versehenen Mauern der Citadelle gekrönt ist, und auf der andern Seite die von dem Fort de Brégille beherrschten Abhänge und zwischen inne den Doubs, der seine lange Windung um die alte Stadt mit ihren spitzigen Dächern beginnt. Gegen Südosten durch den kolossalen Felsen der Citadelle abgeschlossen und auf drei Seiten vom Doubs umgeben, lagert Besançon seine Straßen zwischen Fluß und Berg. Seine großen Pulsadern gehen alle von den Ufern des Doubs aus, um am Fuße der Citadelle zu münden. Alle umliegenden Höhen sind mit Forts gekrönt, seit 1871 ist eine große Anzahl neuer Festungswerke aufgeführt worden, dank welchen Besançon einer der festesten Plätze Europas bleiben wird. Als Vesontio oder Bisuntio war Besançon die Hauptstadt der Sequaner, als Cäsar in Gallien anlangte und hat aus der Römerzeit interessante Spuren bewahrt; am Ende der Grande Rue erhebt sich das „Schwarze Thor", das wahrscheinlich aus der Zeit der Antonine datirt und dessen eine Hälfte restaurirt werden mußte. Die Porte taillée, ebenfalls römischen Ursprungs, wurde unter Ludwig XV. im Interesse des Verkehrs mit der Schweiz erweitert. Ferner verdienen Erwähnung die Ruinen des Capitols und, in der Nähe der aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Kathedrale, einige Säulen, Ueberreste des römischen Theaters,

welche den Square St. Jean zieren. Besançon hat schöne öffentliche Promenaden, darunter die Gärten des alten, in originellem Stile erbauten Palastes Granvella; Chamars mit der Statue des Generals Pajol; endlich die Promenade Micaud, die schönste von allen und außerhalb der Stadt an den Ufern des Doubs gelegen. Besançon mit seinem Erzbisthume, seiner Akademie, seinen Fakultäten für Wissenschaft und Kunst ist zu gleicher Zeit eine sehr industriereiche Stadt. Die Erzeugnisse seiner Uhrmacherei sind weithin bekannt. Diese alte Stadt rühmt sich mit Recht der großen Männer, die sie hervorgebracht hat: des Tonsetzers Goudimel, der beiden Granvella, Vater und Sohn, des Dichters Mairet, des Bildhauers Breton, des berühmten Philanthropen Fourier, des Schriftstellers Proudhon, der Bildhauer Jean-Petit und Clésinger, endlich der modernen Dichter Charles Nodier und Victor Hugo, des großen Phrasenmannes, von dessen Geburtshaus wir eine Ansicht bieten.



Eine Straße in Besançon.

Während des ganzen Mittelalters eine freie Stadt, ließ Besançon niemals ab, mit allem Nachdrucke erst gegen den römisch-deutschen Kaiser, später gegen die Könige von Spanien für die Aufrechterhaltung ihrer Rechte und Freiheiten zu kämpfen; und als sie schließlich Frankreich zugetheilt wurde, geschah es nur unter der Bedingung, daß sie ihre Gemeindeautonomie voll und ganz behalte. Die Bewohner von Besançon haben auch zu allen Zeiten den Ehrennamen „Bürger" getragen.

Unter den mannigfaltigen Ausflügen, zu welchen die Umgebung von Besançon Gelegenheit bietet, nennen wir denjenigen über Avanne nach den ausgedehnten Ruinen des Feudalschlosses Montferrand und weiterhin nach den Grotten von Osselle, einem der größten Naturwunder in Frankreich. Von der Eisenbahnstation Byans führt ein Marsch von 3—4 km nach den Mühlen von Osselle, wo man einen Führer und Fackeln mitnimmt. Der Eingang zu der über 1000 m weit in den Berg hinein sich fortsetzenden Grotte ist sehr eng und läßt kaum die Wunder ahnen, die sie in sich schließt. Es ist das eine Reihe von Gewölben mit riesigen Tropfsteinen geschmückt, welche man je nach ihrem Aussehen benannt hat: Die Kanzel des Predigers,

die Vendômesäule, die Büste Louis Philipps, der Palmbaum, die Orgeln u. s. w. Die Grotte durchströmt ein Bach, den man auf einer Brücke überschreitet, auf der das Geräusch unsichtbarer Wasserfälle vernehmbar ist. Auch in dieser Höhle fanden sich Knochen urweltlicher Thiere, darunter des riesenhaften Höhlenbären (Ursus spelaeus) vor. Wenden wir von Besançon uns gegen Südosten, so stoßen wir auf die Reste des Schlosses von Montfaucon an der Stelle, wo einst ein römischer Wachtposten sich befand. Die edlen Herren von Montfaucon, welche in der Geschichte der Kreuzzüge eine wichtige Rolle gespielt haben, waren lange Zeit Gebieter von Neuenburg in der Schweiz. Aber die schönste Tour, die man von Besançon aus unternehmen kann, ist diejenige nach dem Thale der Loue, welches eine seltene Vereinigung von Naturschönheiten in sich birgt. Beim Ausgang aus der Stadt geht die Straße unter der Porte-taillée hindurch und zieht sich links vom Doubs bis zu den Plateaus hinauf. Der Anblick der Hochebene der Freigrafschaft ist ziemlich einförmig und ermüdend; beim hübschen Flecken Ornans, der Heimath Courbets, hingegen finden wir wieder eine üppigere Natur; 8 km von Ornans entfernt, durchwandern wir Vuillafans, von den Ruinen des Chateau neuf beherrscht, dann Mouthier, reizend sich aufbauend an den Abhängen der Loue mit seinen Kaskaden. Etwas oberhalb des Dorfes geht die Straße ganz nahe am Wasserfall von Syratu vorbei. Nach der Percée de la Vieille Roche kündigt der Lärm der Wasserfälle die Nähe des Flusses an und wir stehen an den Quellen der Loue, etwa 14 km von Pontarlier. Im Hintergrunde eines ungeheuren Cirkus wirft der Fluß seine dunkelgrünen Wogen aus einer gewaltigen, 20 m breiten und 11 m hohen Oeffnung; noch ruhig in der Tiefe der Höhlung, bildet er beim Zutagetreten einen prächtig schäumenden Katarakt; seinen Lauf fortsetzend, prallt er gegen gewaltige, moosbewachsene Felsblöcke, zwischen denen er sich brausend hindurchwindet. Die Loue, der Hauptzufluß des Doubs, macht eben solche launische Bogen wie der Hauptfluß selbst. Am Ausgange des gewundenen Thales von Ornans ist sie nur 3 km vom Doubs entfernt; da aber die Felsen, welche an dieser Stelle beide Strombetten von einander trennen, sich nicht haben durchbrechen lassen, so biegt die Loue plötzlich nach Südwesten um und ergießt sich erst nach einem weiteren Lauf von 80 km und im Juradepartement in den Doubs. Nebenfluß der Loue ist der berühmte Lison, welcher ihr aus dem Süden zuströmt. Verschiedene Schlünde, darunter der an 300 m tiefe „Puits Billard", nehmen die Bäche und Rinnsale auf den Hochebenen der Freigrafschaft auf und vereinigen in unterirdischen Canälen ihre Gewässer, welche plötzlich bei Nans-sous-Sainte Anne wieder zu Tage treten. Dort stürzt sich aus einem prächtigem „Ende der Welt" aus der Mündung einer Höhle der Lison heraus und zwar als Kaskade und mit solcher Wasserfülle, daß die Loue selbst ihm darin ohne den Zufluß der Mène-Quelle, unterhalb Cléron und oberhalb der Lisonmündung, kaum gleich käme.

Der zu Frankreich gehörende Theil des Juragebirges erstreckt sich längs der südöstlichen Landesgrenze vom Elsaß bis zur Rhône; die südlichen Ausläufer der Gebirgskette ziehen sich nach Savoyen hinein, und der Fuß der steilen östlichen Abhänge, einige in dieser Richtung vorspringende Höhenzüge, so wie die nordöstliche Fortsetzung des Gebirges gehören bekanntlich der Schweiz. Im Westen senkt sich der Jura, der vom Departement gleichen Namens umschlossen ist, terrassenförmig bis zur Ebene der Franche-Comté und zum Hügelland von Burgund. Von dieser Seite aufsteigend, müssen wir sein Gebiet in drei durchaus verschiedene Distrikte theilen.

Die Abhänge, die sich schroff zur ersten Stufe erheben, sind fast ausschließlich von Weinpflanzungen eingenommen, und dazwischen zeigen sich noch hie und da die schönen Eichen, die ein Hauptschmuck der Ebene sind. Dieser Region gehört der Landstrich an, welcher von der Grenze von Burgund bis an den Fuß des Jura sich ausbreitet. Hier liegt Dôle malerisch am Abhange eines Hügels, die Ebene des Doubs und der Loue beherrschend. Von der Esplanade St. Maurice aus bietet sich dem entzückten Auge eine wundervolle Landschaft: zur Rechten die Stadt, zu ihren Füßen der Doubs und der Rhein-Rhônecanal, eine lachende, fruchtbare, mit Dörfern übersäete Ebene, der weitgestreckte Wald von Chaux und gradaus am Horizont die duftblaue Kette des Jura, stellenweise überragt von den ewigen Gletschern und Schneefeldern des Montblanc.

Dôle ist eines jener alten, schlecht gebauten Städtchen mit dem eigenartigen Gepräge, wo sich der Reisende immer so heimisch fühlt und in Versuchung kommt, einen längeren Halt zu machen. Bedeutender als der Chefslieu des Departements, Lons-le-Saulnier, sowohl durch seine Vergangenheit, als durch seine Alterthümer und seine Industrie, war Dôle ehemals die Hauptstadt der Franche-Comté, der Sitz der Universität und des Parlaments der Provinz. Die Bürger von Dôle wachten eifersüchtig auf ihre Freiheit und wußten dieselbe im Nothfalle auch zu vertheidigen; noch zeigt man die „Höllenschlucht" (cave d'enfer), wo sie sich heldenmüthig gegen Ludwig XI. vertheidigten. Manche recht interessante Gebäude sind eines Besuches werth und eine Seltenheit in der Provinz, nicht minder die Bibliotheken und Sammlungen von Medaillen und Alterthümern.

Durch den riesigen Wald von Chaux mit seinem kühlen Schatten, dem einstigen Lieblingsjagdgrund



Dôle.

Kaiser Friedrich Barbarossas, treten wir in eine wechselvolle Landschaft; wir durchqueren jene Partie des Laufes der Loue, die den sentimentalen Namen „Thal der Liebe" trägt, und gelangen nach Arc, dessen prächtige Salinen durch das Wasser der Salzbänke von Salins gespeist werden. Das Terrain steigt nun fortwährend, und nach Ueberschreitung des rauhen Thales, in welchem Mouchard liegt, stehen wir auf jener oben erwähnten ersten Bodenstufe, le vignoble genannt. Zwischen zwei Bergen von bräunlichem Kalkgestein, welche einen berühmten Wein erzeugen, liegt hier Arbois, eine alte Festung. Sie ist von einem Nebenflusse der Loue, der Cuisance, bespült, deren Gewässer, ähnlich der Mehrzahl der Flüsse des französischen Jura, sich in vollem Strom aus einer wenige Kilometer von der Stadt entfernten, tiefen Grotte in ein von steilen Abhängen umgebenes Bassin werfen. Die hübsche Stadt mit ihren mächtigen Schloßruinen hat Eisenwerke, eine chemische Papier- und eine Seidenfabrik. Wenig nordöstlich von Arbois liegt Salins. Diese allerliebste kleine Stadt bildet in diesem sonst noch so wenig bekannten Theile Frankreichs eine Ausnahme und zieht viele Gäste herbei, sei es durch ihre Badeeinrichtungen, sei es durch ihre romantische Lage und ihre an Abwechslung reiche

Umgebung. Schon von ferne fällt Salins dem von Mouchard Kommenden durch seine originelle Lage auf. Die beiden auf hohen Felsen thronenden Forts Belin und St. André sind weithin sichtbar. Links erhebt sich der Mont Poupet als vorgeschobene Schildwache des Jura, während der Waldstrom La Furieuse durch den Thalgrund braust und schäumt. Die Stadt füllt den Hintergrund der engen Schlucht und baut sich amphitheatralisch in einer Länge von 3 km bis unterhalb der Terrasse vor der Kirche St. Anatole auf. Letztere, aus dem elften Jahrhundert stammend, weist in ihrer Bauart ein seltsames Gemisch romanischen und gothischen Stiles auf. Salins ist schon unter den Römern ein fester Platz gewesen und hat auch in der Geschichte der Provinz eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt. Merkwürdig ist, daß in dieser Stadt im Jahre 1363 das erste Pfandleihhaus errichtet wurde, welches deshalb anfänglich Mont de Salins genannt ward. Außer mehreren



Arbois.

Hotels besitzt Salins sein großes Etablissement der Soolenbäder, das in der Saison von einer bedeutenden Anzahl von Badegästen besucht wird. Die Mutterlauge (3,22 g bromhaltige Pottasche auf 1 kg Flüssigkeit) ist der flüssige Rückstand, der nach der Ausscheidung und Krystallisation des Salzes in der Siedpfanne zurückbleibt. Sie wirkt anreizend, tonisch, lösend, kräftigend und ist besonders lymphatischen Personen zuträglich. Die Salinen von Salins erzeugen 3,000,000 kg Salz im Jahre. Die Quellen, deren Salzgehalt 23—24 Grad beträgt, werden durch hydraulische Pumpen angesogen. Drei Bohrlöcher liefern täglich 500 hl; die Hälfte der Lauge wird durch eine 17 km lange Leitung gußeiserner Röhren auf die oben erwähnte Saline von Arc geleitet, während die andere Hälfte, durch dasselbe Werk in die Höhe gehoben, die Behälter füllt, aus denen sie in sechs Siedpfannen zum Abdampfen geht. Salins erzeugt auch die besten Rothweine des Jura und führt außerdem eine beträchtliche Menge Eisen, Erz, Gyps und Bausteine aus. Das Holz der unermeßlichen Wälder, welche den Reichthum der Gegend ausmachen, wird von Ochsen nach Chamblay an der Loue geführt und von da unter dem Namen Bois de Chamblay weiter geflößt.



Lons-le-Saulnier.

Auch Lons-le-Saulnier, der Hauptort des Juradepartements und die nächstwichtigste Stadt der Vignoble-Region, ist einer Salzquelle halber angelegt und besitzt große Gradierwerke, welche alljährlich 1 Million kg Salz liefern. „Long" ist ein altes Maß Salzwasser, das 24 „Muids" enthält, so daß der Name der Stadt etwa mit „Salzmaß" übersetzt werden könnte. Sie stammt aus dem vierten Jahrhundert und liegt, von trefflichen Weinbergen umgeben, in einem angenehmen Thale am Zusammenflusse der Seille, Vallière und des Solman in 258 m Meereshöhe. Das Gebiet der Stadt bildete im Mittelalter den größten Theil des Scoding oder Sco-d' In, d. h. der Gegend des Ain, deren Bewohner durch ihre Tapferkeit berühmt waren. Sehenswürdigkeiten besitzt Lons-le-Saulnier nicht, doch rühmt es sich die Geburtsstätte Rouget de Lisle's zu sein, des Dichters des französischen Freiheitsliedes der Marseillaise. In allen diesen Städten wohnt



Salins.

ein betriebsames Geschlecht; da werden Eisen-, Holz- und Lederwaaren verfertigt, da sind Hanf-, Flachs- und Baumwollspinnereien, und im Winter, der hier ziemlich lange dauert, beschäftigt sich auch ein Theil der Landbewohner mit diesen Arbeiten. Die Bergbewohner im Osten von Lons-le-Saulnier gelten für besonders thätig. Ebenso treiben alle Ortschaften des interessanten Doubsbeckens am Fuße des Jura Industrie und Gewerbe; jeder Wasserlauf wird als bewegende Kraft ausgenützt. Trotzdem ist die Gegend wegen ihrer hohen Lage keineswegs reich und die Bevölkerung steht, trotz den Wundern der Industrie, unter dem Durchschnitt derjenigen Frankreichs. Ja, im Ganzen macht diese Gegend eher den Eindruck der Armuth: die Wohnungen der Winzer sind größtentheils kleine, strohgedeckte Hütten; ihre Kleidung verräth Dürftigkeit, und ihr Aussehen zeigt, daß sie den Fiebern unterworfen sind, die in der Ebene grassiren.

Je höher wir indeß steigen, um so reiner wird die Luft, um so kräftiger der Menschenschlag, und wenn wir die zweite Bodenstufe, die sogenannte Basse Montagne, d. h. das große Plateau erreichen, das sich längs der höchsten Gebirgsregion, in einer Breite von 12—15 km hinzieht, nehmen auch Gegenden und

Ortschaften einen andern Charakter an. Die Wälder bestehen zwar noch hauptsächlich aus Laubholz, aber die Eichen werden mehr und mehr durch Buchen verdrängt; statt der rasch niederstürzenden Bäche, die das Weinland tränken, finden wir hier nur wenige träge Gewässer; das Gebirge, das den Horizont begrenzt, ist mit Tannenwald bekleidet, und schon zeigen sich auf den Erhöhungen des Plateaus weite Strecken von Buchsbaum bedeckt. Dazwischen liegen Felder, Wiesen, kleine Städte, Dörfer und einzelne Gehöfte, hier „Granges“ genannt. Der unergiebige Boden wird mit Fleiß bebaut; er trägt Hafer, Gerste, Kartoffeln, Rüben, hie und da auch etwas Mais; die herrlichen Nußbäume, welche Häuser und Höfe umgeben, liefern ein wohlschmeckendes Oel; die Bienenzucht giebt ebenfalls reichen Ertrag — aber der Hauptreichthum des Landes sind die Heerden, die theils auf den nahe liegenden Wiesen Nahrung finden, theils für die Sommerszeit in die Berge ziehen. Schafe, Schweine, Maulthiere und Esel bleiben jedoch immer in der Nähe ihrer Besitzer, und während sie sich ihr Tagesfutter suchen, beleben Tauben und Hühner die Höfe des Dorfes. Die Wohngebäude sind auf dem Plateau der Basse Montagne größer, reinlicher und solider als in der Ebene oder im Weinlande. Sie sind mit dünnen Sandsteinplatten gedeckt, die nach und nach die graue Farbe des Schiefers annehmen. Geräumige Stallungen schließen sich an das Wohnhaus, und den Hof verziert ein großer, viereckiger Düngerhaufen, dessen Anlegung und Unterhaltung die Sorge und der Stolz der Frauen ist.

Das regste Leben finden wir jedoch erst, nach der Schilderung C. von Glümer's, die wir hier zum Leitfaden nehmen, wenn wir in die oberste, im Jahre sechs Monate lang mit Schnee bedeckte Region der „hohen Berge“ (Haute Montagne) vordringen. Es ist ein wildes, rauhes Gebiet voll Höhlen und Schluchten. Die Thäler und Höhen sind theils mit Tannenwald, theils mit Buchsbaumgestrüpp, theils mit kräuterreichen Weiden bedeckt; zerrissene Felsen krönen die Gipfel oder ragen aus dem dunklen Grün des Waldes hervor oder thürmen sich an kahlen Bergwänden in wunderlichen Gestalten auf und bilden Klüfte, in denen sich mitten im Sommer Schneelagen erhalten. Zahllose Quellen stürzen von den Abhängen, vereinigen sich zu Bächen, zu Waldströmen, und bahnen sich ihren Weg zur Rhône, zum Ain oder zum Neuenburger See.

In diesem Gebirgslande beschränkt sich der Ackerbau auf wenige Kartoffel-, Gerste- oder Haferfelder, die sorgfältig mit Steinen eingehegt sind und doch nur zu oft durch Wasserfluthen, Erdfälle oder Lawinen zerstört werden. Um so besser gedeiht die Viehzucht, die hier in großartigem Maßstabe getrieben wird. An allen Berghalden liegen die Grangen zerstreut und geben Zeugniß von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Sie sind von Backsteinen erbaut und haben gewöhnlich die Form eines Quadrats, dessen Seiten 25—33 m lang sind. Die Höhe des Gebäudes mit dem spitzen Dache, das mit steinbeschwerten Schindeln von Tannenholz bedeckt ist, mag 16—20 m betragen. Die Eingangsthüre und die Fenster der Wohnräume sind an der Giebelseite angebracht; die Front enthält mehrere Thore von verschiedener Höhe. Das Innere der Grange ist durch Holzverschläge abgetheilt, Wände und Decken der Stuben und Kammern sind mit braunem Getäfel bekleidet. Mitten in der Stube steht der Heerd, der zugleich die Stelle des Ofens versieht. Der Rauchfang ist ein weiter thurmähnlicher Bau, der bei starkem Schneefall als Thüre benützt wird. Neben der Wohnung befindet sich der Pferdestall, dann kommt die Scheuer, die zugleich als Dreschtenne dient, und deren Thor so groß ist, daß ein beladener Wagen hineinfahren kann. Darauf folgt der große Kuhstall, das Hauptgemach des Hauses. Da man das wenige Stroh, das hier geerntet wird, zum Futtern benutzt, und auch kein Laub zum Streuen besitzt, wird der Boden gedielt; oft ist ein Bach durch den Stall geleitet, der allen Unrath fortspült, und überall wird er sehr reinlich gehalten. Die Kühe stehen in zwei Reihen an den Wänden, den Kopf der Mitte zugekehrt. Zwischen den Raufen ist ein breiter Raum, den die Familie an kalten Tagen als Wohnzimmer zu benutzen pflegt. Auch wird er zum Aufbewahren der Ackergeräthe, der Kartoffeln und Rüben gebraucht. An der zweiten Giebelseite liegen gewöhnlich noch einige Gemächer, die für den Nachwuchs bestimmt oder zum Altentheil und Wittwensitz eingerichtet sind. Die Heu- und Getreidevorräthe werden unter dem Dache verwahrt, und die Milch- und Käsekammern, die sich immer an der Nordseite der Grange befinden, ersetzen den fehlenden Kellerraum. Das Hausgeräth ist äußerst einfach: Bänke, Tische und Schemel von Tannenholz, eine laut tickende Uhr, ein kupferner Kessel, hölzernes und irdenes Küchengeschirr, zuweilen ein Heiligenbild oder ein Blumenstock zwischen den Doppelfenstern bilden die Einrichtung der Stube. Die Kammern

enthalten nur die nöthigen Betten und einen Schrank mit den Kleidern und Leinenvorräthen der Familie. In den ärmeren Häusern schlafen die Söhne im Heu über dem Kuhstall.

Zur Sommerzeit haben die Bewohner dieser Grangen mit der Bestellung ihrer mageren Felder und Gärten, mit dem Hüten und Melken der Heerde, mit der Butter- und Käsebereitung zu thun. Die älteren Söhne ziehen wohl auch mit einem Theil der Heerde zu höher gelegenen Weideplätzen oder vermiethen sich als Fruitiers, Käsemacher, in den Dörfern des Plateaus. Aber im Winter vereinigt sich die ganze Familie im Vaterhause, um gemeinschaftlich zu arbeiten. Bald machen sie Küferarbeit, die im Weinland verkauft wird, bald Uhren und Bratspießwender, Holzlöffel oder Schachteln, die in ganz Frankreich Absatz finden. Um Mitternacht steht die Familie auf. Die Männer dreschen den Kornbedarf für den folgenden Tag, die Frauen bereiten das Mehl auf Handmühlen und kochen Bohnen oder Kartoffeln zum ersten Frühstück, das um vier Uhr genossen wird. Wenn das Vieh besorgt ist, geht alles an die „Winterarbeit". Halb spielend suchen die Kinder zu helfen und wetteifern mit einander, wer die schönste Schachtel, den besten Löffel zu erzeugen verstehe. Um acht Uhr wird das zweite Frühstück eingenommen, gewöhnlich ein steifer Maismehlbrei oder Rüben, oder Suppe von Kohl und Brot. Das Mittagessen ist den übrigen Mahlzeiten gleich, höchstens wird etwas gedörrtes Kuhfleisch, „Brézi" genannt, hinzugefügt, oder etwas Milch und schlechter Käse. Das gewöhnliche Getränk ist „Genevrette" d. h. Wasser, worin Wachholderbeeren, wilde Pflaumen und Holzäpfel zur Gährung gebracht sind. Auch ein bitterer Enzianschnaps findet zahlreiche Verehrer. Abends wird wieder Suppe gegessen und um sieben Uhr begiebt sich alles zur Ruhe. An Zerstreuungen ist nicht zu denken. Die nächste Grange ist oft durch Schneefall unerreichbar; so mehren sich die Produkte, und gegen Neujahr, oft schon früher, rüstet sich der Vater oder der älteste Sohn zur Reise. Während er durch alle Provinzen Frankreichs hausiren geht, arbeiten die Seinigen wacker fort; der Großvater erzählt, was er einst draußen erlebte, die Mutter wiederholt, was sie von den Geschäften und Abenteuern des Vaters gehört hat, und die Kinder träumen von der Zeit, die sie auf Reisen führen wird. Ist der Himmel klar und die Schlittenbahn gut, so wird wohl mitunter die Sonntagsmesse im nächsten Dorfe besucht; aber Unsere Liebe Frau von St. Claude ist nachsichtig und nimmt auch auf die Gebete Rücksicht, die in den verschneiten Grangen der Berge gesprochen werden.

In den Dörfern ist das Leben natürlich weniger einsam, im Uebrigen aber dem der Grangen ziemlich gleich. In den Gemeinden von Foucine, Belle-Fontaine und Mouthe beschäftigen Hochöfen, Drahtziehereien und Nagelschmiede einen großen Theil der Bevölkerung. In den Schmiedewerkstätten helfen Frauen und Mädchen ebenso gut, wie bei den Arbeiten der Uhrmacher und Holzschnitzer, und wo es, wie in Mouthe, an Wasser fehlt, muß sogar der Hofhund einen Theil der Last übernehmen, indem er Blasebalg und Walzwerk in Bewegung setzt. So vergeht der Winter den Fleißigen unbegreiflich schnell. Mit den ersten Frühlingslüften kommen die Hausirer zurück. Sie bringen Geld, Kleidungsstücke, Materialwaaren, Wein, Schmuck und Kostbarkeiten aller Art. Freilich wird ein nicht unbeträchtlicher Theil dieser Herrlichkeiten auch auf dem Wege des Schmuggels über die nahe Schweizergrenze ins Land geschafft. Mouthe am Fuße des Noirmont ist ganz besonders eines der ärgsten Schmugglernester des Jura. Die Gabelous, wie der Volksmund die Steuerbeamten benennt, müssen dort beständig auf der Hut sein. Man kann die heutigen Schmuggler jener Gegend in drei Classen theilen: die Bricotiers oder Kleinhändler, Greise, Weiber, Kinder, welche fast stets einzeln in der Schweiz kleine Mengen von Zucker, Kaffee, Schießpulver kaufen, um sie diesseits der Grenze mit Nutzen zu verkaufen; die Porte-Ballots oder Ballenträger, welche Stoffe, besonders Kaschmir, herüberschwärzen. Sie tragen nie mehr als 12—15 kg, doch ist ihr Geschäft das lohnendste, daher nur ganz verläßliche Leute dazu vom Assureur verwendet werden; so heißt im Jura der Agent oder Zwischenhändler, der für bestimmte Commissionsgebühren die Waaren über die Grenze zu schmuggeln übernimmt. Die schlechteste Sorte von Schwärzern sind endlich die meist in größeren Trupps arbeitenden Tabatiers oder Carotiers, meist unverläßliche Individuen, deren geringste Laster Trunksucht und Ausschweifung sind; Diebstahl ist ihnen dabei ebenso geläufig wie Betrug, und selbst Brandstifter sind unter dieser Menschenclasse keine Seltenheit.

Natürlich haben diese Schmuggler mit den im Frühjahre heimkehrenden Hausirern — Mercandiers heißen sie im Lande — nichts gemein. Letztere haben stets viel zu erzählen von ihren Handelszügen, und

Frau und Kinder lauschen ihnen mit Entzücken. Während nun so in den Häusern und Herzen ein großes Wiedersehensfest gefeiert wird, beginnt sich auch draußen alles zu regen. Von dem schmelzenden Schnee der höchsten Gipfel genährt, wachsen die Bäche und stürzen als schimmernde Cascaden ins Thal. Vom Süden her kommen Krammetsvögel, Rothkehlchen, Feldhühner, Drosseln und Fasanen gezogen, zuweilen läßt sich auch das Gurren der Waldtaube hören oder der Gesang der Nachtigall. Der Wolf zieht sich in die höchsten Berge zurück, das Eichhörnchen, die wilde Katze, der Hase spielen im Walde; die Tannen wiegen des Jahres neuen Trieb auf den mächtigen Armen, mit dem Duft des Nadelholzes mischt sich das Aroma der Alpenkräuter; weiße, rothe, gelbe Blüthen schmücken die Weiden und am Rande des Schneelagers entfaltet der Enzian seine blauen Sterne. Es ist dann, als ahnten die Heerden, daß ihre Wanderzeit kommt. Sie stehen unruhig im Stalle, brüllen, wenden sich der Thüre zu und athmen begierig die frische Luft, die ihnen von außen zuströmt. Ihre Hirten behaupten, daß sie den Tag des Auszugs auf das Genaueste kennen und sich mit Gewalt losmachen würden, wenn man versäumte sie am ersten Mai auf die Weide zu treiben. Schon am Vorabend des festlichen Tages versammeln sich die jungen Bursche und Mädchen, schmücken sich mit Bändern und Blumensträußen, lassen zuweilen einen aufgeputzten Maibaum vor sich hertragen, ziehen im Dorf von Haus zu Haus oder in den Bergen von Grange zu Grange und singen alte Lieder in dem weichen Dialekt ihrer Heimath, der an die Nähe Italiens erinnert. Die Weisen sind monoton wie alle Volkslieder, und in den Versen ist mehr Wohllaut als Poesie, wie folgende Strophe aus einem der beliebtesten Mailieder beweisen möge:

Vettia veni lou zouli ma!	Seht, schon kommt der schöne Mai!
Netron metro lo bon sa.	Unsern Herrn begrüßen wir.
Vettia veni lou zouli ma!	Seht, schon kommt der schöne Mai!
Do bon sa netron metro,	Wir begrüßen unsern Herrn.
Vo plairet-y de vo levo	Gefällt es euch mal aufzustehn,
Per no bailli a baïri?	Uns einen Trunk zu geben?

Jeder gute Hausvater folgt dieser Aufforderung und giebt den Weiterziehenden meist noch einen Krug Wein mit auf den Weg: die Frauen geben Kuchen, Eier, ein Stück Speck, ein Band oder ein Tuch für die Mädchen. Nach vollendetem Umzuge werden die Eßwaaren zum glänzenden Souper vereinigt, und nachher tanzt die junge Welt bis in die Nacht, entweder in der Schenke des Dorfes oder auf der Dreschtenne einer Grange. Zuweilen finden sich zu diesen Feierlichkeiten einige Musikanten ein, mit Flöte, Dudelsack, Violine oder auch nur mit einem Leierkasten, meist Savoyarden. Doch auch ohne Musik geht der Tanz trefflich von Statten. Die Tänzer singen selbst die Melodie, nach der sie herumspringen, bald in sogenannten Contretänzen, die aber nur ein regelloses Hüpfen sind, bald in den alten Reigen, die zu den Eigenthümlichkeiten des Jura gehören. Bursche und Mädchen fassen sich bei der Hand, stellen sich paarweise hintereinander und suchen so getreu als möglich die Sprünge des Vortänzers nachzuahmen, der mit lauter Stimme das Tanzlied singt. Der Inhalt dieser Lieder, die fast in jeder Gemeinde verschieden sind, ist theils albern, theils obscön; wahrscheinlich stammen sie aus alter Zeit. Sobald eine Strophe gesungen ist, passirt das erste Paar an das Ende der Reihe zurück; das zweite genießt nun die Ehre des Vortanzens und so geht es fort, bis der Liederschatz erschöpft ist oder die Glieder ermüden.

Oft tanzen auch die Bursche allein, während die Mädchen plaudernd und zusehend dabei stehen. Im Allgemeinen ist es Sitte, daß sich Männer und Frauen in den Stunden der Erholung trennen. Die Männer trinken, rauchen, spielen Karten oder Kegel. Die Frauen schmücken sich mit den besten Kleidern von feiner, dunkler Wolle, mit den buntesten Tüchern und Schürzen, mit silbernen Ketten und Nadeln — mustern sich gegenseitig und besprechen auf das Angelegentlichste das Thun und Lassen der lieben Nächsten. Französische Galanterie ist im Jura unbekannt; ein derber Spaß, ein Rippenstoß sind die beliebtesten Zärtlichkeitsbeweise. Die Hochzeitsgebräuche sind in allen Departements des Jura fast dieselben wie die in den Vogesen geschilderten; nur der Dialog ist je nach der geistigen Bildung und der Mundart verschieden. In dem eigentlichen Jura verkleiden sich die jungen Mädchen, um ihre Rollen in der auf S. 249 beschriebenen Scene besser durchführen zu können. Wenn der Bräutigam vor dem Hause seiner Braut anlangt, findet er die Thür verschlossen. Er pocht zu wiederholten Malen an und ruft: „Gebt mir das Lamm zurück, welches mir gehört!“ Man läßt ihn

endlich ein und die ganze „Heerde" defilirt an ihm vorbei, bis er seine Verlobte gefunden hat. Den zur Kirche wallenden Hochzeitszug eröffnet gleichfalls ein Ehrenbursche mit der weißen Henne, welche er vermittelst eines Bindfadens nöthigt, von Zeit zu Zeit zu schreien. Je lauter und durchdringender dieses Gegacker ist, desto größere Tugenden wird die künftige Ehegattin entfalten. Wenn diese am Altar den Trauring aus der Hand ihres Mannes empfängt, muß sie denselben auf eine geschickte Weise zwischen das erste und zweite Glied des Ringfingers gleiten lassen, damit sie den Nachstellungen des Bösen entgehe. Auf der Schwelle ihrer neuen Wohnung reicht man ihr ein Stück Schwarzbrot, von dem sie mit den Zähnen einen Bissen abbeißt. Die Ehen werden mehr aus Berechnung nach Familienbeschluß als aus Liebe geschlossen; aber die Gatten sind sich treu, leben und arbeiten einträchtig zusammen, erziehen die Kinder in hergebrachter Weise und werden oft durch die Gewohnheit zu herzlicher Anhänglichkeit geführt. Die Bewohner des Jura lieben ein stilles, häusliches Leben, sie sind arbeitsam, mäßig, vorsichtig und umsichtig in Geschäften, mißtrauisch gegen „Ausländer", d. h. gegen Alle, die außerhalb des Jura wohnen. Ihre Festigkeit artet leicht in Hartnäckigkeit aus, ihre Sparsamkeit in Geiz, wodurch jedoch die Gastlichkeit, die sie mit allen Gebirgsvölkern gemein haben, nicht beeinträchtigt wird. Mit sich und ihrer Heimath sind sie sehr zufrieden; obwohl sie auf ihren Handelswegen die gesegnetsten Gegenden Frankreichs und ein bequemes Leben kennen lernen, kehren sie immer mit Lust und Liebe in ihre rauhen Berge und zu den ländlichen Arbeiten zurück, die während der schönen Jahreszeit ihre Hauptbeschäftigung ausmachen.

Außer der Bestellung der Felder und der Sorge für die Bienen, die an jedem Hause ihren Stand haben, nehmen die Heerden Zeit und Sorgfalt in Anspruch. Sobald die Kühe wieder auf die Weide getrieben werden, beginnt das Käsemachen, das zu den besten Erwerbsquellen des Landes gehört. Der hier gewonnene Käse wird, wie der Schweizerkäse, unter dem Namen Fromage de Gruyère durch ganz Frankreich versendet. Jede der größeren Grangen hat ihren besonderen Käser oder Fruitier; aber in den Dörfern, wo manche Familie nur eine geringe Anzahl von Kühen besitzt, sind gemeinschaftliche Käsehütten (Fruiteries) angelegt; sie werden von einem für die ganze Saison aufgenommenen Käser bedient, welcher reihum essen geht. Man füttert ihn auf's Beste, denn dieser Käser ist eine hochwichtige Persönlichkeit. Nur der Pfarrer hat den Vortritt vor ihm, selten der Maire, der Dorfschulze. Der Johannistag ist der Festtag des Fruitier, wie auch jener des Bouèbe oder Hirtenknaben, Buben (nach der schweizer Aussprache). An jenem Tage staffirt man seine Käseformen mit Blumen heraus, beschenkt ihn selbst mit einem Strauße, Naschwerk und Geld. Aber auch im Alltagsleben treibt man einen wahren Kultus mit diesem Menschen, der im Grunde doch nur ein Dienstbote, im günstigsten Falle ein Bediensteter der Käserei ist. Es sind aber die Weiber, welche ihm zu seiner Stellung in der Gemeinde verhelfen; durch sie erkennt er Niemanden über sich an als den Pfarrer. Seine Beziehungen zu den Weibern sind eben fast stündliche. Zweimal im Tage bringen sie die Milch zu seiner Käsehütte; er erkundigt sich um die Kranken, seien es Menschen oder Vieh, spricht mit den Mädchen von ihren Herzliebsten, mit den Frauen über ihre häuslichen Angelegenheiten, schäkert mit den einen, ist liebenswürdig mit den andern, und da er zu all' diesen Eigenschaften oft noch jene gesellt, jung, fast immer ledig und oft hübsch zu sein, so wird man sich nicht wundern, daß man mehr als einen dieser Fruitiers wegschicken mußte, weil er Unheil in den Familien anstiftete. Im Allgemeinen jedoch ist ihr Einfluß im Dorfe eher ein günstiger, besonders seit einigen Jahren. Die ersten Käser des Jura waren aus dem schweizer Kanton Freiburg gekommen. Quacksalber, Kräutler und Viehärzte, wußten sie alles, machten alles, mischten sich in alles, trieben selbst Zauberkünste. Die heutigen Käser haben diesem Thun entsagt, und thaten wohl daran. Betrügen, wie ehedem, fiele ihnen heute auch nicht leicht, obwohl man sich noch immer des patriarchalischen Kerbholzes bedient. Morgens und Abends schickt jede der betheiligten Familien ihren Milchvorrath, der Empfang wird auf einem Kerbholz vermerkt und die jungen Bäuerinnen verstehen so gut zu rechnen, daß derjenige sehr geschickt sein müßte, der sie um einen einzigen Einschnitt betröge. Die ganze Milchmasse wird dann zusammengeschüttet und in flachen, hölzernen Kübeln aufbewahrt. Der Rahm der Abendmilch wird Morgens abgenommen und der Familie du jour zum Buttermachen überantwortet. Dann werden Abend- und Morgenmilch in einem großen Kupferkessel an's Feuer gebracht, wo nach kurzem Kochen durch den Zusatz von Lab ihre Scheidung erfolgt. Der Käser,

der die Masse fleißig umrührt, schöpft nun den Käsestoff in die weite flache Form, salzt ihn und drückt ihn fest zusammen. Dann wird die Form in die Käsekammer gebracht, ein dunkles gewölbtes Gemach, wo die Erzeugnisse des ganzen Sommers übereinander geschichtet stehen und täglich umgewendet werden müssen, bis sie nach einigen Monaten ihre Reife erlangt haben. Das Gewicht der Käse beträgt 25—40 kg, ihre Vertheilung nach Verhältniß der gelieferten Milch erfolgt zu Ende des Sommers. Die Milch von 80 Kühen giebt zu Anfang und Ende der Weidezeit täglich circa 12, in der Mitte des Sommers 20—23 kg Käse.

Noch ergiebiger und besser ist die Milch der Kühe, die zur Weide in die höchsten Berge getrieben werden. Am 1. Juni treten sie ihre Wanderung an. Gewöhnlich besteht eine Heerde aus 150—200 milchgebenden Kühen, die Zahl der Rinder, Ziegen, Esel, die mitziehen, ist unbestimmt. Für 18—20 Kühe wird ein Hirt, für 80 Kühe ein Käser und ein Küchenjunge mitgegeben. Zur Wohnung der Hirten sind auf allen Weideplätzen kleine, mit Schindeln gedeckte Häuschen erbaut, die wie in der Schweiz „Sennereien", Chalets genannt werden. Sie enthalten eine Küche, eine Milch- und Käsekammer, und einen „Stall", in welchem die Hirten schlafen. Ringsumher weiden die Kühe, bald näher, bald ferner, bewacht von ihren Hirten und Hunden. Zweimal täglich zur bestimmten Stunde, die sie nie verfehlt, kommt jede Kuh in den Stall, wo der Hirt ihrer Abtheilung mit dem Milcheimer bereit steht. Außerdem hat er sich den Melkschemel angeschnallt, ein Bret, das in der Mitte mit einem hölzernen Bein versehen ist und dem Hirten, so oft er aufsteht, das Ansehen eines steifgeschwänzten Ungethüms verleiht; an der linken Seite trägt er noch ein Säckchen mit Kleie und Salz, aus welchem er jeder Kuh eine Hand voll verabreicht. Die gewonnene Milch wird dem Käser überliefert, der damit verfährt, wie der Fruitier des Dorfes.

So vergehen die Tage und Wochen in einförmiger Folge. Wenn das Geschäft des Melkens vorbei ist, liegt der Hirt oft stundenlang am Bergabhang im Sonnenschein, sieht die Dünste aus den Thälern steigen, in seltsamen Gestalten über die Wälder ziehen oder, zu Gewitterwolken verdichtet, den Gipfel der Berge umhüllen, bis sie von Blitzen zerrissen, vom Winde vertrieben, in Regengüsse aufgelöst werden. Je mehr er schaut und sinnt, um so vertrauter werden ihm alle diese Regungen des Naturlebens; bald kennt er die Vorboten des Unwetters, die Tücken der Winde, die Eigenschaften der Quellen, die Heilkräfte der Pflanzen in seinem Bergrevier. Und Nachts, wenn er die Wache hält, wenn der ungewisse Sternenschein, das bläuliche Mondlicht, in dem alles wächst und verschwimmt, über dem Gebirge liegt, wenn der Hauch der Nacht mit wundersamen Tönen über ihn hinstreicht, die Eulen schreien, der Hund zu seinen Füßen im Traume knurrt, und dann und wann aus der dampfenden Heerde, die rings um das Haus gelagert ist, ein Aechzen zu ihm herüberschallt, gewinnen alle Märchenbilder des Volksglaubens Gestalt und Leben. Bald sieht er reiche Zwerge mit Gold und Edelsteinen beladen vorüberziehen; bald erzählen fallende Sternschnuppen von dem Sterben eines frommen Menschen; bald tönt ihm der Spruch in die Ohren, mit dem man die Alraunwurzel aus der Tiefe lockt; bald schwirren Fledermäuse, die Boten der Hexen, durch die Luft; bald glaubt er die Unholdinnen selbst zu sehen, die auf Böcken und Besen zum Sabbath eilen. Der Hirt schlägt ein Kreuz und spricht ein Ave Maria sich und der Heerde zum Schutz — die Spukgestalten verschwinden und in der Ferne erschallt bald darauf das Signal des Alphorns, tönt näher und näher von allen Bergen wieder und sagt dem einsam Wachenden, daß treue Freunde bereit sind, ihm in jeder Gefahr zu helfen.

Viel ist indessen nicht zu fürchten. Die Bären sind in den Bergen des Jura so gut wie vertilgt, und der Wolf ist eine wenig gefürchtete Erscheinung. Sobald er sich irgendwo zeigt, läßt der Wächter das Nothsignal erschallen; seine Gefährten und Nachbarn eilen herbei, die Heerde drängt sich zusammen, die Hörner nach außen gekehrt, die Hunde stürzen sich wüthend auf den Feind, und gewöhnlich zieht er sich ohne Kampf in den Wald zurück.

Ueber vier Monate bleiben die Heerden in den Bergen. Die Tage werden kurz, die Nächte kalt; immer größer wird das Verlangen nach dem lang entbehrten Familienleben. Und endlich kommt das Fest des heiligen Dionysius (9. October), der Tag der Heimkehr. Die Heerden scheinen die Reiselust der Hirten zu theilen, jedenfalls verstehen sie die Rüstungen zum Abzuge; sie ordnen sich unter die Anführung der Leitkühe,

denen die Kleider der Hirten zwischen den Hörnern befestigt werden; Kessel, Töpfe, Kübel, Decken, Käsetonnen u. s. w. werden den Eseln aufgepackt, und nun geht's heimwärts. Auf allen Wegen ist fröhliche Bewegung. Vorsichtig schreiten die stattlichen Kühe einher und scheinen kopfnickend die bekannten Gegenden und Gegenstände zu begrüßen; das Geläut ihrer Glocken, ihr fröhliches Gebrüll, das Bellen der Hunde, das Jodeln der Hirten verkündigt den Zug von Weitem. Aus Dörfern und Grangen kommen ihm Frauen und Kinder entgegen. Die Häuser sind wie zum Empfange von Gästen geschmückt, auf dem Tische stehen Fleisch, Kuchen und Wein, und im Stall ist frisches Heu in die Raufen gesteckt. In den Bergen ist's nun einsam. Ueber die verödete Halde streicht der Wind mit klagenden Tönen; statt des melodischen Geläutes der Heerdenglocken schallt der Schrei der Raubvögel durch die Luft — bald legt sich eine dicke, weiche Schneedecke über Felsen, Weiden und Wald, und von den Höhen steigt der Winter immer tiefer herab. Er baut sich Eisbrücken über die Gewässer, zersprengt das Gestein, läßt Stürme durch die Schluchten rasen, entwurzelt Bäume oder erdrückt sie mit seinen Schneelasten, treibt hungrige Wölfe und Bären in das Thal und erschreckt die fleißigen Bewohner der Grangen durch den Donner der Lawinen, die er vom Bergabhange hinabrollt.

Das Herzogthum Burgund.

Neben Ile de France, Picardie, Orléannais, Champagne und Normandie ist das seit 1476 mit Frankreich vereinigte, im Gebiete der Seine, Loire und Rhône gelegene, ehemalige Herzogthum Burgund (la Bourgogne) sicherlich eine der Hauptprovinzen in Bezug auf die historische Heranbildung Frankreichs und des französischen Volkes. Das Land der alten germanischen Burgunden, welche dem schon von römischer Gesittung durchtränkten Gebiete ihren Namen hinterließen, ist auch von der Natur ein reich gesegnetes. Hier sind überall sanft abgerundete und fruchtbare Berge, schöne und ruhige Ströme, reich producirende Ebenen. Der östliche Theil Burgunds, an die Franche-Comté grenzend, steigt terrassenförmig zu dem Quellenlande der Mosel empor, der südliche, an das Lyonnais und die Dauphiné stoßend, ist mehr eben und lehnt sich an die westlichen Vorberge des Jura; er ist von allen Seiten von Höhen umschlossen, und hier sind auch die höchsten Erhebungen im Westen, nämlich die von Mâcon und Charolais, welche bis zu 1000 m emporsteigen, im Osten hingegen die des Jura selbst, die 1670 m erreichen; im Norden endlich breitet sich gegen die Champagne hin das uns schon bekannte Plateau von Langres aus, und südlich davon streichen die Hügel der Côte-d'or. Dieses ganzes Gebiet, etwas größer als Pommern, umfaßt gegenwärtig vier Departements; das der Yonne, welches am weitesten gegen Nordosten vorgeschoben ist und bis an das der Reichsmetropole so nahe gelegene Departement der Seine-et-Marne reicht; das der Côte-d'or, östlich vom vorigen und südlich an jenes der Saône-et-Loire grenzend; südöstlich endlich von diesem das Departement des Ain, welches sich an das Juradepartement der Franche-Comté anschließt. Es ist der südlichste Abschnitt Burgunds, die Landschaften Bresse, Bugey und Dombes umfassend, ein recht merkwürdiger Bezirk. Der Ain, ein im äußersten Nordosten des Juradepartements bei Nozeroy entspringender und nach einem 160 km langen ziemlich nordöstlich gerichteten Laufe bei Anthron in die Rhône mündender, rechtsseitiger Nebenfluß dieses das Aindepartement im Osten und Süden begrenzenden Stromes, theilt dasselbe in zwei etwas ungleiche Hälften, deren östliche das obenerwähnte Bugey, 3925 qkm groß, enthält. Es war früher ein Theil des gallischen Sequanerlandes, später gehörte es zu Burgund und hatte seine eigenen Seigneurs; gegen Ende des elften Jahrhunderts bemächtigten sich die Grafen von Savoyen des Landes, das im sechzehnten Jahrhundert französisch wurde. Es ist ein von den südlichen Ausläufern des Jura durchzogenes romantisches Gebirgsland, welches nur in seinem nördlichsten Theile, den zum Schweizer Kanton Genf sich herabsenkenden Gehängen des Jura, mildere Formen aufweist. Hier liegt höchst malerisch, am Journan und am Fuße des 1691 m hohen Mont Colomby und in 647 m Meereshöhe das käseerzeugende Städtchen Gex, das antike Gesia, dessen schlechte Bauart — es ist eigentlich blos eine einzige zwar breite aber ziemlich steile Straße — man über den Anblick der sich zu Füßen ausbreitenden Sichel des Genfersees, Genfs selbst und der savoyischen Berge, vom Montblanc überragt, gerne vergißt. Neun Kilometer südöstlich, dicht an der Schweizer Grenze und gewissermaßen zur nächsten Umgebung Genfs gehörig, erscheint in hübschem Thale das Oertchen Fernex oder Ferney, berühmt durch den Aufenthalt, welchen einer der hervorragendsten Geister Frankreichs, Voltaire, dort so lange genommen. Das Landhaus, welches er sich dort in einfachem aber edlem Stile erbaute, bildet heute noch die Hauptsehenswürdigkeit des Ortes, welcher dem Philosophen die Einführung der noch jetzt blühenden Uhrenmanufaktur verdankt; seither haben die Einwohner Ferneys diesem Industriezweige noch die Fabrikation gemeiner Fayencen und irdener Waaren so wie die Papiererzeugung hinzugefügt.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Voltaire sich Ferney zum Aufenthalt erkor, so nahe von Genf, dem Geburtsorte Jean Jacques Rousseaus, der, obwohl nicht Frankreichs Erde entstammend, doch mit Voltaire das Doppelgestirn am literarischen Himmel Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert bildet. Voltaire und Rousseau, sie gehören Beide zusammen, wie Nord und Süd, wie Morgen und Abend. Marie François Arrouet de Voltaire mit seltenen Naturanlagen ausgestattet, reich an mannigfaltigem Wissen und an vielseitigen Erfahrungen, der es in einer Zeit, wo Gelehrte und Künstler für bloße Domestiken der Großen auf Erden galten, unternahm, die Geistesbildung zu emancipiren und ihr freie Selbständigkeit und eine würdige Stellung zu sichern, wurde am 20. Februar 1694 im Dorfe Chatenay bei Paris geboren. — Jean Jacques Rousseau dagegen, welcher auf die Theorie der Pädagogik einen so großen wohlthätigen Einfluß übte und durch seine enthusiastisch-republikanischen Grundsätze die französische Revolution nachdrücklich vorbereitete, erblickte als Sohn eines Uhrmachers zu Genf den 28. Juli 1712 das Licht der Welt. Voltaire, Katholik, eine Zeit lang Zögling des damals von Jesuiten geleiteten Kollegiums Ludwigs XIV., erhielt zufolge der sehr günstigen väterlichen Vermögensverhältnisse eine tüchtige Geistesbildung; — Rousseau, im reformirten Glauben erzogen und bis zum vierzehnten Lebensjahre unter der Aufsicht eines Landgeistlichen, dann Lehrling bei einem Graveur, war vornehmlich Autodidakt. Es dürfte hier rücksichtlich der Konfession Voltaires die Erwähnung des sehr merkwürdigen Umstandes angezeigt erscheinen, daß fast alle französischen Freigeister aus der Schule der Jesuiten hervorgingen!

Wie der Sonne, so gebricht es aber auch den gedachten Geistessternen erster Größe nicht an mannigfachen, ihr Wesen verdunkelnden Flecken, die dort und da an ihnen hervortreten. Beiden Männern war aber gemeinsam: eine geistreiche und beißende Satyre in Folge einer durch ihre Zeitgenossen erlittenen Verfolgung, ein scharf ausgeprägter Rechtssinn und glühende Liebe zur Freiheit. Beide waren Deisten d. h. Individuen, welche vorab dahin wirkten, der Vernunft auch in Beziehung auf Religion ein gebührendes Recht zu verschaffen. Was aber Beider Herzen und Lebenswege ungeachtet ihrer Grundstrebungen schied und trennte, sei hier in großen Zügen angedeutet.

Die Lieblingsbeschäftigung, somit die Hauptkraft Voltaires war die — Poesie; und schon im zwölften Jahre dichtete er Verse, die allgemein gefielen. Hiezu kommt, daß Voltaire an seinen Pathen, dem Abbé de Chateauneuf, einem der geistreichen Wüstlinge, welche die Gesellschaft der beiden Vendome, Conti u. a. m. bildeten, bei der bekannten Maitresse Ninon de l'Enclos eingeführt, die Grundsätze des „elegantesten und geistreichsten Epikuräismus" kennen lernte, und die erste Richtung zur Freidenkerei erhielt. Nach einem thätlichen Zwiste mit dem Chevalier Rohan, und aus Anlaß verschiedener satyrischer Aeußerungen Voltaires über den Kardinal Dubois kraft eines Parlamentsbeschlusses aus Frankreich verbannt, begann für ihn in England, wohin er sich flüchtete, eine bedeutungsvolle Wendung. Der Verkehr mit den angesehensten und gelehrtesten Philosophen, Dichtern und Staatmännern jenseits, mit: Locke, Bolingbroke, Collins, Toland u. a. m. erweiterten den Ideenkreis Voltaires, und durch Aufnahme dieses neuen Elementes vollzog sich im Geiste desselben ein Wandel, dessen Resultat ihn zum universalen Kopfe beider Nationen, der Franzosen, mit ihrer grobsensualistischen, witzigen, satyrischen Lebensanschauung und der Engländer mit ihrem ruhigen, reflektirenden Geiste machen mußte. Sehr treffend bemerkt Hettner bezüglich der Wechselwirkung Englands und Frankreichs auf dem Literaturgebiete: „Ersteres erwies sich vermöge seiner Isolirtheit und sprachlichen Schwerfälligkeit als der — Moses; Frankreich ob seiner geistigen und sprachlichen Elasticität als der — Aaron, also kurz, das Verhältniß von Denker und Sprecher; und vom letzteren aus ergoß sich der Strom der Aufklärung in die Gauen Deutschlands." Von England aus gab Voltaire seine „Henriade" wie die „Lettres philosophiques" heraus, in welch letzteren er mit besonderer Freimüthigkeit die Anmaßungen der Hierarchie angriff. Ja noch mehr in seiner späteren Lebensepoche zu Ferney, wo er achtzehn Jahre (1760—1778), bis kurz vor seinem Hinscheiden zubrachte, bekämpfte er mit den Waffen des geistvollsten Spottes und der kühnsten Beredtsamkeit Alles, was seinen Ideen von der Freiheit und Selbständigkeit sowohl in weltlichen wie in kirchlichen Dingen widersprach. Gesichert vor der Mißgunst wie vor der Freundschaft der Könige, rief Voltaire die ganze Weltgeschichte vor sein Tribunal und — o Ironie des Weltgeistes! — bewundert, ja mit Weihrauch selbst von denen umhüllt, die von seinen Streichen, später von denen der Guillotine, getroffen wurden.

Wie Cato sein berühmtes delenda Carthago, so führte Voltaire sein combattons le monstre stets im Munde. Man würde aber Voltaire doch Unrecht thun, wollte man ihn, wie es von Vielen geschieht, mit Allem dem, was religionsfeindlich und gotteslängnerisch ist, in einen Topf werfen. Ganz und gar nicht, und wie schon gesagt, Voltaire und Rousseau waren Deisten, glaubten an Gott, Tugend, Freiheit und Unsterblichkeit. Wahr ist nur so viel, daß Beide alle positive Religion negiren, alles Wissen aus Sensation und Reflexion ableiten und den durch Beobachtung und Erfahrung gewonnenen Ideen nachgehen, um zur Wahrheit zu gelangen und das Verhältniß der Vernunft zum Glauben zu prüfen. Voltaire und Rousseau treffen sich in dem sehr einfachen Satze, „daß der Mensch seine Religion nicht außer sich, sondern in sich haben soll.“ Und wieder: „Der Mensch ist frei, und was ihm widerfährt, ist Folge seiner Handlungen,“ ein Satz, in dessen Prämisse ein verhängnißvoller, naturwissenschaftlicher Irrthum steckt. Voltaire war französischer Philosoph. Seine Art zu philosophiren war flüchtig und oberflächlich, daher mehr populär als scientifisch und sein Verdienst um die Philosophie besteht lediglich darin, daß er eine Fülle philosophischer, oft irrthümlicher Gedanken in weitere Kreise und auch in höheren Gesellschaftssphären verbreitete. Das Gleiche kann man über den Geschichtsschreiber Voltaire bestimmt sagen und sehr wahr erscheint das Urtheil eines modernen schweizerischen Kirchenhistorikers, welcher die religiös-philosophisch-historischen Ansichten Voltaires mit einem „altgebackenen Weißbrot“ vergleicht. Hochbedeutend ist dagegen Voltaire als Dichter der Dramen „Mahomet“, „Tancrede“, „Oedipe“, „Zaïre“, „Alzire“, „Mérope“ u. A.; einzig in seiner Art jedoch durch seine theilweise durch Ausgelassenheit und Unzüchtigkeit berühmten Romane und Erzählungen.

Anders spann sich der Lebensfaden Rousseaus ab, des Verfassers der „Neuen Heloise“ (Julie) und des „Emil“. Während Rousseau jungfräulichen Mädchen das Leben seiner Heloise verbot, gebot er den Leichtsinnigen, deren Putztisch die Welt, seiner Julie und ihrem Liebhaber in das stille Alpenthal zu folgen. Rousseaus „Emil“ stieg als glänzendes Meteor am verdüsterten Himmel der Pädagogik empor und beleuchtete die sittlichen Gebrechen und Gräuel der damaligen Erziehungsmethoden. Die Folgen für Werk und Verfasser waren doppelter Art. Während Holland, England und Deutschland das großartige Werk mit Enthusiasmus aufnahmen, ließ man 1762 sowohl zu Paris wie in seiner Vaterstadt den „Emil“ zerreißen und verbrennen. Der Schriftsteller Rousseau mußte sich der fanatischen Brunst seiner Hasser durch die Flucht entziehen, wonach er in dem kleinen protestantischen Dorfe Moitiers-Traves die sehr beachtenswerthen „Briefe vom Berge“ vom Stapel laufen ließ. Einzig, aber — wundersam ist Rousseaus Abhandlung: „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“. Diese Schrift wurde mit dem Preis der französischen Akademie gekrönt. Die Vergleichung des im rohen Naturzustande lebenden Menschen mit dem Gebildeten stellte den Ersteren in der angebornen Unschuld und Einfalt des Herzens dar; Eigenthum, Reichthum, Verträge wären die Quellen alles Elendes unter der Sonne u. s. w., daher Rückkehr zur politischen Gleichheit, Rückkehr in die — Wälder, der Weg zum Stande der Unschuld der ersten Menschen. Nach Rousseau wäre also der „Staat“ eine „Erfindung“. Voltaire schrieb nach Durchlesung besagter Schrift Folgendes an Rousseau: „Ihr Buch hat mich sehr interessirt, ja begeistert, so zwar, daß eine lebhafte Lust mich anwandelte, auf allen — Vieren zu kriechen“. — Diese, so wie die im „Contrat social“ von Rousseau mit einem Aufwande großer Beredtsamkeit entwickelten, wissenschaftlich haltlosen Ansichten waren es, welche wohl die wuchernden Keime der Revolution nährten, aber auch gleichzeitig auf Sittlichkeit und Volksbildung entscheidend einwirkten.

Wie ungleich nun Voltaires und Rousseaus Lebensgang und Glück war; indem der spekulative Herr von Voltaire bei allem Neide seiner Gegner, theils durch den Ertrag seiner vielen Werke, Lotteriegewinnste und Erbschaften, theils durch den Bezug von Apanagen von fast allen Höfen Europas als der reichste Dichter auf der Erde, bald in Paris, bald in Ferney residirte; währenddem Rousseau, als ein Gegenstand des allgemeinen Spottes ein unruhevolles Dasein bald als Musiklehrer, bald als Notenabschreiber führte: ebenso ungleich war deren Abgang von der Lebensbühne aus gestaltet. Wiewohl Voltaire mit aller Welt im Streite lag, da, was Keiner bis dahin zu sagen gewagt hätte, er selber sofort laut genug in die Welt — hinausschrie; auch in seinem unbegrenzten Egoismus, seiner Eitelkeit und Launenhaftigkeit keinerlei Mittel scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen, so war und wird doch Voltaire stets der bevorzugte Lieblingsautor der Franzosen bleiben, weil unter

allen französischen Schriftstellern keiner die Eigenthümlichkeiten seiner Nation treuer erfaßt und wiedergegeben als gerade Voltaire. Man feierte ihn aller Orten, nur Kaiser Josef II. würdigte Voltaire keines Besuches in Ferney, was diesen tief geschmerzt haben soll. Und trotz alledem war Voltaire nicht glücklich. Des ländlichen Stilllebens in Ferney, das Voltaire durch seinen Einfluß während eines achtzehnjährigen Aufenthaltes zu einer kleinen, wohlhabenden Stadt erhob, worin mancher Verfolgte Schutz fand, überdrüssig, kehrte derselbe am 10. Februar 1778 wieder nach Paris zurück. Allerdings war der vorgedachte Parlamentsbeschluß wider ihn noch nicht aufgehoben, weshalb er den Zollbedienten im Thore, welche nach Contrebande bei ihm suchten, zur Antwort gab: „Daß er außer seiner — Person keine bei sich habe!" Indessen, der gefeierte Autor war nun einmal da, Hof und Geistlichkeit schwiegen klüglich. Besuche und Ehrenbezeugungen erdrückten ihn fast, und zwar in dem Maße, daß er mit Recht sagen konnte: „Ich werde erstickt, aber mit — Rosen." Es ist aber wohl nicht richtig, daß der fünfundachtzigjährige Greis vor Freude in Folge der ununterbrochenen Aufregungen in dem geräuschvollen Paris gestorben sei. Vielmehr litt er an einem immer wiederkehrenden Uebel der Blase, welches ihm zu Zeiten große Schmerzen verursachte und gegen welches er Milderungsmittel anwandte, die, obgleich sie augenblicklich Hilfe brachten, doch schädlich waren. Nach der letzten Sitzung der Akademie, welcher Voltaire beiwohnte und in welcher er mit großer Aufregung über eine von ihm vorgeschlagene Abänderung des Planes der Dictionnaires der Akademie geredet hatte, kam er ganz erschöpft nach Hause. In der Nacht befiel ihn das Blasenleiden in heftigster Weise und er nahm deshalb wiederholt große Dosen von Opium ein, welches er in solchem Falle zu gebrauchen pflegte. Am nächsten Morgen jedoch kehrten die Schmerzen noch heftiger zurück, und als der Hausarzt Dr. Tronchin kam, verlangte er mit großer Heftigkeit Hilfe von ihm, ohne jedoch zu sagen, daß er bereits viel Opium genommen habe. Der Arzt verordnete eine starke Dosis Laudanum und Voltaire nahm diese sofort. In Folge davon verfiel er sogleich in vollständige Kraftlosigkeit, sein Magen versagte jede Speise und es ging ersichtlich mit ihm zu Ende. Die Nachricht von seinem gefährlichen Zustande verbreitete sich sofort in ganz Paris und erregte die größte Theilnahme, zugleich aber auch die Besorgniß seiner näheren Freunde um das Begräbniß des berühmten Mannes; denn der Pfarrer der Gemeinde von St. Sulpice, in welcher Voltaire wohnte, hatte, besonders aufgehetzt von einigen bigotten Damen, worunter die Herzogin von Nivernois und ihre Tochter, erklärt, er würde ihm kein christliches Begräbniß gestatten. Die beiden Neffen Voltaire's, der Parlamentsrath d'Ornoy und der Abbé Mignot, thaten verschiedene Schritte, um sich den Schutz des Parlamentes gegen den Pfarrer zu verschaffen, aber ohne sicheren Erfolg. Man beschloß endlich, den Leichnam nach der Abtei Sellières (bei Nogent sur Seine) zu bringen welche dem Abbé Mignot gehörte, und ihn dort vorläufig zu bestatten. Inzwischen lebte Voltaire noch, aber sein Zustand ward immer hoffnungsloser, man erwartete jeden Augenblick seinen Tod. Nun begab sich der Abbé Mignot zu dem Pfarrer von St. Sulpice, um ihm Vorstellungen zu machen. Der Pfarrer gab zu, daß er nicht gesetzlich verfahre, weil Voltaire zwei Monate zuvor gebeichtet und ein schriftliches Glaubensbekenntniß ausgestellt habe, welches in seinen Händen sei, aber er habe höheren Befehl. Am 30. Mai endlich begab sich der Abbé Mignot nochmals zu dem Pfarrer, der sich nun bereit erklärte, mit dem Abbé Gautier, bei welchem Voltaire gebeichtet hatte, zu dem Sterbenden zu gehen. Als man dem Sterbenden die Ankunft des Pfarrers wiederholt gemeldet hatte, sagte er endlich: „sagt ihm, daß ich ihn achte", dann umfaßte er den Pfarrer, der an das Bett getreten war, mit einem Arme, wie um ihm ein Zeichen seiner freundlichen Gesinnung zu geben. Der Pfarrer sprach nun dem Kranken zu und fragte ihn endlich mit lauter Stimme: „Mein Herr, erkennen Sie die Göttlichkeit Jesu Christi an?" Auf diese Frage sammelte Voltaire alle seine Kräfte, versuchte sich zu erheben, machte mit dem Arme, den er zuvor um den Pfarrer gelegt hatte, eine heftige Bewegung, als wolle er ihn fortstoßen, und rief mit starker Stimme und scharfem Ausdrucke: „Lassen Sie mich in Frieden sterben!" Darauf wandte sich der Pfarrer zu den Umstehenden und sagte: „Meine Herren, Sie sehen wohl, er ist nicht, bei Besinnung." Er verlangte dann Schreibzeug und stellte eine Erklärung aus, daß man den Körper Voltaire's ohne Ceremonie hinschaffen könne, wohin man wolle, und daß er ihn aufgebe. Damit war die Exkommunication ausgesprochen, Voltaire starb einige Stunden darauf. Nachdem der Leichnam geöffnet und nothdürftig einbalsamirt worden, ward er in der Nacht des folgenden Tages, mit einem Schlafrocke und einer Schlafmütze

bekleidet, in einen Wagen gesetzt und festgebunden, so daß er den Anschein eines Kranken hatte, den man transportirte, und so nach Sellières gebracht. Dort grub man sofort ein fast 3 m tiefes Grab, in welches man den Leichnam legte und ihn 60 cm hoch mit ungelöschtem Kalk bedeckte. Dieses geschah aus Vorsicht, damit der Bischof der Diöcese ihn nicht etwa wieder ausgraben lasse und als Exkommunicirten aus dem geweihten Boden verbannen könne. Der Prior von Sellières hielt Tags darauf unter Assistenz der Pfarrer und Geistlichen der Umgegend ein feierliches Todtenamt, wofür er von dem Bischofe von Troyes, zu dessen Diöcese die Abtei Sellières gehörte, einen schriftlichen Verweis erhielt. Im Jahre 1791 ward Voltaire auf Befehl der Nationalversammlung im Pantheon beigesetzt, 1814 aber von frommen Royalisten wieder daraus entfernt; sein Herz, das besonders einbalsamirt worden war, kam 1864 nach verschiedenen Schicksalen auf die Nationalbibliothek nach Paris. Rousseau hingegen, aus England zurückkehrend, kam, innerlich gebrochen, in der Stille nach Paris (1767) und lebte kümmerlich. Auf dem Landhause Ermonville, dem Eigenthum des Marquis Girardin, wurde ihm später ein stilles Plätzchen zur Wohnung eingeräumt, nachdem er sich kurz vor seinem am 2. Juli 1778 erfolgten Tode mit seiner Haushälterin Therese zum Lohne ihrer im Unglück bewährten Treue verheirathet hatte. Rousseau wurde 66 Jahre alt in Noth und Kümmernissen. Auch er ward im Pantheon beigesetzt.

Die Juraketten, welche mit südwest-nordöstlichem Streichen hinter Ferney und Gex sich erheben, zeigen eine Reihe nicht unbeträchtlicher Kuppen, wie La vieille Maison, Le Taret und Montrond, zwischen welchen der 1323 m hohe Col de la Faucille mit schöner, gut gehaltener Straße sich hindurchwindet, ferner südwärts fortschreitend nebst dem schon erwähnten 1691 m hohen Colomby de Gex, der Montrisey mit dem inzwischen liegenden Col du Crozot, der zu 1723 m ansteigende Crêt de la Neige, der nur 3 m weniger hohe Reculet, der Crêt de la Goutte und der Grand Credo, mit welchem die gewaltigen Massen des Jura hier zur Rhône abstürzen, die sich zwischen ihnen und dem Mont Vuache in Savoyen hindurchzwängt. Die Schienenstraße von Genf nach Lyon, welche dem Rhônelaufe folgt, durchbricht hier den Jura in dem mächtigen fast 4 km langen Tunnel des Credo, über welchem das starke Sperrfort de l'Ecluse trotzig zu Thale blickt. Es ist eine in der That großartige Landschaft im Angesicht der majestätischen Gebirge Savoyens, das blos der Rhônelauf vom Aindepartement trennt. Oberhalb des Dörfchens Bellegarde, wo die aus Genf kommenden Reisenden sich der französischen Zollrevision unterwerfen müssen, fließt ihm von Norden her aus engem, tief eingeschnittenem Thale die herabbrausende Valserine zu, welche auf einem großartigen, 250 m langen und 52 m hohen Viadukte überschritten wird, dann macht die Rhône eine jähe Wendung nach Süden, nachdem sie kurz oberhalb der Valserinemündung, im Engpaß de l'Ecluse bis auf 5 m Breite zusammengedrängt, in einen engen Felsentrichter stürzt, worin sie früher auf eine kurze Strecke völlig verschwand. Es ist dies die sogenannte Perte du Rhône In der Tiefe tritt der Fluß nämlich in einen engen Kanal, von steilen Felswänden eingefaßt, in welchem er etwa sechzig Schritte weit von übergestürzten Felsblöcken verdeckt ward. Neuere Sprengungen haben indeß das Bett der Rhône derart erweitert, daß sie jetzt auch beim niedrigsten Wasserstande überall sichtbar bleibt. Die Perte du Rhône, welche der Schreiber dieser Zeilen noch in ihrer ursprünglichen Seltsamkeit bewundern konnte, ist jetzt, von dem schroffen Charakter der engen Thalspalte abgesehen, interesselos geworden. Viel großartiger und auf eine Strecke von mindestens 400 Schritte wiederholt sich dieses Phänomen in der Perte de la Valserine, durch deren Thal theilweise die neue Eisenbahn nach Nantua gezogen ist. Es liegt dieses gewerbthätige Städtchen in einer der wildesten und ödesten Schluchten des Jura an einem kleinen forellenreichen See gleichen Namens in 480 m Meereshöhe. Die Stadt besteht blos aus drei nahezu parallelen Straßen, wovon zwei breit und schön, die dritte aber alt, düster, eng und unsauber ist; ein hoher Berg überragt die Häuser im Osten; im Westen baden sie sich in den klaren Fluten des Sees, der bei 2 km Länge etwa 1 km Breite hat. Nantua fabricirt Tuch, Kämme, Perlmutterknöpfe, Drechslerwaaren, Seiden- und Wollstoffe, treibt Handel mit dem in der Umgebung erzeugten Bergkäse, mit Getreide und Wein, welch letztere es der nahen Schweiz zuführt.

Charakteristisch für diese Osthälfte das Aindepartements ist, daß die tiefen Thäler mit reißenden Bergströmen fast alle von Norden nach Süden gerichtet sind, mehr oder minder dem Laufe der Rhône parallel; doch giebt es darin fruchtbare Aecker; man zieht Ochsen, Hammel und Pferde, man gewinnt Eisen und ausgezeichnete Baumaterialien, so wie die besten lithographischen Schiefer Frankreichs. Bei Pyrimont an der Rhône liegen bedeutende Asphaltgruben, deren Ausbeutung ein Jahreserträgniß von 30,000 Franken abwirft. Sieben Kilometer weiter abwärts folgt Seyßel, ein altes Städtchen, den Römern als Saxitis bekannt, an beiden Ufern der von hier ab schiffbaren Rhône, über die eine Doppelhängebrücke führt. Das Rhônethal erweitert sich nunmehr; der reißende Strom fließt in einem breiten inselreichen Bette an dem Oertchen Culoz vorbei, wo die Bahnen nach Lyon und Turin abzweigen, bis nach St. Genix, wo er eine neue plötzliche Wendung aus dem

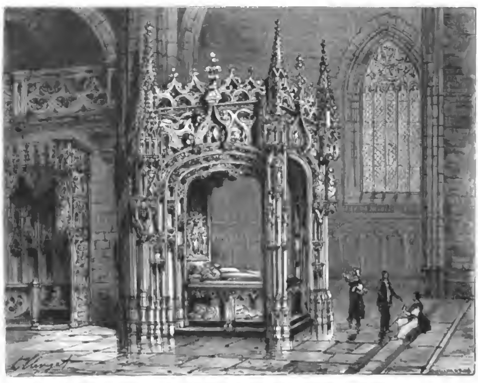


Nantua.

Süden nach Nordosten macht. Von dem savoyischen St. Genix an bildet er die Grenze zwischen Burgund und Dauphiné, speciell zwischen dem Ain- und Isèredepartement. Bei Villebois beschäftigen ausgedehnte Steinbrüche über ein halbtausend Arbeiter und bei Lesault bildet eine 975 m lange Felsenwand den Saut du Rhône, wo der Strom zwei Kaskaden, jede von 1 m Höhe macht; durch Einschnitte findet hier die gefährliche Schifffahrt statt. Wenig unterhalb dieser Stelle, bei Lagnien, wendet die Rhône sich abermals, diesmal gegen Westen und nimmt unterhalb Loyettes den zwischen meist steilen Ufern fließenden Ain auf, der nicht weniger denn zwanzig Wasserfälle aufweist; von diesen ist die Port de la Seez, 16 m hoch und 130 m breit, der bedeutendste.

Die Landschaft, welche von der Ainmündung an die Rhône bis zu ihrer Vereinigung mit der Saône im Süden und letztere im Westen begrenzt, ist das Pays oder die Principauté de Dombes, ein früheres Fürstenthum in Burgund, welches 1681 von der Prinzessin von Montpensier an den Herzog von Maine kam, dessen Sohn sie 1762 an Ludwig XV. abtrat. Trévoux ist die Hauptstadt dieses Gebietes, welches sich als

ein 1448 qkm umfassendes Plateau, das mit ungesunden Teichen wie übersäet ist, darstellt. Diese Teiche nehmen etwa 19,000 ha ein und man legt deren in den Dombes beständig neue an; der Boden ist dann abwechselnd überaus fischreiches Wasser und dann Gerste und Hafer tragender Acker; auch die Zahl der Wasservögel ist übergroß. In diesem kalten, feuchten, nebeligen Landstriche sind auch die wenig zahlreichen Bewohner schwächlich und ohne Energie. Weit günstiger ausgestattet ist die nördlich von den Dombes sich über 3925 qkm ausbreitende, ehemalige Grafschaft Bresse, welche in Ober- und Nieder-Bresse getheilt war und gleichfalls ihre alte Geschichte hat. Unter dem Namen Brexia kommt dieses Land schon im elften Jahrhundert, als Saltus Brixius schon früher und zwar als ein Theil Burgunds vor. Der erste bekannte Graf ist Rudolf und lebte im elften Jahrhundert. Sibylle, die Erbtochter des letzten Grafen, Guidos, brachte die



Grab der Margarethe von Burgund in der Kirche von Brou bei Bourg.

Grafschaft 1272 dem Herzog Amadeus von Savoyen zu; 1535 nahm sie König Franz I. von Frankreich in Besitz. Frankreich gab sie jedoch im Frieden von Cambrai 1559 zurück und erhielt sie erst 1601 wieder im Frieden von Lyon im Austausche gegen Saluzzo, worauf die Bresse mit der französischen Krone vereinigt blieb. Der Ackerbau gewinnt hier reiche Ernten und der Boden hat Torf so wie einige Steinkohlen; die vorhandenen Teiche werden im Gegensatze zu den Dombes entwässert, das Land ist gesund und hat kräftige, mäßige, arbeitsame Bewohner. Die Hauptstadt der Bresse, zugleich auch das Cheflieu des Aindepartements, ist Bourg, auch Bourg-en-Bresse genannt, mit heute 18,500 Einwohnern. Sie liegt an der Reyssouze und nahe der Veyle, welche beide Gewässer der Saône zufließen, in 227 m Höhe in hübscher Umgebung und ist mit herrlichen Promenaden ausgestattet. Die Bauart läßt viel zu wünschen übrig und von Resten aus dem Mittelalter ist so gut wie gar nichts mehr vorhanden. Dagegen erhebt sich nur 2 km von Bourg entfernt die wundervolle Kirche von Brou, von Margarethe von Bourbon an der Stelle einer bescheidenen Einsiedelei gestiftet, welche der heilige Gerhard aus Mâcon im Jahre 958 inmitten der damals das Land bedeckten dichten Waldungen



Bourg-en-Bresse.

gegründet hatte. Aber erst Margarethen von Oesterreich, der Gemahlin des burgundischen Herzogs Philibert des Schönen, ward es beschieden, 1511 die Grundsteine zu dem Prachtbau zu legen, dessen Vollendung auch sie nicht mehr schauen konnte. Doch befahl die als Statthalterin der Niederlande berühmt gewordene Fürstin, die Muhme Kaiser Karls V., daß ihre irdischen Ueberreste in der Kirche zu Brou beigesetzt werden sollten. So ruht denn die angeblich jungfräuliche Wittwe zweier Gatten hier neben ihrem Gemahle Philibert dem Schönen und Margarethe von Bourbon, der ersten Stifterin, welche gleichfalls nach Brou gebracht ward. Alle drei Grabmäler sind wahrhaft prachtvoll, am schönsten jenes Philiberts. Doch auch jenes Margarethens von Burgund, das wir im Bilde veranschaulichen, ist aller Bewunderung werth.

Auch im Aindepartement haben sich, wie in vielen Theilen Frankreichs, noch besondere Sitten erhalten. Die Tauffeierlichkeiten freilich bieten kaum etwas Bemerkenswerthes, außer daß in den Städten die Ceremonien ungemein kostspielig geworden sind für jene, welche sich hervorthun wollen. In Bourg muß ein Gevatter aus den bemittelteren Klassen dem Taufzuge einen gallonirten Schweizer voranschreiten lassen, welcher mit seiner schweren Hellebarde den Marsch eröffnet. Orgelklang empfängt die Taufgäste beim Eintritt in die Kirche und die Glocken läuten während der ganzen Feierlichkeit; die Neugierigen drängen sich allerseits heran und beim Abgange wirft man Zuckerwerk, ja selbst Silbermünzen in die Menge. Gewöhnlich werden die Täuflinge erst gegen die Tagesneige zur Kirche getragen; ein prächtiges Souper ist für die Rückkehr ausgerichtet und dazu ladet man die Eltern und die Freunde der Familie. Alle Auslagen für die Kirche, das Geläute, die Geschenke u. s. w. fallen dem Gevatter zur Last, welcher auch einen großen Theil des Desserts bestreitet. Das Geläute allein kostet in der Regel 30 Franken. In den Dörfern bereitet man einen kleinen Imbiß für das rückkehrende Pathenpaar und die übrige Gesellschaft; in einigen Orten ist es die Wöchnerin selbst, welche während der Tauffeierlichkeit das Abendbrot bereitet.

Die Heirathen werden durch einen Freund oder Verwandten des Brautwerbers bei den Eltern des begehrten Mädchens eingefädelt. Wird der Antrag angenommen, so begiebt sich der Brautwerber nach der Wohnung der Auserkorenen; man nennt diese Besuche: aller en côté und wiederholt sie mehrere Male, meist gegen Ende des Tages; sie dauern mehrere Stunden und enden erst gegen Mitternacht. Der Vermittler plaudert mit Vater und Mutter, der Bursche mit dem Mädchen in Gegenwart aller Hausinsassen. Ersterer streicht den Bewerber heraus, spricht von seiner Herkunft oder von seinem Wohlstande und seinen guten Eigenschaften. Die Eltern dagegen rühmen ihre Tochter, und während dieser Zwiegespräche wird, wenn die Bewerbung gefällt, Wein getrunken. Ist der Bursche aus der nämlichen Gemeinde, so verlaufen diese Besuche zumeist ganz friedlich; ist er aber aus einem fremden Dorfe oder hat er Nebenbuhler in der Gemeinde selbst, so entstehen daraus oft Streitigkeiten und Kämpfe, welche mitunter schlimme Folgen haben. Die Landleute sind ungemein vorsichtig im Schließen ihrer ehelichen Verbindungen; sie gehen solche nicht ein mit Familien, welche durch irgend eine ehrenrührige Verurtheilung befleckt sind und erachten sich nicht als gleich unter einander. Der gute Ruf, der Wohlstand oder gar der Reichthum fällt bei ihnen sehr ins Gewicht. Unter den Bemittelten giebt es solche, welche als Zauberer gelten; man nennt dies „einen Namen haben" (avoir un nom). Männer und Weiber dieses Rufes können nur wieder in solche Familien heirathen, welche im nämlichen Verdachte der Hexerei stehen. Ein junger Mann aus einer alten Bauernfamilie, gut beleumundet und begütert, wird niemals eine Magd heirathen. So bewahrt in dieser Klasse wie in anderen ein jeder seinen Rang und die sonst doch so sehr nivellirende französische Revolution hat in diesen Verhältnissen nicht die leiseste Veränderung hervorgerufen.

Bei den Bauern der Bresse so wie bei den sogenannten „Chiserots" des Aindepartements ist die Braut schwarz gekleidet und trägt einen mit Silber gestickten seidenen Gürtel, um den Hals aber eine goldene Kette. Sie verläßt das Haus ihres Vaters beim Klange der Dudelsäcke und wird von den Ehrenburschen begleitet, welche die Luft mit einem uralten „Jou ioho!" erfüllen, ein Geschrei, das in der Bresse „Huchement"

genannt wird. Der Bräutigam wird von seinem Vater oder Vormund zur Kirche geführt. Vor der Kirchthüre angelangt, streiten sich Braut und Bräutigam zum Schein, wer von Beiden die Ehre haben soll, zuerst einzutreten; ihr Beispiel ahmen die jungen Bursche und Mädchen des Hochzeitszuges um die Wette nach; allein dieser scheinbare Streit muß auf ein gegebenes Zeichen plötzlich aufhören. Wenn der Segen gesprochen ist und die Hochzeitsgesellschaft paarweise die Kirche verläßt, macht sich die Neuvermählte vom Arm ihres Gatten los und spricht weinend zu ihm: „Warum hast du mich gesucht? Ich war glücklich; du hättest mich bei meiner Mutter lassen sollen u. s. w." Der junge Ehemann antwortet ihr, indem er auf seine Weise den Vers Catulls umschreibt: Non aequum est pugnare, pater quod tradidit ipse. Dann zieht man nach dem Hause, wo das Festmahl hergerichtet ist, dem alle Verwandten und Freunde beiwohnen und welches mitunter mehrere Tage dauert. Man tanzt und löst Pistolenschüsse als Freudezeichen. Gewöhnlich trennt man sich beim Mahle in zwei Gesellschaften: die Männer speisen bei dem Vater und die Frauen bei der Mutter der Braut. Auf das Hochzeitsmahl folgt die Ceremonie des „Abholens". Der Neuvermählte erscheint an der Spitze einer Schaar junger Bursche, welche die „Farandole" tanzen, um seine Gattin zu holen. Er ist gewissermaßen genöthigt, sie mit Gewalt den Händen der jungen Mädchen, welche sie umringen, zu entreißen. Sie weint und klagt, indem sie den Schafen, den Kühen, dem Geflügel, dem Hausgeräth und endlich auch der Schwelle der Hausthür Lebewohl sagt. Die Etikette verlangt, daß sie bis zum Abend mit Weinen fortfahre. Vor der Thüre der neuen Wohnung wird einen Augenblick Halt gemacht und währenddem aus dem Dachboden Getreide auf das junge Paar gestreut, was ihm Glück und Ueberfluß wünschen heißt.

Im Heirathsvertrag versprechen die Gatten ihren Frauen schwarze Kleider, welche diese am Allerheiligen- und Allerseelentage so wie bei Familientrauer anlegen. Ist einer der beiden Eheleute Wittwer, so kann er, wessen Grades und welcher Stellung er auch sei, auf dem Lande wie in den Städten, nicht umhin einen öffentlichen Ball zu geben, den man „Charivari" nennt. Man läßt denselben am nämlichen Tage wie das Heirathsaufgebot durch den öffentlichen Ausrufer zur allgemeinen Kenntniß bringen, um die Katzenmusik zu vermeiden, die sonst mit Feuerschaufeln, Kesseln und sonst lärmerzeugenden Geräthen dem freienden Wittwer unfehlbar dargebracht werden würde. Dieser Gebrauch, welcher sich mit der größten Hartnäckigkeit erhält, ist uralt und hat auch die Revolution überdauert. Was das Seltsame ist, ist, daß die Eheleute, welche diesen Charivariball nur unwillig veranstalten, auf demselben blos für einen Augenblick erscheinen, um den Tanz zu eröffnen. Niemand wird dazu besonders eingeladen, und das Publikum, welches denselben heischt, benützt ihn kaum, so daß er meist ein reiner Verlust für die ist, welche ihn geben müssen. Die Stadtleute lieben es nicht, den Charivari bei sich zu Hause zu veranstalten; sie setzen sich meist mit einem Unternehmer in Verbindung und lassen den Ball in einem öffentlichen Saale stattfinden. Sind aber die neuen Eheleute beide Wittwer, so giebt es keinen Charivari.

Bei Leichenbegängnissen versammeln sich die Verwandten und bei der Rückkehr vom Friedhofe trägt man einen Leichenschmaus auf, welcher den ganzen Rest des Tages dauert; man bespricht dabei die Eigenschaften des Verblichenen. War derselbe aus einer angesehenen Familie der Gemeinde, so holt ihn auf Aufforderung der Angehörigen der Pfarrer in Chorhemd mit dem Kreuzträger ab, wie groß auch die Entfernung vom Sterbehause nach der Kirche sein möge, und man entrichtet dann eine dieser Entfernung entsprechende Vergütung. War der Todte arm, so führt man ihn zu Wagen nach der Kirche. An einigen Orten und besonders an dem Ufer der Saône ist es noch nicht lange her, daß man einige seiner Geräthe dem Verstorbenen mit in den Sarg legte, ein Gebrauch, welchen die Geistlichkeit allmählich abgeschafft hat. In einigen Gemeinden trachtet man aber noch immer, heimlich hinter dem Rücken des Pfarrers ein Geldstück dem Verstorbenen in den Mund zu stecken und einer Kinderleiche eine kleine Kugel in die Hand zu drücken.

Die Dörfler haben den Gebrauch, zweimal im Jahre in den Feldern, welche ihren Behausungen zunächst liegen, große Stroh- und Reisigfeuer anzuzünden: eines am Dreikönigstage, das andere am ersten Fastensonntag, welchen man dieserhalb auch Dimanche des Brandons heißt. Die ländlichen Feste, welche Vogues heißen, bestehen in Trinken und Tanzen. Die Dorfbewohner versammeln sich in einem Scheunenhofe, unter einem Flugdache oder auf einer Wiese beim schreienden Klange einer Leier oder Sackpfeife; einer nach dem andern



Macon.

hebt die plumpen Füße, ohne fast sich von der Stelle zu bewegen; dabei haben sie immer die Arme herabhängen und den Blick gesenkt. Selbst in den Städten ist der Nationaltanz schwerfällig und ohne Bewegung.

Ueberschreiten wir die Saône, so treten wir aus dem rauhen Klima des Ain in die gesegneten milden Landschaften des Departements der Saône und Loire. Nur ein kleiner Abschnitt im Westen wird von der Loire durchzogen, welche freilich dann die Grenze gegen das westlich anstoßende Departement des Allier bildet. Hauptfluß bleibt die Saône, welche diesen Theil Burgunds in fast nordsüdlicher Richtung durchquert und zur Linken den Doubs und die Seille, zur Rechten aber die Grosne aufnimmt. Ist das ganze Saône- und Loiredepartement ein Land des Ackerbaues und der Manufakturen, reich an Weinbergen, Steinkohlen, Blei, Eisen, Mangan und anderen Mineralien, so darf man ganz besonders das Land längs der Saône mit Fug und Recht eines der schönsten und ergiebigsten Frankreichs nennen. Oestlich vom Flusse breitet sich eine wellige und fast durchweg fruchtbare Ebene aus, welche etwa ein Viertel der Departementsoberfläche ausmacht und gleichwie in den Dombes mit zahlreichen Teichen bedeckt ist. Noch vor zwei Decennien gab es hier nahe an 2000 solcher Teiche, doch vermindert sich ihre Zahl durch stetige Trockenlegung; viele sind in Kornfelder und Wiesen umgewandelt. Ein Theil dieser Gewässer, die von bloßen Teichen bis zu Seen von 20—40 ha im Areal vorhanden sind, spielt eine merkwürdige Rolle im Anbau dieser Gegend; denn sie werden abwechselnd trocken gelegt und angebaut, und dann wieder mit Wasser gefüllt. Die kleinen Teiche dienen namentlich für die kaum ausgekrochenen Fischchen, die dann erst in den größeren Wasserflächen ihre volle Größe erreichen. Das Verfahren ist dabei folgendes: zu Anfang des Winters läßt man 10—15 Karpfen in jeden kleinen Teich und sorgt dafür, daß ja kein Hecht mit hineinschlüpfe. Das nächste Jahr werden diese Teiche abgelassen und Tausende kleiner Fische springen in dem seichten Wasser. Diese kleinen Fische nennt man la feuille und läßt sie, etwa 30 auf dem Ar, aus der kleineren Wasserfläche in einen größeren Teich hineinschwimmen. Hier bringen sie das zweite Jahr ihres Lebens zu und werden etwa 10—12 cm lang. In diesem Zustande nennt man sie Carpillons oder Alvins, läßt endlich das Wasser dieser Teiche gleichfalls ab und leitet die Fischchen, etwa 4—5 Carpillons auf den Ar Wasserfläche, nach größeren Teichen. In diesen erhalten sie ihre vollständige Größe. Merkwürdig ist, daß man in diese dritten Teiche auch einige Dutzend kleiner Hechte hineinläßt; diese sollen das Aufkommen einer jungen Karpfenbrut verhindern, damit die großen Fische die möglichst beste Nahrung haben. Der Fang findet dann im Frühjahr statt und die größeren Teiche liefern 4—6000 Karpfen jährlich, welche alsbald an Händler aus Paris oder Lyon verkauft werden. Hat man einen solchen Teich drei Jahre lang ausgefischt, so läßt man ihn ganz ablaufen, legt ihn trocken und säet Mais oder Hafer ebenso viele Jahre lang, als der Boden unter Wasser lag.

In diesem östlichen Theile des Departements liegen keine bemerkenswerthen Orte; solche treffen wir erst im Saônethale. Da ist zunächst Mâcon, der Cheflieu des Departements, das alte Matisco, eine Stadt der keltischen Aeduer, in welcher schon in den Jahren 582 und 585 n. Chr. Concile gehalten wurden. Seit dem zehnten Jahrhundert bildete die frühzeitig zum Sitze eines Bisthums erhobene Stadt mit ihrer Umgebung, der Landschaft Mâconnais, eine eigene Grafschaft; 1238 kam Mâcon an die Krone Frankreichs; unter Karl VII. aber fiel es im Jahre 1435 an Burgund, von welchem es 1476 durch Ludwig XI. zurückerobert ward. Heute zählt die Stadt an 20,000 Einwohner, bietet aber keine Merkwürdigkeiten außer einer alten Brücke über die Saône; im allgemeinen ist Mâcon ein eng und unregelmäßig gebauter Ort, jedoch mit schönen Promenaden auf den ehemaligen Wällen und einem schönen Quai nebst zwei bequemen Häfen, an denen sich jetzt moderne elegante Häuser erheben. Die schöne Kathedrale ist leider in Ruinen. Der Hauptreichthum Mâcons ruht in den trefflichen Weinen, welche die Umgebung erzeugt. Obwohl das Hauptgebiet des Burgunders das Gebirge der Côte-d'or in Oberburgund ist, zu welchem auch noch ein Theil des Departement der Saône und Loire von Chagny bis St. Gengoux le royal gezählt wird, so bildet doch das Mâconnais mit dem angrenzenden Beaujolais im Rhônedepartement einen besonderen Bezirk des Burgunder Weinlandes, in welchem vorzugsweise Rothweine gewonnen werden, deren beste in den zweiten Rang der allgemeinen Klassification zu

stellen sind. Darunter treten hervor der köstliche Moulin à-vent von Thorins, ein feiner, zarter, flüchtiger, geistiger, würziger Wein mit feinem Bouquet, besonders zum Veredeln anderer Weine geeignet; der Chénas, weniger geistig, aber körperreicher; die Weine von Fleury, von Romanèche, Guinchay, Lancié, Brouilly, Villiers u. s. w. Die Bedeutung des Weinbaues für diese Gegend Burgunds giebt sich in dem jährlich stattfindenden Volksfest zu Romanèche, einem 17 km südlich von Mâcon, an der Grenze des Departements gelegenen Orte, kund, welches das Gedächtniß des Winzers Raclet feiert, der das Mittel des heißen Wassers gegen die Larven des verderblichen Rebenwicklers (Pyralis vitis) zuerst — im Jahre 1828 — angewendet hat, welches jetzt überall während des Winters mit Erfolg angewendet wird.

Mâcons Umgebung ist auch noch in anderer Hinsicht merkwürdig. Nur etwa 8 km westlich von der Stadt entdeckte im Jahre 1867 de Ferry auf einem wüsten Hügel beim Dorfe Solutré, auf einer Fläche von 462 qm, genannt le clos du charnier d. h. das Knochenfeld, eine gewaltige Masse von Knochen vom Ren, von Pferden und Menschen, außerdem aber Küchenreste und andere Anzeichen, daß der Mensch hier bereits in vorgeschichtlicher Zeit gehaust habe, nämlich Werkzeuge aus Feuerstein und anderen Gesteinen, die dieser Gegend durchaus fremd sind. Außerdem waren aber auch noch Knochen von Elephanten, Urochsen und dem großen Tiger vorhanden, die einer früheren Periode angehören. Einige dieser Knochen waren angebrannt, im Allgemeinen aber zeigten sie sich erstaunlich gut erhalten. Einige Renthiergeweihe waren außerordentlich hart und entwickelten bei der Bearbeitung den Geruch der frischen. Schwer zu deuten sind die großen Massen von Pferdeknochen, die man hier gefunden hat. Sie stellen mehr denn 2000 Skelette dar. Dies ist durchaus unverträglich mit dem wilden Zustande eines Thieres, dessen Jagd so äußerst schwierig ist; aber ebenso wenig ist daran zu denken, daß das Pferd in jener Zeit bereits gezähmt war und dem Menschen als Hausthier diente. Der steil aufstrebende Felsen, der dieses Knochenfeld beherrscht, hat nun den französischen Alterthumsforscher Adrien Arcelin auf den Gedanken gebracht, daß die vorgeschichtlichen Bewohner des Maconnais denselben benutzten, um sich auf sehr leichte Weise ihre Hauptnahrung, d. h. Pferdefleisch, in genügender Menge zu verschaffen. Es konnte ihnen nicht schwer fallen, bei der Jagd die wilden Pferde auf den Felsen zu treiben und zu zwingen, sich in den Abgrund zu stürzen, da ihnen jeder andere Ausweg abgeschnitten war. Am Fuße des Felsens waren dann wohl andere Jäger aufgestellt, die mit den herabgestürzten Thieren ein leichtes Spiel hatten. Auf diese Weise glaubt Arcelin die Unmasse der hier lagernden Pferdeknochen erläutern zu können. Die Pferde hätten somit den in dieser Gegend lebenden Menschen zur Nahrung gedient. Der Werth dieser Hypothese möge indes vorläufig dahingestellt bleiben.

Noch etwas weiter westlich als Solutré liegt der Flecken Saint-Point im Kanton von Tramayes, bemerkenswerth wegen des häufigen Aufenthaltes, welchen in seinem dortigen Schlosse während langer Jahre einer der namhaftesten Dichter des neueren Frankreich zu nehmen pflegte. — Alphons Marie Louis Prat de Lamartine, welcher am 21. Oktober 1790 in dem nahen Mâcon das Licht der Welt erblickt und auch als Staatsmann eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Lamartine ist ein Mann, dessen Bewunderung man freilich größtentheils seiner eigenen Nation überlassen muß. Wenn er einmal in einem Nachrufe der größte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts genannt wird, so kann man dabei, wenn das Compliment ernsthaft gemeint sein sollte, nur die Achsel zucken. Wir wenigstens haben oft, aber stets vergebens versucht, uns für den Dichter der Méditations poétiques und der Harmonies politiques et réligieuses zu erwärmen. Lamartine hat gewiß ein feines dichterisches Gefühl, und seine Sprache und seine Verse haben einen Wohllaut, den nur die Franzosen ganz würdigen können. Aber es herrscht in seinen Betrachtungen eine Verschwommenheit und neben aller Gottesfurcht eine Selbstbespiegelung, von der ein kräftiger und männlicher Geist sich unmöglich angesprochen fühlen kann. Im Leben zeigte es sich noch deutlicher, ein wie weicher, eitler Mensch er war. Er hat uns viel von seinem Leben erzählt, was für ein vornehmer, feiner, schöner und allgemein bewunderter junger Mann er gewesen sei u. s. w. Aber die persönliche Eitelkeit verfehlt gewöhnlich ihren Zweck; statt zu gewinnen, stößt sie ab. Der junge Dichter galt für einen Vertheidiger des Thrones und des Altars, und der Hof suchte ihn an sich zu fesseln, indem er ihn zum Gesandtschafts-Secretär in Neapel und London, sodann zum Gesandtschafts-Secretär in Florenz ernannte. Er vermählte sich mit einer reichen jungen Engländerin,

deren Herz er sich durch seine Dichtungen gewonnen hatte. Jetzt konnte er ganz seiner aristokratischen Neigung folgen und gewöhnte sich an einen Luxus, zu dem seine Mittel auf die Dauer um so weniger ausreichten, als er ein sorgloser Haushalter und sehr wohlthätig war. Er war eben zum Gesandten in Griechenland ernannt, als Karl X. vertrieben wurde. Unter Ludwig Philipp wollte er nicht dienen, und als er sich vergebens um einen Sitz in der Kammer beworben hatte, reiste er in den Orient. Im Mai 1832 ging er in Marseille mit seiner Frau und Tochter an Bord eines von ihm selbst bemannten und ausgerüsteten Schiffes nach dem Orient ab. Er führte eine Bibliothek, ein ganzes Arsenal, eine Sammlung kostbarer Geschenke für Scheiche und Pascha's mit sich und reiste gleich einem souveränen Fürsten, indem er Häuser zu seinem Absteigequartier ankaufte und Züge von eigenen Pferden zu seinen Diensten hatte. Die Frucht dieser sechzehnmonatlichen Reise war: Voyage en Orient, souvenirs, impressions, pensées et paysages (4 Bde., Paris 1835), ein Werk, in



Das Schloß von Lamartine in St. Point bei Mâcon.

dem man glänzende Schilderungen und alles Mögliche erwarten muß, nur nicht nüchterne, strenge Wahrheit. Er gab auch noch verschiedene Dichtungen heraus, die aber mehr und mehr seine Schwächen verriethen. Man hat ihn mit einer Aeolsharfe verglichen, auf der alle Winde des Himmels spielten, und das Unbestimmte seiner dichterischen Töne ist durch dieses Gleichniß allerdings ganz richtig ausgedrückt. An Bestimmtheit fehlte es ihm auch als Politiker. In der Kammer saß er zwar als Conservativer, hatte aber Fortschrittsneigungen und gerieth allmählich ganz in die Opposition gegen Guizot. In der Geschichte der Girondisten, die er 1847 herausgab, verrieth er ganz und gar republikanische Neigungen, und man sagte von ihm, er habe die Guillotine vergoldet.

Die Republik, die er an die Wand gemalt, kam früher, als er dachte. Nach der Revolution von 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von zehn Departements zum Volksvertreter in die constituirende National-Versammlung und von dieser zum Mitgliede der

Executiv-Commission gewählt, genoß er einige Monate eine unermeßliche Popularität, und wandte sie auf eine Weise an, daß ihm nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa zu Dank verpflichtet ward. Unvergessen sind die Worte, mit denen er dem Volkshaufen entgegentrat, der als Symbol der Republik die rothe Fahne aufpflanzen wollte: „Die dreifarbige Fahne hat mit der Republik und dem Kaiserthume, mit der Freiheit und mit ihren Ruhmeskränzen die Reise um die Welt, und die rothe Fahne hat nur die Reise ums Marsfeld gemacht, geschleppt durch Ströme vom Blute des Volkes." Damals hat Lamartine großes Unheil abgewandt. Wenn es ihm in aufgeregten Augenblicken nicht an persönlichem Muthe fehlte, so besaß er doch nicht genug innere Festigkeit, um sich in jenen aufgeregten Tagen nicht von seiner Umgebung fortreißen zu lassen. Namentlich schadete ihm in den Augen aller besonnenen Franzosen sein wirkliches oder scheinbares Einverständniß mit Ledru-Rollin. Die Junischlacht fegte ihn so zu sagen weg von der politischen Bühne. Vergebens suchte er sich zu rechtfertigen. Der Unwille gegen ihn war so allgemein, daß er in den gesetzgebenden Körper von 1849 gar nicht gewählt wurde; nur durch eine Nachwahl erhielt er darin eine Stelle. Aber seine Rolle als Politiker war doch ausgespielt, und nach dem Staatsstreiche wandte er sich ganz zur Literatur zurück, leider nicht blos aus Neigung, sondern aus Bedürfniß. Er steckte tief in Schulden, und um Geld zu machen, schrieb er alles Mögliche, eine Geschichte der Restauration, eine Geschichte der Türkei, eine Geschichte Rußlands und was nicht sonst? — Alles oberflächlich, schielend und werthlos. Es wurden Ausgaben von seinen Schriften veranstaltet, die eine verhüllte Subscription für ihn waren, es wurde insgeheim und öffentlich für ihn gesammelt, aber alles Geld ging bei ihm wie durch ein Sieb. Lamartine war so zu sagen der Großbettler Frankreichs, und nahm Gaben vom Kaiser und von aller Welt an. Seine persönliche Würde konnte natürlich nicht dadurch gewinnen, und gern lassen wir den Vorhang fallen über den letzten traurigen Akt seines Lebens, aus welchem er schied in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1869. Weder als Dichter, noch als Geschichtsschreiber, noch als Staatsmann war Lamartine ein Genius ersten Ranges, aber er war doch eine edle, feine Erscheinung und hat in der Geschichte eine merkwürdige Rolle gespielt. Er ist mehr unvergeßlich, als unsterblich.

Schon im Westen von Mâcon erheben sich bei Sologny Granitkuppen aus der Jurazeit, die Mère Boittiers, zu 761 m Höhe. Weiterhin lehnt sich das Maconnais an eine Reihe granitischer Höhen, im Osten zum Theil mit Jurabildungen besäumt. Es sind dies die Gebirge von Charolais. Sie reichen an 50 km weit vom Canal du Centre, welcher die Loire mit der Saône verbindet, bis zu den Quellen des Azergues, eines rechtsseitigen Zuflusses der Saône, und theilen das Departement der Saône und Loire in der Mitte von Norden nach Süden in zwei einander entgegenstehende Thäler. Ihre Höhe erreicht im Haut Joux 994 m; sanft gerundete Berge, bis zum Gipfel bebaut und bewohnt, an den Abhängen mit Hutweiden und Reben bedeckt. Die Ochsen der Monts Charolais sind berühmt und können den besten schweizerischen verglichen werden. Ihren Namen theilen diese Berge mit der zwischen dem Maconnais einerseits und der Loire, Guise und dem Arroux andererseits eingeschlossenen Landschaft, deren Hauptstadt das jetzt zu einem wichtigen Korn-, Wein- und hauptsächlich Viehmarkte gewordene alte Städtchen Charolles am Zusammenfluß der Semence und der Arconce, einem Nebengewässer der Loire, war. Das Charolais war früher ein Theil des Briennois und kam mit der Zeit an die Grafen von Châlon-sur-Saône und durch Tausch an den Herzog Hugo IV. von Burgund. Dieser vermachte die Kastellanei Charolais seiner Enkelin Beatrix, der Gemahlin Roberts, Sohnes von König Ludwig dem Heiligen. Unter Roberts Enkelin Beatrix wurde das Charolais zur Grafschaft erhoben und kam durch Heirath an die Grafen von Armagnac, die sie 1319 an Burgund verkauften, daher Karl der Kühne als Erbprinz Graf von Charolais hieß. Ludwig XI. zog das Charolais 1477 zur Krone Frankreichs, aber Karl VIII. trat es 1493 an das Erzhaus Oesterreich ab. Nachher wurde zwischen Spanien und Frankreich über das Charolais gestritten; in mehreren Friedensschlüssen wurde es den Spaniern gesichert, aber unter Philipp IV. besetzte es Ludwig von Condé endgültig für Frankreich.

Das Charolais grenzt im Norden an das Chalonnais und das Autunnois. Ersteres, das Gâtinais und die Bresse Challonnaise umfassend, hatte als Hauptort die jetzt 22,000 Einwohner zählende Stadt Châlon-sur-Saône, das Cabillonum der Alten. Es war eine Stadt der Aeduer im Lugdunensischen Gallien, Sitz eines römischen Marinepräfekten, da die Kaiser auf der Saône eine Flotille unterhielten, und besaß Kornmagazine für die Armee, dabei einen ausgebreiteten Handel. Aus jener fernen Römerzeit hat das heutige Châlon noch viele Alterthümer, darunter die Ruinen eines römischen Amphitheaters, sich bewahrt. Im fünften Jahrhundert ward ein Bisthum hier gegründet. Die Burgunder rissen Châlon dann an sich und König Guntram hielt hier Hof. Im sechsten Jahrhundert kam es an die Franken, in der Theilung unter den Söhnen Ludwigs des Frommen an Karl den Kahlen; im zehnten Jahrhundert machte sich Graf Lambert von Châlon unabhängig. Im Jahre 1097 kam die Grafschaft Chalonnais durch Kauf halb an die Bischöfe von



Châlon-sur-Saône.

Châlon, halb hatten sie die Herren von Douzy geerbt und diese Hälfte kam 1237 durch Kauf an Burgund. 1562 ward die Stadt durch die Hugenotten genommen, ein Jahr darauf wurde eine Citadelle mit fünf Bastionen erbaut, wozu 1671 noch Außenwerke errichtet wurden, doch später ließ man die Festung wieder verfallen. Nicht minder bewegt ist die Geschichte des Autunnois, des Landes am Arroux und Tarnin, dessen Hauptstadt Autun auf einem Hügel erbaut ist, welchen eine halbrunde Krone hoher Berge umschließt. Obgleich jetzt ziemlich unbedeutend trotz seiner 14,000 Einwohner, welche sich mit Teppichfabrikation, Kalkbrennereien, Holz-, Kohlen- und Viehhandel beschäftigen, verrathen doch zahlreiche römische Alterthümer, als mehrere Tempel, Stadtthore und ein Amphitheater, die Wichtigkeit, welche Autun einstens besessen. Nicht aber in seiner Vergangenheit aus römischen Tagen liegt seine Bedeutung, sondern in jener, welche es so wie seine nähere Umgebung als Fundstätte gallischer Alterthümer gewonnen hat. Lange hielt man Autun für die alte Aeduerstadt Bibracte, doch haben des verdienten Archäologen J. G. Bulliots Ausgrabungen im Nièvredepartement

auf dem nahen Mont Beuvray, zwischen welchem und Bibracte sich auch ein etymologischer Connex herstellen läßt, die Lage des alten Bibracte endgültig entschieden. Als Sitz einer Rhetorenschule und mannigfacher Gewerbszweige, namentlich der Verfertigung von Panzerhemden, wurde Autun 269 v. Chr. von Tericus zerstört, von Konstantin dem Großen wieder aufgebaut, 355 von den Alemannen belagert und von Julian entsetzt, endlich in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zu Burgund geschlagen, worauf es seine eigenen Grafen erhielt. Im Jahre 888 wurde das schon 725 von den Sarazenen geplünderte Autun von den Normannen zerstört, erholte sich zwar wieder, gelangte jedoch nie mehr zur alten Blüte. In den Bürgerkriegen des sechzehnten Jahrhunderts spielte es eine hervorragende Rolle.

Etwas südöstlich von Autun liegt an der Wasserscheide zwischen der Saône und der Loire, mit welch letzterem Strome sie durch den Centralcanal und eine Privateisenbahn verbunden ist, die Stadt Le Creusot,



Autun.

der auf 26,500 Köpfe gestiegenen Kopfzahl nach die Hauptstadt des Departements, thatsächlich aber das Eigenthum der großartigen Maschinenfabrik der Herren Schneider & Comp., welche es in vierzig Jahren aus einem Dorfe von 2700 Einwohnern zu ihrer jetzigen Lage emporgehoben haben. Im Jahre 1780 war Le Creusot eine bloße Gruppe von Hütten, entlegen von irgend einer Straße, und seine Einwohner nährten sich von dem Verkaufe von Steinkohlen, die auf der unfruchtbaren Oberfläche zu Tage traten. Um diese Zeit ungefähr ward unter dem besonderen Schutze Marie Antoinettes eine Zuckerraffinerie gegründet. Ein Jahr später errichteten Perrier, Beltanger & Comp. eine Eisengießerei, die im Jahre 1818 an die Herren Chagot und 1826 an eine englische Gesellschaft, Mamby-Wilson, überging. Diese ward 1834 bankerott und Le Creusot kam 1837 in die Hände der Gebrüder Schneider & Comp., seit welcher Zeit die industriellen Geschäfte, ohne auch nur einen Monat Unterbrechung zu erleiden, ihren Fortgang nahmen. Die Werke nehmen jetzt einen Flächenraum von 314 ha ein, wovon mehr als 50 mit Werkstätten und dergleichen bedeckt sind. Le Creusot



Le Creusot.

umfaßt unter anderem zwei Bergwerke, eine Kohlengrube, zwei Kalköfen, Backsteinfelder, Gebläse-, Kok- und Puddlingsöfen, Dampfhämmer, unzählige Maschinenräume, Zimmerplätze, Schmieden und Modellräume, außerdem zwei Kirchen, Schulen, ein Hospital und Gaswerke. Im Jahre 1874 beschäftigte Le Creusot 15,000 Arbeiter nebst 308 Dampfmaschinen von 19,000 Pferdekräften. Die im Betrieb stehenden zehn Schächte fördern jährlich 715,000 t Kohle, die das Etablissement allein verbraucht. Zehn Hohöfen sind im Gange, wovon acht das Rohmaterial verarbeiten und jährlich 180,000 t Roheisen produciren. Die Menge des erzeugten Eisens beträgt 90,000, die von Stahl 60,000 t. Noch wichtiger ist der Maschinenbau, es gehen aus den Werkstätten von Le Creusot jährlich 100 Lokomotiven im Werthe von durchschnittlich 7 Millionen Franken, außerdem andere Maschinen und Brücken im Werthe von 8½ Millionen Franken hervor. Bei dieser Gelegenheit wollen wir einige Daten über die Eisen- und Stahlproduktion Frankreichs im Allgemeinen einschalten. Die Roheisenproduktion stieg von 1859 bis 1864, in welchem Jahre sie 10,341,161 metr. Ctr. (= 100 kg) betrug, um 2,754,350 metr. Ctr., fiel dann in der Periode 1865 bis 1869 um 152,166 metr. Ctr., und erhob sich bis 1874 wieder um 3,685,905 metr. Ctr., nämlich auf 13,875,900 metr. Ctr. In der ersten Periode betrug die gesammte Roheisenproduktion 45,239,786 metr. Ctr., also im Durchschnitt jährlich 9,047,957 metr. Ctr.; in der zweiten stellten sich diese Zahlen auf 48,683,371 bezw. 9,736,714, in der dritten auf 57,557,829 bezw. 11,511,566 metr. Ctr. Hiernach ist die Gesammtproduktion von der ersten zur zweiten nur um 3,443,785 und die jährliche Durchschnittsproduktion nur um 688,757 metr. Ctr. gewachsen, von der zweiten zur dritten dagegen um bezw. 8,874,258 und 1,774,851 metr. Ctr. An Gußeisen zweiter Schmelzung producirte Frankreich 1873 7,602,689 metr. Ctr., 1874 7,742,040 metr. Ctr. Während in der ersten Periode die Produktion von 4,668,233 auf 6,570,739, also um 1,902,506 metr. Ctr. gestiegen war, betrug die Zunahme in der zweiten Periode nur 421,754 metr. Ctr., in der dritten Periode dagegen wieder 749,547 metr. Ctr. In der Periode von 1850 bis 1864 wurden zusammen 28,409,492, also im jährlichen Durchschnitt 5,681,898 metr. Ctr. gewonnen, in dem Zeitraum von 1865 bis 1869 dagegen 31,770,848 bezw. 6,354,169, in der dritten Periode von 1870 bis 1874 endlich 33,832,998 bezw. 6,766,599 metr. Ctr. Die Gewinnung von Eisenblech und fertigen Eisenfabrikaten betrug 1873 1,296,232 und 1874 1,122,214 metr. Ctr. In den fünf Jahren 1860 bis 1864 betrug die Gesammtproduktion dieser Artikel 3,611,171, also im jährlichen Durchschnitt 722,234 metr. Ctr. Für die folgende fünfjährige Periode von 1865 bis 1869 stellten sich diese Summen auf 4,824,420 bezw. 964,884 metr. Ctr., und während der dritten fünfjährigen Periode bis Ende 1874 erhoben sie sich auf 5,309,340 bezw. 1,061,868 metr. Ctr. Die Stahlgewinnung weist seit 1859 überaus schnelle Fortschritte auf; sie betrug 1859 noch 169,228 metr. Ctr., 1874 dagegen 2,104,676 metr. Ctr. Bis zum Jahre 1864 wurden von sämmtlichen Stahlsorten zusammen nur 1,314,676 metr. Ctr., also im jährlichen Durchschnitt nur 262,935 metr. Ctr. gewonnen. In der folgenden Periode erhob sich die gesammte bezw. jährliche Stahlgewinnung schon auf 2,605,643 bezw. 521,128 metr. Ctr. In den Jahren 1870 bis 1874 endlich wurden zusammen 6,597,246 metr. Ctr., also im jährlichen Durchschnitt 1,319,449 metr. Ctr. dargestellt. Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge läßt sich sagen: die Erzeugung von Roheisen ist ohne Unterbrechung gestiegen und betrug 1878 nicht weniger denn 1,507,000 t; die Fabrikation der verschiedenen Sorten zeigt aber überall einen Rückgang, nur die Stahlfabrikation nahm bedeutend zu und zwar 1878 und 1879 von 3,129,210 auf 3,276,700 metr. Ctr. Gefördert wurde diese Seite der Eisenindustrie durch die Ersetzung der Eisenschiene durch die Stahlschiene; von dem obigen Betrage entfielen 1879 auf Bessemer- und Martinstahlschienen: 3,280,000 metr. Ctr. Ganz im Zusammenhang damit hat die Fabrikation von Stabeisen abgenommen. Die Produktion von Roheisen ging von 15,200,000 Ctr. 1878 auf 13,880,000 Ctr. 1879 zurück, die Fabrikation hat sich aber gehoben und davon wurden 1878: 1,240,000 Ctr. und 1879: 1,409,840 Ctr. fabriziert. Die Eisenindustrie Frankreichs ist also nach vorstehenden Zahlen in einem lebhaften Aufschwunge begriffen. Der Verlust des Beckens der Mosel wird mit Erfolg durch einen überaus intensiven und fruchtbaren Betrieb der Eisenwerke in anderen Gebietstheilen zu ersetzen gesucht.

Doch zurück nach Le Creusot! Die dort betriebenen Industrien sind in verschiedenen Entfernungen um die Stadt zerstreut und werden durch ein Netzwerk von Telegraphen und Eisenbahnen mit einander

verbunden. Die letzteren ihrerseits stehen mit der Lyoner Linie in Verbindung und sind nach dem Muster derselben gebaut: sie werden täglich von durchschnittlich 152 Zügen bedient, die aus 500 Wagen bestehen und von 15 Lokomotiven getrieben werden. Etwa 1,410,000 t kommen jährlich durch die Centralstation von Le Creusot, wovon die Hauptposten liefern: die Eisenminen von Change und Mazenay 300,000 t; die Kohlengrube 250,000 t; die Gebläseöfen 130,000 t; die Schmieden 110,000 t.

Le Creusot enthält an 2000 Häuser, die gut gebaut sind und in breiten, gesunden Straßen stehen. Die Zimmer gewähren jedem Einzelnen im Durchschnitt 1100 Kubikfuß Luft. Diese Bauten werden jetzt hauptsächlich durch Privatunternehmungsgeist auf ausgewähltem, durch die Firma gelieferten Grund errichtet. Die Herren Schneider haben ihren ursprünglichen Plan, für Arbeiterwohnungen selber zu sorgen, großentheils aufgegeben; dennoch aber erhalten fortwährend noch 700 Familien, die sich durch lange und treue Dienste empfohlen, Wohnungen zum halben Preis, und 700 Gärten werden fleißigen Bewerbern um einen blos nominellen Zins überlassen. Die Stadt ist gut gepflastert und reichlich mit Wasser versehen, auch vollständig mit Gas beleuchtet. Sie besitzt treffliche Einrichtungen, nämlich einen täglichen Markt, die zwei erwähnten Kirchen, Haupt- und Hülfsschulen, Abendklassen, eine Leihbibliothek, einen Fonds für unvorhergesehene Bedürfnisse, ein Hospital und eine Apotheke, eine mildthätige Gesellschaft, eine Depositen- und Ersparnißbank so wie einen Unterstützungsfonds, und alle diese Dinge verdanken ihr Dasein und ihre Organisation hauptsächlich der Freigebigkeit der Herren Schneider. Sechs Geistliche, zwei Aerzte, ein Sanitätsbeamter und acht Hebammen leisten den Stadtbewohnern unentgeltlich ihre Dienste, und letztere können sich ebenso frei in gesetzlichen und baulichen Dingen Raths erholen; auch erhalten sie Baumaterialien und Kohlen zu sehr vermindertem Preise. Die merkwürdigste Einrichtung in dieser blühenden Gemeinde sind aber vielleicht die Schulen. Gleich nach ihrer Ankunft im Lande machten es sich die Herren Schneider zu einer ihrer ersten Pflichten, für das sittliche und geistige Wohl der Bevölkerung zu sorgen, indem sie erkannten, daß dies die beste Vorbereitung für die wirthschaftlichen Interessen ihrer Werkstätten sei. Die Schulen, sowohl jene für Knaben als die für Mädchen, sind theils frei, theils mit Schuldgeldbeiträgen unterstützt. In der Centralschule ist die Erziehung der Knaben speciell und hat die Bestimmung, sie für die einzelnen Gewerbzweige tauglich zu machen. Demnach ist mit den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen der Primarschulen noch Zeichnen, beschreibende Geometrie, Maschinenlehre, Physik und Chemie verbunden. Die freien Schulen sind nicht zahlreich; Befreiung von der Zahlung des Schulgeldes wird nur in besonderen Fällen gewährt. Der Gebrauch weißen Brodes, Fleisches und Weins ist allgemein; Heirathen sind zahlreich; der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle ist ein viermal so hoher Bruchtheil der ganzen Bevölkerung als im übrigen Frankreich. Uneheliche Geburten kommen verhältnißmäßig wenige vor; von Trunksucht weiß man kaum etwas. Endlich giebt es in Le Creusot keinen Friedensrichter, keinen Gendarmen; der Polizeikommissär des Kantons, von zwei Agenten unterstützt, reicht zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt aus. Keine ähnliche Bevölkerung bietet ein Beispiel, das sich diesem zur Seite stellen ließe.

Le Creusot liegt am Fuße einer Hügelkette, welche als eine Abzweigung des Charolaisgebirges gelten kann, die in der Quellgegend der Bourbince allmählich in die rebengesegneten „Goldhügel“, die Côte d'or übergehen. Sie geben dem gleichnamigen Departement den Namen und streichen in fast nordsüdlicher Richtung vom Centralkanal bis zum Canal de Bourgogne, welcher Saône und Yonne verbindet. In der Gegend von Bligny-sur-Ouche, wo das der Saône zufließende Flüßchen Ouche entspringt, erreicht die Côte d'or ihre größte Höhe; im Mittel beträgt ihre Erhebung 450—500 m. Nach Südosten steil abfallend, erscheint sie von der Ebene des sich hier erweiternden Saônethales als ein Hügelzug von ziemlich bedeutender Höhe; ihre Abhänge sind hier reich mit Reben bekleidet, die eine der trefflichsten Weinsorten Europas geben und den Bergen den Namen der Goldhügel verschafft haben. Es ist der Hauptdistrikt des Burgunder Weinbaues. Hier liefern die Lagen Romanée Conti und Richebourg bei Vosne, Vougeot, Mont-Rachet bei Puligny, St. Georges bei Nuits, Corton bei Aloxe, das denkbar feinste Produkt; dann kommen Volnay, Pommard, Beaune, von welch letzterem das Sprüchwort sagt: Le vin de Beaune ne perd sa cause que par faute de comparer, Prémeau,



Couchey — Clos Vougeot — Das Hospital von Beaune — Das Schloß Gevrey — Die Kapelle von Pagny — Chatelet.

Chambole, Savigny, Meurfault mit ebenfalls ausgezeichneten, wenn auch lange nicht so theuren Weinen, wie die erstgenannten. In letzte Reihe, zum Hausgebrauch, stellen sich die von Gevray, Chassagne, Santenay, Morey u. s. w. Alle diese sind Rothweine mit Ausnahme des Mont-Rachet, des einzigen Weißweines ersten Ranges der Côte d'or. In den zweiten und dritten Rang treten die weißen Burgunder von Meursault, Rougeot und Blagny. Die Eigenthümlichkeiten der Gewächse von jedem einzelnen kleinen Weinberg — hier wegen der gemauerten Umfriedung „Clos" genannt — sind in dessen Umgebung und darüber hinaus genau bekannt und es wird darnach der Wein geschätzt. Der unverfälschte rothe Burgunder der guten Lager ist einer der edelsten Weine der Welt; von brillanter, tiefer Purpurfarbe, einem deliciösen, ganz unnachahmlichen Aroma, schmalzig, voll Körper, außerordentlich mild über die Zunge fließend, von köstlichem Wohlgeschmack, in kleinen Quantitäten dem Körper sehr zuträglich, sonst aber schwer, zu sehr ins Blut übergehend. Wäre dies Eine nicht, so müßte der edle Burgunder unbedingt der vollkommenste, der König aller Weine genannt werden.

Zur Zeit der Weinlese in diesem Theile Burgunds strömen dort viele Bauern von sehr entlegenen Orten zusammen, in der Erwartung, daß sie hohe Löhne erhalten würden. Und darin täuschen sie sich auch nicht. Der Begehr nach Arbeit in den Weinbergen ist so groß, daß einige Rebenbesitzer, denen es darum zu thun ist, ihre Ernte rasch einzuheimsen, bis zu fünf Franken täglich anbieten, wofür allerdings lange Stunden der Arbeit verlangt werden. Schon früh Morgens um drei Uhr wird man geweckt durch die nicht sehr harmonischen Trompetenstöße, die eine halbe Stunde lang fortgesetzt werden, bis sämmtliche Männer und Frauen, die sich mit dem Lesen beschäftigen und die meist auf Stroh in Scheunen und Nebengebäuden geschlafen haben, versammelt sind. Dann begeben sie sich, nachdem sie einen Trunk schwachen Weines zu sich genommen, anscheinend freudigen Muths an ihre Arbeit, denn die Straßen widerhallen von ihren Liedern, die meistentheils auf die Weinlese Bezug haben. Hier eine Strophe aus einem häufig gesungenen Liede, die auch bedeutungsvoll ist für theilweise unruhige Nächte:

Nous allons en vendange
Pour gagner des sous,
Coucher sur la paille,
Ramasser des pious (Flöhe).

Vor der großen französischen Revolution beobachtete man in Beaune in Bezug auf die Weinlese mancherlei Feierlichkeiten. Die wichtigste war die, welche man le ban, den Bann, d. h. die öffentliche Ausrufung nannte. Dieser „Bann" gab dem Bürgermeister der Stadt die Vollmacht, die Weinlese eröffnen zu lassen, wann er es für geeignet hielt. Auch durfte die Lese in keinem Weinberg ohne seine Erlaubniß vorgenommen werden. Nachdem er sich von sachverständigen und zuverlässigen Personen in Betreff des Zustandes der Trauben Kunde verschafft, begab er sich, wenn dieselben erklärt hatten, daß sich die Trauben in einem Weinberge zur Lese eigneten, unmittelbar vor Tagesanbruch, begleitet von den Behörden, auf den öffentlichen Platz. Dort machte er dann, nachdem der Trompeter das Zeichen gegeben, bei Fackellicht bekannt, in welchen Weinbergen man herbsten dürfe, und jeder seine Befehle verletzende Rebenbesitzer wurde mit schwerer Geldbuße belegt. Der Verkauf von Trauben so wie die „Grappillage" oder das Nachleserecht wurde verboten bis nach Verfluß von vierzehn Tagen nach der Lese. Mit allen diesen Beschränkungen ist es heute längst zu Ende; die Trompeten, welche die Winzer zu ihrer täglichen Arbeit rufen, sind das einzige Ueberbleibsel des „Banns". Allein die landwirthschaftliche Gesellschaft in Beaune erfüllt einigermaßen die Zwecke jener alten Einrichtung; denn erst wenn der Rath der Gesellschaft, nach persönlichem Augenschein, erklärt, daß die Trauben vollkommen reif sind, beginnt die Lese. Der Zweck dieser Ueberwachung ist die Aufrechterhaltung des hohen Charakters der Burgunder Weine, die sonst Gefahr liefen, ihre Berühmtheit durch eine vorzeitige Lese zu verlieren.

Um die Mittagsstunde kommen die Weinleser aus den Rebenbeständen heraus und sammeln sich gruppenweise im Schatten reicher Walnußbäume, welche die Rebberge im Departement der Goldküste umsäumen. Hier nehmen sie an einem frugalen Mahle theil. Sie essen kein Fleisch; ihre Mahlzeit besteht aus ziemlich schwarzem Brode, Käse, Salat und leichtem Wein, so wie einer unbeschränkten Menge Trauben, von welchen viele derselben eine ungeheure Masse verzehren. Bei diesem Mahle gedeihen sie und sind, mit wenigen Ausnahmen, kräftig und wohlgestaltet.

Etwa 24 km von Beaune liegt das berühmte Clos de Vougeot. Man kann es nicht verfehlen, denn über dem Thorweg, welcher in den Weinberg führt, ist in großen Buchstaben der Name angeschrieben. Der Anblick des „Clos“ ist prachtvoll. Kein Unkraut ist unter den wohl zugestutzten, buschigen Reben sichtbar, die an vielen Stellen ihre Frucht ganz herniederhängen lassen. Wenn Burgund in höherem Grade als irgend ein anderes Land Weine hervorbringt, welche sich durch ihre schöne Farbe, ihren vollendeten Wohlgeruch und ihre Aroma auszeichnen, so erzeugt das Departement der Côte d'or den Fürsten der Burgunder Weine. Kein Wunder also, daß die Könige von Frankreich nach dem Besitz dieses reichen Gebietes lüstern waren. Clos de Vougeot ist von den berühmten Weinbergen von Nuits, Romanée und St. Georges umgeben, allein Clos gleicht inmitten dieser Juwelen einem Diamant vom reinsten Wasser. Clos de Vougeot gehörte ursprünglich den Mönchen der berühmten, nicht sehr ferne gelegenen Abtei Citeaux, welche dem durch den Beitritt des h. Bernhard emporgehobenen Cisterzienserorden den Namen gab. Die Mönche verwandelten das Clos in einen Weinberg und sparten keine Mühe, um den Anbau desselben zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Es gelang ihnen über alle Erwartungen, und in ihren Händen wurde Clos de Vougeot der berühmteste Weinberg Burgunds. Es giebt wenig schwierigere landwirthschaftliche Phänomene als der Wein. Hier, wie in fast allen Weinländern, ist es ein kleiner Bezirk (denn Clos de Vougeot umfaßt nur etwa 46—47 ha), der aus leichtem rothem Lehmgrunde besteht, gemischt mit Kalksteintrümmern so wie einer Menge Muscheln, und der dem Anschein nach dem Boden der benachbarten Weinberge ähnlich ist. Dennoch aber erzeugt der letztere nie einen Wein, welcher an Vortrefflichkeit dem von Vougeot gleichkommt. Die Reben im oberen Theile des Weinberges, welche auf einem sehr trockenen Grunde wachsen, liefern den besten Wein. Diejenigen auf dem Thonboden geben den gewöhnlichen „Landwein“. Als die Revolution die Mönche störte, und sie aus ihrem schönen Kloster im Clos vertrieb, ging der Weinberg in den Besitz des Bankiers Ouvrard über. Er legte den Garten in der Nähe des ehemaligen Klosters an. Ouvrard besaß, was man nicht vergessen möge, eine Leidenschaft für Gärten, und ihm verdankte die bezaubernde Madame Tallien, später seine Frau, den lieblichsten Garten, welchen Paris in der damaligen Zeit hatte. Später ging Clos de Vougeot in verschiedene Hände über. Man schätzt seinen Werth auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Franken.

Der Weinsegen der Côte d'or-Gebirge erstreckt sich hauptsächlich auf deren östlichen Abhang. Gegen Westen fallen sie sanft nach dem Arroux hin ab, welcher Fluß sie von den Bergen des Morvan im Nivernais scheidet und verflachen sich südlich von dem Oertchen Montcenis bei Le Creusot in das niedrige Hügelland am Canal du Centre. In den höchsten Partien des Gebirges, also in der Gegend von Bligny, zweigt sich westwärts ein Seitenast ab, der zwischen den Quellen der Ouche und des Arroux die Verbindung der Côte d'or einerseits mit dem Morvan, andererseits aber in seinem nördlichen Fortzuge mit den Juraketten des Plateau von Langres herstellt, dessen höchster Punkt, die Cime de Montaigu (497 m), an der Nordgrenze des Goldhügeldepartements sich erhebt. Der gedachte verbindende Gebirgszug, von den Quellen der Yonne angefangen bis zu jenen der Seine, ist vorwiegend ein Kalkrücken. Vom Mont Moresol (517 m) an steigt das Gebirge allmählich über Sombernon zu dem 608 m hohen Mont Tasselot an den Quellen der Seine und des Ignon empor. Die Quellen der Seine liegen in den Wäldern von Saint-Seine im Departement der Côte d'or und bereits in den Jahren 1763 bis 1822 entdeckte man römische Antikaglien in der Gegend dieser Quellen. Weitere Funde lieferten den Nachweis, daß hier einst ein römischer Tempel, der Göttin Sequana gewidmet, gestanden habe. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde der Tempel der Seinequellen gegen Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung errichtet und gegen Ende des vierten Jahrhunderts zerstört, in welch letzte Epoche die allgemeine Zerstörung der heidnischen Tempel durch die Christen in dieser Gegend zu setzen ist. Die Hauptstadt von Frankreich verdankt der Entdeckung dieses Tempels eine interessante Seite ihres Geschichtsbuches, da die Seine die Ursache ihres Reichthums und ihrer Schönheit ist. Gleich bei dem Anfange der Nachgrabungen entstand der Gedanke, daß ein Monument an der bedeutungsvollen Stelle den Quellen der Seine errichtet werde, welches zugleich den Wohlstand der Gegend heben könnte. Der Gedanke ward 1867



Dijon.

durch die Stadt Paris und den Generalrath des Departements verwirklicht. Mitten in dem Thale, wo der Seinebach seinen vielfach gewundenen Lauf beginnt, erhebt sich jetzt eine Grotte, erbaut von Felsstücken, die in der Nähe gewonnen wurden, und in ihrem vorne offenen Innern zeigt sich ruhend die Nymphe der Seine, von dem Meißel des ausgezeichneten Künstlers Jouffroy aus Stein gearbeitet. Es ist ein wunderschönes jugendliches Frauenbild, zwar gewandlos, aber doch decent. In der Linken hält es die umgestürzte symbolische Urne, aus welcher die vereinten Quellen der Seine ausfließen. Die Rechte umfaßt straußartiges Gebinde von Früchten aller Art, welche in üppigster Fülle herabhängen. In der Grotte entspringen die Flußwasser, welche sich in einem vor ihr ausbreitenden seeartigen Becken sammeln und daraus ihren Lauf durch einen großen Theil von Frankreich bis zum Meere fortsetzen. Die Stelle macht einen sehr vortheilhaften Eindruck, das Bächlein fließt durch die herrlichen Wiesen des engen Thales, welches von dem prachtvollen Grün des dichten,



Die Quelle der Seine bei Saint-Seine.

hochstämmigen Waldes umgeben erscheint. Völlige Ruhe beherrscht diesen Fleck, die Seele wird in feierliche Stimmung versetzt, wozu die würdige Einfachheit des schönen plastischen Denkmals wesentlich beiträgt.

Mit tief abfallenden Thälern erhebt sich der Gebirgsstock des Tasselot aus den flachen Gegenden zu beiden Seiten der oberen Seine. Seine östlichen Ausläufer senken sich ziemlich schroff und bewaldet an die Ouche und die Nebenthäler der zur Saône fließenden Tille hinab. Dort wo die Ouche mit dem Suzon sich vereinigt und am Canal de Bourgogne, erhebt sich in fruchtbarer, von grünen Hügeln umrandeter Ebene, 245 m über dem Meere, das Chefslieu des Departements, die Stadt Dijon mit 56,000 Einwohnern, älter als die Römerherrschaft; Kaiser Marc Aurel umgab sie mit Mauern und 33 Thürmen. Heute macht der erste Anblick von Dijon den Eindruck, als hätte man eine schöne Departementsstadt, Sitz einer Präfektur, vor sich — und nicht, wie man es doch erwartet, eine alte burgundische Stadt, welche einst die Residenz des mächtigsten Vasallen Frankreichs war. Seit der Revolution sind seine alten Wälle zum Theil zerstört, zum Theil

umgestaltet worden, manche seiner Thürme wurden abgetragen, und diese und andere Veränderungen neueren Datums haben seiner Originalität einigermaßen Eintrag gethan. So wie es jetzt ist, bietet Dijon immerhin noch einen stolzen Anblick und gilt mit Recht für eine der hübschesten Städte der Provinz. Es verdankt seinen eleganten und zugleich monumentalen Charakter den schönen Quartieren, wo sich die Paläste der alten Magistratur befinden, seinen Denkmälern aus der Zeit der Renaissance, seinen reizenden Promenaden, seinen saubern, breiten und hellen Straßen. Endlich tragen seine Schulen, seine wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen, seine kostbaren Archive und die von seinen großen Männern hinterlassenen Erinnerungen wesentlich dazu bei, Dijon für den Besucher höchst interessant zu machen. In der neuen Stadt erregen die breiten Straßen, die herrlich sprudelnden Brunnen, ein wahrer Luxus Dijons, und die prächtigen Viertel unsere Bewunderung. Die Straße „Vannerie“ und die Rue de la Préfecture sehen besonders großartig aus mit



Die Gräber der Herzoge von Burgund in Dijon.

ihren im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erbauten Palästen. Im Durchschlendern der Stadt bemerken wir das Geburtshaus Bossuets, das Hotel des Präsidenten de Brosses, die Wohnung Crébillons, das Haus der Familie Buffon, in der Straße gleichen Namens gelegen u. s. w. Im Mittelpunkte der Stadt erhebt sich auf dem schönen, halbkreisförmig gebauten Waffenplatz der Palast der Herzoge von Burgund, auch „das Logis des Königs“ oder Palais des Etats (Ständehaus) genannt. Heutzutage dient es als Rathhaus und zugleich als Museum. Der Palast wurde im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert umgebaut; von dem alten Herzogspalast, der aus dem zehnten Jahrhundert oder selbst aus noch früherer Zeit datirte, blieb nichts übrig als der prächtige Thurm Tour de la Terrasse, von Philipp dem Guten vollendet, und der Thurm von Brancion, seit der Gefangenschaft René's d'Anjou, Herzogs von Bar, auch Tour de Bar genannt, der große Saal der Garden auf der Nordseite, die Küchen und die gewölbten Säle im Erdgeschoß. In dem hübschen Saal der Garden fesselt das kolossale Kamin sofort unsern Blick. Die berühmten Grabmäler der burgundischen

Herzoge Philipp's des Muthigen und Johanns ohne Furcht nehmen durch den Reichthum ihrer Skulpturen die Aufmerksamkeit in Anspruch; dann ebenfalls im gleichen Saale die Altarblätter oder tragbaren Kapellen der Herzoge von Burgund. Der neue Theil des Gebäudes, auf dem Platze der gänzlich zerstörten heiligen Kapelle erbaut, enthält das naturhistorische und archäologische Museum nebst der Kunstschule. Unter den übrigen Gebäuden Dijons sind mehrere Kirchen, wie der Dom St. Benigne, die Kirchen von Notre-Dame, St. Michel und St. Etienne erwähnenswerth. An dem rechten Eckthürmchen der Façade von Notre-Dame ist eine mechanische Uhr, die sogenannte Horloge de Jacquemart, angebracht, welche als eine der Sehenswürdigkeiten Dijons gilt. Die Stadtbewohner hängen ungemein an ihrem Jacquemart; dieser wahrscheinlich Jacques Marc genannte vlämische Mechaniker, dessen Kunstwerk aus Courtray durch Philipp den Kühnen als Trophäe nach Dijon gebracht ward, ist ihnen eine Art Palladium und die einheimischen Dichter feierten ihn in ihren Versen. Changenet, ein dichtender Winzer vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßte ihm zu Ehren das Poem: „Mairiage de Jacquemart“, worin er singt:

Jaquemart de rien ne s'estonne;
Le froi de l'Ivar, de l'automne,
Le chau de l'étai, du printam,
Ne l'on su randre mancontan.
Qu'ai pleuve, qu'ai no, qu'ai grôle,
El é sai tête dans sé caulé;
Ai ne veu pas sôti de la.

Im Nordwesten von Dijon erhebt sich die Citadelle, das „Schloß“, dessen Festungswerke in Ruinen zerfallen. Sein Bau wurde von Ludwig XI. begonnen und von Ludwig XII. vollendet. Seit der Zeit der Fronde diente es als Staatsgefängniß. In den öffentlichen Promenaden ist volle Gelegenheit zur Erholung geboten. Ein prachtvoller „Cours“ mit vier Reihen von Bäumen führt zum „Park“, dem schönsten in Frankreich außerhalb Paris; der Plan wurde von Le Nôtre entworfen und die Ausführung desselben von dem großen Condé, damaligen Gouverneur von Burgund, begonnen. Nahe beim Bahnhof zieht sich längs der Promenade de l'Arquebuse mit ihren kolossalen, vierhundert Jahre alten Pappeln der Jardin des plantes hin; die Aussicht auf die Stadt und ihre von der Ouche bespülten Umgebungen ist besonders lieblich.

Weitere Ausflüge bieten manches Interessante. So am Eingange der Stadt Fontaine-les-Dijon, wo Sanct Bernhard geboren wurde. Von hier aus kann man prächtig die Umgebung Dijons durchstreifen. Dann ist die Besteigung des zwei Stunden entfernten Mont Affrique sehr lohnend. Sein Gipfel erhebt sich über den Motte-Giron und gewährt eine herrliche Fernsicht über die ganze Côte d'or, über einen großen Theil der Franche-Comté und bis hinüber zu den fernen Ketten des Jura, über welchen an hellen Tagen die weiße Spitze des Montblanc auftaucht.

Liegt südlich von Dijon und dem Canal de Bourgogne das Land des Weines, für welchen die burgundische Hauptstadt den Centralmarktplatz bildet, so erstreckt sich gegen Norden hin, wo ein Theil des Plateau von Langres liegt, das Land des Eisens, welches hier neben Steinkohle in ergiebiger Menge abgebaut wird. In den Thälern gewinnt man viel Getreide; auch ausgezeichnete Weiden sind vorhanden und die Wälder bedecken ein Viertel der Landesfläche. Während den Osten und Südosten des Departements die Landschaften des Dijonnais, des Beaunois (les Chaumes) und des Auxonnais einnehmen — der Hauptort des letzteren ist das kleine Städtchen Auxonne an der Saône — zerfällt der Norden und Nordwesten in die zu Unterburgund gehörenden Gebiete des Auxois und des Pays de la Montagne. Die ehemalige Hauptstadt des Auxois ist die Stadt Semur-en Auxois, das alte Castrum Sinemurum der Römer, trotzig auf einem Granitfelsen am Armançon und in 422 m Meereshöhe erbaut. Semurs Hauptmerkwürdigkeit nebst seinem Schloß und seiner alten gethürmten Mauer ist die schöne gothische Notre-Dame Kirche, welche im elften Jahrhundert gegründet, im dreizehnten wieder aufgebaut wurde und mit schönen Skulpturen verziert ist. Nördlich davon

liegt an der Brenne und dem Kanal von Burgund das pittoreske Städtchen Montbard, das sehr viel Industrie treibt, hauptsächlich aber bekannt ist als Geburtsort zweier Männer, deren Namen von einander nicht zu trennen sind, der großen Naturforscher George Louis Leclerc, Graf von Buffon und Ludwig Johann Maria Daubenton, von welchen der erstere hier ein wohlverdientes Denkmal besitzt. Unweit von Semur und Montbard, 14 km nordnordöstlich von ersterem liegt das Dorf Bussy-le-Grand, wo der napoleonische Marschall Junot, Herzog von Abrantes, das Licht der Welt erblickte und sich ein wegen der darin enthaltenen mittelalterlichen Porträtsammlung des Grafen Roger de Bussy-Rabutin berühmtes Schloß befindet. In der Architektur desselben lassen sich drei bestimmte Epochen unterscheiden: die Façade des Schloßhofes ist im Style Ludwigs XIV. gehalten und stammt aus dem Jahre 1649; die beiden Galerien mit ihren hübschen Friesen sind aus der Zeit Heinrichs II. und die vier Eckthürme reichen wohl noch weiter zurück.



Semur.

Die Valley oder das Pays de la Montagne umfaßt die kleineren Landschaften des Chatillonnais, des Barrois bourguignon, Mémontais und Duesmois, zählt aber blos eine einzige bemerkenswerthe Stadt, das schöne in 232 m Meereshöhe gelegene Chatillon-sur-Seine, mit etwa 5000 Einwohnern, sonst eine starke Festung und ehemalige Residenz der burgundischen Herzoge; von den ehemaligen Stadtmauern sind noch ansehnliche Reste sichtbar. Chatillon-sur-Seine ist die Vaterstadt des Marschalls Marmont, Herzog von Ragusa, und besitzt ein interessantes gallo-römisches Museum. Die gewerbthätigen Einwohner beschäftigen Hohöfen und Eisenhämmer, Papier- und Mehlmühlen, Gerbereien und Wachsbleichereien.

Der Charakter der Menschen in allen diesen Gebieten ist derselbe wie derjenige der übrigen Burgunder, nur in Dijon zeigt sich noch hervorstechender der ihnen allen gemeinsame Hang zur Satyre. Man findet da die bereitwillige Gastfreundschaft, die natürliche Offenheit, die einnehmende Gemüthsart, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit wieder, welche die Bevölkerung schon unter der Regierung seiner Herzoge charakterisirte.

Daneben besitzt sie ein munteres, witziges Wesen und eine etwas kaustische Gutmüthigkeit, trotz des nachlässigen Sprechens und des schleppenden singenden Accents. Ein eingeborner Dichter, La Monnoye, kennzeichnet im Patois trefflich diese Neigung zum Spott:

J'y meitton queique chôse qui pique,
Ein grain de sai per iqui, per ilai;
Vo saivé que le prôvarbe antique,
Palan de no, dit: Borgignon salai.

In deutscher Wiedergabe etwa:

Etwas Pikantes da und dort,
Ein Körnchen Salz — was Wunder!
Sagt doch von uns ein altes Wort
„Gesalzene Burgunder!"

Davon legen ganz besonders die sehr eigenthümlichen „Noëls" Zeugniß ab. Bei aller Naivetät des Ausdrucks verrathen diese seltsamen Volksgesänge eine Kausticität der Satyre und Ungebundenheit der Denk-



Montbard.

weise, durch welche sie als merkwürdige Reste des alten „Esprit gaulois" erscheinen. Diese Noëls, barocke Weihnachtslieder mit vielleicht frommem Sinn, aber fast stets sehr weltlichem Gewande sprechen wohl für eine gewisse, dem Geburtstage des Heilands gezollte Verehrung, aber für eine Verehrung anderer Art vielleicht als jene, welche die Kirche gutheißt. In Burgund werden alle Festtage gefeiert; der Burgunder braucht Feste, und Weihnachten ist für ihn das Fest der Feste. Bei jeder Festtagsfeier erfreut sich der Burgunder, erlustigt er sich und, da der Gesang wesentlich zur Belustigung beiträgt, der Burgunder auch nicht gerade geistlos ist, hat er für alle seine Festtage, für alle seine Ergötzungen Lieder gemacht. Sind es weltliche Feste, so stimmt er auch weltliche Gesänge an; da er aber jedes Ding seinem Zwecke angepaßt haben will, so hat er auch geistliche Lieder gedichtet für die Tage, auf welche hohe Kirchenfeste fallen. Um sich nun einen möglichst genauen Begriff von der Tragweite und Wichtigkeit dieser Volkshymnen zu machen, giebt es nur ein Mittel, nämlich die Oertlichkeiten ins Auge zu fassen, wo sie abgesungen werden. Man bildet sich vielleicht ein, daß

die Kirchenschiffe von den Lauten dieser naiven Strophen widerhallen? Schwerer Irrthum, dessen wir uns entschlagen müssen! Diese Noëls werden nicht in den Kirchen, nicht in den Prozessionen, ja nicht einmal in den frommen Versammlungen vorgetragen, sondern zu Hause und in den Schankstuben, in der Ecke des Ofens oder Kamins, hauptsächlich unter dem weiten Mantel der bäuerlichen Feuerherde, in immer zahlreichen Gruppen der Familie, Nachbarn und Freunde und stets in Begleitung von Kastanien, Weißwein, Schinken, Wurst und Rostfleisch. Nun stelle man sich ein wenig die Art Andacht der meisten Noël-Sänger vor!

Alljährlich beim Nahen des Advents thaut das Gedächtsniß auf, entrostet sich die Kehle und des Abends probirt man jene Verse, deren unabänderliches und ewiges Thema die Ankunft des Messias ist. Aus alten Schränken holt man die Broschüren, die kleinen staubigen und schmierigen Büchelchen hervor, in welchen gedruckt, oft auch nur geschrieben, jene Lieder gesammelt sind und sobald der erste Adventsonntag angebrochen,



Schloß Bussy.

kommen die Nachbarn zusammen, wachen zusammen, bald bei dem einen bald bei dem andern, einander ablösend in der Beistellung der Kastanien und des Weißweins, stets aber alle gleichzeitig das groteske Lob des Jesukindleins singend. Es giebt wenige Dörfer, wo man um jene Zeit, alle Abende des Advents, nicht einige jener merkwürdigen Lieder beim Klange des Dudelsacks oder der Bockpfeife in den Straßen absingen vernähme. Der Spielmann kommt dann wie eine Verstärkung zu den Sängern am Ofenwinkel, er bringt seinen Freudenantheil, den er mit der Lustbarkeit, welche vor dem Heerde sich breit macht, vereinigt, und wenn die Stimmen einmal erschallen, ist jede Stimme mehr hoch willkommen. Bis zum Weihnachtsabend ist dies im Allgemeinen der Verlauf bei unseren frommen Sängern, von einigen Liter Wein und ein paar hundert Kastanien mehr oder weniger abgesehen. An jenem denkwürdigen Abende aber schlägt man einen anderen Ton an. Für diesen Schlußabend heischt man Besonderes. Die Leute beginnen damit, daß sie bei einbrechender Nacht Toilette machen; endlich schlägt die Stunde des Abendessens und nun vereinigt man sich so zahlreich

als möglich, um gemeinschaftlich den Festimbiß einzunehmen. Nach beendetem Mahle versammelt man sich um den Feuerheerd, welcher diesmal auf besondere Art hergerichtet ist und bei vorgerückterer Nachtstunde der Gegenstand außergewöhnlicher Aufmerksamkeit seitens der Kinder werden wird. Auf die glühenden Feuerbrände hat man ein ungeheures Holzscheit gelegt, welches man an diesem Weihnachtsabend „suche" nennt (statt bûche, wie es sonst im Französischen heißt). „Gebet acht", sagt man den Kindern, „wenn ihr heute Abend recht artig seid, so wird Weihnachten euch in der Nacht Zuckerplätzchen bringen!" Und die Kinder verfehlen nicht, recht brav zu sein, sich so ruhig zu verhalten, als ihr kleines ungestümes Naturell erlaubt. Die Gruppen der Erwachsenen, oft lange nicht so vernünftig wie die Kinder, benützen diese guten Augenblicke, um sich aus vollem Halse dem Sangeskult der wunderbaren Weihnachten zu widmen. Für diese letzte Feier hat man die mächtigsten, enthusiastischsten Strophen aufgespart. „Noël! (Noei!) Noël, Noël, dieses Zauberwort ertönt von allen



Châtillon-sur-Seine.

Seiten und in allen Tonarten. Unter den tausend verschiedenen Lobgesängen, die heute erschallen, beginnen und endigen neunhundertneunundneunzig mit dem Worte, welches so zu sagen deren Alpha und Omega, deren Krone und Schemel ist.

Dieses letzte Mal verlängert sich der Abend. Anstatt sich um zehn oder elf Uhr zurückzuziehen, wie es an den vorhergehenden Abenden geschieht, erwartet man diesmal den Schlag Mitternacht; dies sagt deutlich genug, wozu man sich rüstet: seit zehn Minuten oder einer Viertelstunde rufen die Glocken in dreifachem Getöne die Gläubigen zur Kirche und jeder, versehen mit einer kleinen buntgestreiften Kerze (chandelle de Noël) folgt durch die belebten Straßen, worin die Laternen gleich Irrwischen tanzen, dem ungeduldigen Rufe des dringenden Geläutes. Nun ist man in der Mitternachtsmesse, in der Mette, welcher man mit mehr oder weniger Andacht beiwohnt. Dann aber begiebt man sich lärmend und hastig, aber stets in zahlreichen Gruppen auf den Heimweg, wobei man gewöhnlich singt:

Voisin, c'est fait.
Les trois messes sont dites;
Deux heures ont sonné,
Le boudin a hâte,
L'andouille est prête, allons déjeuner.
Si la loi Judaïque
Défend le lard, comme hérétique
Ce n'est pas de même en Chrétienté. Noël!

Zu Hause angekommen begrüßt man die „Suche" und setzt sich zu Tische und nimmt unter verdoppelten Gesängen jenes so heiß erwartete, so gefeierte, so fröhliche und lärmende Mahl ein, welches, man weiß nicht recht warum, „Rôssignon" d. h. Schmauserei genannt worden ist. Es kommt wohl vom burgundischen rôssignôlai (rossignoler), melodisch singen, weil gerade beim Schmause dieses Namens die Noëls gesungen werden. Der früher bei einbrechender Nacht verzehrte Abendimbiß hindert natürlich nicht, in dieser Morgenstunde wieder bei Appetit zu sein, besonders wenn der Besuch der Metten die frommen Esser durch einige Stöße des schneidenden Nordwindes aufgestachelt hat. „Rössignon" nimmt also seinen Fortgang oft bis ziemlich tief in die Nacht hinein. Endlich aber werden die Kehlen allmählich heiser, die Mägen füllen sich, die Suche verglimmt und die Stunde rückt heran, wo jeder, wie es eben geht, in seine Wohnung und sein Bett schlüpft, nicht ohne gemeiniglich ein tüchtiges Halsweh oder eine gründliche Indigestion für den nächsten Morgen sich zugelegt zu haben. Versorglich steckt man noch in die Holz- oder Lederschuhe der Kinder die Zuckerplätzchen, welche beim Erwachen die willkommenen Früchte der Weihnachts-Suche sein werden. Dies der beiläufige Verlauf der Weihnachtsfeier in Burgund.

Solange die Herzen vom Glauben erfüllt waren, blieben auch die Noëls fromme Gesänge, deren Inhalt einzig der Heiland war. Nach und nach aber trat die Huldigung des Irdischen an die Stelle der Anbetung des Himmlischen, und da wurden nun die Noëls, immer unter Beibehalt ihrer ursprünglichen Form, zum Theil Gebete um irdische Bedürfnisse, Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse und Menschen; giebt es doch sogar politische Noëls! Einige sind bis auf die fehlende Form völlige Lieder, voll Actualität, Satyre, Frohsinn und hinreißender Heiterkeit in einer frömmelnden und weihevollen Hülle. Der Anachronismus bildet dann das Possirliche daran. In einem dieser Noëls, das irgend einen städtischen Rhapsoden zum Verfasser hat, begeben sich alle Bewohner der Stadt und der benachbarten Ortschaften in Menge zur Krippe des Erlösers. Eine auf gut Glück herausgegriffene Strophe lautet:

Messire Jean Gillot,
Curé de Saint-Denis,
Apportâ plein un pot
Du vin de son logis.
Prêtres et écoliers
Toute cette nuitée
Se sont pris à danser, à sauter,
Ut, ré, mi, fa, sol, là, là, là!
A gorge déployée.

Daraus möge man beurtheilen, welche Frömmigkeit dieser fröhlichen Pilgerschaar als Leitstern dient. So findet man in gar vielen Noëls eine Naivetät, welche stark an Cynismus oder wenigstens an muntere Heiterkeit streift. Häufig sind Travestirungen der Bibel im Geschmacke der Passionsspiele und ausgelassene Scherze über die „Conception" oder den „bon homme Josèphe":

Qui d'une mine ébahie
Se gratta le front.

Die Burgundischen Noëls gehen auch noch weiter und schikaniren selbst den lieben Gott, weil die Welt trotz der Erlösung noch so schlecht sei:

Il semble à le voir si mal-sage,
Que vous n'y soyez venu jamais.
Vous y reviendriez bien cent fois
Sans gagner davantage.

Im Allgemeinen gilt jedoch von den Noëls, was La Monnoye, ihr Hauptverfasser, zu seiner Entschuldigung sagt:

Mes vers sont badins,
Toutefois ce n'est qu' à bonne fin;
En riant j'y lave aux gens la tête.

Das Departement der Yonne, das letzte derer, die wir in diesem Abschnitte zu betrachten haben, greift schon über die einstigen Grenzen von Burgund hinaus, denn zu letzterer Provinz gehörten blos die Landschaften Avallonnais und Auxerrois. Vom Sénonais, Tonnerois und der Puisaye, welche heute weitere Bestandtheile des Yonnedepartements sind, zählten die beiden ersteren zur Champagne, die letztere aber zum Orléanais. Seinen Namen hat das Departement von der Yonne, die, in den Morvangebirgen entspringend, dasselbe von Süd nach Nord durchfließt und bei Montereau in die Seine sich ergießt. In die südlichsten Theile des Departements erstrecken sich die Ausläufer des Morvan, in welchem der Serein und die Cure, rechtsseitige Zuflüsse der Yonne, ihren Ursprung nehmen. An der Cure und auf einem der letzten Vorsprünge des Morvan liegt das Dörfchen Chastellux mit einem bemerkenswerthen Schlosse, welches in der Geschichte des Landes eine hervorragende Rolle gespielt hat und in ein hohes



Schloß Chastellux.

Alterthum zurückreicht. Nur 14 km nördlich davon treffen wir an den steilen Ufern des Cousin, welcher in die Cure mündet, in 263 m Meereshöhe die hübsche kleine Stadt Avallon, in deren Nähe, bei Arcy-sur-Cure, herrliche Tropfsteinhöhlen vorhanden sind. Dieses Gebiet hat noch ganz die Natur des rauhen Morvan mit seinen unfruchtbaren Heiden, die man hier pâtures nennt. Auch die Wälder nehmen einen großen Theil des Bodens ein, der dann weiterhin gegen Norden und Nordwesten Hafer und Gerste nach Bedarf hervorbringt.

Der Hauptreichthum des übrigens weit weniger als die Côte d'or bevölkerten Yonnedepartements ist indes wie in jener der Weinbau. Ja es wächst hier in Niederburgund noch bedeutend mehr, etwa doppelt so viel Wein wie in der Côte d'or, doch stehen nur wenige seiner Haupterzeugnisse im höchsten Range, und selbst diese müssen sich den Hochgewächsen der Côte d'or in Feinheit und Vollkommenheit unterordnen. Es gehören dazu von Rothweinen die Gewächse von Dannemoine, von Tonnerre und Auxerre. Die genannten edlen,

feinen und zarten Weine mit Würze und Blume, namentlich auch viel Farbe, sind zwar die ersten ihres Gebietes, stellen sich aber nur in die zweite Klasse der allgemeinen Rangordnung. Im Mittelalter galten die Weine von Auxerre als die edelsten Frankreichs. Vin d'Auxerre est la boisson des rois, sagte man unter Ludwig XI., und „der Wein von Auxerre ist so edel, daß er kein Wasser verträgt"; mit Buveur d'Auxerre bezeichnete man eine besonders feine Zunge. In den dritten Rang treten der Clairion und der Bovie von Auxerre, der feine Pertuys-Batteaux und der farbige, körperreiche Beauvais von Tonnerre, der zarte Palotte von Irancy, die Marguérites, Craies und Lorraines aus dem Armançonthale zwischen Epineuil und Dannemoine, endlich der Monsieur aus dem Franc-Pineau bei Coulange-la-vineuse. Von Weißweinen stehen der Baumorillon von Jaunay, die Griſées von Epineuil und die Weine um Chablis am Serein östlich von Auxerre obenan. Letztere sind bekannt, weil sie ihr durchsichtiges Weiß behalten, sie besitzen Geist, ohne stark



Avallon.

zu berauschen, Körper, Feinheit und einen angenehmen Geruch. Zahlreich ist die Verwendung der weißen Niederburgunder Weine zu moussirenden Sorten. Viele von ihnen zeichnen sich ohnedies dadurch aus, daß sie während des ersten Jahres die „Moustille" besitzen, während derer sie höchst angenehm sind, aber leicht berauschen.

Das inmitten der besten Weinlagen Niederburgunds in reizender, fruchtbarer Gegend, auf einem Hügel gebettete Auxerre an der Yonne ist das Chefliеu des Departements, zugleich eine alte, schon zur Römerzeit blühende Stadt, die gegenwärtig 14,000 Einwohner zählt und hauptsächlich Holz- und Weinhandel treibt. Auch Leder- und chemische Fabriken so wie eine wichtige Bötticherei sind hier vorhanden. Die Stadt, altmodisch und regelmäßig gebaut, besitzt als Hauptsehenswürdigkeiten mehrere Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale mit Glasmalereien. Geschichtlich noch wichtiger als dieses alte Autesiodorum ist die gleichfalls an der Yonne und am Fuße des zwischen Yonne und Seine streichenden Höhenzuges, der Forêt d'Othe, gelegene



Auxerre.

Stadt Sens, welche auch an Kopfzahl mit Auxerre wetteifert. Es ist dies das alte römische Agedincum, die Hauptstadt der Senonen, in der späteren Kaiserzeit Hauptstadt der Provinz Lugdunensis quarta, aus welcher Epoche das heutige Sens noch viele römische Ueberreste aufzuweisen hat. Im Mittelalter wurde es der Hauptort der Grafschaft Sénonais in der Champagne und stark befestigt. Seit dem dritten Jahrhundert war es Sitz eines Bischofs, später eines Erzbischofes, welcher seit Theodosius dem Großen den Titel „Primas von Gallien und Germanien“ führte. Hier fanden auch mehrere Concile statt. Die ungemein gewerbreiche Stadt mit vielen Fabriken in Baumwolle, Wolle, Seide, Leinwand, Knöpfen, Messern, Lichten, Zündhölzchen, stählernen Agraffen und Schnallen, Schuhwaaren u. dgl., mit Branntweinbrennereien, Gerbereien, Mühlen, lebhaftem Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Essig, Hanf, Wolle, Holz und Leder, besitzt eine schöne frühgothische, nach St. Stephan benannte Kathedrale mit drei an Skulpturen reichen Thüren und zwei Thürmen an der Façade. Sie ward 972 gegründet, dann neu aufgebaut unter Ludwig VII. und Philipp August und birgt in ihrem Innern das Mausoleum des „Dauphin“, des Vaters Ludwigs XVI.



Sens.

Nivernais und Bourbonnais.

Die südlich und westlich an Burgund grenzende Grafschaft Nivernais nebst dem Herzogthume Bourbon bildet heutzutage die beiden Departements der Nièvre und des Allier. Ersteres, etwas größer als Oldenburg, umfaßt das eigentliche Nivernais, bestehend aus dem Vaux de Nevers, den Bec d'Allier, den Amognes, den Vallées de Montenoison, dem Vallée d'Yonne, dem Donziois oder Val de Bargis, dem nivernäischen Morvan oder Bazois. Bewässert wird diese Provinz von der oberen Yonne und Oure, dann von der Loire, links mit dem Allier, rechts mit der Nièvre, welche dem heutigen Departement ihren Namen giebt, und dem Aron, längs dessen der 175 km lange Canal du Nivernais läuft, welcher die Loire mit der Yonne verbindet. Die Loire, deren Thal von Roanne im Lyonnais abwärts von den Ausläufern der Montagne de la Madeleine auf der Linken, von den Höhen des Beaujolais und Charolais auf der Rechten begleitet werden, tritt unterhalb Nevers vollständig aus der Höhenregion, die zuletzt von den Hügeln des Nivernais, der südwestlichen Fortsetzung des Morvan, gebildet wird, um mit dem Allier, ihrem Zwillingsbruder vereinigt, ihren Mittellauf zu beginnen. Sandige aber fruchtbare Ebenen begleiten nunmehr die Loire auf ihrem rechten Ufer, machen die Westgrenze des Departements und geben hinreichend Getreide, Hafer und Wein. Im Nordwesten gehen die Berge in das Plateau von Orléans über, von dem sie gleichsam die Vorterrassen sind. Im Seinebecken, d. h. im Thale der Yonne und ihrer Zuflüsse ist das Land sehr malerisch, aber wenig kulturfähig. Wir dringen hier in ein thalreiches zerschnittenes Hochland, vom granitischen, durchschnittlich 500 m hohen Morvan erfüllt. Der Hauptrücken dieses Gebirges zieht anfangs etwa von Saulieu im Côte d'Or-Departement, das rechte Ufer des Arroux begleitend nach Süden zum 810 m hohen Mont Beuvray, einem seiner höchsten Gipfel, biegt dann in einem spitzen Winkel um die Quellen der Yonne gegen Norden und führt parallel mit dem rechten Ufer der Loire, bis zum Canal du Nivernais, den eigentlichen Namen Monts du Morvan. Auch dieser Theil des Gebirges ist ein von vielen Thälern eingeschnittenes, wechselvolles Hochland, von dem mehrere waldige Seitenzüge gegen die Loire westlich und die Yonne östlich auslaufen. In der Gegend des im Norden des Departements an der Yonne und dem Nivernaiscanal gelegenen Clamecy, eines kleinen, angenehmen Städtchens, dessen Reichthum der Handel mit Holz bildet, welches von hier in großen Flössen auf der Yonne, die etwas unterhalb der Stadt den Beuvron aufnimmt, nach Paris hinab treibt, löst sich der Morvan in niedere Höhenzüge auf, und nur eine unbedeutende Hügelreihe, welche das rechte Loireufer begleitet, verknüpft ihn mit dem Plateau von Orléans.

Einige Theile des Morvan erscheinen so wild wie die gebirgischen Gegenden der Auvergne oder der Alpen. Auf den Höhen ist das Gebirge schön bewaldet, wie denn die ganze Provinz wie ein großer Wald erscheint; die Schätze des Morvan an Eisen und Steinkohlen sind bedeutend. Blos die Metalle beschäftigen über 1400 Arbeiter in mehreren wichtigen Werkstätten. Die Thäler sind gut angebaut, der Ackerbau ist auch vorgeschritten, doch wird nur wenig oder kein Weizen gewonnen, dafür aber Roggen, Buchweizen, Rübsamen, auf kleinen Strecken auch Hanf, endlich in großer Menge Kartoffel und gutes Gemüse gezogen. Die sogenannten Ouches sind bevorzugte Bodenstreifen, wahre Oasen in dieser Granitwüste, deshalb auch sehr gesucht und ob ihrer ausnahmsweisen Fruchtbarkeit theuer bezahlt.

Die Behausungen der Landleute im Morvan, der Morvandiaux, sind alle aus Granit erbaut, aber die Dächer sind mit Stroh eingedeckt und die Stuben mit rohen Platten oder Fliesen belegt. Die Giebel-

mauern lehnt man oft, auf die ziemlich gewisse Gefahr hin, Feuchtigkeit zu ernten, gerne an Erdhügel an, um Schutz gegen die Winde zu finden. Um in diese Häuser zu gelangen, muß man öfter eine Stufe hinab als hinauf steigen. Die Wohnungen sind schlecht gelüftet. Die Leute ausgenommen, welche sich einigen Wohlstandes erfreuen und sich ein oder zwei Fenster gönnen, begnügen sich die Uebrigen mit einer einzigen, in vier kleine, in das Gebälk eingelassene Scheiben geteilten Lucke. Raucht man, so wird die Thüre offen gelassen und im Winter friert man beim Feuer. In den elendesten Hütten des oberen Morvan sieht man nicht selten das Geflügel auf einem in der Schlafstube aufgehängten Flechtwerk untergebracht und schmettert der Hahn seinen Morgenruf von der Höhe des Betthimmels herab. Bei der Unreinlichkeit, welche überall, in- wie auswärts, an der Tagesordnung ist, sind die meisten Wohnungen für Thier und Menschen ungesund; daher auch



Clamecy.

aus dieser Ursache, so wie in Folge der schlechten Nahrung und der Arbeitsüberbürdung, die meisten Leute gegen Ende des Sommers von Wechselfiebern heimgesucht werden. Diese Fieber sind wohl nicht ernsthaft gefährlich; aber sie berauben die davon Betroffenen ihrer Kräfte und hindern sie oft recht geraume Zeit, ihren Beschäftigungen nachzugehen.

Die Kleider sind grob, aus Garnleinwand oder Baumwolle im Sommer, aus „Bouëge“ (Schafwolle auf Garn) im Winter, aber äußerst enge und unbequem. Die Weste überschlägt sich nicht und die Jacke läßt, gar zu husarenhaft, die Lenden unbedeckt. Die Wohlfeilheit der Gewebe hat in letzterer Zeit dieser Toilette noch ein Halstuch und bei Einigen auch ein Taschentuch hinzugefügt; denn fast Alle benahmen sich früher im Hinblick auf letzteren Punkt, wie jener Edelmann, dessen Gebahren Montaigne schildert. Die meisten Männer haben heutzutage die Mütze, den grauen Filz oder den runden Hut angenommen. Die Weiber tragen Leibchen, Rock und Schürze, ein Halstuch und eine kleine Mütze oder Haube, mit einer großen schwarzen Spitze besetzt. Im Winter legen sie eine Art „Limousine“ in Form eines langen Mantels an oder auch eine auf die

Schultern zurückgeschlagene Kapuze. An Feiertagen gewinnt ihre Tracht ein gewählteres Aussehen und ermangelt bei Einigen mitunter nicht einer gewissen Eleganz und Koketterie, oft die Mittel der Trägerin übersteigend. Längst hat ihnen dies die Kritik zum Vorwurfe gemacht in dem Couplet eines alten Liedes:

C'est les filles de Château-Chinon,
Les petites Morvandelles,
Qui ont vendu leur cotte et cotillon
Pour avoir des dentelles.

Die Morvandiaux beider Geschlechter stecken zu jeder Zeit die Füße in Holzschuhe, die sie billig bei sich herstellen lassen aus einem Birken- oder Erlenstamm, den sie selten kaufen: sie ziehen es vor, ihn im nächsten Walde einfach zu rauben.

Ihre Mäßigkeit ist außerordentlich. Morgens giebt es eine mit etwas Rüböl oder einer Schnitte Speck gewürzte Suppe. Butter nimmt man nicht dazu, da der größte Theil der Milch für die Aufzucht der Kälber verwendet wird. Mittags ißt man Brot mit Kartoffelmuß oder Bohnen, grün oder getrocknet, oder auch einen Buchweizenkuchen, oder endlich „Picoulée", d. i. eine Art Haferabsud. Die Aermsten und Elendesten müssen sich darein ergeben, ihr Stück Brot trocken zu verspeisen. Abends genießt man wieder Suppe und Kartoffel au naturel und in beliebiger Menge. Vor der Einführung des Kartoffelbaues im Morvan war das Leben dort noch viel schwieriger. Gewiß bildete die Kastanie einen Bestandtheil der Kost bei diesen Bergbewohnern. Man kann dies beurtheilen nach den Gebälken sehr alter Kirchen, welche aus Kastanienholz bestehen, so wie aus den enormen Stöcken dieses Baumes, die man noch an manchen Orten sieht. Aber die Einführung der Kartoffel bleibt immerhin eine unermeßliche Wohlthat für den Morvan; in diesem Lande ist sie wahrlich das Brot des Armen. Das einzige Getränk des Volkes ist das Wasser, das überall schmackhaft und frisch ist. Die Leute trinken Wein blos im Wirthshause, auf den Jahrmärkten und bei Hochzeiten. Aber bei solchen Anlässen — du lieber Himmel, man muß es wohl sagen — verschlucken sie so viel, als ihre Kräfte oder ihr Geldbeutel zu ertragen vermögen.

Der Morvan besitzt keine Industrie; man findet dort keine Fabriken. Die Weber, in Räumen arbeitend, kaum groß genug für ihren Webstuhl, erzeugen Leinwand oder „Bouège" zu 30—40 Centimes die Elle großer Breite (nach altem Maße), und, sind sie sehr geschickt, so verdienen sie 1,20—1,50 Franken im Tage. Strümpfe und Socken werden von den Weibern gestrickt, besonders von den Hirtinnen, während sie ihre Heerde hüten. Die Holzschuhmacher berechnen 20 Centimes für die „Façon" bei jedem Paar Schuhe, groß oder klein. Der Wagner wird im Taglohn genommen, wenn es sich darum handelt, einen Karren oder neue Räder herzustellen. Aber die meisten Morvandiaux, von Jugend an gewöhnt, das Holz zu bearbeiten, bessern selbst ihre Fuhrwerke und Pflüge aus. Sie verstehen sich vortrefflich darauf, die Räder ihrer Karren mit Holzbändern zu umgeben, woraus sie die Beschienung herstellen lieber als aus Eisen, welches sie bezahlen müßten. So weit es ihnen möglich ist — kostet ihnen das Holz nichts. Die vornehmsten Beschäftigungen der Morvandiaux bestehen in der Ausbeutung der Wälder, dem Bau der Felder und der Wiesen, so wie endlich der sinnigen Pflege, welche man den Heerden schuldet.

Der Morvan ist zweifelsohne der interessanteste Teil des Nièvredepartements, welches sonst wenig hervorragende Ortschaften besitzt. Nur am Ufer der Loire finden wir solche wie Cosne, Pouilly-sur-Loire und La Charité-sur-Loire. Der Ursprung der letzteren Stadt geht in ganz dunkle Zeiten zurück. Heute besitzt die am Fuße eines Rebenhügels neckisch gelagerte hübsche Stadt eine reizende Promenade auf einer Halbinsel der Loire, über welche hier eine verschiedene Inseln benützende Brücke nach dem linken Ufer im Cherdepartement führt, dann Hohöfen und Feilenfabriken, treibt auch lebhaften Handel mit Holz, Getreide und Eisen. Ein paar Stunden südöstlich von La Charité, ziemlich in der Mitte von Frankreich, liegt der kleine, aber lebhafte Ort Pougues-les-Eaux, im Sommer wegen seiner beiden Mineralquellen stark besucht; das kalte, eisenhaltige Wasser wird namentlich gegen Nierenleiden empfohlen. Der Ort soll sogar von diesen Quellen den Namen erhalten haben: Podii aquae, die Wasser am Berge. Es liegt nämlich ein Berg dabei, von dem aus man den schönen Strom der Loire sich wie ein langes silbernes Band durch das Thal hinschlängeln sieht, über das sich dort

der alte Thurm des hochgelegenen Städtchens Sancerre (im Cherdepartement) erhebt, während südlich die Kirchspitzen von Nevers und noch weiter hinab die Bergkuppen der Auvergne in die Bläue hervorragen. Erwähnt wird der Ort erst in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts. Um 1193 war Geoffroy de Pougues Seneschall der Grafschaft Nevers; im Jahre 1330 wählte das Domkapitel von Nevers Pierre de Pougues zum Bischof. Aber dann geht die Geschichte des Ortes in der seiner Mineralquellen auf. Im sechzehnten Jahrhundert wurden sie wissenschaftlich beschrieben, zuerst 1584, und dann wieder 1597 von Jean Pidoux, Arzt des Herzogs Louis von Gonzaga, dann 1592 von einem Arzte in Nevers, Antoine de Fouilhoux. Um dieselbe Zeit schrieb Raymond de Messac, Dekan der medicinischen Fakultät zu Orléans, ein lateinisches Gedicht auf die Pugea Nympha, das sein Sohn ins Französische übersetzte. Auch „Meister Adam", der Tischlermeister und Meistersinger Adam



La Charité-sur-Loire.

Billaud, geboren und gestorben (1662) in Nevers, hat die Quellen von Pougues besungen; er entrichtete damit den Zoll der Dankbarkeit, denn er hatte das Privileg derselben erhalten. Dagegen beschrieb sein Zeitgenosse Augustin Courrade in Prosa den „wunderbaren Triumph der Nymphe von Pougues über die weibliche Hyder" Wer nämlich zu sehr vom Becher der Freude gekostet hat, der findet Erfrischung in dem Becher, den ihm besagte Nymphe darreicht. Solches erfuhr an sich König Heinrich III. Er klagte sehr über Nierenleiden, meinte aber seinem Leibarzte Miron gegenüber, er sei behext. Miron lächelte dazu und sprach: „Die, so Eure Majestät krank machen, sind keine Hexenmeister, sondern hübsche Hexen; bleibt ein paar Wochen fein ruhig und trinkt von dem Wasser in Pougues." Das that denn auch der König und das Wasser bekam ihm so gut, daß seine Mutter, die berüchtigte Katharina von Medicis, die sich auch behext fühlte, ebenfalls davon genießen wollte. Und weil es ihr auch gut bekommen war, ließ sie für die Bequemlichkeit armer Kranker ein Kapuzinerkloster bauen, von dem man noch einige Spuren sieht. Nun war der Ruf der Mineralquellen begründet, und Heinrich IV., Ludwig XIII., dessen Bruder Gaston von Orléans, Ludwig XIV. und der Prinz von Conti erhöhten

ihn durch ihren Aufenthalt; der letzte, der den Ort dreimal besuchte, ließ eine schöne Lindenallee zu den Quellen anlegen. Aber der schönste Spaziergang bleibt immer der auf den Berg mit der herrlichen Aussicht. Da stand vor Zeiten ein gewaltiges Schloß mit hohen Zinnen und Thürmen; es ist längst zerfallen, nur wenige Mauerreste sind davon übrig geblieben, und die Kurgäste pflücken darin Veilchen, Sinngrün und besonders schöne weiße Rosen, in deren Dufte eine wehmüthige Sage verhaucht.

Das Chefslieu des Departements, Nevers, ob seiner vieler Kirchen die „Kirchthurmstadt" genannt, ist das Noviodunum, Augustonemetum oder Nivernum der Römer und heute eine Stadt von 24,000 Einwohnern, könnte auch wegen seiner amphitheatralischen Lage am rechten Ufer der Loire für schön gelten, wenn nicht der schauderhafte Zug seiner engen, unregelmäßigen und steilen Straßen den Besucher gar so unangenehm berührte.



Schloß Nevers.

Seine alten Mauern sind zerstört, doch giebt die Porte du Crou noch eine imposante Idee der alten Bauten aus der Feudalzeit. Ebenso bemerkenswerth sind die Kathedrale und das ehemalige Schloß des Herzogs von Nevers, von welchem wir eine Abbildung mittheilen. Während der Schreckenszeit der französischen Revolution spielte sich in Nevers ein fast heiter zu nennender Vorgang ab, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Der Nationalconvent hatte 1793 den Jakobiner Joseph Fouché nach Nevers geschickt, mit der Aufgabe, hier das Feuer der Revolution zu schüren. Der Advokat Fouché (geboren am 19. September 1754 im Dorfe La Martinière beim Flecken Le Pellerin unterhalb Nantes und gestorben am 25. Dezember 1820 in Triest), der an allen Akten der Schreckensherrschaft Theil genommen, ging bekanntlich sehr ernüchtert und klar schauend aus den Revolutionsstürmen hervor und wurde unter Napoleon, ja auch noch unter König Ludwig XVIII. Polizeiminister. Aber in den Tagen, als der Jakobinerklub Frankreich regierte, führte er eine andere Sprache, und während seiner Sendung nach Nevers war die Guillotine hier auf dem Schloßplatze in Permanenz. Und doch hatte der Terrorist eine Art poetischer Ader, wenn auch im Dienste des Materialismus; auf seinen Vorschlag



Nevers.

beschloß der Nationalconvent: es solle fortan nur eine gemeinsame Stätte geben, um die Asche der Todten aufzubewahren, und dieselbe solle mit Bäumen bepflanzt werden: in der Mitte solle eine Bildsäule stehen, die den Schlummer darstellt. Ueber dem Eingangsthor solle man die Worte lesen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf." Indessen hatte Fouché nicht immer so düstere Gedanken. Einmal hub er gutgelaunt nach einem friedlich verlaufenen Tage am Abend im Jakobinerclub zu Nevers also zu reden an: „Die Kriegsgeschütze entvölkern unsere Gefilde, aber die vorsehende Natur wird sich beeilen, die Opfer an Menschenleben zu ersetzen, die der Freiheit und Gleichheit gebracht werden. Laßt uns die Ausführung der süßen Gebote der Natur beschleunigen; in unseren Tagen, wo der junge Mann schon ein Greis an Ruhm ist, ist der Jüngling mit männlicher Reife beglückt." Und sich feierlich aufrichtend, gebot Fouché, sofort in der Stadt und auf dem Lande umher alle junge Leute beiderlei Geschlechts, die den Kinderschuhen entwachsen seien, zusammenzulesen und nach Nevers zu beordern: ein Aufgebot in Masse. Diese hochzeitliche Treibjagd ergab ungefähr dreihundert Paare, die sich am festgesetzten Tage in die Stadt verfügten. Hier hielt der Volksvertreter mit wahrhaft priesterlicher Würde Heerschau über diese sonderbaren Rekruten, dann verlobte er endgültig die jungen Leute, deren Herzen sich schon vorher gefunden hatten. Die Uebrigen, die einander noch fremd waren, paarte er, so gut es gehen wollte; nöthigenfalls schuf er die Sympathien aus dem Stegreif. Unterdessen wurde auf einer Ebene am linken Loireufer angesichts der Stadt Nevers der Traualtar errichtet aus grünem Laubwerk, das mit Blumen geschmückt war: Stufen von frischen Rosen führten zu ihm hinauf. Auf dieselben trat jetzt Fouché als „Hohepriester der Natur", wie er sich selbst betitelte, den Schleppsäbel an der Seite, auf dem Kopfe den Hut mit dem dreifarbigen Federbusche und den Leib mit einer gewaltigen Schärpe umgürtet. Ein zahlreiches Gefolge umgab ihn. Für die imposante Ceremonie war auch eine Militärmusik zu Stande gebracht worden und die Marseillaise, die Carmagnole und der Chant du départ feuerten den Festzug ohne gar zu schrille Mißtöne an, selbst das von Fouché mit seinem Witz gewählte „Ça ira" ging nicht übel. So kam man auf dem Festplatze an. Die jungen Burschen und Mädchen waren, getrennt, im Halbkreise um den Altar geordnet. Bürger Fouché wollte, daß es den Anschein habe, als träfe die Natur selbst die Wahlen, als fänden sich die Herzen, die doch schon Tags vorher gepaart worden waren, plötzlich von selbst zusammen. Natürlich begann die Ceremonie mit einer Rede des Volksvertreters. Sie war ziemlich lang. Noch länger war die darauf folgende, die der Vorsitzende der Volksversammlung hielt; dann kam aber noch eine dritte, eine wahre Predigt, gesprochen von einem Kommissär der Vollziehungsbehörde. Endlich war der feierliche Augenblick gekommen; der Hohepriester der Natur gebot jetzt jedem der Heirathskandidaten aus den Reihen der Mädchen sich seine Braut zu holen, und wenn sich nun ein Paar ihm vorstellte, entfaltete er über den glücklichen Häuptern die goldenen Fransen vom Saume seiner Schärpe und erklärte sie vermählt „im Namen des Vaterlandes". In der Verwirrung kam es wohl vor, daß die Brautleute vom Tage vorher sich versahen und in der Eile einen andern Bund schlossen; aber der Segensprecher hielt sich bei solchen Uneinigkeiten nicht auf und die erhabene Feier schloß mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" Ein gewaltiges Festmahl versammelte nun Hochzeiter und Hochzeitsgäste „unter dem Dome der Natur"; es wurde viel gegessen und noch mehr getrunken. Die unerläßlichen patriotischen Gesänge stiegen lustig zum Himmel auf und lustig schieden die Gäste aus einander. Die sechshundert Neuvermählten aber verschwanden, unter dem Doppelgeleite von Bacchus und Amor, im verschwiegenen Schatten der Nacht. Erst nachträglich fiel unserem Fouché ein, daß er bei der Massentrauung einen wichtigen Punkt vergessen habe: er hatte nämlich ohne jegliche Civilakte getraut. „Na, in so was wie zwanzig Jahren werden die Civilstandsbehörden in Nevers eine hübsche Arbeit haben", dachte philosophisch der Volkstribun.

Nevers besitzt in seinem Weichbilde Kalkgruben, Fayenceerde und Kaolin. Die Industrie ist in der Gegenwart dort vertreten durch Feilenhauereien, Schlossergeräthe-, Email-, Porzellan- und Fayencefabriken, durch Gerbereien so wie Erzeugung von Chemikalien und geschätzte Zuckerbäckereien. Der Handel, welchen eine ziemliche Anzahl von Märkten begünstigen, bewegt sich hauptsächlich in Getreide, Wein, Vieh, Eisen, Stahl und Klingewaaren. Nevers ist der Sitz eines alten, einst geschichtlich bedeutenden Bisthums. Die Leute in Stadt und Land sind fromme, gute Katholiken in jener Weise, wie sie schon auf S. 120 geschildert ward.

Aus dem Kanton von Dornes, südlich von Nevers, können wir ein volksthümliches Gebet anführen, welches von den dort landesüblichen religiösen Begriffen wie auch von dem Dialekte der Gegend eine gute Vorstellung giebt. Es heißt „La raison d'Dieu“, wobei „raison“ zweifelsohne verderbt für „oraison“ steht, und lautet:

Disons la raison d'Dieu
Pour le nom
De Saint Pierre baron
[La raison d'Dieu]
Qu'a fait le jour
Qu'a fait la nuit,
Le jour, qu'est tant bel,
La nuit qu'estancelle,
Le jour d'un beau mardi
Que le monde doit tout fini.

Non, non, nous n'finirons point!
Nous dirons trois fois:
Feuille de Mâr
Feuille d'Avri
Feuille de tourmente,
Qu'i pleuve, qu'i neige, qu'i vente
Ouvrez nous la porte du paradis!

— Les portes du paradis sont ouvries
Depuis hier à midi;
Dieu les a ouvries,
Dieu les a bénies.

Saint Jean d'archange
Dans le paradis a mis
Une petite planche,
Pas pu longue, pas pu large
Qu'un ch'veu de la Sainte Viarge.
Ceux qu' saront la raison d'Dieu
Par dessus passeront.
Ceux qu' la saront pas
Au bout mourront.

Ils leu z'y dirent les uns aux autres
Zenfants, zenfants,
Qu' avons-nous fait, qu' avons nous dit:
La raison d'Dieu nous avons pas appris!
Jésus leur z'y dit:
Quand vous étiez dans l'autre monde
Vous maudissiez mon corps,
Vous maudissiez mon sang:
— Je m'en repens!
Ainsi soit-l.
— Mais Jésus leur z'y répond:
Tant que votre âme est diors
De vout' corps,
C'est pu temps d'vous en r'penti.

Das Land der keltischen Arduer, Arverner und Bituriger, zu welchem zu Cäsars Zeiten noch die Bojer sich gesellten, bildete das spätere Herzogthum Bourbon, das Stammgut jener berühmten Familie, welche nicht blos Frankreich, sondern auch Spanien und Italien eine lange Reihe von Regenten gab. Nach dem Zerfalle von Karls des Großen Reich wohnte der erste Sire de Bourbon auf dem Schlosse von Bourbon und gründete die Stadt Moulins, das heutige Chefliеu des Allierdepartements. Seine Dynastie endete im Jahre 1218 mit Archambault VII. Dann kam das Bourbonnais durch Heirath an das nördlich angrenzende Nivernais. Im Jahre 1522 wurden die Ländereien des Connétable von Bourbon konfiscirt und wurden königlich, kamen aber dann an Condé, und 1661 wurde daraus ein Duché-Pairie gemacht, das ein eigenes Gouvernement bildete, aber 1789 aufgehoben wurde. Die Revolution schnitt sich aus dem Haupttheile des Bourbonnais das Departement Allier zurecht, gab aber ansehnliche Theile an das Departement des Puy-de-Dôme, kleinere an die Departements des Cher und der Creuse ab. Das Bourbonnais, in geographischem Sinne das nördliche hügelige Terrassenland der Auvergne, zerfällt in Ober- und Unter-Bourbon. Ersteres umfaßt die bourbonische Sologne, das Sistenois, das Billezois, das Vichias und das Thal der Bèbre; letzteres dagegen die bourbonische Limagne. Nur im Südosten ist das Land gebirgig und malerisch, wild und kalt; dort auf den granitischen Ausläufern des Forezgebirges, les Bois Noirs geheißen, und besonders auf dem Puy de Montoncel, bei 1292 m Höhe einem der höchsten Gipfel Frankreichs, liegt der Schnee einen großen Theil des Jahres. Nach Norden hin machen Hügelzüge den Uebergang zu bedeutenden Ebenen. Die Thäler im Süden dagegen sind meist traurig. Drei große und lange Parallelthäler, jene der Loire, des Allier und des Cher, durchschneiden in südnördlicher Richtung das Land. In die Loire geht der Bèbre, in den Allier die Flüsse Sioule und Andelot, in den Cher die Aumance. Das Thal des Allier ist das bemerkenswertheste. Die nackten traurigen Stromufer werden nach Süden angenehmer und bei Vichy, wo die Limagne beginnt, herrlich. Die traurigen Landstriche im gebirgigen Theile, die nur Haidekraut, Ginster und Binsen tragen, heißen „Brandes“; sie liegen oft neben grünen Ebenen und Ackerfeldern. Besonders auf der Grenze gegen das Herzogthum Berri



Moulins.

sieht man nur Brandes, gegen die Landschaft Marche fruchtbare Thäler und oberhalb derselben ungeheure Granitblöcke. Zwischen Marche und Berri liegt die äußerst malerische, aber volkleere Landschaft Châtaigne.

Die Hauptstadt des Departements, das obengenannte Moulins, hat heute etwa 21,500 Einwohner und ist nach den zahlreichen Mühlen der Umgebung benannt. Sie liegt im Thale und am rechten Ufer des Allier, über welchen hier eine 300 m lange Brücke, eine der schönsten in Frankreich, gespannt ist. Moulins hat eine ruhige Vergangenheit gehabt und ist, so wie es heute aussieht, eine ganz moderne Stadt, die nicht mehr Interesse besitzt als ihre Vergangenheit. Man muß jedoch sagen, daß sie ziemlich gut gebaut ist, seltsam verzierte Häuser aus Ziegeln, mehrere schöne öffentliche Gebäude, Museen und Theater besitzt. Ihre Notre-Damekirche, die jetzige Kathedrale, ist ein historisches Bauwerk, welches schon 1468 begonnen, aber erst in unseren Tagen vollendet wurde. Vom alten Schlosse der Bourbonen, die einst hier Hof hielten, ist nur mehr ein viereckiger Thurm, la Tour Mal-Coiffée geheißen, der jetzt als Gefängniß dient, zu sehen. Man fabricirt in Moulins Leder, Saiten und Seilwerk.

Wer von Moulins nach der südwestlich gelegenen, aber volkreicheren und uralten Stadt Montluçon will, thut wohl, falls er nicht Eile hat, die dahin führende Eisenbahn zu verschmähen und die Straße einzuschlagen, welche in einem hübschen Thale mit einem Gewässer ihn nach dem Dörfchen Marigny bringt. Am Saume eines Wäldchens dahinschreitend gelangen wir nach dem Flecken Saint-Menoux, der es verdient, daß wir einen Augenblick Halt machen, um die Façade der romanischen Kirche zu betrachten, welche auf den Flanken eines grünenden Hügels sich erhebt, wenige Schritte, ehe man an das liebliche Flüßchen Ours gelangt, für dessen Namen wir uns vergeblich nach einer wahrscheinlichen Etymologie umsehen. Ist das Thal überschritten, so befindet sich der Wanderer bald auf einer höher gelegenen Bodenstufe, von welcher er die herrlichen Ruinen von Bourbon-l'Archambault zu sehen beginnt. Das heute in Trümmer liegende, fünfhundert Jahre alte Schloß der Sires von Bourbon war die letzte Station in Frankreich jenes glänzenden, gefährlichen und verhängnißvollen Mannes, welcher, erzogen durch Anne de Beaujeu, halb Italiener und halb Franzose, zugleich Gonzaga und Montpensier, sich der Connétable von Bourbon nannte. Um dieses Schloß herum, von dessen früheren 24 Thürmen nur noch drei erhalten sind, findet unserer Wanderer alle Ueberlieferungen der Vergangenheit unversehrt, bis auf die Lieder, welche die Bauern sangen, um den Schloßherrn zu allarmiren, der nur mehr mit einem Auge schlief, seit dem Tage als ihn der König am Tische der Königin-Mutter überrascht hatte. La tour prends garde! was die auf den Wiesen im Reigen tanzenden Kinder heute noch singen, ist eines jener Noëls, welches die lässigen Schildwachen aufmerksam machen sollte. Einer der drei stehen gebliebenen Thürme heißt Quiquengrogne, weil die durch den Bau dieses Werkes sich bedroht fühlenden Bürger darüber murrten. Der Herzog aber versicherte, daß der Thurm vollendet werden würde trotz ihrer Klagen. On la bâtira, messieurs, qui qu'en grogne. Was heute die Fremden nach Bourbon-l'Archambault lockt, das sind seine Thermen, sieben erdige Kochsalzquellen, welche mitten auf einem Platze brodelnd entspringen; sie waren schon als Aquae Nisineji den Römern bekannt und zeichnen sich, besonders die Quelle La Lymbe, aus durch ihre hohe Temperatur — 51,25 bis 60° C. — so wie durch ihre Wirksamkeit bei Lähmungen, Rheumatismen und Schußwunden.

Wandert er auf der bisherigen Straße weiter, so wird der Tourist sehr bald die hohe Spitze des Kirchthurmes von Ygrande entdecken, und wenn er sich dort aufhält, um zu speisen, so mag er vom Wirthe von den schönen Karpfen, den prächtigen Hechten und fetten Barschen begehren, welche in den Teichen der Gemeinde gefangen werden; freilich gehen die besten Fische der Flüsse und Teiche im Bourbonnais meistens nach Paris. Von Ygrande sind nur wenige Schritte nach Vieure, wo wir auf dem beherrschenden Punkte der Ebene ein wenig Rundschau halten möchten. Man steht hier im Mittelpunkte eines von allen Seiten durch schöne Hügel abgegrenzten Horizontes. Die entferntesten dieser Höhenzüge sind jene von Montmarault, von Montet-les-Moines und bei Commentry, dessen Rauchsäulen, seinen zahlreichen Essen entqualmend, je nachdem sie zur Rechten oder Linken sich wenden oder spiralförmig aufsteigen, den Meteorologen der Gegend dazu dienen, Regen oder Sonnenschein zu prophezeien. In geringerer Ferne streichen die Gelände von Ygrande und Louroux-Bourbonnais. Diese liebliche Landschaft hat eine ganz patriarchalische Physiognomie mit ihren

großen Wäldern, schroffen Thalungen und entzückenden Gehölzen. Ein einziges wichtiges Gewässer, das eine Menge kleiner Bäche aufnimmt, durchfließt das oben umschriebene Becken; es ist der Fluß Aumance, der bei Chamblet entspringt, die Dörfer von Neuville, Sauvagny, Cosne benetzt und mit dem Morgon und Oeil vereinigt etwas unterhalb Maulne in den Cher sich ergießt.

Die hier lebende Bevölkerung trägt noch die überlieferte Tracht des Bourbon'schen Landmannes, bemerkenswerther indes bei den Weibern als den Männern wegen eines seltsamen, jagdhornartigen Hutes, des Chapeau à la Lirette, von dessen Nützlichkeit man sich schlechterdings keine Rechenschaft geben kann. Man muß ihn wohl der Phantasie irgend eines Lirette genannten Dämchens zuschreiben, das populär genug gewesen, um ihre Laune nicht blos ihren Zeitgenossinnen, sondern auch ihren Nachkommen bis ins zehnte oder elfte Glied aufzunöthigen. Uebrigens bleibt der Hut für die Leute im Bourbonnais, wie beiläufig für alle Gebiete, die allmählich ihre Nationaltracht ablegen, um sich der allgemein werdenden Uniform der Völker zu unterwerfen, das letzte Ueberbleibsel, an welches sich die Pflege der Ueberlieferung klammert. Deshalb trägt auch seinerseits der Bauer des Bourbonnais so tapfer wie seine Gefährtin den breitkrämpigen Hut, den man außerhalb der Departements Allier und Indre nur noch bei den Kohlenbrennern und den Hallenmännern antrifft. Unter diesem Hute à la Lirette sind die Weiber nicht gerade hübsch; die einen sehr brünett, mit sehr schwarzen und sehr lebhaften Augen, sehen ganz verständig aus; die anderen, blond und in einen Mantel aus grober Wolle, fast immer aus Berlan, gehüllt, tragen einen gewissen angebornen Stolz zur Schau, welchen man mit Vergnügen gewahrt. Im Uebrigen ist die Lage der Frauen auf den Dörfern, nicht blos im Bourbonnais, sondern in ganz Frankreich, so traurig, daß man solche für ein gesittetes Land unmöglich glaubt. Das große Unglück liegt darin, daß die Weiber Arbeiten verrichten, die nur den Männern zukommen. In ihrer ersten Jugend führen sie die Heerde und schneiden das Getreide. Wachsen sie heran, so werden sie schnell kokett, weshalb sie keinen Theil mehr nehmen an den rauheren Arbeiten des Landbaues; die Mütter, mit Rücksicht auf die Verheirathung der Töchter, begünstigen diese Zurückgezogenheit, damit die Schönheit erhalten bleibe. Sowie aber die Mädchen verheirathet sind, ändert sich Alles in ihrem Leben, sie müssen das Haus verlassen und mit dem Mann an die Feldarbeit gehen. Da sieht man sie tagelang, mit weniger Unterbrechung, zur Erde gebückt, schwere Arbeiten verrichten und schwere Lasten tragen. In manchen Gegenden werden sie sogar, wie Ochsen oder Pferde, an den Pflug gespannt. Dadurch wird ihre Haut runzelig und springt auf, die Gesichter schwärzen sich und nehmen grobe, männliche Züge an, sie selbst werden früh alt und häßlich. Während aber die Frauen so die Männerarbeit theilen, vernachlässigen sie nothwendig alle Verrichtungen im Innern des Hauses. Es giebt nichts Schmutzigeres und Ungesunderes als die Bauernhütten in Frankreich. Da leben auf dem feuchten Boden Hühner, Enten und Schweine zusammen; der Koth fließt über die Thüre in die Stube, und wenn ja Fenster da sind, so gehen sie auf den Mist. In dieses morastige Loch treten Mann und Frau des Abends ein, wenn sie ermüdet von der Arbeit kommen. Aber ehe die Frau noch daran denken kann, für die Kinder zu sorgen und das Abendessen zu bereiten, muß sie in den Stall, um dem Vieh Futter zu geben, auszumisten und neue Streu aufzuschütten. Indessen ruht der Mann auf einer schmalen Bank aus. Dieser Zustand herrscht in den reichsten wie in den ärmsten Provinzen.

Wie fast überall, sind auch im Bourbonnais die Kinder häßlich und schmutzig. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und jenen in den Städten besteht darin, daß man sie im Landespatois gleichmäßig Bouinats nennt, wenn sie noch saugen, und Chacrots oder Chacrotes, wenn das Butterbrod mit Käse an die Stelle des mütterlichen Busens getreten ist. Sind sie von schlechter Gesundheit, so ist das Patois des Bourbonnais so reich, daß zwei neue Worte für die Bezeichnungen Chacrot und Chacrote, so elegant sie auch sein mögen, zum Ersatz sich einstellen; die armen schwächlichen Würmer heißen dann Chétis und Chétites. Sind sie, anstatt kränklich, blos eigensinnig, wie manchmal vorkommt, so nennt man sie einfach Tétas, was sie natürlich nicht hindert, wie andere Kinder christliche Namen zu tragen und Gilbert, Claude, oder Jean — Magdalene, Agnes oder Marie zu heißen. Alle diese braven Leute, Weiber im Lirettehute, Männer mit dem breitkrämpigen Filz, Chacrots, Chétis oder Tétas, wimmeln nun in diesen entzückenden, fruchtbaren, frischen und zugleich wilden Landschaften des Bourbonnais. Ueberall sieht man die Kleinen herumtollen in den rothblühenden

Haiden, in den üppigen Wiesen, in welchen der rothe Fingerhut und die Aubelia urens prangen, oder in den Haselnußbüschen, zwischen welchen Geisblatt und wilder Wein zum Vorscheine kommen. Natürlich ist das Landvolk auch abergläubisch und hängt an alten Legenden. Ehe man z. B. ein neues Haus bezieht, muß man ein Huhn oder anderes Geflügel schlachten und dasselbe in allen Theilen des Hauses bluten lassen, denn, sagen die Bauern, es muß etwas Todtes durchgegangen sein, ehe es für Lebende bewohnbar ist.

An alten Sagen und Legenden fehlt es nicht im Bourbonnais. Unheimlich klingt z. B. die Sage, welche sich an die Ruinen der Burg la Celle knüpft. Unfern von Vieure fesselt den Blick des Wanderers ein weißer Thurm, der sich mit seinen Zinnen und Scharten aus einem Trümmerhaufen erhebt. In der westlichen Ecke der Burg stand ehemals ein zweiter Thurm, der dreimal neu aufgebaut, dreimal wieder vom Blitze zerstört wurde, und wohl nicht ohne Grund. Das Burgfräulein, die schöne achtzehnjährige Loïse de Vieure, verliebte sich in den Grafen Mauguyon, einen Wütherich, der nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit aus dem Morgenlande heimgekehrt war, wo er, wie man sich erzählte, Gott verleugnet und sich von den Magiern in die furchtbarsten Mysterien der geheimen Wissenschaften habe einweihen lassen. Loïse von Vieure trat mit ihm an den Traualtar, wobei sie auf Mauguyons Frage, ob sie ihn zum Gemahle wolle, mit der Ueberreichung einer Blume aus ihren Locken antwortete. Aber kaum hatte er die Rose berührt, so erblaßte Loïse; ihre Kniee wankten und plötzlich stürzte sie todt auf den Boden nieder. Im selben Augenblicke hallte das Gewölbe der Kapelle von einem schrecklichen Gelächter wieder, die Kerzen verloschen und durch den finstern Raum ertönten die Worte: „Mauguyon, ich habe sie Dir zum Altar geführt, mein Versprechen ist erfüllt, jetzt halte das Deine". Der Graf war verschwunden. Das hochzeitliche Bett Loïsens war im westlichen Thurm des Schlosses la Celle bereitet; es ward zu ihrem Todtenbett. Aber kaum bedeckte die Nacht das schöne Thal von Vieure mit ihrem Schatten, als ein fürchterlicher Sturm über dem Schlosse ausbrach. Ein Blitzstrahl zertrümmerte den Thurm und als die Morgenröthe anbrach, war keine Spur von den sterblichen Resten des edlen Fräuleins mehr sichtbar. Den Thurm aber versuchte man vergeblich wieder aufzubauen; stets stürzte er, vom Feuer des Himmels getroffen, wieder zusammen.

Unfern von Vieure wiederholte sich dort das Wunder, welches wir vom heil. Dionysius berichteten (S. 105). Maura, eine deutsche Dame, wollte den falschen Göttern abschwören, sie verkaufte ihr Besitzthum und kam mit ihren zwölf Kindern zum heil. Martin nach Tours, der sie taufte. Der eine ihrer Söhne, Principin, zog nun hinunter an die Ufer des Allier, den noch ungläubigen Galloromern das Christenthum zu predigen. Aber bei der von den Gothen zerstörten, jetzt nicht mehr existirenden Stadt Cordes, in der Nähe des jetzigen Städtchens Hérisson, westlich von Vieure, wurde der Apostel von den Verehrern Jupiters überfallen, die ihm in dem Augenblicke, als er für sie betete, das Haupt abschlugen. Sofort raffte Principin dasselbe mit seinen Händen auf und ging der Kirche des Dorfes Chasteloi zu, die inmitten einer reizenden Landschaft am Ufer der Aumance auf einem hohen Felsen erbaut ist. Beim Durchschreiten des Flusses verwandelten sich die Blutstropfen, die von seinem Körper in das Wasser fielen, in Steine, die der Wanderer noch in dem Bette der Aumance sehen kann. An der Kirchthüre angekommen, fand Principin einen armen Blinden, Macharius geheißen, der vom Almosen der Gläubigen lebte und hier eingeschlafen war. Den weckte er auf, ließ sich von ihm in die Kirche führen und gab am Altare seinen Geist auf. Macharius hatte sich die Hände mit dem Blute des Märtyrers benetzt; zufällig rieb er sich die Augen damit, sofort war er wieder sehend. Professor Hermann Semmig, dessen hübschem Büchlein, „Fern von Paris", diese Legende entlehnt ist, bemerkt sehr richtig, der Leser möge sich durch etwaige Zweifel an dieser Geschichte nicht abhalten lassen, in die Kirche von Chasteloi zu treten. Er wird dort herrliche Freskogemälde byzantinischen Styles aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts bewundern. Das Merkwürdigste an der erzählten Legende bleibt aber, daß, wie Professor Semmig berichtet, dieselbe sich noch an einer andern Stelle des Bourbonnais wiederholt, und dort haben zwei Französinnen das Wunder nachgemacht, zuerst eine Heilige desselben Allierdepartements. Da es eine Frau ist, so ist auch ein bischen Roman dabei im Spiele. Ganz unten im Süden des Departements, da wo es an die Auvergne grenzt, erzählt Semmig, liegt in dem fruchtbaren Landstriche der Limagne die wohlhabende Stadt Gannat. Zwar auch eine ziemlich unheilige Erinnerung knüpft sich an dieselbe. Die

Familie de Fontanges besaß nämlich hier einen Wohnsitz und vielleicht wurde hier 1661 das schöne tolle Kind geboren, das über Ludwigs XIV. Herz eine wie ein Blitz glühende aber auch ebenso flüchtige Herrschaft ausgeübt hat. Marie Angélique Scoraille de Roussile wurde in ihrem sechzehnten Jahre Ehrendame der Königin Mutter und verdrängte bekanntlich die Montespan aus dem Herzen des Königs, dessen Maitresse sie wurde. Er erhob sie 1681 zur Herzogin, aber nachdem sie ihre Schönheit durch eine Entbindung verloren, verwies er sie in die Abtei Portroyal, wo sie schon am 28. Juni des nämlichen Jahres starb. Ihr Name lebte aber noch lange in einem Damenkopfputze fort, welcher dem französischen Geschmacke nur mäßige Ehre macht. Unter dem Bürgerregimente Ludwig Philipps kam Gannat gar in etwas ketzerischen Geruch; von dort ist nämlich der Abbé Châtel gebürtig, der in Paris „die französisch-nationale Kirche" stiftete, unter deren Heilige er auch Napoleon I. aufnahm. Aber sein Kirchenwerk dauerte nur um weniges länger als die Liebschaft des großen Königs. Die Franzosen sind nun einmal so: entweder Alles glauben oder gar nichts. Und so sind auch die Wallfahrer zur Kapelle der heil. Procula bei Gannat: sie glauben Alles. Die Geschichte versetzt uns in das neunte Jahrhundert. Procula war die Tochter eines Edelmannes. Ihre große Schönheit hatte dem reichen Grafen Gérard von Aurillac eine heftige Leidenschaft eingeflößt; er warb um ihre Hand, aber sie schlug ab, erklärend, daß sie sich Gott geweiht habe; als ihre Eltern sie zur Vermählung zwingen wollten, entfloh sie in die Wälder, die damals noch das Land bedeckten. Hier irrte sie lange Zeit umher, betete wie die Büßerin Magdalena in der Wildniß und zog sich Nachts in Felsengrotten zurück. Die Hirten der Umgebung wurden von Verehrung für die schöne, fromme Jungfrau ergriffen und sorgten für ihren Unterhalt. Aber bald durchzog die Kunde von der schönen Flüchtigen das Land und kam auch zum Grafen Gerhard. Sofort sattelt er sein Roß und streift durch die Wildniß, bis er die reizende Jungfrau entdeckt. Aber Procula bleibt unerbittlich, fest entschlossen, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren. Da wird des Grafen glühende Liebe zu glühendem Haß. Wüthend faßt er sein Schwert, trennt das schöne Haupt mit jähem Hiebe vom Rumpfe und entflieht. Die edle Märtyrerin aber bleibt stehen, neigt sich sanft zur Erde, nimmt das Engelsköpfchen in ihre Hände und trägt es nach Gannat in die Kirche zum heil. Kreuz; dort legt sie es auf die Stufen zum Hauptaltar nieder, läßt sich dann auf den Boden hingleiten und stirbt. An der Stelle aber, wo die Mordthat geschehen war, erbaute ihr das Volk eine Kapelle, und da sich die Heilige nach ihrer Enthauptung fünfmal niedergesetzt hatte, um auszuruhen, so bezeichneten fünf Stationen diese Ruhepunkte. Gerhard aber fand keine Ruhe; von Leidenschaft und Gewissensbissen zugleich verzehrt, suchte er zwar in dem Gewirre der Schlachten vergeblich den Tod, reinigte aber sein Herz noch nicht von sündigen Gedanken; als er indeß einst seinen begehrlichen Blick wieder auf ein junges Mädchen hatte fallen lassen, erblindete plötzlich sein Augenlicht. Nun erst ging er ernstlich in sich. Er zog sich in seine Heimat nach Aurillac zurück und stiftete hier zum Zeichen seiner Reue eine Abtei, die er reich beschenkte.

Etwa 15 km nordwestlich von Gannat liegt das Dörfchen Veauce, beachtenswerth wegen eines prächtigen Schlosses, welches auf hohem Felsen erbaut ist im Hintergrunde einer Schlucht, in deren Tiefe das gleichnamige Flüßchen Veauce braust. Die Unregelmäßigkeit seiner Bauart, seine Thürme, seine beiden schönen Terrassen, die ihm als Basis dienen, verleihen dem angeblich aus den Tagen Ludwigs des Gutmüthigen stammenden Schlosse etwas wahrhaft Pittoreskes. Dieser alte Feudalsitz gehörte nach einander den Familien de Bessoles, de Blain le Loup und de Blot; jetzt ist er Eigenthum des Freiherrn Cadier de Veauce, welcher ihn mit eben so viel Geschmack als Verständniß hat im Renaissancestyle wieder herstellen lassen. Von der großen Terrasse vor dem Hauptflügel genießt man eine wunderbare Aussicht auf die Umgebung. Der Blick schweift hinüber bis zu den Wäldern und Hügeln von Montpensier, hinter welchen der Allier fließt und im wildem gesunden Thale eines der besuchtesten und vornehmsten Modebäder Frankreichs eingebettet liegt: Vichy-les-Bains. Es giebt eigentlich zwei Vichy, nämlich die alte finstere Stadt Vichy-la-Ville und das durch prachtvolle Parkanlagen und Promenaden davon getrennte, elegante Quartier neuf oder Vichy-les-Bains. Es entspringen hier im Ganzen 14 alkalische Thermen von 12—44°,63 C.; von den sieben Hauptquellen haben La Grande Grille 41,88° C., Le Puits Carré 44°,63, Les Sources de l'Hôpital 30,75°, die Fontaine des Célestins oder du Rocher 19,5° C. Das Wasser enthält Chlornatrium, doppelt kohlensaures Natron, kohlensaure

Magnesia, Glaubersalz, phosphorsaures Natron, Kieselsäure, etwas Eisenoxydul, Strontianerde u. dergl. Es wird zum Baden, Trinken, so wie zu Douchen benutzt und gegen erhöhte Venosität, Hämorrhoidalleiden, Verdauungsbeschwerden, Rheumatismen, Katarrhe, Blasenleiden, Skropheln, Bleichsucht, Milzleiden und Frauenkrankheiten empfohlen. Die Bäder waren schon im Alterthum unter dem Namen Aquae calidae bekannt und lagen im Gebiete der Arverner im Aquitanischen Gallien. Es sind noch Ueberreste von altrömischen marmornen Badewannen und auch noch in neuerer Zeit römische Münzen hier gefunden worden. Ihren großen Ruf



Schloß Veauce.

erhielten die Bäder jedoch erst in diesem Jahrhundert, nachdem das bereits 1784 von den Tanten Ludwigs XVI. begonnene Etablissement thermal 1829 vollendet worden.

In Vichy beginnt der Tag um fünf Uhr Morgens, wenn der erste Zug von Paris kommt, und die Reisenden, mißgestimmt über die nächtliche Eilfahrt durch die staubigste Strecke Frankreichs, in den Hotels Lärm schlagen. Es ist unmöglich, bei dem Spectakel, welches sie und ihr Gepäck veranlassen, wieder einzuschlafen, überdies wäre es auch gar nicht gerathen, um des Bades willen. Schon beschatten die alten Bäume des Parkes die Badenden, welche in Schleier und lange, weite Mäntel gehüllt nur das Auge und die Fußspitze zeigen, und erst später in voller Toilette gesehen zu werden verlangen. Die beiden sich kreuzenden

Wandelbahnen sind nahezu überfüllt von Unglücklichen, welche bemüht sind, die Zeit, welche die nothwendige Pause zwischen dem ersten und zweiten Becher Wasser ausfüllt, todtzuschlagen. Es ist ein Gesumme und Gesurre wie in einem Bienenschwarm. An jeder der steingefaßten Quellen reichen nicht immer junge und schöne Nymphen das heilspendende Getränk den Gläubigen hin.

Seid Ihr blutarm? oder vollblütig? Nervös oder lymphathisch, habt ihr die Gicht oder das Asthma, seid Ihr gelähmt oder kataleptisch, zu mager oder zu dick, kommt, hier könnt ihr unter Begleitung von Pauken und Trompeten — das Orchester ist unermüdlich — von Eueren Leiden befreit werden. Alle zwei Schritte wechselt das Wasser den Namen und die Wirksamkeit. Wer aber zu den glücklichen gesunden Kranken zählt, die hier weit seltener sind als in Baden-Baden, der wandle zur Damenquelle, welche die Tante Louis XVI. in die Mode gebracht, und die, der großen Mehrheit der Besucherinnen gegen die Besucher nach zu schließen, immer noch gegen „Vapeurs" höchst wirksam ist. Da ist die reizende Blondine, deren Haarputz wie aus Sonnenstrahlen gewoben und über dem sich wie ein Abendwölkchen eine rothe Feder, vom winzigen Hütchen herab, wiegt. Dann zwei Schwestern, höchstens sechzehn und siebzehn Jahre alt, die ihren an Farblosigkeit mit dem Reispapier wetteifernden Teint benützen, um sich mittelst einer violetten Blouse über gelbem Rock und gänzlich auf dem Wirbel zusammengestrichenem und mit Blumen und Nadeln bespicktem Haar, zu Chinesinnen zu travestiren. Fräulein D. benützt wieder ihren Styl Watteau, um im Naiven zu machen, während die schöne Marseilleserin ihren sammtschwarzen, mandelförmig geschlitzten Augen zu Ehren sich aufs Schmachten wirft. Und so von den Vielen, welche nur an Jugend, Nerven oder eleganter Erschöpfung leiden, ist Jedes in seiner Art bemüht, möglichst viel Effekt hervorzubringen. Charakteristisch ist schon die Wahl der Trinkgefäße am Brunnen. Eine Schöne bedient sich einer Perlenmuschel, während eine andere ein Trinkhorn von Krystall oder einen Pokal von böhmischem Glase vorzieht; auch darin versucht man möglichst viel Extravaganz kund zu thun.

Zu den Klängen des unermüdlichen Orchesters, das zumeist Walzer von Strauß exekutirt, wandeln die Kurgäste nach dem Bade paarweise auf und ab. Doch vielleicht ist es Schuld der Kur, die Konversation flaut so ziemlich und macht dem französischen Esprit eben nicht viel Ehre.

Von zwölf bis zwei Uhr herrscht nahezu absolute Ruhe, selten nur durch ein unglückliches Klavier unterbrochen. Einige Neulinge sind ausgezogen, die Reize der Umgegend kennen zu lernen. Einige waldeinwärts, wo einst ein entsprungener Sträfling ein tugendhaftes Eremitenleben geführt und wo jetzt in einem Wirthshaus treffliche Forellen verspeist werden. Andere haben sich nach dem Schlosse Bourbon-Busset gewendet, um legitimistische, oder wieder andere nach dem Schlosse Randau, um orleanistische Reliquien zu verehren. Naive Gemüther, welche sich im Gebirge glauben, werden weit ausgeführt und ihnen in weitester Ferne ein Wölkchen gezeigt. Sie kehren vom großartigen Anblick der Berge entzückt heim.

Die Musik ist natürlich nur ein Vorwand, um glänzende Toilette zu machen und vorzuführen. Die Versammlung gemahnt ein wenig an die Concerte Musard, aber nicht wie sie im Frühjahr, sondern wie sie ein wenig später sind, wenn die Crême der Elegance schon dem geputzten Bürgerthum Platz zu machen beginnt. Die jungen Männer sind kaum minder kokett als die Damen, sie gehen alle Nuancen durch, von der rohen Seide bis zum Lille, tragen weiße Sonnenschirme und handthieren nicht selten auch mit dem Fächer. Da sind auch ein paar Landpfarrer, die mit dem einen Auge das Brevier lesen, während sie mit dem anderen Rundschau halten, auch ein paar junge Nonnen, die unter dem gewaltigen Bollwerk ihrer Kopfbedeckung hervorlugen. Eine Menge apoplektisch aussehender Männer, die sich auf ihre, meist sehr stattlichen und grellfarbig geschmückten Ehehälften stützen. Doch die Glocke ertönt, und so eifrig, wie am Morgen zum Brunnen, stürzt jetzt Alles zum Diner. Es gehört viel dazu, wenn Jemand dem Speisengeruch, welcher die Straßen erfüllt, zum Trotz Appetit mitbringt.

Um sechs Uhr begiebt sich Alles wieder ins Freie, auf die Bänke vor den Hotels. Wenn irgend Etwas Vichy auszeichnet, so ist es der gänzliche Mangel an Originalität. Spanische Händler in rothen Barreten und Sammtwämmsern bieten ihre Chokolade, falsche Chinesen Quincaillerien, Tiroler schön geschnitzte Holzwaaren aus, während kleine Bouquetieren aus dem Bourbonnais, von mäßig pikantem Aussehen, Blumen feilbieten.

Endlich beginnt das Casino in Lichtschein zu schimmern; es ist von außen schwerfällig und düster, erhält aber innen durch den Glanz der zahllosen Lichter und frischen Toiletten ein hübsches Ansehen. An Theaterabenden ist der Saal überfüllt und an Ballabenden noch mehr, obwohl für die Tanzenden ein Uebermaß an Raum bleibt. Eine Anzahl zweideutiger Schönheiten läßt es nämlich für junge Mädchen nicht rathsam scheinen, Quadrille oder überhaupt zu tanzen. Die Mehrzahl der Damen bildet somit Dekoration und drängt sich auf den Bänken, höchstens, daß man am Arme eines nahen Verwandten eine Tour walzt. Man mißtraut, mißt, beobachtet sich, und wenn man eben beginnt aufzuthauen und sich zu unterhalten, beginnen die Lichter zu verlöschen. Es ist elf Uhr und das Kurreglement sendet Einen unerbittlich zu Bette.

Nur 4 km östlich von Vichy liegt das Städtchen Cusset, welches seinen Ursprung einem im Jahre



Cusset.

882 gegründeten und im dreizehnten Jahrhundert zu einer Abtei adeliger Damen erhobenen Frauenkloster verdankt. Das jetzige Cusset zählt gegen 6500 Einwohner und ist im Allgemeinen eine ganz moderne Stadt, obwohl sich noch einige seltsame alte Häuser, ferner die Reste eines romanischen Klosters und ein alter Thurm dort finden, welcher als Gefängniß dient. Auch Cusset hat Mineralquellen so wie Baumwoll- und Wollspinnereien nebst Weinbau; es fabricirt nebstdem Pfeifen und Papier. Weiter im Osten des Departements stoßen wir endlich auf das Städtchen Lapalisse am Bèbre, ausgezeichnet durch ein den Ort beherrschendes Schloß aus der Renaissancezeit, welches an Stelle einer älteren, dem dreizehnten Jahrhundert vorangehenden Befestigung erbaut ward. An dem einen Ende dieses Gebäudes befand sich eine gothische Kapelle, von welcher nur mehr die Mauern zu sehen sind; sie enthält das Mausoleum des Marschalls La Palice. So sollte eigentlich der Ort sich schreiben, welcher seine ganze Berühmtheit dem Namen verdankt, den er einer der hervorragendsten Familien des französischen Adels gegeben hat. Diese aus Bigorre stammende Familie kam 1429 nach dem Bourbonnais, wo sie für 6000 Goldthaler die Kastellei Lapalisse erwarb. Es waren dies die Chabannes,

welche die Könige von Frankreich als Verwandte ihres Hauses betrachteten und von denen mehrere den Ehrentod auf dem Schlachtfelde fanden.

Bei diesem Anlasse sei es uns vergönnt, mit einem französischen Schriftsteller, Frédéric Béchard, einen Blick auf den hohen französischen Adel zu werfen, zunächst auf dessen weibliche Mitglieder. Erziehung, Gewohnheit an Eleganz, das Blut endlich haben im Herzen dieser jungen Damen die zarten Instinkte bis zu einem außerordentlichen Grade entwickelt. Sie sind wohl, wie Fourier sagte, die weiblichsten, d. h. die vollkommensten der Frauen. Wenn die Brüder eines Tages in sich den Adel ertödten, die Schwestern werden in sich die Race aufleben lassen. Zahlreiche Lakaien, Vollblutpferde, kostbare Equipagen, prächtige Paläste, alle diese Genüsse des Reichthums haben für sie nicht einmal den Reiz des Vergnügens, sondern die unbeugsame



Schloß La Palisse.

Strenge eines Bedürfnisses; sie sind nicht Sache der Eitelkeit, sie sind wie eine Familientradition. Das Außenleben, das sie seit der Kindheit gelebt, es ist ihr ganzes Leben; sie kennen, sie verstehen kein anderes. Sie setzen ihre Mütter fort, nichts weiter, und ihr Luxus selbst ist Einfachheit. Die Zeiten haben sich indeß geändert. Hervorragende und reichlich entlohnte Aemter, sei es in der Verwaltung, sei es im Heere, lukrative Stellen bei Hofe oder in den Finanzen — all' diese hohen Staatswürden lagen ehedem in den Händen dieser Familien. Von ihren Ahnen hatten sie erbliche Lehen, unermeßliche Besitzthümer überkommen, welches das Erstgeburtsrecht unversehrt dem Oberhaupte des Hauses erhielt. Das Gold strömte in diesen Palästen und die alten Edelleute waren stolz auf ihre Freigebigkeit. Die Reichthümer, welche sie dem Lande verdankten, stellten sie in vornehmer Weise dem Lande zurück. Heutzutage sind die öffentlichen Aemter kein Sonderrecht mehr der Aristokratie. Seit sechzig Jahren hat diese sich übrigens fast stets abseits gehalten von den Regierungen, welche sich in Frankreich ablösten, und wer möchte dies nicht begreiflich finden? Die Güter werden durch die modernen Erbgesetze unter zahlreichen Kindern zersplittert. Die großen Adelsvermögen, welche drei Staatsumwälzungen

überdauerten, kann man zählen. Die freien und industriellen Berufe, die allein in der Gegenwart große Vermögen begründen können, werden verschmäht und erheischen Verstandeskräfte, die unter allen Klassen selten sind. Dennoch gehen diese Familien, obgleich eingeschränkt in ihren Mitteln, nicht darauf ein, sich einzuschränken in ihrer Existenz. Sicherlich ist die Wunde nicht gänzlich unheilbar. Noch ist keine eigentliche Noth vorhanden, vielmehr nur eine Art Beengung, ein Unbehagen, Vorläufer des Uebels. Auf den Trümmern des Schlosses, welches der zu Grunde gerichtete „Grand Seigneur“ losschlug, erhebt sich das dreistöckige Bürgerhaus des reich gewordenen Kaufmannes. Der Pächter erwirbt käuflich das Gut, dessen Boden er gepflügt. Die alten Paläste, die alten Schlösser verschwinden. Ueberzeugt, daß ein Titel eine immer gut und sicher verwerthbare Waare sei, von einem einträglichen Lebensberufe überdies durch eine Geringschätzung entfernt, welche sie desto lieber zur Schau tragen, als dieselbe ihrem Hange nach Müßiggang entspricht, in ihren eigenen Häusern durch den schmeichelnden Luxus entnervt, verschwenden die Träger der vornehmsten Adelsnamen Frankreichs ihr Leben zum größten Theile in blöden Alltäglichkeiten und gemeinen Tollheiten. Einige Ausnahmen, aller Sympathien werth und auch von der öffentlichen Meinung mit Erfolg unterstützt, bestätigen leider nur die Regel. Die entarteten Nachkommen der alten Römer mahnten wenigstens durch die Größe ihrer Laster an die Größe der Tugend ihrer Vorfahren. Aber die Franzosen der Verfallsperiode sind kleinlich bis in ihre Lächerlichkeiten. „Der Stolz“ sagte Montesquieu, „ist die Triebkraft der Aristokratie“. Montesquieu sprach von den aufsteigenden Aristokratien. Eitelkeit ist die einzige Leidenschaft der verschwindenden Aristokratien. Alle diese Existenzen sind noch nicht völlig abgedankt, aber sie zeigen täglich die Neigung, sich zu verwischen, zu verschwinden. Die heutigen Gesetze und Sitten verurtheilen diese ganze gehaltlose und schlaffe Gesellschaftsschichte zum Untergang, zur Zersplitterung, während unter ihr verständige, unterrichtete und arbeitsame Geschlechter gähren und wallen, immer steigende Fluthen, welche die letzten Trümmer verschlingen werden. Konnte doch einmal ein Redner kurzweg sagen: „Lassen wir das bürgerliche Gesetzbuch und den Luxus allein walten; sie bedürfen keiner Hülfe.“ Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß dieses rasche Aussterben der Adelsfamilien, die sich blos aus einer Gesellschaftsklasse ergänzen, schon seit dem Alterthume zu beobachten ist. Nach Edgar Quinet waren die Familien der Franken in Frankreich schon im neunten Jahrhunderte erloschen, im sechzehnten gab es keine Enkel der Kreuzfahrer mehr. Immerhin bleibt in Frankreich noch eine gute Zahl adeliger Häuser übrig, welche die Ueberlieferungen des ritterlichen Zeitalters noch nicht verloren haben: unbezähmbaren Heldenmuth, patriotische Ergebenheit und selbst die Charakteristik der Gesichtszüge.

Die Auvergne.

Zweifellos eine der interessantesten Landschaften Frankreichs, interessant durch sein großartiges Gebirgsrelief, interessant durch die vulkanische Natur seiner Gipfel, interessant endlich sogar durch die Menschen, welche sie bewohnen, ist die Auvergne, deren einstiges Gebiet beiläufig durch die beiden jetzigen Departements des Puy de Dôme und des Cantal dargestellt wird. Das zur hier entspringenden Dordogne gehende Flüßchen Rue theilt das Land in die nördliche Limagne oder Unter-Auvergne und die südlichere Ober-Auvergne. Die politische Eintheilung der ehemaligen Provinz war aber: Herzogthum Auvergne, Grafschaft Auvergne und das Dauphiné d'Auvergne. Das Herzogthum Auvergne wurde 1416, das Herzogthum Mercoeur 1712 aufgehoben; die Grafschaft Auvergne und das Herzogthum Montpensier bestanden bis 1789. Die Hauptstadt der Unter-Auvergne war Clermont, jene der Ober-Auvergne St. Flour. Letztere umfaßte auch das Carladès oder die Grafschaft Carlat, die Planèze, das Artense, das Lieutadès, und das heute zum Departement der Ober-Loire gehörige Arrondissement Brioude. Zur Unter-Auvergne rechnete man die Limagne, das Livradois und einen Theil der Pays de Combrailles. Bei der geographischen Schilderung dieser Region können wir uns nicht genau auf die Grenzen der beiden heutigen Departements Puy de Dôme und Cantal beschränken, sondern müssen, wo es nöthig, auch die Bezirke der benachbarten Departements mit hineinziehen.

Während nun, wie aus unserer bisherigen Darstellung hervorgeht, der Norden Frankreichs als weite Ebene an die Küsten des Aermelkanals tritt, steigt südlich von 46° 30' n. Br., d. h. von jener Region an, bis zu welcher wir bisher den freundlichen Leser geführt, das Land allmählich empor und erhebt sich langsam, bis es in den Departements Haute Loire und Puy de Dôme seine höchste Höhe erreicht. Diese höchste Erhebung von Centralfrankreich (von den Gebirgen östlich der Rhône, die zu der Alpenkette hinüberführen, in den Departements Drôme und Isère abgesehen) stellt sich dar als ein mächtiges Granitplateau von im Großen und Ganzen dreieckiger Gestalt, von allen Seiten von jurassischen Gebilden oder wenigen älteren Formationen begrenzt. Es war zweifelsohne in den Zeiten der Meere, in denen sich der Absatz dieser jüngeren Bildungen vollzog, eine mächtige Granitinsel, deren Grenzen wir noch heute deutlich bestimmen können. Nach Osten endet das Plateau in den tiefen und steilen Abstürzen des Rhônethales, nach Südwesten fällt es ebenfalls schnell nach dem Becken der Gironde zu, nach Norden geht es allmählich in die Ebene über. Von diesem mächtigen Plateau aus, welches die Gebirge der Auvergne, des Cantal, der Haute Loire, des Forez und des Limousin bildet, ziehen sich einige Ausläufer nach Norden in die Bourgogne hinein, nach Süden erstrecken sich Gebirgszüge durch das Departements Lozère, die Cevennen bis in das Aveyron und zu den Bergen der Montagne Noire. Im Innern erscheint das Plateau vorzugsweise durch zwei tiefe Thäler gegliedert: das Thal der oberen Loire, die vom südlichen Abhange des Mont Mezenc, dem Gerbier des Jones im Departement Ardèche kommend, anfangs westlich, dann aber, durch zahlreiche Zuflüsse verstärkt, fast genau in eine nördliche Richtung umwendend und das längere und breitere Thal des Allier, der vom südlichen Ende der Margeride-Kette, unweit von La Bastide im Departement der Lozère kommend, mit nordwestlicher Richtung, bald durch zahlreiche und starke Gebirgswasser wachsend in dem weiten Becken der Limagne hinfließend in das Plateau einschneidet. Der letztere, der sich, wie wir wissen, bei Nevers in die Loire ergießt, ist weitaus der mächtigste Fluß von Centralfrankreich, und verliert wohl mit Unrecht nach der Einmündung der Loire in ihn seinen Namen. Das centrale



Clermont-Ferrand.

Plateau (dessen ganze Masse vorherrschend aus altkrystallinischen Felsarten von Granit, Gneiß und Glimmerschiefer besteht), zerfällt durch die beiden Stromthäler in drei getrennte Gebirgstheile. In das Gebirge zwischen Rhône und Loire erscheint nördlich das Kohlenbecken von St. Etienne eingelagert; weiter nach Süden bildet es den Unterbau der vulkanischen Gruppe in der Umgegend von Privas, Departement Ardèche, so wie der gewaltigen im Mont Mezene südlich von Le Puy (Departement Haute Loire) die Höhe von 1774 m erreichender Trachytmassen. Zwischen Loire und Allier, die in ihrem Laufe auf etwa 20 km nahe sind, aber nach Norden sich von einander entfernen, um sich endlich wieder zuzufallen, liegt auf dem Plateau die schöne Reihe der erloschenen Vulkane von Pradelles bis Paulhaguet (Departement Haute Loire), und weiter nördlich im Gebirgszuge des Forez schiebt sich die mächtige Porphyrmasse des Puy de Montcelle zwischen Roanne und Thiers in das Plateau ein. Endlich westlich des Allier zieht sich, südlich durch den von Ost nach West fließenden Lot begrenzt, der langgestreckte Granitrücken der Margeride von Südost nach Nordwest hin, von diesem westlich liegen die vulcanischen Massen von La Guiolle, davon nördlich der ungeheure mächtige Bau des Cantal aus basaltischen und trachytischen Decken zusammengesetzt, und davon noch nördlicher, nur durch einen schmalen Streifen nicht überdeckten Granits getrennt, der Mont Dore und die Kette der sogenannten „Puys" mit dem Puy de Dôme bei Clermont-Ferrand, alle auf dem Granitplateau aufgesetzt. Die vulkanischen Gebiete bei Le Puy, der Cantal, der Mont Dore und die Reihe der Puys bilden eines der ausgezeichnetesten und reichsten Gebiete für das vergleichende Studium alt- und neuvulkanischer Formen, Bildungen und Gesteine.

Die Stadt Clermont-Ferrand, Chesflieu des Departements Puy de Dôme, ist hierzu ein prächtiges Hauptquartier. Sie ist an sich voll von Interesse in archäologischer Hinsicht. Hier war es, wo Peter der Eremit den Kreuzzug wider die Sarazenen predigte, wo Papst Urban II. das Kreuz vor der versammelten Menge erhob; hier war es, wo Papst Alexander III. seine versengenden Bannstrahlen gegen Kaiser Barbarossa schleuderte. Aber Clermont war auch der Geburtsort Pascal's, des ersten Naturforschers, welcher das Gesetz des atmosphärischen Druckes zu verschiedenen Höhen ermittelte und zu diesem Zwecke ein Barometer auf den Puy de Dôme trug, auf welchem jetzt ein ihm zu Ehren errichtetes Observatorium steht. Clermont ist das alte Nemossus, später Augustonemetum, die Hauptstadt der Arverner, deren Name in jenem der Auvergne fortlebt, und die im Jahre 253 n. Chr. vom heil. Austramonius zum Christenthume bekehrt wurden. Dieser ward auch der erste Bischof des in Clermont errichteten Bisthums. Aus der Römerzeit sind noch mancherlei Reste vorhanden, so ein Stück einer galloromischen Mauer und einer Wasserleitung, und 1878 ward durch Obersten Champvallier eine römische Villa ausgegraben, in welcher sich Freskenmalereien von lebhaftesten Farben vorfanden, die an Schönheit den pompejanischen nicht nachstehen sollen. Im Mittelalter war es eine Festung, die Clarus mons hieß, woraus der jetzige Name entstand. Die blühende Stadt wurde 761 von den Franken unter Pipin und 976 von den Normannen zerstört, erhob sich aber bald wieder. Später wurde Clermont die Hauptstadt der Grafschaft Auvergne, daher sich die Grafen von Auvergne auch Grafen von Clermont nannten. Ludwig XIII. ließ dann 1633 Clermont mit dem eine halbe Stunde entfernten Städtchen Montferrand verbinden und nannte die Stadt nunmehr Clermont-Ferrand. Jetzt zieht zwischen beiden Plätzen eine hübsche Allee. Clermont-Ferrand liegt auf einem 50 m hohen konischen Hügel, 407 m über dem Meere, am Eingange eines halbkreisförmigen Thales von etwa 25 km Umfang und von fruchtbaren Hügeln umgeben. Nach Osten steht dieses Thal mit der Limagne-Ebene im Zusammenhange, so daß erst die 35—45 km entfernten Berge im Osten die Aussicht begrenzen. Die alterthümlich erbaute Stadt ist aus der festen dunkelfarbigen Lava von Volvic aufgeführt. Die alten, engen, krummen, geneigten Straßen hat man nun angefangen zu verschönern und gesunder zu machen. Die im Jahre 1248 begonnene und leider unvollendet gebliebene Kathedrale beherrscht die Stadt. Die Kirche Notre Dame de Port hat eine Krypta mit einem wunderthätigen, durch die Zeit geschwärzten Muttergottesbilde und soll bis ins Jahr 580 n. Chr. zurückreichen. Als ihr Erbauer wird der heil. Avit, Bischof von Clermont, genannt. Im Norden und Osten besitzt die Stadt angenehme Boulevards mit Baumpflanzungen. Die Plätze im Innern sind groß, und mehrere Gebäude sehenswerth. Der Stadttheil Montferrand mit 5000 Einwohnern, fast am Fuße des 556 m hohen Puy de Champturgue, um 14 m niedriger als Clermont gelegen, ragt mit seinen schwarzen gothischen Häusern gleichfalls auf einem Hügel auf. Vom

Platze der Rodade hat man eine der schönsten Aussichten des Landes. In einer der Vorstädte von Clermont entspringt die versteinernde Quelle von St. Alyre, ein Eisensäuerling, reich an kohlensaurem Kalk. Es giebt in der Auvergne viele andere petrificirende Wasser, aber keines versteinert darin befindliche Gegenstände so rasch wie St. Alyre. Die Geologen schreiben die große Menge des im Wasser abgesetzten Travertins den unterirdischen vulkanischen Kräften zu und sind der Meinung, daß die Quellen stärker waren, als letztere noch größere Thätigkeit zeigten. Auch die im Südwesten der Stadt entspringende Quelle der Jaude mit ihren stoßweisen Aufwallungen ist erwähnenswerth. Clermont-Ferrand zählt gegenwärtig 43,000 Einwohner, aber die Zahl seiner Fabriken und Gerbereien ist nicht bedeutend. Handelsgegenstände sind besonders Getreide, Mehl, Leinwand, Eisen. Sein Aprikosen- und anderes Fruchtmuß ist berühmt. Indeß ist Clermont-



Das Thal von Royat.

Ferrand immerhin ein wichtiges Handelsentrepot für die Umgegend, selbst für Lyon, Bordeaux und Paris.

In der nächsten Umgebung und im Westen von Clermont bemerken wir den Bach Fontanat, der Mühlen, Papierfabriken u. s. w. bewegt und in einem lachenden frischen Thale mit Weingärten, alten Nuß- und Kastanienbäumen fließt. An 5 km von Clermont liegt das Dorf Royat, berühmt wegen seiner 11 m breiten, 8 m tiefen und etwa $3^1/_2$ m hohen, moosbewachsenen Höhle, aus welcher in fünf Oeffnungen Quellen sprudeln, die sich zu einer Kaskade vereinigen. Diese Wasser speisen durch die Tiretaine, ein Flüßchen, in welches sie sich ergießen und das Clermont durchfließt, die Fontainen jener Stadt, worunter jene auf Place Delille wirklich hübsch und geschmackvoll ist. Die Grotte und das Thal von Royat sind von den Dichtern wiederholt besungen und, wohl nicht ohne Uebertreibung, mit dem Tivoli des Horaz oder Calypso's Grotte verglichen worden. Royat besitzt aber außerdem noch bedeutende Mineralquellen, welche in der dort errichteten Badeanstalt zu Bädern und Douchen, wie auch zu innerem Gebrauche benutzt werden. Oberhalb des Dorfes erhebt sich der Puy de Chateix, sogenannt nach einem einst hier bestandenen Schlosse der Herzoge von Aquitanien.

Er ist mit Weinbergen und Obstbäumen bedeckt, während basaltische Felsen seinen Gipfel krönen. Royat selbst ist eingezwängt in eine Schlucht zwischen zwei Basaltbergen und ruht auf einem alten Lavastrome, welcher sich von der Ortschaft Graveneire ins Thal ergossen hat. Dort ist zwar kein Krater zu gewahren, aber ungeheure Massen von rothen und schwarzen Schlacken, Lapilli und Puzzolanerde, die man behufs Verwerthung bricht, sehen aus, als wären sie erst gestern ausgeworfen und erzählen deutlich genug von der Thätigkeit der unterirdischen Feuer. Die vulkanischen Massen scheinen aus Spalten in dem Granithügel des Puy de Charade hervorgequollen zu sein, an dessen Flanken drei Lavaströme sich zu Thale senken. Nebst dem nordwärts gerichteten Royatstrome giebt es deren noch zwei, einen östlichen und einen südlichen. Der östliche ward in seinem Laufe abgelenkt durch den Puy de Montaudoux, einen weitaus älteren Basaltstock, welcher seine dermalige



Die Ruinen des Schlosses Tournoel.

Stelle einnahm, ungezählte Jahrhunderte, ehe die vulkanischen Ausbrüche von Graveneire ihren Anfang nahmen. Von Graveneire lohnt sich ein Besuch des mehr denn 900 m hohen Puy de Berzé, dessen Gipfel von Granit überlagerndem Basalt bedeckt ist. Eine andere Route über das granitische Land führt über das Dorf Chamalières, das Plateau de Pradelles und Sarsenat nach Channat und dann über Rohanent und die Côtes de Clermont zurück nach dieser Stadt. Bei Pradelles, in 705 m Meereshöhe stoßen wir wieder auf alten Säulenbasalt, welcher den Granit überlagert. Das Thal von Villar ist in die granitischen Felsen erst seit dem Erscheinen dieses Basaltes ausgenagt worden, und dieses Thal hinab floß der moderne Lavastrom vom Puy de Pariou. Dieser Berg ist 1223 m hoch und hat einen Krater von etwa 318 m im Durchmesser bei 90 m Tiefe. Ebenfalls interessant ist der Marsch nach dem Puy de Channat, von welchem neuere vulkanische Massen über das Granitplateau gerade in der Linie nach dem Puy de Dôme geflossen sind.

Der 1465 m messende Puy de Dôme ist das Hauptobjekt aller Ausflüge von Clermont-Ferrand. Er ist der König des dortigen Landschaftsbildes und thront inmitten einer Schaar von 64 „Puys", deren

Gesammtheit auf einem Flächenraume von 80 qkm die Kette der Monts Dômes bildet. Der Puy de Dôme, aus Domit erbaut, hat auf der Spitze eine kleine Fläche ohne Vertiefung, und dort hat Hr. Vimont Nachgrabungen angestellt, welche Spuren eines großen Gebäudes bloßlegten, das in die ersten Perioden der römischen Besetzung des Landes hinaufreicht. Nach einer aufgefundenen Votivtafel war es ein Tempel des Merkur, neben dem sich ein Circus befand. Das Ganze scheint von dicken Mauern, welche in gewissen Abständen eiserne Klammern verstärkten, umgeben gewesen zu sein. Im Mittelalter stand hier eine dem heil. Barnabas geweihte Kapelle, zu welcher in späteren Tagen gewallfahrtet wurde; eine alte Ueberlieferung erzählt freilich auch, daß zu gewissen Zeiten die Hexen dort ihren nächtlichen Sabbat hielten. Mit dem Puy de Dôme in Verbindung steht der nicht so hohe Kleine Puy de Dôme (1267 m), aus Schlacken gebildet, und zwischen beiden liegt ein Krater, das „Hühnernest“ genannt. Der Puy ist bis zum Gipfel mit üppigen Alpen- und Medizinalkräutern bedeckt. Nur an zwei oder drei Stellen kommen weiße Lavamassen zum Vorscheine, welche andeuten, daß er kein Berg wie andere Berge ist. Man erklimmt den majestätischen Kegel auf zwei verschiedenen Wegen; der eine, südliche, heißt Weg von Alagnat, der andere, nördliche, La Gravouse. Vom Gipfel des Puy genießt man eines der schönsten Schauspiele und der herrlichsten Rundsichten auf Erden. Zu Füßen schaut man die zahlreichen kleineren Puys mit ihren alten Kratern, ihren schroffen Abstürzen, ihren Lavaströmen und ihren Lagern rother oder schwarzer Puzzolanerde. Weiterhin schweift das Auge über die ganze Limagne mit ihren Städten, Dörfern und zahlreichen Hügeln; überall farbige Felder, Weingärten, menschliche Behausungen auf dieser weiten Oberfläche zerstreut, unabsehbare Straßen und Wege, Bergketten! Alles dies vereinigt sich zu einem wahrhaft zauberischen Anblick, der einen guten Teil der Auvergne umfaßt. Obwohl der Puy de Dôme ein ausgebrannter Felsen ist, so verleihen ihm doch Regen und Dämpfe, die auf ihn unablässig einwirken, eine seltene Fruchtbarkeit, welche auch, mit ein oder zwei Ausnahmen, den übrigen Puys eigenthümlich ist. Sie alle sind mit dichtem Grase bewachsen und dienen als treffliche Weiden. Unter diesen nennen wir im Nordwesten den Puy de Côme (1255 m), dessen breiter Lavastrom in das Bett der Sioule bis gegen Pontgibaud, über 7 km weit, geflossen ist. Nördlicher liegen der schon erwähnte 1211 m hohe Puy de Pariou, der Grand Sarcouy (1158 m) und der 1181 m hohe Puy Chopine, der erstere aus Domit, der letztere ohne Krater; dann der Puy de la Nugère, dessen schiefer Krater zwei Lavaströme nach verschiedenen Seiten ergossen hat, die sich unterhalb Volvic, einem Orte unfern von der alten Rivalin Clermonts, der Stadt Riom, vereinigt haben. Südöstlich aber vom Puy de Dôme erhebt sich der Puy de Nadailhat 600 m über die Ebene; aus seinen Seiten hat sich zwischen der Sioule und Monne eine Lavamasse, Mont de la Serre genannt, in ansehnlicher Breite und über 10 km Länge ergossen.

Den ganzen südlichen Theil des Departements Puy de Dôme nimmt der Mont Dore ein, vielfach aber ganz unrichtig Mont d'Or geschrieben. Er hat seinen Namen von dem Bache Dore, der nahe seinem höchsten Gipfel entspringt und mit der Dogne zur Dordogne, dem bedeutendsten Nebenflusse der in den atlantischen Ocean strömenden Garonne, sich noch oberhalb des Badeortes Mont Dore vereinigt. Die ganze Gruppe der Monts Dores besteht zunächst aus einer schmalen Reihe von Piks, von Norden nach Süden geordnet, zwischen den Flüssen Alagnon und Rue, und von 1500 m mittlerer Höhe. Darin erhebt sich der Cézallier 1453 m, der Puy Ferrand 1864 m, der Puy de l'Aiguillier 1849 m hoch. Der Mont Dore selbst, dessen Hauptgipfel Puy de Sancy heißt, hat 1886 m Höhe und ist der zweithöchste Gipfel im Innern Frankreichs, angeblich auf mehr denn 150 km Entfernung sichtbar. Dieser alte eruptive Vulkan ist eine echte Berggruppe, ja, wenn man von der Gliederung, wie sie durch die scharfe Thalbildung hervorgerufen ist, absieht, würde man ihn als einen einzigen, mächtigen Kegelberg bezeichnen, der dem Granitplateau aufgesetzt erscheint. Trefflich schildert in wenigen Worten der englische Geologe Poulett Scrope, einer der eifrigsten Durchforscher dieses Gebietes, in seinem Werke über die erloschenen Vulkane Central-Frankreichs die Umrisse des Mont Dore: „Derselbe ist, wenn auch nicht das bedeutendste der vulkanischen Gebirge von Central-Frankreich, so doch von

der höchsten absoluten Erhebung. Seine höchste Spitze hat nach Ramond 1886 m Höhe, den Cantal noch um circa 50 m überragend. Seine Gestalt mag uns am deutlichsten werden, wenn wir annehmen, daß sieben oder acht felsige Gipfel um einen etwa eine (engl.) Meile (1,6 km) im Durchmesser fassenden Kreis gruppirt sind, von wo aus, wie von dem Scheitel eines abgestumpften und unregelmäßigen Kegels, alle Seiten mehr oder weniger steil nach außen abfallen, bis ihre Neigung sich allmählich in der Hochebene und umher verliert. Stellt man sich nun diese Masse tief und weit an entgegengesetzten Seiten durch zwei Hauptthäler eingefressen vor, ferner gefurcht durch etwa ein Dutzend kleinerer Wasserläufe, die alle nahe der centralen Erhebung entspringen und sich dann nach allen Richtungen der Windrose hin ergießen, so wird man eine zwar rohe, aber nicht ungenaue Vorstellung vom Mont Dore erhalten." Eine ungeheure Menge vulkanischer Produkte bedeckt die ursprüngliche



Ein Thal des Mont Dore-Gebirges.

Granitbasis, die etwa 1040 m Höhe hat, auf einem Raum von 50 km Umfang. Es bleiben also selbst bei dieser Höhe des Granitplateaus immer mehr noch an 850 m für vulkanische Massen übrig. Dieser mächtige Bau ist wie ein Mantel um ein gemeinsames Centrum gelagert und besteht aus Decken, stromförmigen Ablagerungen von Trachyten und Basalten, ungeheuren Lagen vulkanischer Bruchstücke, Rapilli, Sand, Aschen, Bimssteinen, die theilweise wieder zu Conglomeraten und festen Breccien verkittet sind, durch welche hindurch zahlreiche, oft mächtige Trachyt-Basalt-Phonolithgänge zu Tage treten. Endlich erheben sich an dem tiefstgelegenen Rande des ganzen Aufbaues verschiedene jüngere embryonale Schlackenkegel mit ihren im Vergleich zu den ungeheuren Massen des uralten Kernvulkanes verschwindend unbedeutenden Produkten. Alle die verschiedenen nach und nach übereinander gelagerten vulkanischen Massen des Mont Dore führen mit einer gewissen Bestimmtheit auf einen centralen, jetzt allerdings vollständig unkennbar gewordenen Eruptionspunkt hin. Wohl am wahrscheinlichsten müssen wir denselben in die unmittelbare Nähe der Dordognequelle am nördlichen Abhange des Puy de Sancy verlegen, wo ein flachgrundiger runder Kessel, jetzt von einer sumpfigen Wiese erfüllt, sowohl der

Form als auch der Umgebung nach wie ein wahres Durcheinander von Tuffen, Conglomeraten, Breccien, Trachytschlacken und anderen Gesteinen bildet, noch den alten Krater verräth. Auch der ganze Kreis der umgebenden Felsgipfel bestätigt diese Vermuthung. Sie bestehen aus verschiedenen Lagern von Trachyt, die in ihren gestörten und unregelmäßigen, von Gängen durchsetzten und von echten Schlacken begleiteten Lagerungen, wohl die Nähe eines Eruptionspunktes andeuten. Die mächtigen Felsen des Puy de Sancy, Puy Ferrand, Pan de la Grange, der Cacadogne, Roc Cuzeau schließen den gewaltigen Kreis, der nur nach der Thalseite geöffnet ist, alle nach innen steile, zertrümmerte und zerrissene Wände kehrend. Diese höchsten Gipfel bestehen aus Trachyt, der sich nach allen Richtungen als breite Decke hinstreckt, wie der Basalt es thut, und zwar ist eine besondere Art an den Gipfeln, eine besondere in den geflossenen Massen zu erkennen. In der Gegend



Der Puy de Sancy im Mont-Dore-Gebirge.

der Hochebenen beim Guérysee sind die Puys und alle Felsen durchweg Phonolith, der in regelmäßige Prismen abgesondert ist. Die basaltische Formation ist aber noch viel ausgedehnter als die trachytische; weite Basaltdecken sind rings um die mittlere Masse nach der Ebene hin ausgegossen; im centralen Theile ist der Basalt seltener. Endlich waren auch alte Gletscher, wie vielfache Spuren beweisen, einst zu großer Ausdehnung im Mont Dore vorhanden.

Die westlichen Abhänge des Gebirges sind steil, die östlichen ziemlich sanft, beide dicht mit kräftigen Gräsern bedeckt, und diese reichen Triften sind von herrlichen Kaskaden bewässert, während in den tiefen Schlünden der Schnee noch im August liegt. Die Ostabhänge senken sich in Plateaux gegen die linke Allierseite; über die einförmigen Weiden erhebt sich hier kein Baum, nur einige Hütten und eine gothische Kapelle aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche wöchentlich die Bergbewohner versammelt und zu welcher alljährlich eine berühmte Wallfahrt gehalten wird. Im Winter ist die Höhe ganz unbewohnt. In der Nähe der Kapelle ist das Creux de Souci, eine Art von Brunnen, 30 m tief und etwa 32,5 m im Umfange haltend; es ist

dies eines der zahlreichen Löcher in einer der Basaltdecken. Dasselbe soll in Verbindung stehen mit dem Pavinsee, an dessen Rande sich der Vulkan Montchaline, 1418 m hoch, erhebt, und der in seiner Lavaumwallung 39 m Tiefe hat; die inneren Abhänge sind dicht mit Gehölz bedeckt. Dieser und eine große Zahl anderer, neuerer Vulkane mit Kratern und Seen liegen alle in gewisser Entfernung vom Mont Dore, besonders nach Süden, und auch aus ihnen haben sich ausgedehnte Lavaströme ergossen. Die Basis aller bildet ein nach Süden geneigtes Plateau. Wie schon angedeutet, sind es vor allem zwei tiefe Thäler, die in den Mont Dore einschneiden, das der Dordogne und das der zum Allier fließenden Couse, oder des Lac de Chambon. Beide sind in ihrem Aeußern durchaus alpiner Art, wie im Allgemeinen die landwirthschaftliche Scenerie des Mont Dore den Besucher durchaus an die Thäler der Schweiz erinnert. Die reiche Cultur der Wiesen, unterstützt durch die allenthalben hervorbrechenden Quellen, die sparsame Baumvegetation auf den Thalgehängen vollenden die Aehnlichkeit. Das Thal des Dordogne beginnt am nördlichen Flusse des Puy de Sancy. Ausgezeichnet ist es in seinem oberen Theile dadurch, daß verschiedene flache Kesselgründe über einander liegen, in deren meist sumpfigem Boden die verschiedenen Bäche ihren Anfang nehmen. Das obere Thal zerfällt in zwei getrennte Thäler; ein steiler Felsengrat, durch einen mächtigen Trachytgang gebildet, scheidet das Thal de la Cour, welches einen weiten kraterähnlichen Kessel bildet, von der Gorge d'Enfer oder Höllenthal. Diese ist ein wilder, tiefer, von steilen Wänden aus Trachytconglomerat, das von zahlreichen Gängen durchsetzt wird und in pyramidalen Felsenspitzen emporstarrt, eingeschlossener Einschnitt, der bis in die Masse des Puy de Sancy selbst hineinführt. Am Eingang dieser Schlucht ist ein Damm von wildem Haufwerk aufgeführt, der Stirnmoräne eines Gletschers durchaus ähnlich. Auch ist es noch jetzt gerade in dem oberen Theile dieser Schlucht nicht selten, daß der Schnee des einen Winters dort liegen bleibt, und von dem Schnee des folgenden Jahres überdeckt wird. Hat einmal ein Gletscher im Mont Dore existirt, so muß es wohl in diesem Thale gewesen sein, und in der That ist der erwähnte Steinwall unzweifelhaft als Stirnmoräne eines Gletschers anzusehen. Von dem Vereinigungspunkte des Val de la Cour und des Höllenthales an zieht sich das Thal der Dordogne fast genau von Norden nach Süden, schmal und überall von steilen Gehängen eingefaßt, etwa 14 km hin, bis es an dem Vereinigungspunkte mit dem von Osten nach Westen niedersteigenden Thale von Prentigarde (Prends-toi-garde) rechtwinklig umbiegt und dessen Richtung annimmt. Das zweite Hauptthal des Mont Dore ist das Thal des Lac de Chambon, in seinem oberen Theile auch Val de Chaudefour genannt. Es beginnt gleichfalls mit rundem Kessel und erstreckt sich zunächst in gerader Linie nordöstlich, bis es sich zum Becken des genannten Sees erweitert, und in einer östlichen Richtung umbiegt. Es waren die hervorbrechenden mächtigen Eruptionsprodukte des jungen Vulkans, des Puy de Tartaret, welche die Wasser des Thalbaches der Couse aufstauten. So bildete sich der See, und die Couse mußte sich erst einen neuen Abfluß durch den vulkanischen Damm suchen, den sie nun tiefer und tiefer aushöhlt und so das Niveau des Sees erniedrigt.

Ein drittes Thal beginnt südöstlich vom Puy de Sancy, schneidet tief in dessen Flanke ein, geht am Fuße des Puy Chambourguet vorbei, in anfangs genau südöstlicher Richtung, wendet aber plötzlich scharf um und nimmt eine östliche Richtung an. Endlich schneidet noch ein viertes, weniger tiefes Thal, aber in genau radialer Stellung, in das Gebirge ein. Es beginnt ebenfalls im Süden des centralen Gipfels und geht in fast westlicher Richtung nach dem Thale der Dordogne zu. Diese hat nach ihrem Austritt aus den vulkanischen Massen des Mont Dore sich zu einer vollkommen südlichen Richtung umgewendet. Ein weiteres mächtiges Thal, welches aber nicht radial in die centrale Masse des Gebirges einschneidet, sondern dasselbe gewissermaßen nach Norden hin begrenzt, ist das schon erwähnte Thal von Prentigarde. Es beginnt mit kesselförmiger Weitung am Fuße des Croix Morand, dem höchsten Punkte der von Clermont aus in den Mont Dore führenden alten Straße, und geht mit ziemlich bedeutendem Gefälle von Osten nach Westen, vereinigt sich mit dem Thale der Dordogne und zwingt dieses, in seine Richtung einzubiegen, so daß man richtiger das Thal von Prentigarde als Hauptthal ansehen muß, in welches das Thal des Mont Dore einmündet. In letzterem liegen in 1046 m Höhe Mont Dore les Bains, vielbesuchte Bäder, welche schon von den Römern benutzt wurden, aber erst anfangs des siebzehnten Jahrhunderts wieder in Aufnahme kamen; eine Drahtbrücke führt hier über den Fluß. Die Gestaltung aller dieser Thäler, enge, tiefe, meist gerade gerichtete Thäler mit steilen

Gehängen, in ihren oberen Theilen stets in mehr oder weniger deutlicher Kesselform endigend, entspricht genau den Thälern der Schweiz, in denen noch die Gletscher vorhanden sind. Wären die Wände dieser Thäler von Granit oder sonst einem etwas widerstandsfähigen Gestein gebildet, so würden sich ohne Zweifel auch im Mont Dore die deutlichen Spuren der früheren Gletscher finden, und diese sind in der That vorhanden in der Umgebung des centralen Gebirges, wenn wir in den Richtungen der genannten Thäler das granitische Gebirge untersuchen, welches rund um die vulkanischen Gesteine hervortritt.

Die Reihe dieser Auvergner Berge, der rauhesten im Innern Frankreichs, die wildesten und malerischesten Landschaften darbietend, beschließt die im Südwesten von Mont Dore isolirt aufsteigende Gruppe des Cantal, welche mit ihren sternförmigen Abzweigungen fast das ganze nach ihr benannte Departement bedeckt und den Alten unter dem Namen Mons Celtorum bekannt war. Die Mitte bilden Trachyte, die Abhänge Basalte, Schlacken, Bimssteine und Laven, welche in solcher Fülle herausgeflossen sind, daß sie bis fernhin die Thäler ausgefüllt haben; sie bilden so Plateaux, die stufenweise nach dem Centrum hintereinander aufsteigen und tiefe und breite Schluchten zwischen sich lassen. Die Basis der ganzen Masse hat über 50 km Umfang, und mehr als zwanzig aus einander laufende Zuflüsse der Dordogne, des Lot und des Allier durchfurchen sie. Klare Quellen treten ringsum hervor, die Bäche bilden schöne Kaskaden, erzeugen im Grunde der sternförmig auslaufenden Thäler kräftige Weiden und vereinigen sich zu Flüssen. Die wichtigsten derselben sind: am Nordabhange die zur Dordogne gehende Rue; am Westabhange Maronne und Cère, am Ostabhange die Truyère, welche zum Lot geht, und der Alagnon, der in den Arcueil und mit diesem in den Allier fließt. Nach Süden gehen nur kleine Flüsse zur Truyère. Alle aber sind ungemein fischreich, besonders an Salmen, Forellen, Aalen und Aeschen, aber wegen ihrer Strömung, zahlreichen Wasserstürzen und Felsenbetten niemals schiffbar. Die Thäler dieser Flüsse sind durch Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichnet, aber das meiste Getreide gewinnt man in der Ebene Planèze, welche der Alagnon und Arcueil bewässern, zwischen St. Flour und Murat im Osten des Departements. Man nennt sie die Kornkammer der Ober-Auvergne. Der König dieser Landschaft ist der majestätische, 1858 m hohe Plomb du Cantal, ein ganz regelmäßiger Kegel mit breitem Fuße, auf dessen Abhängen steile Wände nach der Mitte zu laufen, und immer von heftigen Winden umweht, während der Gipfel acht Monate des Jahres in Schnee gehüllt bleibt. Bei einer Neigung seiner Abhänge von 4° besteht auch er aus trachytischen, phonolithischen und basaltischen Laven, Tuffen und Conglomeraten oder Breccien, in welchen sich selbst am Gipfel ausgeworfene Massen der Süßwasserschichten, zuweilen mit Feuersteinstücken, welche Muscheln der unteren Miocänformation enthalten, befinden. Die Aushöhlung in der Mitte ist wahrscheinlich der ehemalige Krater, um den herum isolirte Puys oder Gipfel auf den ungeheuren Lavamassen gereiht stehen. Ein pyramidenförmiger Berg, der Puy de Griou, 1694 m hoch, nimmt die Mitte der Aushöhlung ein. Unter den übrigen nennen wir den 1787 m hohen Puy Mary, den Puy Chavaroche oder l'Homme de pierre (1744 m), den Puy Violent (1594 m), den Puy du Peyroux (1686 m), den Puy Gros (1599 m), den Lioran oder Puy de Massabian (1420 m), den Bataillouze (1685,5 m), und die Mandailles (1679 m). Ueber die Seite des Cantal führt die Straße von Murat nach St. Flour über das 1089 m hohe Plateau de la Flageole, jene von Murat nach Aurillac, der Departementshauptstadt, über den 1296 m hohen Font de Cère, die von Murat nach Salers über den 1539 m hohen Col de Cabre. Der bedeutendste Ausläufer des Cantal geht zwischen Lot und Dordogne nach Südwesten; er ist anfangs eine sehr steile Kette von 1700 m Höhe, von tiefen Schluchten und zahlreichen Strömen durchfurcht, wird dann aber breiter und flacher, bis er ein bergiges Plateau mit fruchtbaren Thälern darstellt, deren höchster Punkt bei den Quellen der Vave, die Bastille du Haut-Mont, 794 m Höhe hat. Nach Südosten streicht die Kette der Monts de la Margeride, welche den Cantal mit den Lozèrebergen der Cevennen verbinden, während nordwärts die vom Pic de Cézallier beherrschten Höhenrücken ihn mit dem Mont Dore verknüpfen.

Die Natur hat die höchsten Gipfel des Cantal nur stiefmütterlich bedacht; sie sind nackt und entblößt,

lange Monate hindurch mit Schnee bedeckt. Begünstigter zeigen sich die niedrigeren Gipfel und die Plateaux, welche den ersteren als Basis dienen. Zwar lagert auch dort der Schnee volle fünf Monate lang, aber im Frühjahre schmücken sie sich mit üppigem Grün, und Veilchen, Hyazinthen, Maiglöckchen, allerlei Maßliebchen, Primeln, wilde Nelken sprießen und blühen nebst manchen officinellen Gewächsen. Im Sommer vollends verwandeln sie sich in treffliche Weiden, und diese sind dann in den hohen Thälern und bis an den Gipfel des Plomb mit Vieh bevölkert, das auch den benachbarten Departements angehört. Die fetten Ochsen gehen von hier nach allen Landestheilen, die Hammel nach den südlichen, die Ziegenhäute nach Milhau, wo man Pergament



Die Kaskade des Pas de la Cère.

daraus bereitet; die Pferde, klein aber kräftig, werden für die leichte Kavallerie verwendet. In den malerisch auf den Weidegründen zerstreuten Behausungen der Hirten, kleinen Hütten, welche den Namen Buron führen, macht man Butter und drei Arten von Käse. Waldungen von Eichen und Kastanien wechseln mit den Triften. Tiefer unten baut man Hafer und Buchweizen, die hier, wie im Bourbonnais, die Hauptnahrung des Volkes geben; Lein, der an Feinheit mit dem flandrischen wetteifert; Hanf, dessen Gewebe in der Marine verwendet oder nach Spanien verkauft wird; Kartoffeln, verschiedene Obstsorten, besonders Kastanien, ebenfalls ein wichtiges Nahrungsmittel des Landes, endlich einen mittelmäßigen Wein. An weiteren Naturschätzen gewinnt man auch Steinkohle, und die Menschen erzeugen Kessel und Kupfergeräthe, Papier und Spitzen.

Städte und Dörfer im Cantal sind nur auf den unteren Gehängen der Plateaux oder in den Thälern, welche sie trennen, anzutreffen. Das größte und schönste dieser Thäler ist das 24 km lange und 4 km breite, nach Südwesten sich öffnende Thal der Cère, welche am Fuße des Puy-Gros entspringt. Unweit von dem Orte Thiézac macht sie einen hübschen Katarakt, den Pas de la Cère, und rauscht zwischen zwei Felsenwänden dahin, welche nicht weniger denn 140 m Höhe haben. Von da an hüpft die Cère unter Lärm und Getöse von Felsen zu Felsen und bildet zahlreiche kleinere Kaskaden, welche beständig die Aufmerksamkeit des Wanderers fesseln. Thiézac liegt im Kanton Vic, und dieses ist ein nur wenig davon entfernter Ort, welcher den Namen Vic-sur-Cère führt, obgleich er gar nicht an der Cère, sondern am Iraliot, einem Nebenbache derselben liegt. Wegen seiner doppelt kohlensauren, eisenhaltigen und schäumenden Mineralwässer, welche sehr angenehm



Vic-les-Bains.

zu trinken sind und einen beliebten Zusatz zum Weine geben, aber auch gegen Kopfschmerzen, Herzklopfen u. dgl. empfohlen werden, nennt man es auch Vic-les-Bains. Ein besonderes Kurhaus ist etwa 1200 m von dem an 2000 Einwohner zählenden Städtchen eingerichtet und wird von Mitte Juni bis Mitte September von einer gewissen Anzahl Patienten besucht. Nirgends kann man eine reichere und mannigfaltigere Vegetation sehen, nirgends hübschere Landschaften, lebhaftere und klarere Gewässer als im Thale von Vic-sur-Cère. Zahlreiche Schlösser waren früher in der Umgebung zerstreut und der 250 m hohe Rocher de Muret, welcher eine 1574 zerstörte Burg trug, ist jetzt noch eine Sehenswürdigkeit des Landes, zugleich ein beliebtes Ausflugsziel für die Spaziergänger von Vic.

Parallel mit dem Thale der Cère, in welche sie auch mündet, fließt die Jordanne, an welcher das Cheflieu des Departements, Aurillac, sich erhebt. Die Stadt steht auf Lava, mit Kalk überdeckt, bietet aber nichts Bemerkenswerthes. Gegen Ende des achten Jahrhunderts gegründet, besitzt sie breite, unregelmäßige Straßen und ein altes Schloß, an neueren Bauten ein Theater, eine Irrenanstalt und ein reiches natur-



Aurillac.

historisches Museum. Ein Mineralbad, deren es in Auvergne eine Unzahl giebt — die chemisch untersuchten Quellen allein belaufen sich auf 512 — darf natürlich auch hier nicht fehlen. Berühmt in ganz Frankreich sind die Pferdewettrennen, welche in Aurillac alljährlich vom 1. bis 15. Mai abgehalten werden. Aurillac nennt sich mit Stolz den Geburtsort jenes gelehrten Gerbert, welcher als Papst Sylvester II. nicht blos der Philosophie, sondern der ganzen Wissenschaft des Abendlandes einen neuen Aufschwung gegeben und den der Volksglaube wegen seiner in damaliger Zeit — er starb im Jahre 1003 — ganz wunderbaren Kenntnisse in Physik und praktischer Mechanik zum Zauberer und Teufelsverbündeten gemacht, so daß er als der älteste beglaubigte faustische Charakter erscheint. Die heutigen 14000 Einwohner von Aurillac sind zwar keine Schwarzkünstler mehr, aber doch den mechanischen Künsten der Industrie nicht abhold. Sie besitzen Kupfer-



Salers.

hämmer, chemische, so wie Tapeten-, Spitzen-, Kessel-, Haarsieb- und Papierfabriken, treiben auch Goldschmiedearbeit und Viehzucht so wie Handel mit Maulthieren und Viehzucht. Von den übrigen Orten des städtearmen Departements, wie Carlat, Maurs, St. Flour, Chaudesaigues, Murat, Salers, Mauriac, Fontanges ist noch weniger als von Aurillac zu berichten. St. Flour, nahe dem Dauzon, steht in 883 m Meereshöhe auf steiler Basaltmasse, längs deren herrlicher Säulenreihe der Weg hinaufführt. Ganz aus Lava erbaut, hat es zum großen Theil erbärmliche, finstere und schmutzige Häuser. Auch Salers ist sehr alt und liegt an der Maronne auf dem Lavastrome eines Plateaux; die Berge umher nähren das beste Vieh der ganzen alten Auvergne. In der Nähe von Mauriac liegen das reizende Thal von Fontanges, so wie die Kaskaden von Salins, und bis zu den Ufern der Rue, in 762 m Höhe, reichen tiefe Thäler und steile Felsen. Dieser Fluß wird in seinem Unterlaufe, bei St. Thomas, allerseits von porphyritischen Gneishügeln mit kahlen Spitzen und dürren Gipfeln eingeengt. Ab und zu löst sich von denselben irgend ein wuchtiges Stück los und zerschellt an ihrer Basis. Einige derselben tragen ein armseliges Niederholz und verkrüppelte Bäume. Durch dieses

Hügelgewirr gelangt man zu dem vornehmsten Wasserfalle des Landes, zu dem von der Rue gebildeten Saut de la Saule. Eingezwängt zwischen Felsen, wie sie sind, stoßen die Wasser der Rue in ihrem Laufe auf eine mehrere hundert Schritte lange Gneiswand. Da ihr Felsenbett sie hindert, sich auszubreiten oder das Gestein zu umgehen, so haben sie sich trotz der Härte desselben einen Weg durchgeneigt und gelangen dergestalt zu einem 7—10 m hohen Sturze: das ist der Saut de la Saule. Mit solcher Hast stürzt sich der ohnehin schon reißende Fluß in die Tiefe, daß man schon auf fünfzig Schritte das Zerstäuben seiner wider die Felsen prallenden Wasser empfindet und das Getöse betäubend wird. Unterhalb des Kataraktes hat die Rue sich ein sehr tiefes Bett gegraben und brodelt inmitten der Felslippen, von welchen sie starrt.

Fassen wir den Charakter der Auvergne, wie er aus den vorstehenden Schilderungen sich darthut, in wenigen Worten zusammen, so dürfen wir sagen: die Ober-Auvergne starrt von Bergen und vulkanischen Felsen, die wilde Schluchten und Bergströme durchziehen, — ein großartiges, ernstes Land, aber arm und unfruchtbar. Ewige, mit einander streitende Winde wehen darüber; es ist ein kaltes und dennoch südliches Land, man friert auf der Lava in den langen Wintern, während deren die Bevölkerung fast stets in ihren Ställen mit ihrer dumpfen, warmen Luft eingeschlossen lebt. Wie die Limousiner, bedecken sich die Auvergnaten, diese Nachkommen der alten Arverner, welche an der Erhebung der Gallier gegen die Römer 52 v. Chr. unter Vercingetorix sich betheiligten, mit dicker und schwerer Kleidung und zittern dennoch beim Nordwinde. Roth, die barbarische Farbe, ziehen sie allen anderen vor; sie lieben den schweren Rothwein und rothes Vieh. Die Bevölkerung ist häßlich, obwohl südländisch; von Brioude bis zu den Quellen des Allier meint man Trottel oder spanische Bettler zu sehen. Nur in Vic-sur-Cère rühmt man den Leuten überraschende Anmut und frischen Teint nach. Offenbar sind die Auvergnaten ein Rest der alten gallischen Bevölkerung. In großen Holzschuhen lenken sie mit einem spitzen Stocke ihre langsamen Ochsen vor dem knarrenden Holzkarren, dessen Räder keinen Eisenbeschlag haben, oder vor dem in ganz Südfrankreich gebräuchlichen kleinen räderlosen Pfluge, dem alten araire, der kaum den Boden ritzt, und halten ihre Thiere mit dem ihnen selbst unverständlichen Zurufe sta bos! an. Auffallend ist, wie viele fast wörtlich lateinische Ausdrücke in ihrer Sprache vorkommen; z. B.: hort, Garten von hortus; establé, Stall, von stabulum; pari, Mauer, von paries; ariston, Steppe, von arista; stantaine, der stehende Holzbaum des Heuwagens, von stans; prédion, Holzstück beim Gespanne, von predium; steva, Pflugstiel, von stiva u. s. w. Roh, wie ihr Dialekt, der für einen der rohesten in ganz Frankreich gilt, sind auch ihre Manieren und Lebensweise. In den Bergen finden sich kleine Weiler von zwei bis drei Hütten, oft auch ganz vereinzelte Hütten, in welchen geöltes Papier die Stelle der Fensterscheiben vertritt und die blanke Erde als Fußboden dient, während die Dachziegel zugleich Stubendecke sind. Unter den Häusern der Dörfer findet man noch einige, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen, deren Thür- und Fensterstock aus düsterem, massigen Stein einige einfache gothische Schnitzereien trägt — seltsames Lächeln einer Kunst, welche man überall sonst mit so viel leichter Verschwendung sich entfalten zu sehen gewohnt ist. Das Erdgeschoß des Stalles ist von oben nach unten geneigt und führt zum ersten Stockwerke oder Speicher, so daß die beladenen Gespanne aus- und einfahren können. Die innere Einrichtung der Hütten beschränkt sich oft auf ein paar Holzstühle, einen wackeligen Tisch und eine von den Mäusen zernagte Truhe. In den elendesten Weilern beobachtet man noch die barbarischen Rudimente alter Druidenbauten. In Montbaillard z. B., dessen Bevölkerung fast blos aus Bettlern und Landstreichern besteht, ist jedes Haus mit einer Art Propyläen aus kyklopischen Felsstücken versehen, auf welchen man nach keltischen Inschriften sich umzusehen versucht ist. Die Nahrung der Auvergnaten besteht fast ausschließlich aus Roggen, aus Buchweizen, den man viel in der Gestalt von Beni genannten Fladen genießt, aus Kartoffel nebst Milchspeisen und Käse. Man bereitet in der Auvergne einen bittern Ziegenkäse, Cabrecouts genannt. Weizen und Obst finden geringe Verwendung. Der große und seltene Leckerbissen ist ein in Milch gekochter Hafergrützenbrei oder, freilich noch seltener, ein wenig Weißbrot, Miche, das man im nächsten Marktflecken ersteht. Der Hausirer ist der einzige Pionier der Gesittung in dem tiefen, socialen Halbdunkel der auvergnatischen Hütten.

Die Sitten der Auvergnaten sind im Allgemeinen rein, aber doch schlägt der Eigennutz, die alle anderen beherrschende Leidenschaft, ihrem rauhen, schlauen und zähen Charakter manche Scharte. Wenn Verbrechen und im Allgemeinen alle Gewaltakte selten sind, so verräth sich doch der Mangel an Ehrfurcht vor dem Rechte und Eigenthum des Nächsten nichts desto weniger in fortwährender, systematischer Unredlichkeit. So schildert sie Jules Laurent, welcher hinzufügt, daß die Mehrzahl der Bergbewohner im Elende, unthätig und ohne Industrie die Hälfte des Jahres dahinleben und blos im Frühjahre zu erwachen scheinen, nach einem sechsmonatlichen Kampfe mit dem rauhen Klima. Andere Urtheile lauten günstiger. Zugegeben wird, daß die Auvergnaten auf tiefer Stufe stehen, sie seien aber ehrlich und bieder, auch unverdrossen fleißig. Die Frauen, welche ihre Waare auf dem Kopfe zur Stadt tragen, führen stets Stricknadel oder Spindel. Obwohl die Auvergnaten sehr häufig in die flacheren Gegenden Frankreichs zu landwirthschaftlichen und anderen Arbeiten, dann als Kesselmacher bis nach Spanien und Holland auswandern, sind sie doch unwissend und durch alte Vorurtheile verdummt. Glauben sie doch, daß Zauberer auf den Wolken reiten und nach ihrem Belieben hageln lassen! Ja, F. Sugier, einer der geistreichsten Männer, welche die Provinz neuerdings hervorgebracht hat und der in vieler Hinsicht neben Paul Louis Courrier gestellt werden kann, erzählt, er habe selbst gesehen, wie sie nach diesen Zauberern ihre Flinten abschossen und daß von einem vom Blitze Erschlagenen behauptet wurde, er sei ein aus den Wolken gefallener Zauberer, welchen die geweihten Kugeln der Leute von Pamole getödtet hätten! Aus der Fremde bringen sie zwar etwas Geld, aber wenig Ideen mit. Unter ihren Festen ist die Johannisfeier vielleicht eine der interessantesten. Während nämlich sonst bis zur Erntezeit jeder seine Herden für sich weiden läßt, ist der Johannistag (24. Juni) der bevorzugte Tag, an welchem Hirten und Hirtinnen ihre Herden vereinigen und miteinander schmausen dürfen, ein Tag, der für den auvergnatischen Herdenhüter das ist, was einst dem Sklaven im alten Rom die Saturnalien gewesen. Die Hirten sind dann gewissermaßen die Herren den ganzen lieben langen Tag. Brod, Milch, süß und geronnen, Käse, Ziegenkäse (chatrillon) — Alles ist zu ihrer Verfügung. Natürlich legen sie auch ihr bestes Sonntagskleid an. Schon bei Tagesanbruch ziehen sie nach dem verabredeten Zusammenkunftsplatze, die Größeren führen die Kühe und Ziegen, die Kinder die Schafe. Unter einer großen Buche legen dann Bursche und Mädchen ihre Vorräthe nieder; die Buben laufen zur nächsten Sägemühle und holen daraus Planken, um Tische und Bänke zu bauen. Die Mädchen haben mittlerweile mehrere Zuber Milch zum Trunke gemolken, das Vieh wird auf sehr einfache Weise festgehalten, indem man rings um den Festplatz Salz ausstreut, welches mit Begierde aufgesucht wird. Nach dem Male schreitet man zur Bourrée, dem von einer hüpfenden Melodie begleiteten Tanze. Die Bursche erwählen eine Königin, die Mädchen einen König, und diese beiden müssen den Tanz eröffnen. Musikanten sind wohl nicht zur Hand, aber jeder kann die Bourrée singen, für die es mehrere Texte giebt. Einer derselben lautet z. B.:

Bargeira De too pê iegei Ibra la dansa Imbei que bargei	Schäferin, Mit deinem leichten Fuße Eröffne den Tanz Mit diesem Schäfer.
Si genta, I gente moï se; Ch'aïé sa fida T'nivejariou be	Du bist schön, Er ist auch schön; Wenn Du sein Liebesversprechen hättest, Würde man dich darum beneiden'

Dann folgen weitere Gesänge und Jeder muß ein Lied im Landespatois singen, ob gut oder schlecht. Als weitere Sprachprobe sei noch das nachstehende hübsch empfundene Gebet eines jungen Mädchens an den heiligen Johann nebst französischer Uebertragung mitgetheilt.

Quand Péire, pré là missou S'inné, la nâdà passàdà, O me jurê par mou piou De revegnî quità nâdà.	Quand Pierre après la moisson S'en alla, l'année passée, Il jura par mes cheveux De revenir cette année.

I le pète, ô bon sin Jan Sin fötà quità semânà, Ramenê-le, bon sin Jan Ch'o m'àmà nell com'antan	Je l'attends, o bon saint Jean Sans faute cette semaine. Ramenez-le, bon saint Jean S'il m'aime encore comm' antan (voriges Jahr).
Depeli qu'o lò mon amou Sè na pòrà lèbre o gite; Jè pou, i trimble toujou Que dichelien o m'oublede.	Depuis qu'il a mon amour, Je suis un pauvre lièvre au gite, J'ai peur, je tremble toujours Que là-bas il ne m'oublie.
I le pète, ô bon sin Jan etc.	Je l'attends, o bon saint Jean etc.
Mô chi jamaï Pètre chanjà Ch'o pins 'à d'òtrê que me, Dieu d'o ciê, pregnê ma vidà Devan qu'i nin sabe re!	Mais si jamais Pierre change, S'il pense à d'autres que moi, Dieu du ciel, prenez ma vie Avant que j'en sache rien.
I le pète, ô bon sin Jan etc.	Je l'attends, o bon saint Jean etc.

Von den Liedern geht man zu den Räthselaufgaben über, welche einen Theil des Festprogrammes bilden. Die Unterhaltungen des Tages werden geschlossen mit kleinen Gesellschaftsspielen, und diese mit Auslösung der eingesetzten Pfänder.

Die Grafschaft Lyonnais.

Die Grafschaft Lyonnais, östliche Nachbarin der Auvergne, gehört, wenn auch zum Theil in anderer Hinsicht als diese, zu den interessantesten Gebieten Frankreichs, denn hier ist ein durch mannigfache landschaftliche Reize ausgestatteter Boden zugleich der Hüter zahlreicher Naturschätze und damit der Schauplatz einer hochgespannten gewerblichen Thätigkeit, welche das Lyonnais zu einem der wichtigsten Mittelpunkte des industriellen Frankreich erheben. Wir werden daher dieser Seite des sozialen Lebens, welcher die gewinnsüchtige und sparsame Natur des sonst unreinlichen und abergläubischen Landmannes jener Gegend noch zu Hülfe kommt, eine besondere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Das Lyonnais, die beiden Departements der Loire und der Rhône umfassend, ist etwa so groß wie der Schweizer Canton Graubünden, und zerfällt in zwei deutlich verschiedene Theile: der östliche, das eigentliche Lyonnais (Franc-Lyonnais) und das weinreiche Beaujolais ist fast ganz mit der Bergkette bedeckt, welche sich als eine südliche Fortsetzung des Charolaisgebirges im Saône- und Loiredepartement darstellt und auf deren Ostabfall die Länder liegen. Diese im Mittel 600 m hohen Berge des Beaujolais reichen bis zum 1000 m hohen Mont Tarare, wo sie nackt und steil sind und gehören, namentlich auf der Westseite, dem Uebergangsgebirge an, das der Granit an drei Stellen durchbricht. Ihre Ausläufer erstrecken sich bis an die Rhône und die Saône; die abgerundeten Gipfel sind zum Theil noch mit Resten alter Wälder bekleidet, die Abhänge zum Theil durchschnitten und mit Reben bepflanzt, welche trefflichen Wein liefern; am bekanntesten darunter sind wohl der Côte-Rotie und der Weißwein von Condrieu. Die Rhôneweine des Lyonnais unterscheiden sich von denjenigen der benachbarten Dauphiné durch weniger Körper, größere Leichtigkeit und Lebhaftigkeit. Die kleinen Rothweine des Beaujolais dienen in einem großen Theile Südeuropas als Tischweine. Ausgenommen von der Rebenkultur des Beaujolais sind blos die steilen, dürren Gehänge. Vom Mont Tarare nach Süden, zwischen Loire und Rhône, dehnt sich das Gneißsystem aus, auf etwa 60 km Länge die Monts du Lyonnais (im Mittel 800 m hoch) bildend, bis zum 1364 m hohen Mont Pilat, bei der Quelle des Gier. Letzterer Gipfel endet mit einem breiten Plateau, auf welchem drei Spitzberge stehen und enorme Granitblöcke, „Chirats" genannt, umhergestreut liegen. Von hier läuft die Kette zuerst nach Nordost, dann nach Ost, längs des linken Gierufers, nach Nordost längst der zur Loire fließenden Coize, von wo die wirre Masse des Mont d'Or bis in den Nordwesten von Lyon sich erstreckt und weiterhin sich an den Mont Tarare anschließt. Die Gneißformation wird durch das Kohlenbecken von St. Etienne und von Rive de Gier unterbrochen. Dasselbe beginnt an der Rhône als schmales Band und breitet sich nach Westen aus, so daß es ein Dreieck bildet zwischen den Orten Rive de Gier, Andrézieux und Le Chambon. Seine größte Längenausdehnung ist etwas über 15 km, sein Flächeninhalt $236\frac{3}{4}$ qkm. Obwohl in diesem zwischen Loire und Rhône sich ausbreitenden Berglande die Ebenen unbedeutend sind, ist das Land doch überall grün und der Boden so gut bebaut, daß er das Möglichste liefert. Die künstlichen Wiesen nähren viel Rinder, Hammel und Ziegen, doch ist die Zahl der Ochsen stets im Abnehmen. Dies ist der allgemeine Charakter des Rhônedepartements, zu welchem der größere Theil des Beaujolais gehört; ein kleiner Theil dieser Landschaft ist dem Loiredepartement einverleibt, welches auch den zweiten westlichen Abschnitt des Lyonnais bildet. In den nördlichen Theil dieses Departements fällt die Grafschaft Forez, in ältesten Zeiten das Land der Segusianer, deren Hauptstadt Forum Segusianorum, das jetzige Feurs, am Einflusse der kleinen aus den

Bergen des Lyonnais herabkommenden Oise in die Loire war. Die Grafschaft hatte im Mittelalter eigene Grafen und wechselte öfters ihre Herren; erst im Jahre 1523 ward sie mit der französischen Krone vereinigt. Das Forez breitet sich zu beiden Seiten der Loire aus, welche bei dem mit den ansehnlichen Ruinen eines alten Schlosses gekrönten Dorfe Saint Paul-en-Cornillon das Departement betritt und dasselbe seiner ganzen Länge nach von Süden nach Norden zwischen zwei Ketten von Granit und Kalk- und Sandstein in einem Thale mit wenig fruchtbaren Ebenen durchströmt. Sonst hat das Land große und schöne Thäler, welche den linksseitigen Zuflüssen der Loire, als Bouson, Mare, Lignon mit dem Vizezy, Aix mit der Isable, Renaison und Teissonne bewässert werden. Sie alle entquellen den Monts du Forez und ihren nördlichen Fortsetzungen, deren Raum das Lyonnais von der Auvergne scheidet. Das Forezgebiet geht zwischen den Quellen



Saint-Paul-en-Cornillon.

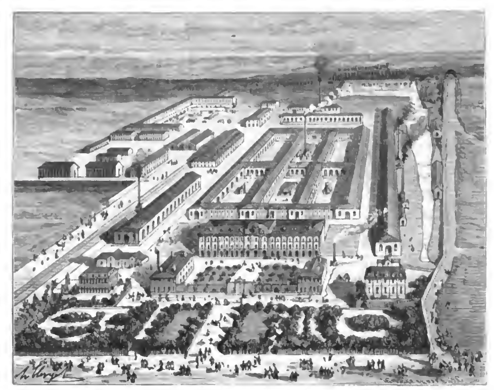
der Dore und des Bèbre hin, die wir in der Auvergne und im Bourbonnais kennen gelernt haben; es ist eine steile, besonders gegen Westen plötzlich abfallende, bewaldete Kette mit theils kahlen und dürren, theils reich bedeckten Gipfeln und an den unteren Abhängen kultivirt und mit herrlichen Weiden versehen. Darin erhebt sich an den Quellen der Ance, unfern Montbrison, der alten Hauptstadt des Forez, der 1640 m hohe St. Pierre-sur-Haute oder Sur-Autre, der höchste Gipfel der Kette; andere weniger erhabene sind der Proche mit 1543 und der Chauvé mit 1468 m Höhe. An der Quelle des Bèbre, beim 1290 m hohen Puy de Montoncelle, theilt sich das Gebirge; der westliche Zweig dringt, längs des linken Bèbreufers streichend, ins Bourbonnais ein und endet in den Ebenen von Moulins mit bewaldeten Hügeln; der östliche, im Mittel 850 m hoch, läuft als Montagnes de la Madeleine längs des rechten Bèbreufers bis La Palisse im Allierdepartement, wo er sich in den Ebenen des Bourbonnais verliert. Die Monts du Forez sind Urgebirgsmassen mit granitischem Kamme; die Madeleineberge werden aber aus Porphyr gebildet, der sich bis an die Loire, südlich von der Industriestadt Roanne, ausdehnt; er begrenzt die fruchtbare Tertiärebene von Montbrison auf



Saint-Etienne.

der Südseite. Zwischen beiden Ebenen hat sich die Loire durch einen mächtigen Ausläufer des Uebergangsgebirges von den Bergen des Beaujolais den Durchgang suchen müssen. Das Forezgebirge bietet fast längs seiner ganzen Erstreckung die herrlichsten Thäler und malerischesten Landschaften. Die Ebenen darin sind sehr fruchtbar; man gewinnt ausgezeichneten Hanf, Marronen, Wein, im Forez namentlich die vorzüglichen weißen Weine von Chateau-Grillet nebst den geringeren von St. Michel-sous-Condrieu, la Chapelle und Chuynes, und baut viel Maulbeerbäume. Wiesen sind zahlreich, aber Wald fehlt. Dafür sind die Berge reich an Eisen und Blei und haben mit jenen des Rhônedepartements die reichsten, wohl noch ein Jahrhundert vorhaltenden Kohlenlager Frankreichs.

Wenn man sich von Lyon nach dem Thale des Gier begiebt, so erreicht man bald die Minendistrikte mit



Die Waffenfabrik in St. Etienne.

ihren zahlreichen Schachten und Gallerien, mit ihren langen Reihen von Coaks-Oefen, welche bei Nacht den Himmel erhellen und der ganzen Gegend das Gepräge eines vulkanischen Gebietes mit zahlreichen Kratern verleihen. Die in dieser Region liegenden Orte bieten nichts weniger als einen angenehmen Anblick, aber dort hat auch der Tourist nichts zu suchen, die ganze Umgegend gehört eben der Kohlenindustrie. Die Straßen sind bedeckt mit schwarzem, zähem Schmutz, die Façaden der Häuser sind geschwärzt von Rauch und Kohlenstaub, welche nichts verschonen, und der Flecken Terre Noire trägt mit Fug und Recht seinen Namen. Die hohen Kamine senden ihren dicken, mit Kohlentheilchen geschwängerten Rauch zum Himmel, die Luft ist erfüllt von dem eigenthümlichen Schwefel- und Theergeruch, das Geräusch der Hämmer und Ambosse verfolgt uns auf jedem Schritt und versetzt uns in die mythischen Zeiten der Cyklopen. Dies ist die Heimath der fleißigen Kohlengräber, das Becken der Loire oder von St. Etienne. Im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war St. Etienne ein kleiner Flecken, bewohnt von einigen Hunderten geübter Waffenschmiede und von Zeugschmieden; zweihundert Jahre später beherbergte die Stadt 20,000 Einwohner, welche ihrer früheren Kunst

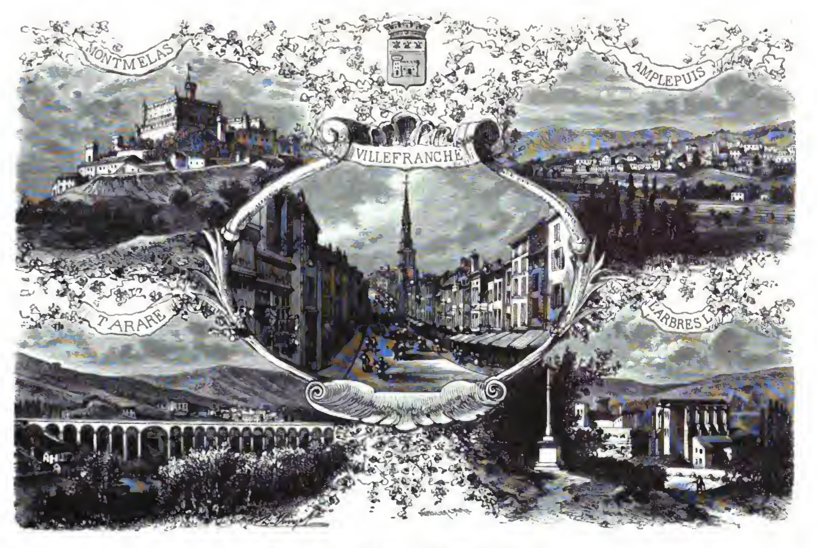
noch die der Fertigung von Messern, gröberen Quincailleriewaaren und von Spitzen beigefügt haben, und heute rechnet man gegen 130,000 Einwohner in der Stadt, welche seit 1855 das Chefliеu des Departements der Loire bildet. An die Kohlengruben schließt sich die metallurgische Industrie mit großen Eisenwerken, Bessemer- und Martinstahlhütten, Schienenwalzwerken und Erzeugung von Waffen, besonders Schußwaffen, Kriegsmaterial, Panzerplatten u. dergl., welche in den weitläufigen Anlagen der Waffenfabrik unter der Aufsicht von Artillerieoffizieren hergestellt werden. Aehnlich erging es auch andern Plätzen. Sonst war z. B. das nahe St. Chamond am Gier höchstens berühmt durch das kolossale Bergschloß der Grafen von Forez; letzteres liegt in Trümmern, an deren Fuße sich eine Stadt erhob, die durch ihre Metallarbeiten und Spitzenmanufaktur einen hohen Grad von Wohlhabenheit errungen hat. Den reichen Gruben des Loirebeckens mit ihren meist



Montrond.

ausgezeichneten Kohlen verdankt auch Frankreich seine beiden ersten Eisenbahnen, nämlich die von St. Etienne, welches am Furens liegt, zum Hafen von Andrézieux an der Loire, und die von dem gleichen Ausgangspunkt nach dem 57 km entfernten Lyon, welche 1876 begonnen ward. Auf letzterer, als auf einer schiefen Ebene, gehen die Züge ohne Lokomotive nach Lyon, zurück natürlich mit einer Lokomotive. Das große Kohlenbecken der Loire ist aber die Veranlassung zur Entstehung nicht blos der zahlreichen Eisen- und Glaswerke, deren erstere in St. Etienne über 20,000 Arbeiter beschäftigen, sondern auch von Seiden- und Baumwollenfabriken. St. Etienne selbst ist nächst Lyon der wichtigste Platz für Seide in Frankreich. Diese Industrie beschäftigt dort 15,000 Stühle und liefert jährlich Waaren im Werthe von 52 Millionen Franken; auch ist hier eine Konditionirungsanstalt für Seide vorhanden.

Die zweite Industriestadt des Loiredepartements ist das im Norden desselben und an der Loire selbst gelegene Roanne. Die Eisenbahn führt von St. Etienne über Andrézieux dahin und kreuzt sich unfern von Montrond mit jener, welche Montbrison mit Lyon verbindet. Das Dorf Montrond fällt uns durch die



Montmelas — Tarare — Villefranche — Amplepuis — L'Arbresle

stattlichen Ruinen eines aus dem vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert stammenden Schlosses auf. Roanne zählt 25,000 Einwohner, ist das antike Rodumna und war im Mittelalter die Hauptstadt des Herzogthums Roannois (Roannez); die gut gebaute Stadt besitzt noch jetzt Alterthümer aus der Römerzeit und ist der Sitz von Baumwollspinnereien, Färbereien, Gerbereien, Fayence- und Hutfabriken.

So wenig wie von den vorbenannten, ist von den meisten Städten und Orten des Rhônedepartements zu berichten. Ansichten einiger derselben findet der freundliche Leser auf einem Bilde vereinigt; es sind auch dies hauptsächlich Industrieplätze, obenan Tarare, an der Turdine und am Fuße des gleichnamigen Berges,



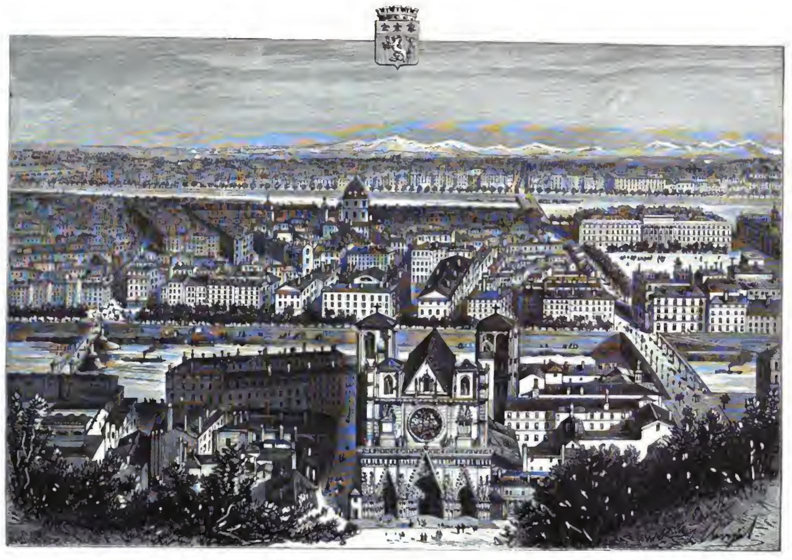
Roanne.

welches die ältesten Musselin- und Stickereifabriken Frankreichs hat, die wenigstens 60,000 Arbeiter in verschiedenen Cantons beschäftigen; außerdem erzeugt die gewerbthätige Stadt mit ihren 13,000 Einwohnern viel Seidenplüsch, Tarlatan, Sammt, façonnirte Seidenzeuge und besitzt Färbereien und Appreturanstalten. Das nördlich davon gelegene Amplepuis mit den umliegenden Gemeinden fabricirt vornehmlich jene Baumwollen- und Leinengewebe, Musselin und Kaliko, welche als Articles du Beaujolais bekannt sind. Das Gleiche gilt von Villefranche-sur-Saône (13,000 Einwohner), welches einen ganz angenehmen Eindruck macht, aber blos aus einer 2½ km langen, schönen Straße an der Saône und am Morgon besteht. Diese alte Hauptstadt des Beaujolais liegt inmitten eines sehr fruchtbaren Bodens und rebenbedeckter Hügel; ihre Fabriken von Baumwollgeweben, Decken und Kattun sind nicht ohne Bedeutung. Das nahe, blos 10 km westlich davon entfernte Montmelas-Saint Sorlin ist dagegen nur durch sein prächtig restaurirtes Schloß bemerkenswerth, von dessen Zinnen man eine ausgedehnte Aussicht über die Umgegend genießt. L'Arbresle endlich, 26 km nordwestlich von Lyon, vereinigt wieder die Vorzüge einer ungemein fruchtbaren Umgebung

mit einer entwickelten Seidenindustrie, doch dürfte hier voraussichtlich noch für lange die Bodenbewirthschaftung über letztere die Oberhand behalten.

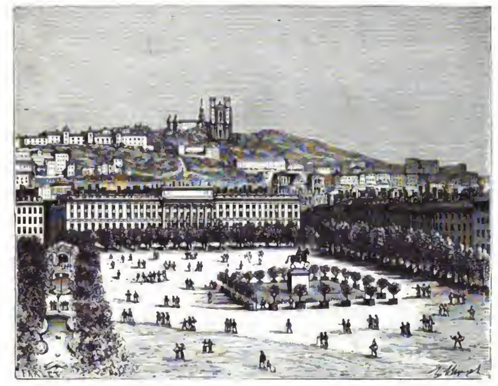
Ueber Villefranche führt die von Paris und Dijon kommende Eisenbahn dem rechten Saôneufer entlang nach Süden durch ein Land, welches in dieser Gegend in Bezug auf Anbau, Eisenhämmer, Fabriken, Landhäuser eine auffallende Aehnlichkeit mit den lieblichen Maaslandschaften zeigt, nur daß die Pflanzenwelt einen südlichen Anstrich hat. Die mit Schiffen bedeckte Saône eilt in engem, tiefem, von Felsufern umgrenztem Bette ihrer Vereinigung mit der aus Osten den Alpen entströmenden Rhône zu, welche hier eine jähe Wendung macht, und jetzt liegt ihr weites, sonnenhell erleuchtetes Thal mit dem prächtigen Lyon vor uns, das sich im Rundgemälde an den Bergen emporbaut. Lyon, in 70—295 m Höhe, ist das alte Lugdun der Kelten, was Rabenberg oder langer Berg bedeutet und woraus das römische Lugdunum geworden. Es ward im Jahre 41 v. Chr. von einer Anzahl aus Vienna vertriebener Italiker gegründet oder wieder erbaut und zur Hauptstadt der drei Provinzen Galliens erhoben von Kaiser Augustus, welchem der Platz so wohl gefiel, daß er drei Jahre hier mit den Seinen verweilte. In dem Kaiserpalaste, auf dessen Grund und Gemäuer, wie man sagt, sich jetzt das sehr alte Kloster de la Visitation erhebt, lebte jahrlang Antonia, die Gemahlin des Drusus, als sie ihrem Gemahl aus der schönen Kaiserstadt am Tiber hierher in das ferne, fremde Land und in das Getümmel des Krieges gefolgt war; hier war es, wo sie den edlen Germanicus, freilich auch den an Geist und Herz verkümmerten Claudius gebar. Auch Caligula, Domitian, Trajan und Severus lebten bald länger, bald kürzer auf dem über der Saône emporragenden Berge, dessen heutiger Namen Fourvières die Erinnerung an das Forum vetus der Römer noch bewahrt, und haben in verschiedenen Bauten ihre Spuren hinterlassen, die an der letzten Krümmung des Weges unterhalb der neuen Kirchenbauten zu Tage treten. Der Palast war auch der gewöhnliche Aufenthalt der römischen Präfekten, Marc Aurel und Caracalla erblickten hier das Licht der Welt; hier ist man also recht im Mittelpunkte des alten Lugdunum, welches nicht unten im Thale, sondern meist auf dem Berge stand. Diese Stadt nahm zur Römerzeit eine ähnliche Ausnahmestellung ein, wie heutzutage Washington in den Vereinigten Staaten. Es war neben Karthago die einzige Stadt in der lateinischen Reichshälfte, welche nach dem Muster der hauptstädtischen Garnison eine ständige Besatzung hatte. Hier war die einzige Münzstätte für Reichsgeld im Westen, die Centralstelle des ganz Gallien umfassenden Grenzzolls, der Knotenpunkt des gallischen Straßennetzes, hier war endlich der Sitz des Landtages der drei gallischen Provinzen. Aber neben dem als Amtssprache obligatorischen Lateinischen behauptete sich lange das Keltische als Volkssprache und wurde hauptsächlich erst durch das Christenthum verdrängt, welches in Gallien nicht, wie in Syrien und Aegypten, die von der Regierung bei Seite geschobene Volkssprache aufnahm, sondern das Evangelium lateinisch verbreitete. Zu Lugdunum aber wurde die erste christliche Kirche in Gallien errichtet, nicht ohne daß es zu jenen Verfolgungen der Jesulehre und ihrer Anhänger kam, die der Bischof der Gemeinden von Lugdunum und Vienne bei Eusebius so ergreifend schildert, als Epagathos und Attalus und Blandina auf Stühlen glühenden Eisens ihre Seelen aushauchten. Seither ist Lyon dem Katholicismus treu geblieben. Zwar hatte von Genf aus die Reformation Eingang gefunden, und von 1560—1563 besaßen die Hugenotten die Herrschaft in der Stadt; allein durch die blutigen Verfolgungen von 1572 wurden die Reformirten unterdrückt und 1685 gänzlich vertrieben. Der Geist Roms hat sich auf diesem Fleck Erde des Einflusses der Reformation trefflich zu erwehren gewußt und bis vor Kurzem war nach der Ansicht aller Kundigen Lyon fast mehr als Rom ein Centrum des Katholicismus geworden.

Das Lyon unserer Tage ist die Königin des Rhônethales und mit seinen 380,000 Einwohnern die zweite Stadt Frankreichs, die erste nach Paris, eine Festung ersten Ranges, von einem Gürtel starker Forts, sechzehn an der Zahl, umgeben. Die Stadt hat vier Vorstädte, fünf Bahnhöfe und zwanzig großentheils mit Bäumen bepflanzte Quais längs der langsam fließenden Saône und der schnellen Rhône, über welche beide Flüsse 21 Brücken gespannt sind. Lyon übertrifft alle Erwartungen. Sogleich am Bahnhofe Perrache überrascht den Ankömmling der „Park“, dieser weite Platz mit seiner Teppichgärtnerei im Großen, mit seinen gewaltigen Bananen, seinen Beeten glühender Scharlachgeranien und Blumen aller Art! Er liegt in der eigentlichen Stadt, welche sich von Norden her auf einer langen, schmalen Halbinsel bis zu dem Punkte erstreckt,



Lyon.

wo sich seit 1799 die Saône mit der Rhône vereinigt, nachdem dieser ihr gegenwärtiges Flußbett durch den Bildhauer Perrache angewiesen worden ist, der dadurch das Stadtviertel schuf, welches nach ihm benannt wird und jetzt ein Sitz der großen industriellen Etablissements und des Handels sowie des Reichthums und des Luxus geworden ist. Dieses durchschneidet die prächtige, gerade Rue Bourbon, die nur darum schmal erscheint, weil die Häuser sechs Stockwerke hoch sind. Ihr gleich sind alle die übrigen Straßen dieses zwischen Rhône und Saône gelegenen mittleren Stadttheiles, gerade, aber keineswegs immer unter rechten Winkeln sich schneidend; im reichen Renaissancestyle erbaut und durch die Menge der zierlichen eisernen Balkone, die bis in die höchsten Stockwerke symmetrisch über einander geordnet sind, ein vornehmes Ansehen gewinnend. Das Centrum dieses Stadttheiles bildet das ungeheure Rechteck des prachtvollen Platzes Bellecour mit abermaligen grünenden,



Place Bellecour in Lyon.

blühenden, schattigen Anlagen, Wasserbecken und Springbrunnen, in deren Mitte die bronzene Reiterstatue Ludwigs XIV., ein Meisterwerk Lemots, sich erhebt. Der von Gebäuden mit monumentalen Façaden aus dem siebzehnten Jahrhundert umgebene Platz ist die Lieblingspromenade der Lyoner. Der großen Plätze sind, wegen des spärlich zubemessenen Raumes der Halbinsel, sonst nur wenige vorhanden. Der ansehnlichste ist nach Place Bellecour jener des Terreaux, wohin von ersterer die imposante Rue de l'Hôtel de Ville führt. Hier steht in der That neben dem Palais des Arts das edel gehaltene Rathhaus, welches durch seine Treppen, auf denen man ins Innere hinaufsteigt, seine Höfe und Vorhallen einen großen Eindruck macht, auch mit einem malerischen Sinn für Durchsichten und Licht und Schattenmassen angeordnet ist. Das nahe dabei gelegene Grand Théâtre — Lyon zählt im Ganzen fünf Schauspielhäuser — würde man eher für eine Börse oder Bankgebäude halten, wo die wichtigsten Geschäfte betrieben werden; es hat aber vier Millionen Franken gekostet. Die wirkliche Börse liegt in einer Nebenstraße unweit der Place Perrache und ist ein recht schmuckes Gebäude. Das größte Gebäude von Lyon ist das Hospice de la Charité, das bürgerliche Krankenhaus an der Rhône, welches im

Stande ist, mehr als 3000 Kranke aufzunehmen. Das untere Stockwerk wird zu Waarenniederlagen und Kaufmannsläden benutzt. Das mittlere Stockwerk enthält einen überaus geräumigen Saal, der sich durch eine schwere viereckige Kuppel auch an der äußeren Vorderseite hervorhebt und mit den Sinnbildern der Medicin geschmückt ist. Zu den bemerkenswerthesten Denkmälern des Perracheviertels gehört endlich die Kirche d'Ainay, eine der ältesten in der Christenheit. Die vierseitige Halle, in welcher der Hauptaltar steht, wird von vier Porphyrsäulen getragen, und darüber befindet sich eine Gallerie von kleinen byzantinischen Säulen, auf denen Rundbogen ruhen. Ohne Zweifel sind jene Prachtstücke von Porphyr einem antiken Bauwerke entlehnt. Im Uebrigen wechseln im Innern Lyons Licht- und Schattenseiten. Die vielen Magazine, das Gewühl in den Straßen, der eilige Schritt der Menschen, die vielen Karren und Lastwagen: Alles dies trägt das Gepräge einer



Das Rathhaus in Lyon.

großen Handelsstadt. Das gewaltige Leben und Treiben erinnert überall an Paris, mit welchem Lyon seit 1871 in verschiedenen Richtungen zu rivalisiren wagt. Den gemüthlichsten, freundlichsten Theil der Stadt bilden aber die schönen breiten Quais an der Saône. Welch eine Menschenmenge, die hier auf und nieder wogt, und doch nirgends ein Gedränge. Die Leute sitzen auf den Steinbänken unter den Platanen oder lehnen an der Brustwehr, der Regatta zuzusehen, die auf dem sanften Arar sich abspielt, oder den Burschen, die dort in der offenen Schwimmschule am ersten Pfeiler der Brücke baden. In London oder Paris fühlt man sich wehrlos in die Wirbel und Brandungen der Menschenmenge hineingezogen; auf den Quais und Straßen Lyons nicht also. Bei aller Belebtheit überall Ruhe; wie harmlos bummelt's sich noch am späten Abend auf Place Bellecour, wo eine Regimentsmusik ein Concert mit Streichinstrumenten giebt, deren sanftere Klänge in dem Gesumse der flanirenden Tausende und Zehntausende verhallen. Daß unter diesen Tausenden nicht ein Betrunkener zu sehen ist, fällt Jenem besonders auf, der aus dem Lande der „Kneipen“ kommt.

Die Rhônequais haben im Gegensatze zu jenen der Saône etwas Kaltes, Stolzes, dem wilden

Alpensohne gleich, der mit seinen graugrünen Fluten unter den hohen Brücken dahintobt. Von diesen Brücken zeigen sich die nördlichsten Ausläufer der Cevennen. Jenseits des Stromes dehnt sich auf dem linken Ufer in weiter Fläche der zweite, erst im Werden begriffene, mindest fesselnde Stadttheil aus, dessen rauchende Schornsteine aussagen, daß er der Industrie geweiht sei. Es ist das neue Viertel des Brotteaux, eines der schönsten Quartiere Lyons, an welches sich aber das volkreiche, lärmende und unreinliche La Guillotière anschließt. In Brotteaux erhebt sich ein Denkmal zur Erinnerung an die Opfer von 1793, an der Stelle, wo 210 Lyoner damals durch Collot d' Herbois niederkartätscht wurden. Zur Zeit der Revolution waren viele königlich Gesinnte zu Lyon, und obgleich das Volk 1789 das feste Schloß Pierre-en-Cise zerstörte, bewies sich doch die Stadt für die Revolution sehr lau, wofür sie zur Strafe vom Convent mit einer ungeheuren Contribution belegt



Das große Theater in Lyon.

wurde. Im Mai 1793 wurde die jakobinische Municipalität von der Stadt abgesetzt, allein von einer Armee des Convents belagert und ausgehungert, mußte sich Lyon am 10. October auf Gnade und Ungnade ergeben, und die für schuldig Geachteten wurden in Haufen zu Hunderten niedergeschossen. In seiner Verblendung beschloß der Convent, Lyon wegen seiner Widersetzung gegen die Freiheit vom Erdboden zu vertilgen. Die Mauern und viele Häuser wurden niedergerissen und die Stadt erhielt den Namen Commune affranchie. Auch der 9. Thermidor war in Lyon nicht ohne blutige Reaktion. Sehr langsam nur erholte sich Lyon von diesen Schlägen, wobei besonders viele fleißige Arbeiter umgekommen waren.

Die Rhônebrücke Pont Claire verbindet Brotteaux mit der nordöstlich von Perrache auf dem Plateau des steilen Hügels St. Sebastian liegenden Vorstadt La Croix Rousse mit bergigen und volkreichen Straßen, in denen Häuser aus Granit von fünf bis sechs Stockwerken stehen. Es ist dies nebst den anschließenden Vierteln Serin und Chartreux die Stadt der Seidenarbeiter, zu der man aus den nördlichen Theilen von Perrache auf Treppen oder in steilen Straßen hinaufsteigt; doch ist seit 1862 Croix Rousse mit der inneren

Stadt auch durch eine Eisenbahn verbunden. Auf dem rechten Saôneufer folgt dann Vaise, durch eine Ueberschwemmung von 1840 zum Theil verwüstet und seitdem neu aufgebaut. An der von der Saône gebildeten Bucht liegt nun das alte Lyon der Römer. Schon wenn wir die Saônequais von Perrache betreten, glauben wir in einer ganz anderen Welt zu sein, dünken wir uns gewissermaßen aus der Neuzeit ins Mittelalter versetzt. Der Blick von den Brücken die Saône aufwärts zu den thalschließenden Höhen mit ihren Häusermengen, Thürmen, der Kuppel der Karthäuserkirche und Befestigungswerken ist ein wahrhaft großartiger. Am Fuße des Berges von Fourvières liegen das Palais de Justice, welches dem Berliner Museum gleicht, und die Kirche Johannis des Täufers oder der Dom, dessen Inneres durch seine Gallerien über den unteren Bogen und den Reichthum an Bildhauerschmuck eine mächtige Wirkung hervorbringt. Der älteste Theil scheint die



Die Börse in Lyon.

achtseitige Kuppel über dem Hochaltar, die von schön verzierten Pfeilern und Säulen getragen wird. Der Fourvières-Berg macht als solcher schon einen gewaltigen Eindruck, ist er doch eine aus der Ebene aufragende Granitklippe, über welche sich bis zu 40 m hoher Moränenschutt des alten Rhônegletschers gelagert hat. Am Dome St. Jean vorbei führt ein steiler Weg zu der hochliegenden Vorstadt Fourvières, der die Städte des heiligen Justus und Irenäus sich anschließen. Hohe Mauern hemmen jede Aussicht in das Thal, nur hie und da lockt eine halbgeöffnete Hausthüre zur Beschauung des weinumrankten Bildes. Ein immer noch abschüssiger freier Platz ist endlich erreicht, der Marché au bétail, — das ehemalige Forum. An dasselbe stoßen die hinteren Räume des großen Hospice de l'Antiquaille; noch gilt es einige Anstrengung, die hohle Gasse zu der Spitze des Berges zu erklimmen, in welcher, Bude an Bude gedrängt, heilige Bilder, Kerzen, Blumen, Gypsfiguren, die Pilger zur wunderthätigen Madonna weisen, welche hier eine uralte, hochverehrte Cultusstätte hat, unter deren Schutze Tausende da oben auf freier Höhe im Cimetière de Loyasse ihre Ruhestätte finden. Früher stand auf der Höhe der Fourvière nur ein Kuppelbau mit dem vergoldeten Marienbilde. Jetzt ist derselbe

durch einen massiven Neubau einer Kirche mit vier Blockthürmen überragt, welche dem Berge ein ganz neues Aussehen geben, und so bildlich die Macht des Katholizismus vor Augen stellen, der hier seinen Sitz aufgeschlagen hat. Doch wir beeilen uns hinzuzufügen, daß trotzdem in den letzten fünfzehn Jahren kaum eine zweite Stadt Frankreichs einen ähnlichen Aufschwung zum Fortschritt genommen hat, als eben Lyon. Ordensgewänder sieht man heutzutage nicht mehr als anderswo auch; man hat nicht mehr jenes ängstliche Gefühl, das man unter dem Drucke eines finsteren Geistes in einer Stadt empfindet, wo sich eine Menge mit Rosenkranz und geweihten Kerzen drängt, und Niemand achtet als den, der ein geistliches Gewand trägt. Niemand mehr wird es wagen, den früher passenden Ausspruch zu wiederholen, daß Seide und Pfaffen einen Fortschritt in Lyon zur Unmöglichkeit machen. Im Gegentheile finden wir eine Reihe der Beherzigung werther Einrichtungen, auf welche das heutige Lyon mit Recht stolz ist. Avant! avant! lion le melhors! steht als altfranzösische Devise über dem Eingange des neuen Baues der medicinischen Fakultät, der am Westende der Stadt errichtet worden ist; 250 Arbeitstische zählt das chemische Laboratorium, während die Sääle der alten Museen und Fakultäten überfüllt sind und ein Institut nach dem anderen nach erweiterten Räumlichkeiten sich umsieht. Seit 1868 haben sich die im Straßen- und Kohlenstaub halb erstickten Schätze eines Jourdan und Thiollière frei gemacht und sind jetzt in hellen, freundlichen Räumen in wohlverschlossenen Glasschränken dem Publikum zugänglich geworden. Ein klassischer Bau ist das Museum Guimet, in welchem die Schätze des fernen Orients, aus Japan, China, Cochinchina und Aegypten vereinigt sind und das in einer fabelhaften Menge der seltensten und kostbarsten Gegenstände die Religionsgeschichte der Inder in Götterbildern und Altären dem Beschauer vor Augen führt; eine orientalische Bibliothek von unschätzbarem Werthe steht Jedermann offen, der orientalische Bücher lesen kann. Einen besonderen Eindruck aber machen je zwei Eingeborene des betreffenden Landes, welche der gebildeten Klasse angehören, sich mit Uebersetzen von Büchern und mit Erklärung ihrer Bücher befassen. Dieses ganze Institut ist aber die Schöpfung eines einzigen noch jüngeren Mannes, des liebenswürdigen Herrn Emile Guimet, der ein riesiges Vermögen mit Waschbläue erworben hat, welches er zu ausgedehnten Reisen und intensiven Studien im Oriente benutzte und der stolz darauf ist, seine Vaterstadt durch eine Anstalt bereichert zu haben, die erst kürzlich nach Paris zu verlegen beschlossen ward, wobei der opferwillige Stifter wiederum einen ansehnlichen Theil der Kosten bestreitet. Sonst verdankt man es der Seide, daß die Stadt sowohl als eine Reihe gelehrter Gesellschaften stets eine gefüllte Börse haben, wenn es sich darum handelt, wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen. Kosten doch die Neubauten der Fakultäten und der naturhistorischen und archäologischen Museen Millionen, zu denen der Staat nicht den geringsten Beitrag leistet.

Doch kehren wir nach Notre-Dame de Fourvières zurück, die uns zu dieser Abschweifung verleitet hat. Die Aussicht von der Terrasse vor der Wallfahrtskirche ist eine der großartigsten überhaupt, nicht allein in Frankreich, und sie ist es, die den vollen Eindruck der gewaltigen, natürlichen wie geschichtlichen Scheidung gewährt, an deren Grenze Lyon gleichsam liegt, jener von Nord- und Südfrankreich. Wo eilt das Auge in dem ungeheuren Panorama wohl zunächst hin, als nach Osten zu jener von Wolkenschichten umlagerten, in scharfen Spitzen und gezackten Formen weithin gedehnten und allmählich niedersteigenden Alpenkette? Eben erglänzt im Lichte der Abendsonne der Schneegipfel des Montblanc, und das Fernrohr führt uns fast unmittelbar zu den scharfen Felsengraten, an die Schneeflächen, in die tief beschatteten Spalten des über 200 km in gerader Linie entfernten Berges. Und weiter folgen wir dem Wechsel der Spitzen zum Kleinen St. Bernhard, zum Mont Cenis, von deren Reihe die dunklen Kalkalpen bei Grenoble sich übereinander aufbauen. Zwischen den Alpen und uns liegt eine ungeheure Ebene voll einzelner Weiler und Maulbeerbaumanlagen, durchschnitten von der schnurgeraden nach Turin führenden Straße. Im Norden begrenzt sie die in vielfachen Windungen sich nahende Rhône. Mit frischer, nordischer Färbung blicken uns von Nordwest die grünen, weidereichen Gipfel des Mont d'Or und der ganzen das Loiregebiet abscheidenden Bergkette an, die im Südwest zum hohen Mont Pilat sich gipfelt und weiter schon an die schwarzgrauen vulkanischen Massen der nördlichen Cevennen sich anschließt. Welcher Reichthum der herrlichen Gärten, unterbrochen von Klostergebäuden und Befestigungen, ist über die westliche Hochebene ausgebreitet, die wir erblicken! Aber unwillkürlich wendet sich das Auge dem

Rhônelaufe wieder zu; da ist die Brücke der Mulatière, weiter tritt in einzelnen Spitzen der villenreiche, von Weinreben bedeckte, felsige Thalrand hervor, bis von beiden Seiten die Höhen das Thal verschließen. Dort hinten, in jenen Thalebenen, zwischen dem zackigen Gebirge, unter dem Grün des Maulbeerbaumes und der rebenumschlungenen Ulme, weiterhin des ernsten, einförmigen Oelbaumes liegt das Südfrankreich, wo einst Griechen einst neues Hellas sich schufen, wo ein Julius Cäsar sich schon so heimisch und sicher fühlte, als jenseits der Alpen, wo die griechisch-römische Cultur eine Fülle von Werken schuf, völlig ebenbürtig in ihren Resten



Notre-Dame-de-Fourvières in Lyon.

der Trümmerwelt Italiens. Dort liegen die seligen Thäler der Provence, von denen der Dichter singt:

Ueppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichste Blüte
War des Minneliedes Schimmer.

Unweit von Notre Dame de Fourvières, bei dem Kloster de la Visitation haben sich mehrere Bogen einer alten römischen Wasserleitung erhalten, welche das Wasser von den zwölf Stunden davon gelegenen Bergen Pilat und Mont d'Or herüberführte; in mehreren Weingärten unweit des Kirchhofes St. Just sieht man die Fortsetzung dieses Aquädukts. Die Höhen von Fourvières sind begreiflicherweise das Pilgerziel nicht blos der frommen Madonnenverehrer, sondern auch aller Fremden, welche sich nicht satt sehen können an dem Panorama vor ihren Augen. An sonstigen Promenaden besitzt Lyon blos die von Rouville und die Tête d'or,

nebst einem an den Anhängen von Croix Rousse gelegenen hübschen botanischen Garten, Jardin des plantes. In der näheren Umgebung ist die Saôneinsel **Barbe**, nördlich von der Stadt, ein beliebtes Ausflugsziel der Lyoner. Hier stand ehemals ein berühmtes Kloster. Karl der Große ließ sich hier eine Burg bauen, in der er eine Bibliothek anlegte, die, später unter dem Namen Librairie de Charlemagne bekannt, die seltensten Manuskripte enthielt, im Jahre 1562 aber von den Kalvinisten verbrannt wurde.

Die alte Cäsarenstadt Lyon ist nicht blos die zweite Stadt Frankreichs, sondern auch das industrielle Herz des Reiches, dem die Adern der Gewässer in ihrem natürlichen Lauf und in der durch menschliche Hand ihnen angewiesenen Bahn, sowie die der Schienenstränge die Rohstoffe des Südens, Westens und Nordens



Die Insel Barbe bei Lyon.

zuführen, so die Kohlen des Loiregebietes, das Eisen, die Bleimassen der Cevennen, der Auvergne und Voralpen, die Wolle, vor Allem die Rohseide aus allen Städten und Städtchen des Rhônegebietes, wo über 100,000 Webestühle tagtäglich in Bewegung sind, um die reichsten Seidenstoffe in aller Form, zu allem Gebrauche zu liefern, wo eine Menge von künstlerisch gebildeten Zeichnern immer neue Dessins für Teppiche und Shawls, andere dergleichen für Gold- und Silberarbeiten aller Art entwerfen, wo ein ganzer Stadttheil, von Eisenbahnen durchschnitten, nur Kohlenlager und Maschinenwerkstätten aufweist. Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgends besser und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, Stickereien, die schönsten, die man sich denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldene und silberne Tressen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Gaze, Sammt. Am Saônequai St. Vincent fallen uns die glänzendsten Waarenläden ins Auge. Hinter Spiegelscheiben von außerordentlicher Größe sind die reichsten

seidenen Stoffe ausgebreitet und verdienen die Tapetenwerke durch den Schmelz der Farben und die geschmackvollen Zeichnungen bewundert zu werden. Obenan unter allen Industriezweigen steht in Lyon natürlich die Seidenindustrie, welche in der Stadt selbst 33,000 Webstühle beschäftigt; 70,000 und darüber befinden sich auf Rechnung der Lyoner Fabrikanten in den Departements Ain, Isère, Loire, Saône-et-Loire, Drôme, Ardèche und Savoyen. Die Seidenfärberei beschäftigt 1500 Arbeiter. Lyons Name ist auch mit der Geschichte der Seidenweberei im übrigen Frankreich unauflöslich verflochten, und es verlohnt sich wohl, bei diesem Anlaß einen Rückblick auf die Entwickelung dieses hochwichtigen Industriezweiges in Frankreich zu werfen.

Ludwig XI., jener „grausame Tyrann", welchen man gleichwohl als den eigentlichen Begründer der französischen Nationaleinheit betrachten muß, war es auch, welcher die Kunst der Seidenweberei in seinem Reiche einbürgerte. Er ließ einige Arbeiter aus Italien dahin kommen, und mit Hülfe dieser gründete Wilhelm Brissonet in Lyon eine kleine Fabrik für Gewebe von Seidenstoffen in Mischung mit Gold und Silber. Mittelst eines aus Orléans, vom 23. December 1466 datirten Patents erkannte der König die Anstalt förmlich an, und um ihr eine passende Aufmunterung zu geben, dekretirte er, daß alljährlich von den Bewohnern Lyons eine Abgabe von 2000 Silberpfund (etwa 72,000 Mark), erhoben werden solle, „um die vorbesagten Webstühle, die zu beschäftigenden Arbeitermeister und die für die Färber unumgänglichen Dinge zu bezahlen". Ferner befreite der König für einen Zeitraum von zwölf Jahren sämmtliche Arbeiter, die in irgend einer Weise mit dem Seidengeschäft in Verbindung standen, von allen Abgaben, Gebühren und Steuern. Vier Jahre später, 1470, siedelte sich eine Kolonie italienischer Weber in Tours an und gründete daselbst eine Fabrik, die noch heutigen Tages besteht. Endlich wurden gegen das Ende dieses Jahrhunderts die ersten Maulbeerbäume in Frankreich gepflanzt. Allein trotz dieses scheinbaren Fortschrittes und ungeachtet des außerordentlich großen Begehrs nach Seidenwaaren, gediehen die französischen Fabriken nicht. Die wärmsten Vaterlandsfreunde mußten eingestehen, daß die in Frankreich verfertigten Gewebe sich nicht mit den Gold- und Silberstoffen, den Seiden und Sammten von Genua vergleichen ließen. Der Preis französischer Seidenstoffe sank, die Weber fingen an Noth zu leiden, und der Lyoner Handel schien auf dem besten Wege zum Verfall, als Franz I. den Thron bestieg und in diesem Zustande der Dinge eine Aenderung herbeiführte, indem dieser kunstsinnige Monarch, die von Ludwig XI. den Webern bewilligten Vorrechte und Freiheiten als unzureichend erkennend, dieselben vermehrte und durch Edict vom 2. December 1536 den fremden Seidenarbeitern die verlockendsten Verheißungen machte. Die Seidenweber durften keine Steuern zahlen, erhielten unentgeltliche Wohnungen, konnten wegen Schulden nicht gefänglich eingezogen werden und bekamen die Erlaubniß, Schwerter zu tragen — eine Auszeichnung, welche in jenen Tagen bloß den Adeligen gebührte. Zwei Genueser, Stephan Turqueti und Bartholomäus Nariz, gelockt durch diese verführerischen Anerbietungen, gingen ihren Landsleuten mit dem Beispiele voran und kamen nach Lyon. Sie sammelten schnell ungeheure Reichthümer. Ihr Glücksstern veranlaßte Andere ihnen zu folgen, und ein wahrer Strom von Italienern ergoß sich über die Grenze. Das Talent und die Ausdauer der neuen Ankömmlinge, durch das Patronat aufeinanderfolgender Könige und Minister gestützt, brachten die französische Seidenfabrikation zu raschem Gedeihen, so daß sie in kurzer Zeit eine hohe Stufe der Vortrefflichkeit erreichte und sich diese bis zur Stunde zu wahren wußte. Dennoch waren die genuesischen Fabriken noch furchtbare Nebenbuhler der französischen, und bald fing man an von „Schutz" zu murmeln; ja, 1560 wurde eine Bittschrift an den König gerichtet, worin man bat, die Einfuhr fremder Seidenwaaren zu verbieten oder doch mit so hohen Zöllen zu belegen, daß sie fürderhin den französischen Erzeugnissen nicht gefährlich sein könnten. Doch Franz II., der damalige König, antwortete entschlossen: der einzige Weg, die französischen Weber zu ehrlichen Anstrengungen zu veranlassen, sei die Concurrenz zu gestatten. Trotzdem kam es später, unter Heinrich IV., zu einem Verbot, das jedoch auf den Rath des berühmten Herzog von Sully im Jahre 1600 wieder aufgehoben wurde. Der Zustand der verschiedenen Manufakturen zog nach zurückgekehrtem Frieden bald die volle Aufmerksamkeit dieses einsichtsvollen Ministers auf sich, welcher seine ganze Thatkraft der Verwischung des Unheils widmete, das die Bürgerkriege veranlaßt hatten. Er ließ in Paris, Tours, Orléans und in der Provinz Poitou neue Maulbeerbaumpflanzungen anlegen und gleichzeitig große Mengen Samen des werthvollen Baumes durch das ganze Land vertheilen, mit gedruckten Anweisungen, wie

das Anpflanzen und Anziehen geschehen müsse. Nicht zufrieden damit, sandte er eine ansehnliche Zahl französischer Weber nach Italien und that sie auf Kosten der Regierung zu italienischen Seidenwebern in die Lehre. Im Verlaufe der Zeit kehrten diese Knaben (fortwährend wurden jedes Jahr einige abgesendet) als geschickte Arbeiter, reich an Erfahrungen in die Heimath zurück und waren im Stande, durch Verbesserung der Manufakturen des Landes die Summen zurückzuzahlen, die man auf sie verwendet hatte, und so dem Seidengewerbe einen neuen Aufschwung zu geben.

Noch aber blieb ein letzter Schritt zu thun, ehe Frankreich den Fuß der Gleichheit mit seinen seidewebenden Nachbarn erreichen konnte. Weder Lyon noch Tours konnten jene reichen und prächtigen Stoffe verfertigen, in welchen Gold und Silber mit Seide vermischt war, um wundervolle Figurirungen und glänzende Zeichnungen zu bilden. Italien und das Morgenland allein besaßen noch das Monopol dieser Mustergewebe. Einem Bewohner Lyons, Claude Dagon, war es vorbehalten, seinem Lande das zu schenken, was es bedurfte. Die ersten französischen Webstühle für gemusterte Seidenstoffe wurden 1605 aufgestellt. Die ersten Versuche schlugen fehl, aber Claude Dagon verlor nicht den Muth, und 1611 konnte er dem Gemeinderath von Lyon einige Muster seiner neuen Stoffe zeigen, wofür er 200 Silberpfund als Belohnung erhielt. Zwölf Monate später votirte ihm die Stadt Lyon, aus Anlaß neuer Erfolge seinerseits, eine Pension von jährlichen 6000 Silberpfund und ertheilte ihm ein fünfjähriges Monopol für die Verfertigung und den Verschleiß façonnirter Stoffe. Der von Claude Dagon neu eingeführte Webstuhl war der „Zugstuhl“, (métier à la tire). Er führte eine vollständige Umwälzung im Lyoner Seidengewerbe herbei und war ununterbrochen im Gebrauch bis zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, wo er durch den verbesserten Jacquardstuhl beseitigt wurde. Im Jahre 1666 erhielt Anton Bourget von Ludwig XIV. ein Patent für das in Lyon, St. Etienne und St. Chamond privilegirte Gewebe von Kreppen der Boulogner Art, sowie für die Verfertigung von „Organsin“ (Kettenseide, Kattseide), dessen Herstellung bereits mehrmals, aber mit schlechtem Erfolge, in Frankreich versucht worden. Die Methode, den gewobenen Zeugen einen künstlichen Glanz zu geben, war drei Jahre zuvor schon, 1663, erfunden worden. Ihre Entdeckung verdankte man einem bloßen Zufalle. Octavio Mey, ein Lyoner Kaufmann, nahm nämlich, eines Tages in tiefem Nachdenken begriffen, einen kleinen Knäuel Seidenfäden in den Mund und begann denselben zu kauen. Als er ihn wieder heraus und in seine Hand nahm, fiel ihm der eigenthümliche Glanz auf, welchen der Faden erlangt hatte, und er gerieth in nicht geringes Erstaunen, als er fand, daß dieser Glanz dem Faden sogar noch nach dem Trocknen verblieb. Sogleich kam er auf den Gedanken, daß in dieser Thatsache ein der Enthüllung werthes Geheimniß stecke, und da er ein sehr verständiger Mann war, so machte er sich augenblicklich an das Studium dieser Frage. Das Ergebniß seiner Versuche war das Procédé de lustrage oder das „Appretirungsverfahren“, welches, wie alle anderen Einzelnheiten der Webekunst, im Verlauf der Jahre gewisse Aenderungen erlitten hat.

Während der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. erreichte der Lyoner Seidenhandel den Höhepunkt seiner Blüthe. Die französischen Seidenzeuge stiegen an Berühmtheit und Werth immer mehr, und um 1670 hatten die Ausfuhren von Lyoner Waaren nach England, Deutschland, Schweden und Spanien bereits einen sehr ansehnlichen Umfang gewonnen. Diese Blüthe sollte indeß durch die Religionsverfolgungen, welche die zweite Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. kennzeichnen, einen schrecklichen Schlag erhalten. Schon 1680 erschien ein Decret, welches den Seidenwebern verbot, protestantische Arbeiter zu beschäftigen oder protestantische Lehrlinge anzunehmen. Diese unverständliche Handlung benahm den Lyoner Webern allen Muth; die Hälfte der Webstühle ward verlassen. Der Widerruf des Edicts von Nantes, 1685, gab dem Seidengewerbe den Todesstoß: die Zahl der Webstühle in Lyon, die sich früher auf 10,000 belaufen hatte, wurde plötzlich auf 2500 vermindert, während die Webstühle zur Verfertigung von Bändern und Borten von 8000 auf 3000 herabsanken. Die verfolgten Weber aber nahmen ihr Gewerbe mit sich nach Genf, Zürich, Krefeld, Berlin, Elberfeld und London. Erst unter der Regentschaft Philipps von Orléans erholte sich das Lyoner Seidengeschäft theilweise wieder von den unheilvollen Folgen der Bigotterie Ludwigs XIV. Um demselben eine kräftigere Aufmunterung zu geben, ertheilte der Regent einigen der wichtigeren unter den Seidenwebern den Titel „königlich“, und ein Sammtfabrikant, Namens Luinson, wurde geadelt; ferner beschloß der Herzog von

Orléans, daß aus dem Staatsschatz reiche Geldbelohnungen einem Jeden zu Theil werden sollten, der eine Entdeckung mache entweder zur Vervollkommnung der Webstühle oder zur Verbesserung der Seidenzeuge selbst. Im Jahre 1744 sandte der damalige Premierminister Cardinal Fleury den berühmten Mechaniker Vancauson nach Lyon, um die Webstühle in Augenschein zu nehmen und über ihre Mängel zu berichten. Dieser fand nicht nur die Webstühle einer beträchtlichen Vervollkommnung fähig, sondern erfand auch einen neuen Webstuhl, auf dem man zwei Stücke Seidenzeug auf einmal, statt eines einzigen weben konnte. Dies veranlaßte jedoch eine Empörung unter den Arbeitern, welche meinten, der Erfinder wolle damit die Handarbeit beseitigen, und eines Tages mit Steinen nach ihm warfen. Um sich zu rächen, ersann Vaucauson eine Maschine, womit ein Esel ein ganzes Stück Seidenzeug weben konnte, ohne der Hülfe eines Menschen zu bedürfen. Allein damals waren vielleicht Esel spärlicher vorhanden als Menschen, was erklären dürfte, warum Vaucausons witzige Erfindung nie in Gebrauch kam. Nach der Revolution, während welcher, nebenbei gesagt, der Seidenhandel auf einmal gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, befahl Napoleon I., daß nur französische Seidenstoffe und Sammt zur Ausschmückung der kaiserlichen Paläste und bei den Amtstrachten der Staatswürdenträger gebraucht werden sollten. Die Manufacturen von Lyon und Tours gelangten während des Kaiserreiches wieder zu ihrer früheren Blüthe. Während der Continentalsperre, in welcher Lyon ein vollständiges Monopol für den Verkauf seiner Waaren in Europa genoß, erwarben sich die französischen Seidenzeuge, weil sie in ungeheuren Massen ausgeführt wurden, ihre große Berühmtheit. Dann trat Joseph Maria Jacquard auf und bewirkte in der Weberei durch Einführung vervollkommneter Maschinen eine neue, vollständige Umwälzung.

Dieser Mann (geboren zu Lyon am 7. Juli 1752, gestorben am 7. August 1834 zu Oullens bei Lyon) war weder ein Mechaniker, noch ein Künstler, noch selbst ein ausgezeichneter Arbeiter. Eine Maschine Vaucausons, die beiseite gelegt und vergessen worden war, fiel ihm indeß als besonders scharfsinnig auf, und er erkannte bald, daß sie mit einigen Abänderungen, die er vornahm, die größten Dienste leisten könne. Jacquards Webstuhl beseitigte in der That einen der beiden bis dahin erforderlichen Arbeiter und vereinfachte die Thätigkeit des Mechanismus beträchtlich, so daß der eine Weber jetzt weniger zu thun hatte, als früher bei der Unterstützung durch einen Gehülfen. Auf der Pariser National-Industrie-Ausstellung 1801 wurde die neue Maschine zum ersten Male gezeigt, fand aber wenig Beachtung und erhielt bloß eine bronzene Medaille. Jacquard stellte nun einige seiner Webstühle in Lyon auf und erzielte damit einige sehr befriedigende Ergebnisse. Auf diese Kunde brachen aber die eine Verminderung der „Hände“ besorgenden Arbeiter in des armen Jacquard Werkstätte ein, zerstörten alle seine Webstühle und nöthigten ihn zu fliehen, um wenigstens sein Leben zu retten. Zum Glück für sein Land erkannte ein bei der Versteigerung der zerbrochenen Webstühle anwesender Regierungsinspector deren Werth und erstattete einen diesbezüglichen Bericht an das Ministerium des Innern. Sofort bot die kaiserliche Regierung Herrn Jacquard eine Prämie von 50 Franken für jeden Webstuhl, den er aufstellen würde. Im Jahre 1806 kaufte ihm der Gemeinderath von Lyon gegen eine Jahrespension von 3000 Franken das ausschließliche Recht ab, die Maschinen in Thätigkeit setzen zu dürfen. Dies war eine bettelhafte Entschädigung, allein der Erfinder war arm und er nahm sie mit Freuden an. Im Jahre 1819 wurden endlich — freilich spät genug — seine Verdienste durch Verleihung der Ehrenlegion anerkannt, und im Jahre 1839 errichteten ihm seine Mitbürger, plötzlich erkennend, daß Jacquard ein großer Mann gewesen und ihnen zahllose Millionen Franken in die Tasche geschüttet habe, ein ehernes Standbild. Natürlich war er damals todt.

Die Erfindung Jacquards gab dem Seidengewerbe einen neuen Aufschwung. Die Zahl der Webstühle betrug in Frankreich im Jahre 1789, vor der Revolution, 17,000. Unter dem ersten Kaiserreiche stieg sie von 900, auf welche Zahl sie 1793 herabgesunken war, auf 12,000. Im Jahre 1825 gab es 27,000 Webstühle, im Jahre 1835 40,000, im Jahre 1847 55,000 und der Preis der von diesen 55,000 Webstühlen erzeugten Seidenstoffe betrug 250 Millionen Franken. Im Jahre 1855 waren die Webstühle auf 70,000 herangewachsen; Ende der sechziger Jahre zählte man ihrer ungefähr 80,000, aber schon damals hatte das Seidengeschäft während der letzten Jahre wegen der unter den Seidenwürmern herrschenden Krankheit beträchtlich gelitten und konnte man von dem Lyoner Handel kaum sagen, daß er noch in einem so blühenden Zustande

sei, wie zwanzig Jahre zuvor. Frankreich genoß schon um jene Zeit weitaus nicht mehr das Monopol früherer Epochen. Rußland hatte bereits 15,000 eigene Webstühle, Preußen und Sachsen besaßen ihrer 35,000, Basel und Zürich 20,000. Oesterreich und Italien machten riesenhafte Anstrengungen in der nämlichen Richtung, und England erzielte so wundervolle Fortschritte in der Verfertigung von Seidenwaaren, daß es schon vor 1870 auf den festländischen Märkten billiger verkaufen konnte, als Frankreich und in seinen kolonialen Ausfuhren dieses Land vollständig überflügelt hatte. Seitdem hat die französische Seidenfabrikation weitere Rückschritte zu verzeichnen, welche ihr zum großen Theil aus der Concurrenz des Auslandes erwuchsen. Deutsche Seidengewebe z. B., deren im Jahre 1865 nur für eine Million Franken eingeführt wurden, figuriren auf den Zolltabellen von 1872 mit 7 Millionen, für 1872 mit 8 und für 1881 mit 12 Millionen. Während die Ausfuhr von Seidenbändern nach Deutschland um 27 Procent gesunken war, stiegen die Einfuhren aus Deutschland nach Frankreich um 574 Procent! Zwar machte dem gegenüber Lyon große Anstrengungen, um die Oberhand zu behalten, und in der That haben die Lyoner Fabrikanten seit einiger Zeit große Erfolge errungen, aber sie haben sich die Verbesserungen und Neuerungen nicht angeeignet und diese Fortschritte der Neuzeit ihrer Concurrenz überlassen. Während in der Schweiz, in Deutschland und Amerika überall mit Maschinen gearbeitet wird, sitzt der Lyoner Seidenweber noch immer vor seinem altväterlichen Webstuhl und spinnt mit der Hand, wie zur glückseligen Zeit der Postkutschen. So stand Lyon machtlos der schweren Prüfung gegenüber, welche seinen Haupt-Manufakturzweig während des Sommers 1884 traf. Der Ausbruch der Cholera in Toulon erschreckte die öffentliche Meinung in Italien und Spanien dermaßen, daß die Cabinete jener Staaten den Import französischer Gewebe strenge untersagten, wodurch die Lyoner Industrie zweier ihrer vornehmsten Absatzgebiete verlustig ging. Aber auch der ägyptische und südamerikanische Markt wurden ihr versperrt. Ein weiteres Hemmniß bildet die Erhöhung der Einfuhrszölle in den Staaten, mit welchen Frankreich Handelsverträge abgeschlossen hat. Seine Unterhändler hatten sich offenbar bei der Bemessung der Tarife geirrt, und es stellte sich heraus, daß Seidenwaaren, welche 6—8 Procent, wie man vermuthete, zahlen würden, 15—20, ja 25 Procent entrichten, wodurch jede Concurrenz unmöglich wird.

Dazu rechne man die Ueberproduktion in einzelnen Waarenbranchen, die Launen der Mode, die Theuerung der Lebensverhältnisse für Lyon, die Concurrenz endlich, welche dem französischen Fabrikat auf dem Weltmarkte, namentlich von Deutschland, gemacht wird, und man wird sich nicht wundern, wenn die Waaren sich in den Magazinen aufthürmten und die Fabriken zu feiern begannen. Im Herbst 1884 kam unter der Lyoner Arbeiterbevölkerung ein Nothstand zum Ausbruche, dessen Intensität selbst Solche überraschte, welche mit der Lage der Lyoner Industrie genau vertraut zu sein meinten. Tausende und Abertausende von Seidenarbeitern wurden brotlos, so daß sogar der Ruf nach Errichtung von Nationalwerkstätten laut werden konnte, um den nothgedrungen Feiernden auf Staatskosten Arbeit zuzuführen. Und wie das Seidengeschäft, so befindet sich auch der französische Seidenbau in einem bedenklichen Rückgange, welcher ausschließlich durch die Krankheit der Seidenraupen hervorgerufen wurde. Vor dem Erscheinen dieser Krankheit wurden von 1852—1854 jährlich 23 Millionen Kilogramm Cocons gewonnen, die einen Werth von 105½ Millionen Franken darstellten. Der Durchschnitt der drei letzten Jahre, 1882—1884, betrug nur noch 7,851,920 kg zum Verkaufspreise von 29,337,296 Franken. Das Jahr 1884 war dabei das schlechteste, indem es 6,753,534 kg zum Preise von 24,775,467 Francs lieferte. Dies stellt also einen Rückgang des Ertrages des Seidenbaues von 105½ Millionen auf 24¾ Millionen Franken innerhalb 30 Jahren dar. Der französische Gewerbfleiß ist deshalb weit überwiegend auf fremdländische Seide angewiesen, die hauptsächlich von Kleinasien, Japan und besonders China geliefert wird. Die Erwerbung Cochinchinas wie das jetzige tonkinesische Unternehmen sind daher in dieser Hinsicht sozusagen eine Nothwendigkeit geworden, um der französischen Industrie den Bezug der unentbehrlichen Seide möglichst zu sichern.

Seit ihrer Begründung hat die französische Republik allerdings eine außerordentliche Gewandtheit in Ueberwindung entgegenstehender Schwierigkeiten an den Tag gelegt, aber sie bedarf auch dieser Eigenschaft, wenn sie ihre Macht über die Gemüther behaupten will. Zu diesem Behufe muß die Regierung sich auch ihrerseits entschließen, in die Bahn wirthschaftlicher Reformen einzulenken, nach denen die öffentliche Meinung

53

Frankreichs berechtigtes Verlangen trägt. Bis jetzt ist es nicht die Initiative der Regierung, sondern die der bedrängten Klassen und Gewerbe, welche die Reformfrage in Fluß gebracht hat. Die Unzufriedenheit mit der wirthschaftlichen Lage hat in der früher so befriedigten und ruhig verharrenden französischen Landwirthschaft einen hohen Grad erreicht. Hat doch die schwierige Lage des Ackerbaues einen Preisrückgang von 25 Procent bei den Landgütern zur Folge gehabt. Die agrarische Schutzzollbewegung ist daher unter den französischen Landwirthen in vollem Gange und die Regierung hat sich schon zu einigen Concessionen verstehen müssen. Am 2. Juli 1885 ist nun zum ersten Male eine Sendung amerikanischen Schlachtviehes auf dem Pariser Viehmarkt erschienen; wie versichert wird, machten die Händler noch ein gutes Geschäft, trotzdem sie 111 Franken Fracht und Zoll auf jedes Stück zu tragen hatten. In diesem Falle werden die französischen Viehzüchter sich bald ebenso über die amerikanische Concurrenz zu beklagen haben, als die Getreidebauern. Gleichzeitig ist die für die Arbeiterfamilie wichtigste Frage des unmittelbarsten Lebensbedürfnisses: die Brodfrage in den großen Städten Frankreichs, zu einer sehr kritischen geworden. Erinnerungen an die verschiedenen Epochen der französischen Revolution werden wachgerufen, wenn man die modernen Berichte aus Lyon, Marseille, Paris über das Verlangen nach wohlfeilerem Brod, nach billigerer Miethe, nach Gewährung von Arbeit liest. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf die goldenen Träume von dem unerschöpflichen Reichthume des Landes, denen man sich in und außerhalb Frankreich hingab, ein um so rauheres Erwachen gefolgt ist. Mit Stolz konnte Frankreich darauf hinweisen, daß trotz der riesigen Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Franken, welche es in überraschend kurzer Frist an Deutschland zahlte, die Finanzen des Landes sich anscheinend von Jahr zu Jahr günstiger gestalteten, und ein deutsch-ungarischer Schriftsteller nannte deshalb Frankreich das „wahre Milliardenland". Die Ausweise der französischen Regierung über die Ergebnisse der ersten Hälfte des Jahres 1878 straften indeß die feuilletonistische Phantasie Lügen, und seither haben Léon Say und Paul Leroy-Beaulieu mit grausam deutlichen Zahlen die glänzenden Illusionen unerbittlich zerstört. Schon 1878 zeigte sich, daß Frankreich von der allgemeinen Geschäftskrisis nicht ausgeschlossen war. Der Ertrag der Abgabe auf die Werthpapiere war in fortwährendem Fallen, die indirekten Steuern verblieben in beständiger Progression: in den meisten Fällen hing die Steigerung mit der in jenem Jahre zu Paris veranstalteten Weltausstellung zusammen. Die höheren Staatseinnahmen sind keineswegs ein günstiges Symptom, sie stehen mit dem Steigen der Einfuhr und dem Fallen des Exports in enger Verbindung. Im ersten Halbjahr 1878 betrug in Frankreich die Einfuhr 601,870,880 (1877: 456,637,000) an Nahrungsmitteln, 1,173,071,000 (1,010,172,000) an Roh- und Brennstoffen, 223,214,000 (207,288,000) an verarbeiteten Waaren und 100,070,000 (114,103,000) Fr. an sonstigen Waaren. Die Ausfuhr betrug: 859,052,000 (1877: 869,793,000) an verarbeiteten Waaren, 648,738,000 (711,190,000) an Roh-, Brenn- und Nährstoffen, und 70,049,000 (83,353,000) an sonstigen Waaren. Die Gesammteinfuhr von 2,098,225,000 Fr. übertraf um 310 Millionen jene des ersten Halbjahres 1877, während gleichzeitig die Ausfuhr um 87 Millionen dahinter zurückblieb. Sehr hervorzuheben ist, daß die Einfuhr an verarbeiteten Waaren um 16 Millionen gestiegen, während sie bei der Ausfuhr um 10 Millionen gefallen ist. Daraus ergiebt sich, daß die französische Industrie trotz ihrer Vollkommenheit gegen die Concurrenz des Auslandes schon damals einen schweren Stand hatte. Im ersten Halbjahre 1878 war die Differenz zwischen Einfuhr und Ausfuhr im Ganzen 521 Millionen Franken zu Ungunsten der Ausfuhr aus Frankreich.

Diese Zustände waren nicht auf einmal, plötzlich so geworden, einzelne Industriezweige litten schon seit längerer Zeit. Die gesammte Bergwerkindustrie nebst Allem, was damit in Verbindung steht, kränkelte und stockte im östlichen Frankreich schon seit 1869. Auf der Weltausstellung zu Philadelphia 1876 bemerkte man mit Ueberraschung, daß Frankreich nicht mehr den Ton angebe in Amerika, welches sich durch seine eigene Industrie zu versorgen begann, selbst mit gewissen Luxusgegenständen, die bisher Frankreich eigen waren. Schon fanden die Erzeugnisse französischer Wagenbauer in Amerika fast keine Abnahme mehr und, was noch schlimmer, man verkauft in Amerika französische Produkte unter amerikanischem Namen. Ohne daß der Gesetzgebung die Schuld aufzubürden wäre, befanden sich auch alle Zweige der Textilindustrie in einem Zustande immer zunehmenden Leidens, ja ihre Lage wurde in einigen Fällen gefährdet. Die Ausfuhr nahm ab und die

inländische Consumtion verminderte sich zugleich, alle Preise sanken. Am meisten aber sah sich die Pariser Luxusindustrie bedroht. Im Jahre 1882 wies Leroy-Beaulieu nach, daß Frankreich damals im Auslande fünfmal mehr Wagen kaufe als acht Jahre früher, während der Export eine rückgängige Tendenz zeige. „Ist nun," so fragt der bewährte Nationalökonom, „der Wagenbau etwa eine Ausnahme? Nein, alle Pariser Industrien sind in großer Gefahr. Man nehme die Kunstschreinerei, die Spiel- und Kurzwaarenfabrikation, welche in den Zolltabellen unter Einer Rubrik vereinigt sind. Unsere Ausfuhr in diesen Artikeln belief sich in den ersten vier Monaten von 1874 auf 48,338,000 und in der nämlichen Periode von 1875 sogar auf 49½ Millionen; aber seitdem welcher Verfall! 38 Millionen in den ersten vier Monaten von 1878, 35 Millionen in derselben Zeit von 1879 und endlich 24 Millionen in den ersten vier Monaten von 1882. Seit acht Jahren ist also unser Export in diesen Artikeln um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Vergangenes Jahr hatten wir einen Streik unter den Klavierarbeitern. Will man wissen, was aus unserem Export von Musikinstrumenten geworden ist? In den ersten vier Monaten der Jahre 1874, 1875 und 1876 betrug er beinahe ohne Veränderung circa vier Millionen Franken; in den ersten vier Monaten von 1882 ist er auf 2,738,000 Franken, also um ein Drittel zurückgegangen. Von zehn Pariser Industrien sind neun in demselben Falle: das Glas, die Krystalle, die Spiegel, die Kunstgegenstände. Die Kunstdrechslerei, die Spielwaarenfabrikation und das Kurzwaarengeschäft haben seit neun Jahren allmählich eine Einbuße von 47 Procent erlitten. In den ersten zehn Monaten 1874 wurden für 131 Millionen ihrer Produkte ausgeführt, im Jahre 1882 erreichten sie nur noch 72 Millionen. Aehnlich verhält es sich mit den Möbeln und Schnitzwaaren, die seit 1874 (in den ersten zehn Monaten) bis 1882 von 27 auf 12½ Millionen, mit den Musikinstrumenten, die in demselben Zeitraume von 10 auf 8¼ Millionen, mit den Spiegel- und Krystallwaaren, die sogar von 7 auf 3 Millionen fielen. Der sogenannte Article de Paris endlich hatte vor 5—6 Jahren eine jährliche Ausfuhr von 10—12 Millionen aufzuweisen und ist gegenwärtig unter 1 Million herabgesunken." Dieses Darniederliegen der Pariser Industrie hat die Einsetzung einer eigenen Enquete-Commission veranlaßt, welche als eine der Hauptursachen der Stockung nachwies: die Lehrlinge werden nicht mehr geschult. So fehlt es z. B. in der Maurerei, welche in gewöhnlichen Zeiten durchschnittlich 45,000 Arbeiter beschäftigt, an jeder einschlägigen Organisirung. Forscht man näher nach den wesentlich auf Pariser Boden einheimischen Industrien, so wird man der Thatsache gegenübergestellt, daß sich die Generationen der Arbeiter nicht mehr erneuern oder im Verfalle sind. Das Syndicatscomité für künstliche Blumen, Grünwerk, Früchte u. s. w. bemerkt, daß das Gewerbe, welches es vertritt, einen Schutzverein für Lehrlinge vor zwanzig Jahren gegründet und ohne jeglichen Erfolg ungeheure Ausgaben gemacht hat. Aehnlich soll es in allen Zweigen der Pariser Industrie stehen, auch der bedeutendsten, wie der Kunstschreinerei. In dem Protocoll der Fabrikanten von Kunstrahmen heißt es: „Das Lehrlingswesen ist beinahe unmöglich geworden; darum erdrückt uns die deutsche und italienische Concurrenz. Von 15 Lehrlingen harren kaum fünf ihre Zeit aus." „Von den Lehrlingen," sagt der Delegirte der Syndicatskammer der Tapezierergehilfen, „ist nichts zu erwarten, sie können nichts, kennen aber dafür alle Straßen von Paris, ja sogar der Umgebung. Mindestens 600 befinden sich in diesem Falle; das Uebel sitzt tief, denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Berufsfertigkeit im Auslande Fortschritte macht." Solcher Stellen ließen sich noch viele anführen. Was am meisten betrübt, das ist, daß alle Anstrengungen, gleichviel, ob sie von der Gemeinde oder von der Privatinitiative ausgehen, fruchtlos bleiben. Als eine der Hauptursachen des Uebels wird die Gleichgiltigkeit bezeichnet, welche die Meister gegen die Lehrlinge statt der einstigen väterlichen Fürsorge an den Tag legen. Die Jungen sind angewidert und mögen nicht länger Lehrlinge bleiben, während die Eltern ihrerseits in ihrer Ungeduld verlangen, daß sie zu früh Geld verdienen. Der Geselle nimmt sich des Lehrlings nicht mehr an oder thut dies nur noch in der Provinz, wo die Lehrzeit eingehalten wird. Vor dem Auftauchen der großen Industrie wurde die Jugend in der Werkstatt erzogen, Eltern und Meister beschäftigten sich angelegentlicher mit ihr. Wir stehen hier vor einer der Folgen des gewerblichen Umschwunges.

Aehnlich wie den Pariser Artikeln ging es auch in den anderen Zweigen der Industrie Frankreichs. Vor 1860 führte Frankreich für nur 40 bis höchstens 55 Millionen Franken verarbeitete Waaren ein, aber für 1400—1500 Millionen aus. In Folge der Handelsverträge stiegen beide Ziffern um mehrere hundert Millionen,

so daß im Jahre 1883 für 1810 Millionen verarbeitete Waaren aus- und für 663 Millionen eingeführt wurden. Die Steigerung der Einfuhr ist, wie man sieht, ungleich beträchtlicher als die der Ausfuhr, letzter ist sogar schon im Rückgange, indem sie 1882: 1853½, 1875: 2139, 1876: 1932 Millionen betrug. Die Einfuhr der verarbeiteten Waaren ist dagegen stetig gestiegen; sie betrug für 1882: 647, 1875: 466¾, und 1876: 496¼ Millionen. Gegen 1859, wo die Bedürfnisse des Landes fast gänzlich durch die heimische Arbeit gedeckt wurden, stellt sich daher für die französische Industrie ein Verlust von 600 Millionen heraus. Die Thatsache, daß gerade während der letzten schlechten Jahre die Einfuhr ausländischer Manufakturwaaren gestiegen ist, beweist zur Genüge, daß die französische Industrie den Anforderungen des eigenen Volkes nicht mehr zu entsprechen vermag.

Zu diesen gewerblichen Niederlagen haben übrigens alle Nationen das Ihrige beigetragen. Alle haben die französische Concurrenz abzuschütteln versucht. Den Deutschen ist es durch Herabsetzung der Eisenbahntarife gelungen, nach Paris selbst deutsche Produkte zu führen, welche dort billiger verkauft werden als die französischen. Diejenigen Industrien, welche eine besondere Geschicklichkeit erfordern, haben allerdings noch immer viel Erfolg im Auslande. So sind die Pariser Bronzen noch nicht übertroffen worden; ihre geschmackvolle Ausführung macht sie auf allen europäischen Märkten gesucht. Dagegen hat Berlin Paris, was die Cuivreartikel betrifft, vollständig vom guten Markte verdrängt. Was die Fayence, die Porzellan- und Glaswaaren betrifft, so geht Deutschland gegenwärtig daran, den französischen Produkten eine sehr ernste Concurrenz zu machen. Die Tücher von Roubaix, Sedan und Elbeuf verzeichnen eine geringere Ausfuhr, als die Fabrikate aus Berlin, Aachen und andern Städten des Rheins und der Lausitz. Das Gleiche ist bei dem Confektionsgeschäft der Fall; die französischen Industriellen machen die Mode, aber sie exportiren nicht. Die Bortenmacherwaaren von Paris fahren fort, ihrer geschmackvollen Ausführung wegen den Ton anzugeben, aber sie fordern höhere Preise. Annaberg ahmt die Pariser Zeichnungen und Modelle nach und paßt dieselben den Bedürfnissen des internationalen Handels an. Die Fabriken von Krefeld, Mühlheim am Rhein und Elberfeld führen große Mengen Seidenwaaren, Sammete und Seidenatlasse aus; die Leinen von Lille und Armentières behaupten sich ehrenvoll der Concurrenz der schlesischen Fabriken gegenüber. Was Spitzen betrifft, kann Deutschland nicht mit Calais wetteifern. In der Kunsttischlerei hält sich Paris auf der Höhe seiner glänzenden Vergangenheit; aber gewisse Artikel, wie Stäbe und Goldrahmen, welche eine Specialität der Vorstadt Saint Antoine waren, werden heute ebensogut in Berlin und Köln hergestellt. Was die Schmuckwaaren in Gold, wie die imitirten betrifft, so hat man anderwärts die Vollendung in der Ausführung und die Feinheit der Handarbeit des Pariser Arbeiters nicht erreichen können, aber die deutschen Bijouteriefabrikanten haben selbständige Modelle geschaffen, die selbst in Frankreich Anklang finden. Wodurch ist nun der augenfällige Rückgang der französischen Industrie verschuldet? Ist die Produktionskraft der Franzosen gelähmt? Mit Nichten! Sie sind immer die Alten, sie arbeiten mit derselben Ueberlegenheit. Die Ursachen ihrer gewerblichen Niederlagen sind verwickelte. Da sind zunächst die Frachtermäßigungen in Deutschland, die fast in allen Ländern vorgenommenen Aenderungen des Zollwesens. In Amerika wie in Europa schließt man der französischen Ausfuhr die Thür. Ferner hat die Fabrikation aus den Fortschritten der Wissenschaft Vortheil gezogen und verliert die selbständige Thätigkeit des Arbeiters immer mehr an Werth. Die Maschinen sind an Stelle des schaffenden Verstandes getreten. So konnten allmählich die Völker, welche früher nothgedrungen Kunden Frankreichs waren, sich selbst an die Arbeit machen und seine Waaren verschmähen. Die Industrie hat sich verallgemeinert und die Vorliebe für billige Waare das Uebrige gethan. An der Vollendung der Ausführung ist heute weniger gelegen, als ehedem. Man klammert sich vor Allem an das, was billig ist. In Frankreich aber, wo man immer gut fabricirte, hat man auch immer ziemlich theuer fabricirt. Man verstand es da nicht, das Werkzeug zu erneuern, und jetzt sehen die Franzosen sich Nationen gegenübergestellt, die in der Industrie Neulinge sind und ein ganz neues Arbeitszeug besitzen.

Das Herzogthum Savoyen.

Gewissermaßen als den vorgeschobensten Posten des östlichen Frankreich können wir das alte Herzogthum Savoyen betrachten, das Stammland des heutigen italienischen Königshauses, ein alpinisches Gebirgsland, welches, vormals zur sardinischen Monarchie gehörend, erst durch Vertrag vom 24. März 1860 an Frankreich abgetreten wurde und seitdem die beiden Departements Savoie und Haute Savoie oder Ober-Savoyen bildet. Vom Lyonnais ist Savoyen durch das uns schon bekannte Ain-Departement der Freigrafschaft Burgund getrennt; weiter südlich grenzt es an das Dauphiné, im Osten an das Königreich Italien und die Schweiz, im Norden, wo es zum größten Theil das Südufer des Genfer Sees bespült, gleichfalls an letztere. Diesseits der höchsten wasserscheidenden Alpenerhebungen gelegen, gehört das Land geographisch seit jeher mehr zu Frankreich, als zu Italien; auch die Landessprache in diesem alten Gebiete der kriegerischen Allobroger, eines Gallierstammes, ist durchweg ein Französisch mit vielen provinziellen abweichenden Eigenthümlichkeiten. Sehr erhoben in den Theilen, welche sich an die Massen des Montblanc und Mont Cenis im Osten, an die Hochalpen anlehnen, schon von den Alten die Penninischen, Grajischen und Cottischen genannt, senkt sich der von der Drance und Arve — beide in den Genfer See mündend — vom Fier und der Isère mit dem Arc durchfurchte Boden allmählich bis zu dem Niveau der Ebenen am Ain und der unteren Isère herab, welche letztere oberhalb Valence im Dauphiné die Rhône erreicht. Dieser Boden Savoyens wird durch einen Gebirgsstock gebildet, welcher mit der Centralkette durch ein complicirtes Gewirr von Ausläufern und Nebengruppen verbunden ist, alle zur selben Zeit emporgehoben. Der erste Anblick von einem culminirenden Punkte herab, wo das Auge nur auf öde Schneeflächen, steile Bergspitzen und Felsenwände trifft, läßt das Land kalt und nackt erscheinen. Aber je weiter der Blick sich senkt, je mehr verändert sich das Aussehen desselben: das Leben erscheint, der Pflanzenwuchs entfaltet seine grünen Abstufungen an den Abhängen. Am Fuße der mächtigen Berge sieht man Thäler eingegraben gleich den Abgründen eines sturmbewegten Meeres, das von plötzlichem Frost erstarrt ist. Diese anfänglich etwas flachen Einschnitte vertiefen und erweitern sich, je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkte entfernen, und münden endlich in breiten Flächen in die herrlichen Becken des Leman, der Rhône und der Isère aus, in die sich alle Wasser Savoyens ergießen. Das Land, welches als ein ungeheures unfruchtbares Chaos erschien, solange nur die oberen Theile des Reliefs sichtbar waren, bietet jetzt dem Beschauer den wechselnden Anblick grüner Thalgründe dar, wo der Pflanzenwuchs seine Wunder ausbreitet und der Boden neben der Flora nördlicher Breiten die Erzeugnisse des milden Klimas im mittleren Frankreich hervorbringt. Mit Ausnahme der 130,000 ha, welche im Kataster als unfruchtbar verzeichnet die Region des ewigen Schnees, den zu Tage liegenden Fels und die Strombetten mit dem Gletschergeschiebe begreifen, ist alles übrige Land durch die Vegetation nutzbar geworden. Die unterste Schneegrenze findet sich in dem savoyischen Hochgebirge auf 2700 m über dem Meere, und der niedrigst gelegene Punkt des Landes mit 200 m kommt den Ebenen der Saône gleich.

Wenn wir Savoyen von Norden her betreten, so befinden wir uns an den Ufern des herrlichen Genfer Sees in der Landschaft Chablais, deren Name aus Provincia caballica (Provincia equestris) entstand, weil die Römer mehrere Stutereien hier hatten. Sie ward von Nantuatern bewohnt. Kaiser Konrad der Salier, der Herrscher Deutschlands, an welches nach dem Untergange des Arelat'schen Reiches Savoyen um 1033 gekommen war, schenkte die Landschaft Chablais dem Grafen Humbert von Savoyen, wovon die Grafen

im vierzehnten Jahrhundert den Titel Herzöge von Chablais annahmen, bis sie durch Savoyen selbst zum Herzogthume erhoben wurde. Im Jahre 1536 eroberten die Berner mit dem Waadtlande auch das Chablais und führten dort die Reformation ein, gaben es aber im Jahre 1564 wieder an Savoyen zurück. Eine zweite Eroberung 1591 ging noch schneller vorüber, und Franz von Sales bekehrte das Chablais wieder zum katholischen Glauben. Seit 1815 bildete es mit der angrenzenden Landschaft Faucigny eine neutrale Zone in Savoyen, welche von der Schweiz besetzt werden konnte, was aber seit der französischen Annexion in Frage gestellt ist. Das Chablais, die Thäler d'Abondance, du Biot, de Bellevaux umfassend, ist stellenweise hügelig, wie im Osten von Genf und im Westen der Mündung der Rhône in den See, im Uebrigen aber gebirgig und bis über 2270 m hoch. Thäler und Hügel sind ergiebig an Bodenerzeugnissen, an Getreide, Hülsenfrüchten,



Evian-les-Bains.

Gerste, Wein, Nüssen, Kastanien und Kirschen, die in wahren Wäldern die ebene Landschaft bedecken und aus denen man als Hauptprodukt Kirschwasser gewinnt. Künstliche Wiesen breiten sich außerordentlich aus und die Rindviehzucht ist beträchtlich. Aber auch wilde Thiere, Wölfe, Füchse, Dachse und jagdbares Wild, wie Hasen und Geflügel, bewohnen die Thäler des Chablais, von welchen jene der Drance und ihrer Nebengewässer prachtvolle Hochgebirgsscenerien darbieten. Die Berge selbst liefern Marmor, Schiefer, Steinkohlen, Eisenerz und Kalkstein; auch sprudeln im Chablais viele Gas- und Mineralquellen, worunter jene von Evian-les-Bains zu den besuchtesten gehören. Die 2600 Einwohner zählende Stadt liegt am Genfer See, längs welchem sie sich in einer langen Straße mit kurzen Seitengassen hinzieht und ist einer der häufigsten Haltepunkte der den See befahrenden Dampfschiffe. Da sie so ziemlich an der breitesten Stelle der klaren Wasserfläche angelegt ist, so genießt man einen schönen Ueberblick über dieselbe und einen großen Theil des schweizer Ufer, welche indeß unvergleichlich weniger reizvoll sind, als das savoyische von der Schweiz aus gesehen. Evian gegenüber und deutlich sichtbar glänzen die Gasthöfe von Ouchy und darüber die an der Berglehne sich

aufbauenden Häuser von Lausanne herüber. Hinter Evian erhebt sich das Land sofort zu Hügeln, die sich vom See aus gesehen ganz beträchtlich ausnehmen, aber von der weit höheren Reihe der eigentlichen Chablais-Berge überragt werden. Diese beginnen mit der Dent d'Oche im Osten und werden weiter durch Mont Billat, Bois de la Comte, Mont Bonet und Monts Voirons markirt. Am Fuße der letzteren bricht die Arve, die dicht unterhalb Genf, auf schweizer Boden, in die Rhône mündet, in breitem, malerischem Thale, aus der Landschaft Faucigny hervor.

Dieses Gebiet der Arve, in welche sich von Norden her der Giffre nebst vielen anderen Alpenbächen, in Savoyen „Nants“ geheißen, ergießt, ist eine der höchsten Gegenden in Europa, daher kalt, feucht und regenreich; schroffe Temperaturwechsel sind nicht selten und die mittlere Jahreswärme beträgt blos 5° C. An den Bergabhängen trifft man ziemlich viel Wald und die herrlichste Alpenflora; die fruchtbaren Thäler sind wohl gut angebaut und erzeugen auch hier noch Getreide, Wein und Obst, aber die Thierwelt, in welcher Gemse, Steinböcke, Luchse, Murmelthiere und Lämmergeier erscheinen, verkündet, daß wir uns im Herzen des Hochgebirges befinden. Mehrere zu den Penninischen Alpen gehörende Gebirgsketten durchziehen das Land, in dessen äußerstem Osten endlich sich zwischen den Quellen der Arve und Dora Baltea, da, von wo aus sich das gesammte Alpensystem nach verschiedenen Richtungen, nach Nordost und nach Südwest erstreckt, die ein besonderes Gebirge bildende Masse des Montblanc aufthürmt. Gegenwärtig ist die Kette zwischen Frankreich, Italien und der Schweiz getheilt. Frankreich besitzt den Löwentheil, die Schweiz die fruchtbarsten Gegenden, Italien die steilste Seite. Die Kette steht in einem Rufe, den sie nicht ganz verdient. Sie kann sich weder der Schönheit des Berner Oberlandes, noch der Erhabenheit des Dauphiné rühmen. Sie zieht aber den großen Haufen durch den Besitz des höchsten Alpengipfels an. Entfernt man diesen, so ist die Erhebung der Kette durchaus nicht merkwürdig; in der That sind ihre Berge mit Ausnahme des Montblanc selbst weniger bedeutend, als die des Oberlandes und der Mittelgruppen der Penninischen Alpen. Wer von Genf aus in das Montblanc-Gebiet dringen will, kann von der französischen Ortschaft Annemasse, welche von Genf aus mittelst Trambahn zu erreichen ist, die Eisenbahn bis La Roche-en-Faucigny benutzen, einem von herrlichem Bergpanorama umgebenen Städtchen, wo Fahrgelegenheiten nach Bonneville am Bahnhofe bereit stehen. Bonneville, wo die Uhrenindustrie blüht, liegt an der Arve, welche hier vom Mont Môle im Norden und vom Mont Brisson im Süden flankirt ist, in fruchtbarem Thale unweit der Trümmer des alten Schlosses Faucigny. An der Arve aufwärts schreitend gelangen wir nach Sallanches (Salancia Sabaudorum) in einem schönen offenen Thale, wo der vier Stunden entfernte Montblanc scheinbar ganz nahe in voller Pracht hinter dem an der Arve sich erhebenden 1523 m hohen Mont Forclaz herüberblickt. An seinem Fuße mündet das Val Montjoye ein, welches gewissermaßen den westlichen Abschluß des Montblanc-Massivs bildet und die reizend gelegenen, auch vielbesuchten Schwefelbäder von St. Gervais-les-Bains, ziemlich nahe an seinem Ausgange, einschließt. Eine Merkwürdigkeit der Umgebung sind die aus dunklen Tannenwäldern emporragenden riesenhaften Erd- oder Trümmerpyramiden, deren oberste Spitze ein mächtiger Findlingsblock krönt. Diese „Feenpyramiden“, wie der Volksmund sie getauft hat, sind ein Produkt der Abwaschungen des Regenwassers. Wir setzen unsere Wanderung fort; schon fängt das Thal an zu stocken, die Arve schießt aus einer Felsenkluft hervor, die Schneeberge rechts vor uns werden immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigen sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns sind die Berggipfel kahl und spitzig. Wir fühlen, daß wir einem stärkeren und mächtigeren Satz von Bergen immer näher rücken. Wir kommen über ein breites trockenes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; dann in ein sehr angenehmes, rund geschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Servoz liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder an die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. So gelangen wir dem Thale von Chamounix

(Chamonix, Chamonny, Chamouny — alle diese Schreibarten sind gebräuchlich —) immer näher und endlich darein. Das Thal von Chamounix, dessen mittelstes Dorf den Namen le Prieuré führt, liegt 1050 m hoch in den Gebirgen, ist etwa 5—6 Stunden lang und geht ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der es vor anderen auszeichnet, ist daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich wie eine Mulde sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Mont Brévent und die Aiguilles Rouges begleiten die Arve im Westen; der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Chamounixthales hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Vom Hauptkamme, auf welchem die französisch-italienische Grenze läuft, sieht man vom Chamounixthale aus wenig, und im Dorfe selbst zeigen sich blos zwei schmale Streifen desselben,



Das Thal von Chamounix.

die keine einen Kilometer lang sind, deren einer vom Gipfel des Montblanc nach dem Dôme du Goûter hinübergeht, während der andere in der Nähe des Col de Balme liegt, welcher aus dem Chamounixthale nach der Schweiz und dem oberen Rhônegebiet führt. Der ganze Rest wird durch vorliegende Grate und Berge untergeordneter Bedeutung verdeckt.

Der 4810 m hohe Montblanc selbst wird durch die beiden Gletscher des Miage, die Gletscher der Brenva und des Géant, das Val Véni und das Chamounixthal begrenzt. Vom Gipfel aus läuft ein langer Grat in nordwestlicher Richtung durch den Mont Maudit zur Aiguille du Midi. Ein zweiter Grat geht in nordwestlicher Richtung durch die Bosse du Dromadaire zum Dôme du Goûter, wo er sich nun in zwei Grate theilt, von denen der eine der nordwestlichen Richtung bis zur Aiguille du Goûter treu bleibt, der andere aber, der zum Hauptkamm der Kette gehört, gegen Westen zur Aiguille de Bionnassay streicht. Die Grandes Jorasses (4206 m) sind der schönste und nach dem Montblanc der höchste Berg der Kette. Der nächste ist ohne Frage die Aiguille Verte (4127 m). Die Aiguille de Bionnassay (4061 m), die an Höhe auf die Verte

folgt, sollte eigentlich als ein Theil des Montblanc aufgefaßt werden, und ebenso ist der Gipfel, der Les Droites heißt (4030 m) blos ein Theil des Grates, der in der Aiguille Verte gipfelt. Die Aiguille de Trélatête (3932 m) ist die nächste Nadel, welche auf den Namen eines besonderen Berges Anspruch hat, und im Südwesten der Kette der weitaus bedeutendste und zugleich höchste Gipfel. Dann folgt die Aiguille d'Argentière (3901 m), die im nordwestlichen Endpunkt denselben Rang einnimmt, wie jener Berg im südwestlichen. Die übrigen Nadeln sind verhältnißmäßig unbedeutend und obgleich manche derselben, wie der Mont Dolent (3830 m), sich von niedrigen Standpunkten gesehen recht stattlich ausnehmen und eine gewisse Wichtigkeit zu besitzen scheinen, so fallen sie sogleich auf den ihnen gebührenden Platz zurück, sobald man eine erhebliche Höhe erreicht. In der Masse des Montblanc und der Aiguilles Rouges herrscht der Protogin oder Alpengranit überall vor; er hat bei seinem Hervortreten die Kalk- und Gneißgebirge zerbrochen und schief bei Seite gelegt, so daß ihm nun die steilen Seitenwände zugekehrt sind und die Schichten von ihm wegfallen. Krystallinische Schiefer und Kalk bilden die Abhänge. Von den ins Chamounixthal niedersinkenden Gletschern sind der Glacier des Bossons, das Mer de Glace und der Glacier d'Argentière die größten, Mer de Glace wohl der am häufigsten besuchte. Um die Backen nicht zu voll zu nehmen, sollte man es besser „Eisthal" oder „Eisstrom" nennen, denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben gesehen, in ziemlicher Ebene vor. Gerade hinten endigt ein spitzer Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hineinstarren. Wenn noch kein Schnee auf der zackigen Fläche liegt, glänzen die blauen Spalten gar schön hervor. Eine kleine, aus Steinen erbaute Hütte ist hier für das Bedürfniß der Reisenden erbaut, und zum Scherz „das Schloß von Montanvert" genannt.. Die Gipfel der Felsen und auch in der Tiefe des Thales hin sind sehr spitzig ausgezackt, weil aus einer Gesteinsart zusammengesetzt, deren Wände fast ganz senkrecht in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in der Luft stehen. Solche Zacken werden „Nadeln" (Aiguilles) genannt, und die Aiguille du Dru ist eine sehr hohe, merkwürdige Spitze, gerade dem Montanvert gegenüber. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise des Mer de Glace selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegensieht. An dem Orte, wo der Eisstrom stufenweise bis herunter ins Thal dringt, liegt eine Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grunde, als vorne an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Ueber das Mer de Glace führt ein Pfad durch den Col du Géant an der steilen italienischen Seite hinab nach Courmayeur im fruchtbaren, von der Dora Baltea durchbrausten Aostathale, welches wegen seiner Steinböcke eben so berühmt als wegen seiner „Cretins" berüchtigt ist.

Der Steinbock, (Bouquetin, Capra Ibex L.) ist jetzt hauptsächlich, vielleicht sogar einzig und allein auf einen kleinen Bezirk im Süden des Aostathales beschränkt, die eigenthümliche Form von Blödsinn aber, die man Cretinismus nennt, ist überall in den Alpen und daher über ganz Savoyen verbreitet. Der Cretinismus, dessen ganze Erscheinung große Schwierigkeiten bietet, vereinigt zwei verschiedene Elemente, die höchste Stufe des Blödsinns und schlechte Körperbeschaffenheit. Die Zahl der davon Befallenen ist unbekannt, die Heilung der Krankheit unsicher, ihr Ursprung geheimnißvoll. Lange hielt man den Kropf für das erste Stadium des Cretinismus, und es ist ja richtig, daß die Cretins fast ohne Ausnahme Kröpfe haben, aber es ist auch ebenso richtig, daß es Zehntausende von Leuten mit Kröpfen giebt, die von allen Spuren des Cretinismus völlig frei sind. In Mittel- und Nordeuropa gilt ein Kropf für ein Unglück und wird nach Möglichkeit versteckt. In den Alpen ist ziemlich das Gegentheil der Fall. In Frankreich, Italien und der Schweiz ist es ein positiver Vortheil, einen Kropf zu haben, da derselbe vom Militärdienste befreit. Ein Kropf ist eine Sache, die man hochschätzen, Jedermann zeigen und pflegen muß, weil sie so gut wie baares Geld ist, und es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß dieser Umstand die Fortpflanzung der großen Familie der Kropfkranken begünstigt. Als Savoyen an Frankreich fiel, untersuchte die Regierung die Hülfsquellen der neuen Besitzung, und entdeckte bald, daß sie viele Morgen Land, aber wenige Rekruten erworben habe. Sie suchte diesen Zustand der Dinge zu verbessern, und da sie zu dem Schlusse gelangte, daß der Kropf, wenn er auch durch einfältige und thierische Gewohnheiten begünstigt werde, ursprünglich doch durch schlechtes Trinkwasser entstehe, so reinigte sie die Dörfer, untersuchte die Brunnen, um die zu bezeichnen, aus denen getrunken werden sollte, und versah die Schulkinder

mit Plätzchen, welche Jod enthielten. Wie man sagt, wurden von 5000 Kindern, die man so behandelte, in acht Jahren 2000 geheilt und der Zustand von weiteren 2000 gebessert. Die Zahl der Heilungen würde noch größer gewesen sein, wenn die Eltern der Regierung nicht entgegengewirkt hätten, um ihren Kindern das Privilegium der Befreiung von der Militärpflicht zu erhalten. Die verblendeten Geschöpfe entsagten dem Marschallstabe und behielten ihre „Fleischsäcke". Was den eigentlichen Cretinismus betrifft, so findet man die Krankheit in Savoyen hauptsächlich in den Thälern der Arve, der Isère und des Arc, sowie in jenen, welche sich längs den Massivs aus Urgestein hinziehen, sonst aber gewöhnlich in Thälern oder in anderen abgeschlossenen Gegenden, wo ein beschränkter Verkehr stattfindet, oder die Einwohner nicht auswandern und unter einander heirathen, während sie auf Ebenen, wo viele Verbindungen existiren, selten vorkommt. Dies erklärt auch, weßhalb der Cretinismus in den unteren Klassen so stark wurzelt und die höheren Stände fast unberührt läßt. Die Armen verheirathen sich meistens mit Leuten ihres eigenen Bezirkes, während die Reichen in dieser Beziehung keinem Zwange unterliegen. Von Versuchen, Cretins zu heilen, darf man nur geringe praktische Erfolge erwarten. Wer einmal ein Cretin ist, der bleibt es immer. Der körperliche und geistige Zustand von Halbcretins läßt sich zwar durch eine angemessene Behandlung, Pflege und Erziehung verbessern, aber in körperlicher, sittlicher und geistiger Beziehung vollständige Menschen kann man nie aus ihnen machen. Das Schlimmste daran ist aber, daß selbst der ärgste Cretin zeugungsfähig bleiben kann.

Die Gruppe des Montblanc und seiner Nachbarn haben uns in die oberste Region des ewigen Schnees geführt. Ihr folgt, abwärts steigend, unmittelbar die der Grasalpen. Ihr saftiges Grün hebt sich lebhaft von Schnee und Eis ab, und an ihren steilen Hängen klimmt mit leichtem Fuße die kleine Alpenkuh empor, während die Schafheerden aus dem Tieflande noch höher oben ihre Nahrung suchen. Auf 2000 m über dem Meere stehen schon die ersten Menschenwohnungen, die Sennhütten im Schutze der Berge, die Dächer gegen den Sturm mit Felssteinen beschwert. Aus dieser hohen Region gehen die ergiebigsten Erzeugnisse Savoyens hervor, fettes Schlachtvieh und köstliche Butter, die ihren Wohlgeschmack mehr den würzigen Weiden als sorgfältiger Zubereitung verdankt, und verschiedene Arten von Käse, worunter das Produkt aus dem Tignethal am Kleinen St. Bernhard, schon bei den Römern als „caseus vatusius" beliebt, sich auszeichnet. Diese Weidestrecken nehmen fast die Hälfte der produktiven Bodenfläche, ungefähr 300,000 ha ein und sind gewöhnlich Gemeindegut, aber oft an Einzelne verpachtet. Auf die Grasalpen folgt der Wald, dessen Ausdehnung ungefähr 194,000 ha beträgt und sich bis zu 1900 m Höhe erhebt. An seiner obersten Grenze sind die Bäume kümmerlich und verkrüppelt, als wollten sie gegen eine Macht anstreben, die sie erdrückt. Sie dehnen sich horizontal mehr aus, um aus dem Boden die Kraft zu saugen, welche die dünne Luft ihnen versagt. Eine Thatsache, die schon öfter auf diesen Höhen beobachtet worden, ist, daß wenn die hohen Bäume, welche gleichsam als Vorposten dem Walde voranstehen, gefällt werden, dieser zurückweicht wie ein zurückgeworfener Heerhaufe, ohne je wieder sich aufrichten zu können. Die Bäume, welche stehen geblieben, verkümmern in ihrer Vereinzelung ohne einen Nachwuchs, der nicht mehr gedeihen will, um die verstümmelten Waldgründe zu ergänzen. Auf diese Weise wurden bedeutende Strecken, welche in dem Cataster von 1738, dem ältesten, das die neueren Regierungen unternommen, als Wälder verzeichnet stehen, fortschreitend zuerst in Weideland, und dann in durch Wasserströme und Lawinen verheerte Abhänge verwandelt, wo Baumstümpfe und Wurzeln noch den einstigen Sieg der Waldzone über das mörderische Klima auf diesen Höhen bezeugen. Die härtesten Baumarten, die Zirbel und Lärche, Roth- und Weißtannen werden kräftiger, je weiter sie herabsteigen und nehmen in geschützter Lage die riesigen Verhältnisse an, welche dem Nadelwald einen eigenthümlichen Charakter von Größe und Hoheit verleihen.

Auf den Wald folgen die Kulturen, welche in Savoyen zur äußersten Höhe sich erheben und Abhänge einnehmen, die ein verständigerer Landbau dem Wald oder der Weide einräumen würde, um sie vor dem Abschwemmen der Regengüsse zu bewahren. Nicht selten findet man noch auf 1200 m Höhe Hafer und Roggen gebaut, dann Gerste und zuletzt Weizen, den man in guter Lage noch auf 1000 m treffen kann. Der Ackerbau verschwendet auf diesen Höhen eine Summe von menschlichen Kräften, die weit größer ist als in

dem Thale. Manchmal ist der Abhang so steil, daß Alles durch Menschenhand beschafft werden muß. Am ersten sonnigen Tage, wenn das Stückchen Feld noch unter dem Schnee verborgen ist, sieht man den Ackersmann schon Asche oder Haferspreu ausstreuen, um das Schmelzen desselben zu beschleunigen. Durch dieses Verfahren gewinnt er dem Winter mehrere Tage ab, welche er dazu anwendet, die Verwüstungen der schlimmen Jahreszeit auszubessern, den noch feuchten Boden zu behacken, und die paar Furchen, welche auf das Feld des Nachbars geschwemmt zu werden drohen, oben anzusetzen. Ist dann endlich die magere Frucht seiner Arbeit gereift, so muß er sie Garbe um Garbe auf dem Rücken nach der Scheune tragen. Bei diesem Allen sind die Bewohner des Hochlandes ein kräftiges Geschlecht von starkem Wuchs, wohlgebildet und nur selten körperlichen Gebrechen unterworfen. Auch sind sie aufgeweckter als die Bewohner der Thaltiefen, welche unter dem schwächenden Einfluß atmosphärischer Verhältnisse stehen und dem Cretinismus nicht immer entgehen.

Die Kulturen dringen nach oben in die Zone der Wälder ein, wie nach unten in die Rebgelände und bis in die Thäler hinab. Die Fläche, welche alljährlich mit Getreide und Hülsenfrüchten angebaut ist, beträgt ungefähr 200,000 ha, die ein Erzeugniß von 2 Millionen hl liefern. Dieses Ergebniß von 10 hl auf 1 ha steht nicht hinter demjenigen in Ländern zurück, welche man für fruchtbarer hält als Savoyen, aber es zeugt von einem wenig umsichtigen Anbau, der im Verhältniß zu der Grasfläche dem Getreide zu viel Raum giebt, das den Boden aussaugt, ohne daß hinreichend Dünger vorhanden wäre, seine Kräfte zu ersetzen. Die Zone des Rebbaues umzieht den Fuß des Gebirges nach drei Seiten hin, nach Osten, Süden und Westen, aber nur in den tiefsten Thälern, in denen, die von der Kette der Hochalpen auslaufen, gedeiht der Weinstock allein noch in mittäglicher Lage. Er nimmt eine Fläche von 14,000 ha ein. Diese Rebhalden werden vignes basses genannt, im Gegensatz zu dem hutin oder der hohen Rebe, die in den Niederungen oder an den untersten Abhängen an Baumstämmen gezogen wird, auf die antike Weise, wie Vergil sie schildert, indem die Ranken von Baum zu Baum sich fortspinnen und gleichsam ein Netz bilden über die Kulturen, die darunter zur Reife kommen. Diese hohen Reben liefern geringeren Wein, der sich nicht lange aufbewahren läßt. In den engen Thälern gewinnt der Boden durch die Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit die äußerste Fruchtbarkeit, und trägt einen Pflanzenwuchs, der sich mit der Ueppigkeit tropischer Länder entwickelt. Ungeheure Nußbäume beschatten die Dörfer und riesige Kastanien fassen die ersten Stufen des Gebirges ein. Diese Lebensfülle contrastirt seltsam mit der Unfruchtbarkeit der kahlen Felsenhäupter, die nur spärlich mit dem Grün der Weiden oder kümmerlicher Waldungen angeflogen sind. Dieser Contrast wird sowohl durch die Naturkräfte, als die wenig einsichtige Arbeit der Menschen hervorgebracht. Alljährlich muß dieses Hochland einen Theil seiner Elemente den Schneestürzen und Wildbächen oder der Einwirkung der Winde überlassen, welche unaufhörlich die hohen Gipfel peitschen. Der Mensch hilft diesen blinden Kräften noch durch die Entholzung, welche den rascheren Ablauf der Wasser erleichtert, durch den Anbau, welcher einen lockeren Boden bereitet, während die Hufe der Heerden den Rosenteppich der Abhänge zerreißen und sie den Regengüssen preisgeben.

In dem Boden, dessen äußere Rinde so wechselnd gestaltet ist, hat die Natur in ihren großen Umwälzungen Schätze geborgen: Silber, Eisen, Kupfer, Brennstoffe, bunten Marmor und Schieferlager, welche den Gewerbefleiß der Menschen fast ebenso sehr angelockt haben, wie die Erzeugnisse seiner Oberfläche. Der Montblanc, dieser größte Gebirgsstock der savoyischen Urgebirge, hat seine Trümmer weithin zerstreut. An seinen Flanken findet sich silberhaltiges Blei in den Bergen von St. Gervais, Contamines, Chamounix; Eisen, Kupfer, Antimon und Arsenik bei Servoz und Sixt. Diese verschiedenen Erze, in mächtige Adern vertheilt, aber schwer zugänglich, haben seit der Römer Zeit zu zahlreichen Ausbeutungsversuchen geführt, die indeß meist fruchtlos blieben. Blos die Eisengruben von Hurtières haben als wichtigste metallhaltige Gruppe Savoyens Bedeutung erlangt.

Die Bewegung des Bodens unter der Einwirkung all' der geschilderten verschiedenen Kräfte wird von einem entsprechenden Abwärtsrücken der Bevölkerung begleitet, welche ebenso in die Tiefe der Thäler fortgerissen wird. Die zunehmende Entvölkerung der höher liegenden Gemeinden ist eine durch wissenschaftliche Untersuchungen gesicherte, aber auch bezeichnende Thatsache. Das Cataster von 1738, an dem Jean Jacques Rousseau

Mitarbeiter war, verzeichnet Felder, Gärten und Häuser an Orten, welche jetzt mit wildem Gestrüpp überzogen sind. Die Savoyarden sind ein sehr thätiges, arbeitsames Volk von einfachen Sitten, theils von ihren Heerden, theils vom Durchzug der Waaren, die namentlich über den Kleinen Bernhard und über den Mont Cenis gehen, sich ernährend. Unsere Schilderung des Landes läßt schon ahnen, in welcher Weise die Ackerbaubevölkerung ihr Leben hinbringt: ungeheure Thätigkeit und Aufwand an physischer Kraft, solange der Boden offen ist, Ruhe und Unthätigkeit während des langen Winters, der oft über fünf Monate andauert. Zu jener Zeit geht alsdann jene Auswanderung vor sich, womit Savoyen andere Länder, namentlich Frankreich, überfluthet und Arbeiter für die niedersten Dienste liefert. Schon als Knaben suchen sie in der Fremde ihren Unterhalt, indem sie Murmelthiere oder Affen zeigen, als Stiefelputzer oder Schornsteinfeger arbeiten und mit



Der See von Annecy.

ihrem Erwerbe wieder in ihre Heimath zurückkehren. Alljährlich nimmt dieser Strom wenigstens 25,000 Köpfe hinweg und führt sie im Frühling beinahe alle wieder zurück. Was im Dorfe zurückbleibt, ist zur Unthätigkeit verdammt, denn die geringe Industrie, welche sich in Savoyen findet, Strohflechterei im Chablais, Uhrmacherei im Faucigny, Steinbrüche, Bergwerke, Holzhandel und Getreideverkehr beschäftigen nur eine geringe Anzahl im Vergleich zu der übrigen Bevölkerung. Die langen Winterabende werden um den eisernen Ofen oder in den Viehställen zugebracht, welche auf der einen Seite die Vierfüßler, auf der anderen die Familie beherbergen. In der Mitte steht auf steinerner Unterlage die antike Lampe und wirft ein zweifelhaftes Licht auf den Kreis spinnender Weiber, weiterhin liegen die Männer auf dem Stroh, plaudernd, lachend oder schlafend, und im Hintergrunde lagern friedlich die Wiederkäuer, nur manchmal durch lautes Gelächter aufgeschreckt. Sobald der Frühling zurückkehrt, regen sich alle diese trägen Hände mit erneuter Kraft.

Der größeren Städte sind nur wenige in Savoyen. Als bedeutendste Gewerbestadt müssen wir Annecy in der Landschaft Genevois bezeichnen. Obwohl gebirgig, ist dieses südlich von Genf sich



Annecy.

ausbreitende, den größten Theil der ehemaligen Provinz Carouge einnehmende Gebiet doch einer der schönsten und reichsten Theile ganz Savoyens. Durchströmt vom Chéran und vom Fier, kleinen Nebenflüssen der Rhône, umschließt es den prächtigen, 30 m tiefen aber fischarmen See von Annecy, dessen Länge bei 14 km Länge 1—3 km Breite besitzt. Die dermalige Bevölkerung der Stadt Annecy, welche am Nordende des Sees gebaut ist, übersteigt nicht 11,500 Köpfe, aber wir finden hier Baumwollspinnereien und Druckereien, Glas- und Messerfabrikation, Seiden- und Strohwaarenfabriken u. s. w. Annecy oder vielmehr das nahe Dorf Annecy-le-vieux ist das Bautae der Römer; die Vorstadt Le Boeuf die Civitas bovis des Mittelalters. In letzterer Periode war es unter dem Namen Annesium der Sitz der Grafen von Genevois, eines kleinen, zwischen Frankreich, Savoyen und der Schweiz gelegenen Staates mit der freien Stadt Genf als Hauptstadt, in welcher



Aix-les-Bains.

Eigenschaft diese durch Annecy abgelöst ward, nachdem die Trennung von Genf vollzogen ward und 1536 der aus Genf verjagte Bischof mit dem Domcapitel in Annecy seinen Sitz aufschlug. Hier starb auch im Jahre 1857 eine der literarischen Größen Frankreichs, Eugène Sue, im Exil. Die Stadt Annecy bietet mit Ausnahme eines jetzt als Kaserne dienenden Felsenschlosses wenig Bemerkenswerthes, ist aber freundlich bei doch ernstem Aussehen, wozu die Laubengänge in den Hauptstraßen nicht wenig beitragen. Die Rue Royale ist gut ausgestattet mit geschmackvollen Kaufläden, welche auch einer größeren Stadt zur Ehre gereichen würden. Den Hauptanziehungspunkt Annecys bildet natürlich seine zauberische Lage am See, von dem man indessen wenig gewahr wird, wenn man nicht den der Stadt vorgelagerten Jardin Public aufsucht. Von hier aus dagegen eröffnet sich ein geradezu herrlicher Ausblick auf die blaue Wasserfläche und den schönen Gipfel de la Tournette, welcher sie im Osten überragt. Der Canal du Thion verbindet den See von Annecy mit dem Fier, welcher vom Mont de la Gietta herabkommt.

Von Annecy, welches 454 m über dem Meere liegt, führt eine Zweigbahn nach Aix-les-Bains an der

großen Linie Paris-Lyon-Méditerranée. In dem Gebiete, welches diese Zweigbahn durchschneidet, ist wie im übrigen Genevois seit Einführung der künstlichen Wiesen die Viehzucht bedeutender als der Ackerbau. Eine Strecke lang, bis Chavaroche, begleitet in ziemlich flachem Lande die Schienenstraße der windungsreiche Fier, dessen dunkelgrüne Wasser in einem seltsam eingeschnittenen Felsenbette voll ausgewaschener Wände und Buckel sich überstürzen und in weißem Gischt aufbrausen, — eine wirklich merkwürdige und überraschende Formation. Die Grotte du Fier, ein Engpaß, welchen der Fluß durchbricht, wird als eines der Wunder des Landes gepriesen. Aix-les-Bains, schon im Departement Savoyen gelegen, ist einer der besuchtesten Badeplätze Frankreichs, das alte Aqua Allobrogum oder Aquae Gratianae, dessen Schwefelquellen schon zur Römerzeit bekannt waren und von Alters her vielfache medicinische Benutzung gefunden haben; doch werden von den



Die Abtei Hautecombe.

verschiedenen Thermalquellen, welche sämmtlich zu den akratischen Schwefelthermen gehören, vorzugsweise nur zwei, die Schwefel- und die Alaunquelle, mit einer Temperatur von 43—44,5° C. zu Kurzwecken verwendet. Beide Quellen sind sehr ergiebig; ihr Wasser, welches sowohl zum Baden als zum Trinken dient, ist vollkommen klar und hat einen merklichen Geruch nach faulen Eiern. Eine wahre Zierde der 4500 Einwohner zählenden Stadt ist das neue große Etablissement Thermal, in edlem Style erbaut, zugleich eine der am besten und vollständigsten eingerichteten Anstalten dieser Art, welche mehrere Schwimm-Piscinen, darunter eine nur für Hautkranke, zahlreiche Wannenbäder und alle möglichen Arten von Douchen, Dampfbäder, Inhalationssäle und Büvetten enthält. Auf dem vor der Schmalseite des Etablissement Thermal befindlichen Platze erhebt sich als Mahner an die Vergangenheit ein aus dem dritten oder vierten Jahrhundert unserer Aera stammender und von Lucius Pompejus Campanus errichteter, noch ziemlich erhaltener Triumphbogen inmitten moderner Verkaufsbuden, wo Spanier in ihrer malerischen Tracht heimathliche Artikel feilbieten. Dazwischen fahren zahlreiche einspännige Droschken, über welche ein weißes Leinwanddach zum Schutze gegen die Strahlen der

sengenden Sonne gespannt ist. Im Sommer ist es sehr heiß in Aix-les-Bains, dessen Klima überhaupt mild und gesund, dabei etwas feucht ist, so daß die Bäume des Südens hier in 258 m Seehöhe trefflich gedeihen. In dem gut erhaltenen Stadtparke labt sich das Auge an dem Anblicke der Feigen-, Granat- und Jujubenbäume, während die kahlen Felszinnen der nahen Gebirge, über welche sich fast beständig blauer Himmel wölbt, den coulissenartigen Abschluß des Gemäldes bilden. Aix-les-Bains erfreut ferner durch seine Reinlichkeit und Sauberkeit, wodurch nicht alle französischen Städte glänzen. Nicht blos die Straßen sind gut gehalten, auch die einzelnen Häuser stechen durch freundliches Aussehen hervor. Neben prachtvollen Gasthöfen, in denen es sich freilich wie überall in Aix auch prachtvoll theuer lebt, zeigen sich zahlreiche Häuser im Villenstyl und inmitten reizender duftender Gärten, welche bis an die von Baumalleen beschatteten Straßen reichen. Aix liegt auf



Brücke über die Rhône bei la Balme.

einem Abhange; vom Parke wie vom Etablissement Thermal senkt man sich nicht unbeträchtlich hinab, um zum Bahnhofe zu gelangen, der an der tiefsten Stelle des herrlichen, von hohen Bergen umrahmten Thales liegt. Dieses Thal ist jenes des Sees von Bourget, welcher mit der nahen Rhône in Verbindung steht. Von Aix-les-Bains, welches 31 m über dessen Ostufer sich erhebt, ist, einzelne Punkte ausgenommen, so gut wie gar nichts von dieser stattlichen Wasserfläche zu sehen, welche sich 16 km lang und 5 km breit zwischen dem Chambotte-Berg und der Molarne oder Dent du Chat ausdehnt. Am südlichen Ende des 80 m tiefen und sehr fischreichen Bourget-Sees liegt der gleichnamige Marktflecken, bemerkenswerth als Geburtsort des Grafen Amadeus V. von Savoyen und wegen der Erbbegräbnißstätte der savoyischen Herzöge in der nahen Cistercienserabtei Hautecombe, von welcher wir eine Ansicht mittheilen. Am Fuße der Dent du Chat zieht die Straße nach Yenne an der die Grenze des Departements bildenden Rhône, über welche bei der nahen Ortschaft la Balme eine schöne Hängebrücke führt.

Das Land im Süden der beiden Seen von Annecy und Bourget ist das eigentliche Savoyen und hier liegt auch, nur ein paar Kilometer südlich vom Bourgetsee, die alte Landeshauptstadt Chambéry an der

Laisse und der Albane, welche in der Nähe einen 71,5 m hohen Wasserfall bildet. Beide fließen in den Bourgetsee. Die Lage Chambérys ist entzückend schön, inmitten eines weiten Gebirgspanoramas mit schroffen Conturen, in welches vier Alpenthäler einmünden. Diese Lage sichert der Stadt eine strategische Wichtigkeit. Ihr Ursprung ist ziemlich dunkel; man weiß nur, daß sie unter dem Namen Camberiacum in Urkunden vom Jahre 1029 erstmals vorkommt. Im Jahre 1232 ward sie vom Grafen Thomas nach Erbauung des Schlosses zur Hauptstadt Savoyens, und vom Grafen Amadeus V. zur Residenz erhoben; 1525 nahmen die Franzosen Chambéry und nachdem sie es mit vielen Unterbrechungen bis 1713 besessen hatten, kam es durch den Utrechter Frieden wieder an Savoyen zurück. Nach der großen Revolution ward es wieder französisch, kam 1815 nochmals an Savoyen und 1860 endgültig an Frankreich. Das heutige Chambéry theilt mit Aix-les-Bains das reinliche Aussehen seiner Straßen und Plätze und nimmt den fremden Besucher durch sein heimeliges Wesen ein. Bei starkem Sonnenbrande wandelt's sich so kühl in seinen dunkeln engen Straßen, welche von hohen grauen Häusern besäumt werden, unter dem Schatten alter Bäume auf den ehemaligen Boulevards. Besonderes Charakteristisches bietet Chambéry wohl nicht und die Rue de Boigne, welche die Stadt ihrer ganzen Länge nach durchzieht, ist wohl die einzige, welche eine Erwähnung verdient. An Bauwerken sind noch Reste vom alten Schlosse der savoyischen Fürsten auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe vorhanden, dann die Kathedrale, welche 1430 vollendet wurde. Unvergeßlich wird wohl Jedermann die groteske, elephantengeschmückte Fontaine bleiben, welche die Bronzestatue des Generals de Boigne krönt. Dieser Mann, ein Kind Chambérys, begab sich als Jüngling nach Ostindien, wo er zuerst im Dienste der ostindischen Compagnie, dann des Mahratten-fürsten von Delhi zum General aufstieg und ein kolossales Vermögen erwarb, welches er, 1796 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, zu edlen Stiftungen verwendete. Chambéry, welches gegenwärtig 20,000 Einwohner zählt, ist in raschem Wachsen begriffen und besitzt Fabriken in Uhren, Quincaillerie, Hüten, Seidengaze u. dgl. Als Chefslieu des Departements Savoyen, richtiger als ehemalige Hauptstadt des Herzogthums ist es der Sitz eines Erzbischofs und des obersten Gerichtes, eines Handelsgerichtes, theologischen Seminars, einer medicinischen und Rechtsfekundärschule, eines Kunst- und naturhistorischen Museums, botanischen Gartens und Theaters. Herrlich sind Chambérys Umgebungen, welche eine Fülle der reizendsten Ausflüge gestatten. Die umliegenden Hügel sind meist mit Landhäusern besetzt; in einem derselben, in Les Charmettes, lebte bekanntlich Jean Jacques Rousseau im vertrauten Umgange mit Madame de Warens, deren Überreste in der Gruft der Kirche von Lemenec ruhen. Es ist dies das alte Lemnicum der Römer, ein Fels oberhalb Chambéry und beliebtes Ausflugsziel der Städter, ebenso wie auch die nahe Dent de Nivolet, von deren 1546 m hohem Gipfel sich eine herrliche Aussicht auf die Alpen und die Thäler der Isère und des Bourgetsees entfaltet.

Im Osten dieses eigentlichen Savoyen erstreckt sich die Landschaft Tarantaise, das Val des Tignes und Combe d'Isère umfassend, vom Doron durchflossen, der in die Isère geht, ein hohes kesselförmiges Alpenthal. Die von Chambéry nach Italien führende Schienenstraße erreicht die Isère bei Montmélian in 254 m Meereshöhe, einem kleinen winkeligen Ort, von dessem höchsten Punkte man eine entzückende Fernsicht genießt. Im Osten heben sich die ehrwürdigen Häupter der schneeigen Alpen und des Montblanc vom blauen Himmel ab, zur Rechten weilt das Auge auf den anmuthigen Windungen der Isère durch die reizende Ebene von Graisivaudan bis nach Grenoble hin, und nach links verfolgt man den Lauf des Flusses bis nach Conflans durch die heitere und üppige Comba von Savoyen. Auf einer bedeutenden Höhe erblickt man endlich die Trümmer einer einst berühmten Festung, welche in den langen und fast unaufhörlichen Kriegen Frankreichs mit Savoyen häufig Belagerungen zu bestehen hatte. Schon unfern von St. Pierre d'Albigny, wo man die Ruinen des Schlosses von Miolans gewahrt, welches 1694 in ein Staatsgefängniß umgewandelt wurde, verläßt die Bahn aber wieder das Thal der Isère, an deren nördlichster Krümmung in 422 m die Ortschaft Albertville aus den beiden Flecken Conflans und l'Hôpital entstanden ist. Im Isèrethale aufwärts dringend, gelangen wir nach Moutiers, dem alten Forum Claudii, Civitas Centronum, mit einer Bergschule und Saline; 5 km davon, am Fuße des Mont Jovet und am Zusammenflusse des Doron und dem Bergstrome des Allues, liegt

der Badeort Brides-les-Bains, eine neuere Schöpfung; endlich noch weiter thalaufwärts, in 851 m Meereshöhe und im Süden des Kleinen St. Bernhard der Flecken Bourg-St. Maurice.

Die Tarantaise hat nur wenig Verkehr und selten verirrt sich darin ein Tourist. Desto bekannter sind den modernen Reisenden die großartigen Scenerien der Landschaft Maurienne (Garocelia), des oberen halbkreisförmigen Thales des Arc, in welchem sich die Eisenbahn nach Modane und den Mont Cenis hinaufwindet. Auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß die ehemalige Stadt Aiguebelle, jetzt ein Dorf, liegt, erhebt sich das von den Grafen von Savoyen erbaute und von Heinrich IV. zerstörte Schloß La Charbonière. Die Berge zerklüften sich nun immer kühner und steigen höher empor; an die Stelle der weichen goldenen Töne des Südens treten ernste, dunklere Farben; bis hoch hinauf sehen wir Tannenwald und mit kühler



Brides-les-Bains.

Krystallfluth stürzt der Wildbach vorüber. Einsame Hütten aus brauner Rinde liegen am Wege; nur selten noch kommt ein verwittertes Dorf, nur bisweilen noch finden wir schattiges Laubholz und läutende Heerden. Es ist die volle trotzige Bergeswelt, das alte Jagdgebiet der wetterfesten Savoyarden. In solcher Gegend, von hochanstrebenden, schneebedeckten Bergen umringt, liegt 573 m hoch am linken Ufer des Arc die kleine Stadt Saint Jean de Maurienne, wo Karl der Kahle an Gift starb, einstmals die Hauptstadt der Maurienne und die Wiege des Hauses Savoyen. Das Thal ist sumpfig und ungesund. Gar häufig wird das Auge daselbst durch den Anblick mißgestalteter Cretins beleidigt. Aber noch immer empor, noch immer höher gestaltet sich das Bild, je weiter wir eilen; nur noch ein schmaler Fußpfad führt in die Seitenthäler, die sich im Fluge öffnen und schließen. Der Kampf, mit dem die Menschenhand sich hier den Weg gebahnt, wird schon in hundert Zeichen sichtbar. Die Hindernisse und Schwierigkeiten des Terrains wurden durch eine Reihe von Kunstbauten beseitigt, welche unser Staunen und unsere Bewunderung im höchsten Grade erregen. Bald bewegt sich die Bahn inmitten weiter Felsenthäler vorwärts, bald erscheint sie uns durch eine mächtige Wand gestützt, hier

überbrückt sie auf massiven Viadukten schwindelerregende Abgründe, dort verbirgt sie sich wieder im Innern des Berges. Von dem kleineren Flecken St. Michel am rechten Ufer des Arc an, in welchem jedoch ein reges commercielles und industrielles Leben herrscht, erscheint uns das Arcthal wie ein langer und tiefer Graben, der auf beiden Seiten von ungeheuren Felsmassen eingeschlossen wird. Starr und verwildert rücken uns die Berge entgegen, bis mit einem Male der Weg durch Felskolosse vermauert erscheint — es ist nicht mehr möglich, noch weiter zu dringen. Schrillend pfeift die Lokomotive, die eisernen Räder knarren — das ist Modane, die letzte Station hart am Fuße des Mont Cenis. Modane liegt in einem Felsenkessel, der kaum eine Stunde im Umkreis mißt; verwittertes Geröll drängt sich bis fast an die Schienen, und schon am frühen Nachmittag werfen die Berge ihren kalten blauen Schatten herab in das öde Thal. Hier ist der Eingang



Modane mit dem Tunnel durch den Mont-Cenis.

zum sogenannten Mont Cenis; in dieser Wildniß steht jetzt der gewaltige Bahnhof, der den eisernen Angelpunkt zwischen Frankreich und Italien bildet. An Stelle des französischen Zuges, der uns bis hierher geführt, steht jetzt der italienische auf dem Perron. Langsam verläßt er die Halle, mühsam emporkeuchend. Denn der Eingang in den weltberühmten Tunnel liegt senkrecht etwa 100 m hoch über der Station, und die Bahn macht zwei ungeheure Bogen, ehe sie diese Oeffnung erreicht. Es sind wahrhaft grauenerregende Kurven; die Lokomotive rollt nicht mehr weiter, sondern sie steigt gleichsam empor, Schritt um Schritt den Boden erkämpfend, und schon sehen wir tief hinab auf die grauen Schieferdächer von Modane, bis sie mit einem Male hart zu unseren Füßen liegen. Ein gellender Pfiff erdröhnt, in wilden Verschlingungen krümmt sich der Dampf auf der Erde, nur noch ein Augenblick des Zwielichts, dann sind wir für eine halbe Stunde im Mont Cenis-Tunnel gefangen.

Die erste Idee des großartigen Werkes verdankt man Hrn. Médail aus Bardonnèche, wo sich heute der Ausgang des Tunels auf italienischer Seite befindet. Im Jahre 1855 wurde dann im Schooße der



Chambéry.

sardinischen Regierung die Idee einer Ueberschienung oder Durchbohrung des Mont Cenis zuerst ernstlich ins Auge gefaßt, galt es ja dabei doch, eine der reichsten und schönsten Provinzen mit der Hauptstadt zu verbinden; und mit wahrhaft mustergiltiger Rührigkeit waren, der Bedeutung des großen Werkes entsprechend, die ersten Vorbereitungen zur Durchführung so rasch in Scene gesetzt, daß schon mit Beginn 1858 rege Thätigkeit die bisher so stillen Bergeshöhen beleben konnte, denn die auf 25 Jahre berechneten Arbeiten hatten im August 1857 ihren Anfang genommen. Ueber die Wahl der Hauptrichtung für die Gebirgsbahn konnte man von allem Anfange an nicht im Zweifel sein, denn wo sich die alte Paris-Turiner Poststraße im Arcthale auf savoyischer Seite aufwärts und im Thale der Dora Riparia, eines Nebenflusses des Po, auf piemontesischer Seite abwärts windet, da schien der gewaltige Alpenstock zwischen den zwei in jenen Thälern gelegenen und auf der Poststraße circa 17 km von einander entfernten Ortschaften Fourneau bei Modane und Bardonnèche auf seine geringste Breite verengt, und hier mußte auch die neue Bahn gezogen werden, wollte man nicht den Bergübergang oder Durchbruch in unnöthiger Weise verlängern oder erschweren. Zwischen den genannten Gebirgsdörfern war aber in Folge der topographischen Beschaffenheit des Gebirges die Durchbohrung eines über 12 km langen Stollens durch den mehr als 1520 m hohen Berg unbedingt nothwendig. Es bedurfte wahrlich nicht vieler Ueberlegung, um zur Einsicht zu gelangen, daß man hier mit den gewöhnlichen mechanischen Hilfsmitteln um so weniger ausreichen würde, als die von den bekannten Autoritäten Beaumont und Sismonda auf der Bergoberfläche vorgenommenen geologischen Untersuchungen nach Zuhilfenahme der beobachteten Schichtung des Materials die Wahrscheinlichkeit in Aussicht stellten, daß man bei Durchtreibung des Stollens stellenweise auf Felsen von ungewöhnlicher Härte stoßen würde; eine Voraussetzung, die allerdings nicht zutraf. Der Mont-Cenis-Paß, an der höchsten Stelle 2100 m über dem Meere gelegen, führt von St. Michel nach Lans-le-Bourg und durchschneidet ein geologisches Gebiet, das aus drei Abtheilungen, lauter metamorphischen Felsarten aus der Jurazeit besteht, nämlich einer Formation von Quarzkonglomeraten, Quarzit, feinkörnigen Sandsteinen und etlichen theils thonigen theils kalkigen Schiefern, welche dem Alter nach der mittleren oolithischen Stufe entsprechen. Die Schichtung ist sehr schwierig zu erkennen, gleichzeitig die Umwandlung bedeutend. Unter dieser Formation erscheint eine zweite vielgliederige Reihe, aber durchaus erkenntlich an häufigen Einschaltungen von Gyps. Zu ihm gesellen sich Thonarten mit thierischen Versteinerungen aus der unteren oolithischen Stufe. Noch tiefer folgt eine sehr ansehnliche und beharrliche Gruppe von Schiefern aller Sorten abwechselnd mit Quarz und gelegentlichen Massen von Quarzit. Die Schichten fallen gegen Nordwesten mit durchschnittlich 50° Neigung.

Begeben wir uns nun in das Innere des Tunnels. Die alte Mont-Cenis-Straße bleibt östlich liegen, doch hat man ihr zu Ehren und wegen der Berühmtheit des Mont-Cenis-Passes die Durchbohrung nicht den Fréjus-Tunnel genannt, wie es streng genommen richtiger gewesen wäre, weil der Tunnel unter dem Col de Fréjus, nicht dem Mont Cenis gezogen ist. Von Modane erhebt sich die Bahn mit einer Steigung von 1:150, wie schon bemerkt, noch um 105 m oder auf 1158,96 m bei St. Michel, um den Bergrücken auf einer Strecke von 12 253,50 m zu durchsetzen. Die beiden Endpunkte des Tunnels haben einen Höhenunterschied von 132,15 m, doch liegt die Steigung auf der französischen Strecke, während die italienische beinahe eben verläuft. Die Mitte des Tunnels liegt 1284 m über der See, während das Observatorium auf der Fréjusspitze darüber eine Höhe von 2949 m besitzt; folglich befindet man sich im Tunnel 1665 m unter der Erde und von beiden Ausgangspunkten 6000 m entfernt. Dies ist ganz gewaltig tief, denn selbst unsere stolzesten Brunnen reichen nicht viel weiter als 600 m. Die tiefste Grube der Erde ist die von Kuttenberg in Böhmen, 1080 m, und die nächsttiefe, die von Kitzbüchel in Tyrol 889 m. Kommt man nun von Modane her, so geht der Tunnel auf eine Strecke von 2000 m durch feine und grobe Sandsteine, Quarzite, Quarzconglomerate, Schiefer verschiedener Mischungen, auch durch etliche Kalklager und auf etwa 1200 m Enfernung vom Mundloch durch Anthracitflötze. Die Felsarten erscheinen recht beträchtlich gefaltet, und die Schichten fallen unter ziemlich steilen Winkeln gegen das nördliche Thal. Sie zeigen zwar Spuren starker Quetschung, doch sind beträchtliche Verwerfungen nirgends sichtbar. Diese Formation endigt mit Quarzit, an welchen sich dann eine Serie von Kalken mit Gyps anschließt. Steigt man auf den Kamm hinauf, wo die Formation ihr Ausgehendes hat, so

sind die einzelnen Glieder nicht wieder zu erkennen bis auf den Quarzit, welcher keinen Zweifel zuläßt. An den ausgehenden Felsen sind keine Lagerungsstörungen und namentlich keine Quetschspuren zu bemerken. Auf diese erste Formation folgen Kalkfelsen und Thon mit Gyps in amorphem Zustande, und endlich eine Reihe von blauen und schwarzgrauen schieferigen Felsarten, wechsellagernd mit Quarz, die sich nicht nur durch die ganze italienische Strecke des Tunnels, sondern noch weit jenseits bis zum Dorathale erstrecken. Nirgends ist man auf einen Erzgang gestoßen.

Daß überhaupt ein solcher Tunnel, wie jener des Mont Cenis — dem seither der Gotthardt- und der Arlbergtunnel folgten — sich herstellen ließ, verdankt man der Wahl der Kräfte, die dazu angewendet wurden. Gesellte sich doch zu allem Uebrigen noch die fast unübersteiglich scheinende Schwierigkeit, bei allfälligem Arbeitsfortschritt im Innern des Stollens der zunehmenden Irrespirabilität der Luft zu steuern. Doch wie alle großen Unternehmungen, so war auch der Durchstich des Mont-Cenis die unmittelbare Veranlassung für eine große Anzahl sinnreicher Erfindungen und für Verbesserungen des Bestehenden, und die verschiedensten Vorschläge für die Einführung der Maschinenarbeit sind einander ebenso rasch gefolgt, als die Schwierigkeit der Handarbeit sich bei fortschreitendem Eindringen in den Stollen zu beiden Seiten mehrte. Nach Prüfung aller vorgelegten Projekte, von welchen wir nur jener der Ingenieure Daniel Colladon aus Genf, Maus aus Brüssel und Bartlett aus England erwähnen, trug der von den Ingenieuren Grandis, Grattoni und Sommeiller, einem Savoyarden, vorgeschlagene Apparat, der die Benützung der an den beiden Tunnelköpfen vorhandenen bedeutenden Wasserkraft zur Basis hatte, den Sieg davon. Im Jahre 1861 wurde denn auch auf italienischer Seite, nachdem daselbst bereits ein Stollen von 725 m mittelst Handarbeit eingetrieben war, die erste Sommeiller'sche Maschine aufgestellt, und von diesem Augenblick datirt der raschere Fortschritt der Arbeiten, die nunmehr einer schnelleren und sicheren Beendigung entgegengeführt werden konnten. Die Maschine beruht im Wesentlichen auf der Idee, die an den Tunneleingängen vorgefundenen Wasserfälle zur Luftcompression zu verwenden, die bis auf sechs Atmosphären verdichtete Luft in den Tunnel zu leiten und daselbst in doppelter Funktion, nämlich als Motor für eine Bohrmaschine, sowie als Ventilator des Arbeitsraumes auszunützen. In letzterer Beziehung war bei der täglich vorzunehmenden Entladung von durchschnittlich 400 Minen das Erforderniß von frischer Luft im Arbeitsraum auf circa 85,000 cbm angesetzt, was, die oben erwähnte Compression vorausgesetzt, die tägliche Einführung von 14,200 cbm verdichteter Luft nothwendig machte. Der verfügbare Motor genügte für diese Arbeitsstellung vollständig, so daß die Luft im Arbeitsraum, selbst nach jedesmaliger Vornahme der Sprengungen, immer noch respirabel blieb. Dagegen stieg die Temperatur der Luft bei einer Entfernung von 4—5 km von der Mundöffnung in unerträglicher Weise und betrug daselbst, während die äußere mittlere Wintertemperatur auf dem Mont-Cenis — 8° C. zeigt, nie unter + 35°, nach Entladung der Minen aber oft + 42 und + 45° C.

Auf der savoyischen Seite hatte die Construktion und Aufstellung der Maschine, sowie Einrichtung des Dienstes und Abrichtung der noch ungeübten Arbeiter längere Zeit in Anspruch genommen, so daß die Maschine in Fourneau erst im Februar 1864, nachdem daselbst bereits 921 Currentmetres mittelst Handarbeit gebohrt waren, zu funktioniren beginnen konnte. Mit jeder Bohrmaschine waren achtzehn, nach zwei verschiedenen Systemen construirte Bohrer in Verbindung; dieselben arbeiteten zwölfmal rascher und nahmen weniger Arbeitsraum in Anspruch, als sechs Minenarbeiter gebraucht haben würden: zwei Faktoren, durch welche der eigentliche Vortheil ihrer Anwendung begründet war. Zum Sprengen des Mont-Cenis-Tunnels wurde ausschließlich Schwarzpulver verwendet, wobei die Bohrlöcher eine durchschnittliche Tiefe von 85—90 cm besitzen. Das Gestein des Gebirges ist in seinem Hauptstocke Kalkschiefer (7459 m lang), doch ist man auch, namentlich auf dem an der französischen Seite gelegenen Eingang, anfangs auf Anthracit und sehr harten Quarz, auf italienischer Seite dagegen nur auf ziemlich günstiges kalkartiges Terrain (2495 m lang) gestoßen. Eine reine Quarzschichtung von 381 m Dicke, die man im Juni 1865 auf der französischen Seite antraf, verzögerte die Arbeiten daselbst bis zum März 1867. Erwähnenswerth scheint hier die Thatsache, daß die früher schon genannten Geologen Beaumont und Sismonda, welche die ersten Sondirungen und Beobachtungen über die Gebirgsschichtung anstellten, sich nicht nur über die allgemeinen geologischen Verhältnisse des Alpenstockes ziemlich

genau äußerten, sondern speciell die Dicke dieser in einer Tiefe von fast 1200 m unter der Erdoberfläche liegenden Quarzschichte beinahe ziffermäßig vorherzusagen in der Lage waren.

Der Mont-Cenis-Tunnel ist in seiner ganzen Länge für eine doppelspurige Bahn hergestellt. Sein Profil besteht in einem vollen Halbkreis von 4 m Radius, der auf zwei Kreissegmenten von 10,1 m Radius, die bis zur Sohle reichen, aufsitzt. Zu beiden Seiten der 6,2 m breiten Fahrbahn sind 0,7 m breite gepflasterte Trottoirs angebracht, wodurch die Sohle auf 7,6 m verbreitert wurde. Bei der Wasserlässigkeit des Gesteins mußte der Tunnel auch seiner ganzen Länge nach mit einer 0,8 m dicken Ausmauerung versehen werden. Ueberdies wurde auch an allen Stellen, wo das Terrain nicht vollkommen widerstandsfähig war, zwischen den Stützmauern ein concaves Sohlengewölbe gespannt. Ein zwischen den breiten Geleisen angebrachter gemauerter Canal von 1,2 m Breite und 1 m Tiefe sollte anfangs nur zur Abführung des Wassers nach beiden Eingängen des Tunnels während und nach der Bauausführung dienen, wurde aber noch im Laufe der Arbeit zur Legung von Luft- und Gasleitungsröhren, sowie für andere bauliche Zwecke benützt und deshalb auf diese ziemlich bedeutende Dimension erweitert. Das Tunnelprofil hat somit im Ganzen eine Fläche von 42,7 qm. Zur Aussprengung eines Currentmeters dieses Profiles waren 97 Bohrlöcher, die zusammen mit 48,4 kg Schießpulver geladen wurden, nothwendig. Nach Einführung der Maschinen erfuhr die Arbeit in Folge der von den Arbeitern durch Uebung erreichten Geschicklichkeit von Jahr zu Jahr eine merkliche Beschleunigung; denn während man im Jahre 1862, um einen Arbeitsfortschritt von 1 Currentmeter zu erreichen, ungefähr 21 Stunden verwenden mußte, erreichte man dasselbe Resultat im Jahre 1865 in 12 Stunden 23 Minuten, im Jahre 1869 aber in 6 Stunden 57 Minuten; ein Erfolg, der um so bezeichnender war, als eben die Arbeit durch das Hinwegschaffen des Abraumes nach geschehener Sprengung, ohne welches die Bohrungen nicht fortgesetzt werden konnten, naturgemäß um so schwieriger und zeitraubender wurde, je weiter man sich von den Tunnelköpfen ins Innere des Gebirges entfernte. Bei den vorstehenden Zeitangaben stellten sich jedesmal die zum Bohren der Sprenglöcher, zum Sprengen der Minen und zum Wegschaffen des Abraumes verwendeten Zeiträume in nahezu gleiches Verhältniß, nämlich wie 58:25:17, zu einander, aus welchem Umstande allein man schon auf die gleichmäßige Vervollkommnung des Arbeitsganges in Folge Einübung der Arbeiter ziemlich sicher schließen muß.

Was die Kosten der gesammten Tunnelarbeit betrifft, so betrugen dieselben 75 Millionen Francs. Von diesen Gesammtkosten zahlte aber die französische Regierung, wie sich dieselbe nach Einverleibung der Provinz Savoyen an Frankreich mittelst Staatsvertrages vom 7. Mai 1862 verpflichtet hat, an die italienische Regierung ein Kapital von 19 Millionen Francs und außerdem vom 1. Januar 1862 an eine Prämie von 500,000 Francs für jedes Jahr der Beschleunigung des damals zu 25 Jahren angenommenen Beendigungstermines des Tunnels; diese Prämie erhöhte sich nach dem erwähnten Vertrage auf 600,000 Francs per Jahr, sofern der Tunnel in mindestens 15 Jahren fertig würde, was in der That geschah. Der Durchstich des Tunnels erfolgte am letzten Weihnachtstage des Jahres 1870, und am 17. September 1871 konnte die Eröffnung der ganzen Linie stattfinden. Wenn man in Bardonnèche auf italienischem Boden aus der Nacht des Tunnels wieder an die Tageslichte tritt, so ist es nicht blos ein Gefühl der Befreiung, welches sich in unserer Brust erhebt, es ist auch ein Gefühl des Stolzes und des Glückes, daß wir in Tagen leben, die solche Thaten vermochten. Man könnte sie wohl ein Wunder nennen; aber nicht unsichtbare Hände, sondern wir selber haben es gewirkt!

